

Sarah-Maria Schober

Gesellschaft im Exzess

Mediziner in Basel um 1600



HISTORISCHE STUDIEN
campus

Gesellschaft im Exzess

Campus Historische Studien
Band 77

Sarah-Maria Schober, Dr. phil., ist Oberassistentin am Historischen Seminar der Universität Zürich.

Sarah-Maria Schober

Gesellschaft im Exzess

Mediziner in Basel um 1600

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.



ISBN 978-3-593-51028-6 Print
ISBN 978-3-593-44071-2 E-Book (PDF)
DOI 10.12907/978-3-593-44703-2

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln
Umschlagmotiv: Hans Bock d. Ä., *Das Bad zu Leuk (?)*, 1597 © Kunstmuseum Basel, Inv. 87
Satz: DeinSatz Marburg | tn
Gesetzt aus: Adobe Garamond Pro
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza
Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Vorwort

Dieses Buch ist die leicht überarbeitete Fassung meiner 2017 von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel angenommenen Dissertation. Großzügig unterstützt wurde die Publikation von einem Publikationsbeitrag des Schweizerischen Nationalfonds (SNF). Dafür möchte ich mich herzlich bedanken.

Ohne meine Betreuerin Susanna Burghartz würde das Buch nicht existieren. Sie hat mich – neben vielem mehr – gelehrt, nach Zusammenhängen und Widersprüchen Ausschau zu halten, über Grenzen und Dichotomien hinweg zu denken und Spannungen nicht nur wahrzunehmen, sondern auch in historische Erzählungen zu übersetzen. Ermunterung, konstruktive Kritik und Ansporn zur Horizonterweiterung kommen bei ihr stets im Paket. Für all das, sowie ganz besonders für ihr stets offenes Ohr und ihre Aufgeschlossenheit, möchte ich mich aufs Herzlichste bedanken. Ebenfalls bedanken möchte ich mich bei Lucas Burkart, Zweitbetreuer der Arbeit, für sein anhaltendes Interesse am Projekt, die profunde Kritik sowie seine wertvolle Gabe, einen mit seinen Fragen und Diskussionsbeiträgen immer wieder auf neue Gedanken zu bringen.

Die Dissertation ist im Rahmen des vom SNF geförderten Prodoc »Sites of Mediation« entstanden. Diesem Diskussionskontext, vor allem allen daran Beteiligten, verdanke ich nicht nur unzählige Anregungen und Möglichkeiten, Ideen auszuprobieren, sondern auch ein Umfeld, in dem Forschung Spaß machte. Von Christine Göttler, neben Susanna Burghartz und Lucas Burkart Initiatorin und Leiterin des Prodoc, habe ich unglaublich viel – und vor allem immer wieder Unerwartetes – gelernt, die spannendsten Literaturhinweise erhalten und sehr viel Unterstützung erfahren. Tina Asmussens ansteckende Freude an Geschichte und ihre Bereitschaft, Erfahrungen und Gedanken zu teilen, haben mich nachhaltig begeistert. Maike Christadler, Tinas gleichermaßen wundervolle Nachfolgerin in der Funktion der Koordinatorin des Prodocs, stand mir mit tatkräftigem, nie endendem Rat, als kun-

dige Gegenleserin und mit ihrem ganz eigenen Blick stets zur Seite. Herzlichen Dank!

Für wichtige Inputs und konzise Nachfragen zur rechten Zeit danke ich allen OrganisatorInnen und DiskutantInnen der zahlreichen und vielortigen Konferenzpanel, Workshops, Summerschools und Ringvorlesungen, bei denen ich im Laufe der Jahre Aspekte der Arbeit vorstellen konnte. Besonders profitierte ich von der frühen Diskussion des Themas im Basler Vormodernekolloquium und der späten intensiven Besprechung meines Einleitungsentwurfes im Sozialtheorienkolloquium des Mittelbaus am Basler Departement Geschichte. Beide Erfahrungen spiegeln die außerordentlich herzliche und produktive Atmosphäre des Departements und der Basel Graduate School for History (BGSH) wider, die ich die letzten Jahre genießen durfte. Stellvertretend für unzählige Büro-, Gang-, Pausen-, Mittagessens- und Apérogespräche sowie für viele, oft sehr ausführliche Rückmeldungen auf Geschriebenes oder Gesprochenes möchte ich mich bei den folgenden Personen ganz besonders für all ihre wertvollen Anregungen, ihre großzügig zur Verfügung gestellte Zeit und den nötigen Rückhalt bedanken: Céline Angehrn, Caroline Arni, Benedikt Bego-Ghina, Davina Benkert, Alexandra Binnenkade, Eva Brugger, Lea Bühlmann, Sonia Calvi, Milena Guthörl, Jörn Happel, Ivo Mijnssen, Claudia Opitz, Anja Rathmann-Lutz, Michael Schaffner, Maria Tranter, Elise Voerkel, Rafael Wagner.

Den Weg vom Dissertationsmanuskript zum Buch durfte ich während eines 18-monatigen Early Postdoc.Mobility-Stipendiums des SNF in Australien und England beschreiten. Am Centre for the History of Emotions, University of Perth, und am Oriel College der University of Oxford fühlte ich mich, nicht zuletzt aufgrund der umsichtigen Unterstützung meiner beiden Gastgeberinnen, Jacqueline van Gent und Lyndal Roper, sehr gut aufgehoben. In Oxford gebührt außerdem besonderer Dank dem »Early Modern (German) History Workshop« sowie meinem großartigen »chapelmate« Edmund Wareham.

Für zahlreiche Hilfestellungen und prompten Service bedanke ich mich bei den Teams der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel und des Staatsarchivs Basel sowie aller anderen im Rahmen der Arbeit besuchten Bibliotheken, Museen und Archive. Spezieller Dank geht an Tilmann Walter und Ulrich Schlegelmilch, die mich bereits lange vor Onlinestellung Einsicht in die umfangreichen Datensätze des Würzburger Ärztebriefprojekts nehmen ließen.

Dem Campus Verlag, namentlich Jürgen Hotz, und den HerausgeberInnen der Reihe »Historische Studien« danke ich für die Annahme zur Publikation, wertvolle Hinweise zur Überarbeitung und die ausgezeichnete Zusammenarbeit.

Langjährige Mitstreiterinnen, genaue und unermüdliche Gegenleser, konstante Ideenlieferantinnen und beste Freunde – meine Dankbarkeit gegenüber Kirstin Bentley, Bianca Hoenig, Nicolai Koelmel, Jennifer Rabe und Carla Roth lässt sich nicht in Worte fassen. Jeder und jede Einzelne dieser fantastischen Fünf hat auf seine und ihre ganz eigene Art, manchmal ordnend, manchmal exzessiv, immer jedoch intensiv, zur Fertigstellung dieser Arbeit beigetragen. Ich bin sehr froh, dass es Euch gibt!

Besondere Dankbarkeit bringe ich, last but not least, allen Angehörigen meiner Familie entgegen. Vor allem meiner Mutter, Barbara Schober, ihrer liebevollen Unterstützung und ihrem anhaltenden Interesse auch an meinen absurdesten Ideen, verdanken ich und diese Arbeit viel mehr, als ihr vermutlich bewusst ist.

Oxford, im Oktober 2018 *Sarah-Maria Schober*



Einleitung

Im Gemälde »Das Bad zu Leuk«[1] von 1597 präsentiert sich eine Gesellschaft im Exzess (Abb. 1). Keine biederen Bürgersfrauen, keine moralisch unangreifbaren Heroen – stattdessen sind nackte Körper und anzügliche Gesten abgebildet. Männer und Frauen necken sich, tauschen Gegenstände aus, trinken Wein, berühren sich. Das Bild erzählt eine Geschichte in drei Episoden: Auf der rechten Seite betritt eine magere Frau über eine steinerne Treppe vorsichtig das Bad. Im Wasser, dem zweiten und bei weitem am ausführlichsten geschilderten Bildschritt, sind Männer und Frauen bei verschiedenen, erotisch aufgeladenen Handlungen zu sehen. Die Frau in der Mitte des Vordergrunds schließlich zieht sich am Beckenrand sitzend ihre Schuhe an. Der Zweck ihres Aufenthalts hat sich erfüllt: Sie ist schwanger und schickt sich an, das Bad wieder zu verlassen. Die sich im Bad aufhaltenden Männer halten Musikinstrumente in eindeutig sexuell konnotierten Posen, bieten Frauen Wein an und suchen deren körperliche Nähe. Die Frauen tragen schwere Goldketten, die offensiv ihren Reichtum zur Schau stellen. Davon abgesehen sind die Körper lediglich durch rutschende und zum Teil fast transparente Tücher bedeckt. Diese unterstreichen das Agieren an den Grenzen der Moral. Ein Unterrock und ein Tuch hängen vergessen am Zaun und verwischen die Stabilität dieser zunächst sehr klaren Grenzziehung nach außen. Dort stehen auch drei gaffende Zaungäste, einer mit deutlich abgerissener Kleidung und einem Weidenkorb auf dem Rücken.

1 Das Bild wird seit Anfang des 20. Jahrhunderts, mittlerweile mit Fragezeichen versehen, als »Bad zu Leuk (?)« betitelt. Die Szenerie stellt allerdings nicht das Schweizer Bad Leuk, sondern ein imaginiertes Wildbad dar. Vgl. Bodnár, Un tableau inconnu, 1994; Kunstmuseum Basel (Hg.), *Spätrenaissance am Oberrhein*, 1984, S. 509f., Nr. 373, Abb. 301.



Abb. 1: Hans Bock d. Ä., *Das Bad zu Leuk (?)*, 1597 © Kunstmuseum Basel, Inv. 87.

Mit seiner explizit zur Schau gestellten Sexualität erregte das brisante Bild die Gemüter um 1900 so sehr, dass das Basler Kunstmuseum es aus der allgemeinen Ausstellung entfernen musste und nur noch in einem Separee, dem Zimmer des Kurators, zeigen konnte.[2] Wie die drei Beobachter im Hintergrund wird auch der Betrachter des Bildes zum voyeuristischen Beobachten des spielerischen, anzüglichen und in mehrfacher Hinsicht exzessiven Treibens im Bad in der Tat geradezu aufgefordert. Das Gemälde des Basler Malers Hans Bock d. Ä. zeigt keine reale Szenerie, wohl aber ein Feuerwerk an Imaginationen aus der Zeit um 1600, das Einblicke in allgemeinere zeitgenössische Funktionsweisen von Geselligkeit erlaubt. Die Anordnung der Figuren innerhalb und jenseits des Beckens verweist gleichzeitig auch auf die Bedeutung von Aushandlungsprozessen gesellschaftlicher Ordnung in der Frühen Neuzeit. Am plastischsten gezeigt wird das über die Ausgrenzung der drei deutlich ärmeren Beobachterfiguren hinter dem Zaun.[3] Mit ihren Blicken und Gesten kommentieren sie das Geschehen im Bad, haben daran

2 His-Heusler, Hans Bock, 1892, S. 146.

3 Zwar mit im Becken, aber deutlich an den Rand gedrängt und nicht am Geschehen beteiligt ist auch die ältere, in sich gesackte Frau ohne Schmuck am linken Bildrand. Vgl. Roper, *Witch Craze*, 2006, S. 162.

aber keinen Anteil – auch wenn sie ihre Arme, soweit es eben geht, über die hölzerne Beschränkung strecken. Ordnung entsteht, so zeigt es das Bild, gerade aus den Grenzen umspielenden Tätigkeiten im Badbecken und ihrer Dynamik. In dem Bild präsentiert sich eine selbstbewusste Elite mit ihren Strukturen und Bruchlinien – eine Gesellschaft im Exzess.

Exzess war für das Funktionieren frühneuzeitlicher Gesellschaften von fundamentaler Bedeutung. Verstanden als spielerische, deswegen jedoch nicht minder ernste und ernstzunehmende Figur der Grenzüberschreitung, war Exzess, so die grundlegende These dieses Buches, in vielfacher Hinsicht sozial produktiv: Über Praktiken und Imaginationen des Exzesses wurden soziale Beziehungen hergestellt, Zugehörigkeiten demonstriert, Autorität und Status ausgehandelt und gesellschaftliche Ordnungen konturiert und manifestiert.

Im Bild von Hans Bock verdichten sich die zentralen Thesen, Fragestellungen und Vorgehensweisen dieser Arbeit. »Verdichtung« beschreibt Michel de Certeau als Vergrößerung des Details und Verkleinerung des Ganzen.[4] Als Verdichtung steht Hans Bocks Gemälde emblematisch für die soziale Produktivität von Exzess. Es veranschaulicht, dass Exzess, also die Arbeit an Grenzziehungen, etwa der (Un-)Mäßigkeit beim Trinken, kontrollierter oder zügelloser Sexualität oder auch dem Grad der Zurschaustellung des eigenen Reichtums, ein integraler Teil der Funktionsweisen von Gesellschaft war.

Gleichzeitig verweist das Gemälde auf die enorme Bedeutung von Beziehungshandeln um 1600:[5] Gegenstände werden ausgetauscht, Körper werden angefasst, es wird gemeinsam musiziert, getrunken und gegessen. Die Figuren im Bild weisen keine individuellen, sondern schematische und sich ähnelnde Züge auf, zeigen also eine Gesellschaft, die weniger auf Individuen als auf Beziehungen beruhte und die den Einzelnen als Produkt seiner sozialen Bindungen verstand.[6] Entsprechend verstellt für die Betrachtung vormoderner Gesellschaften die analytische Dichotomie von (kollektiven) Strukturen und (individuellem) Handeln mehr die Sicht auf soziale Prozesse, als sie der Analyse nützt. Die Perspektive auf Exzess und Ordnung entgeht dieser Dichotomisierung, weil sie eine Schnittstelle in den Blick nimmt, in der Handlungen und Strukturen sich kreuzten. Um diese Kreuzung in den Blick

4 Certeau, *Kunst des Handelns*, 1988, S. 195.

5 Grundlegend zur Bedeutung von Beziehungen für das frühneuzeitliche »Selbst« ist Davis, Bindung und Freiheit, 1986. Nicht zuletzt durch das Erstarken der Netzwerkforschung erhielt das Thema verstärkte Aufmerksamkeit. Vgl. etwa Jancke/Ulbrich, Vom Individuum zur Person, 2005.

6 Bodnár, Un tableau inconnu, 1994, S. 92.

zu bekommen, wird Exzess in diesem Buch als Beziehungspraxis untersucht, die in bestimmten sozialen Situationen stattfand und an deren spezifische Konventionen gebunden war.[7]

Bocks Baddarstellung beispielsweise zeigt vergesellschaftende Handlungen, die in einer Situation, dem Bad, lokalisiert wurden. Das Bad war mit all seinen im Bild vorgeführten Konnotationen ein wichtiger Imaginationsraum der städtischen Elite im frühneuzeitlichen Basel.[8] Mit und im Bad fanden, auch wenn der reale Raum außerhalb der Stadt lag, Vergesellschaftungsprozesse statt, die auch für das Funktionieren der Gesellschaft in der Stadt von großer Bedeutung waren.[9] Denn der Raum frühneuzeitlicher städtischer Gesellschaften endete nicht einfach an den Stadtmauern, sondern wurde durch weitreichende Beziehungen und die Imaginationen der AkteurInnen[10] definiert.[11]

Das Gemälde steht nicht nur deshalb am Beginn dieser Arbeit, weil es so exzessbetont, beziehungsintensiv, situativ und städtisch ist, sondern auch deswegen, weil das Bad in seiner Kombination aus Heil- und Freizeitort ohne eine frühneuzeitliche Figur nicht denkbar gewesen wäre – die des Mediziners.[12] Die Basler Mediziner führen als Leitfiguren durch die Überlegun-

---

7 Diesen Gedanken übernehme ich von der »Soziologie der Konventionen«, die ich mit Blick auf Theorieangebote des *spatial* und *material turn* erweitere und in dieser Arbeit als Analysewerkzeug benutze. Vgl. die ausführlichere Darstellung im Abschnitt »Basel um 1600. Eine städtische Gesellschaft«.

8 Vgl. den Teil »Positionierungen im Fluiden – Das Bad«.

9 Der Maler, Hans Bock d. Ä., lebte in Basel und war Mitglied der Himmelzunft. Seine Aufträge bezog er von Vertretern der städtischen Elite sowie, bei seinen Arbeiten am Basler Rathaus, vom städtischen Magistrat. Provenienz und Auftraggeber sind für Bocks »Bad« zwar nicht bekannt, es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass auch diese Arbeit einen Basler Auftraggeber hatte. Vgl. Heydrich, *Wandmalereien*, 1990, S. 25.

10 Bei der Nennung von Personengruppen wird die Schreibung mit großem Binnen-I verwendet, wenn es sich um möglicherweise gemischtgeschlechtliche Gruppen handelt. Da fast alle der in diesem Buch vorkommenden konkreten Personen aber Männer sind und sich die Untersuchung angesichts der Quellenlage sowie dem Ausschluss von Frauen aus verschiedenen frühneuzeitlichen Bereichen, wie der akademischen Medizin, auf maskuline Akteure fast ausschließlich konzentrieren muss, steht die maskuline Form, wenn es um (wahrscheinlich) rein männliche Gruppen geht.

11 Dieses Verständnis von Stadt beruht auf einer relationalen und prozessualen Raumkonzeption, die davon ausgeht, dass Raum durch Handlungen hergestellt wird. Vgl. Lefebvre, *Production of Space*, 1991; Certeau, *Kunst des Handelns*, 1988; Löw, *Raumsoziologie*, 2001. Vgl. ausführlicher zur Konzeption von »Stadt« in der Forschung Anm. 60 bis 62 in der Einleitung.

12 Hans Bock stand insbesondere mit Felix Platter, dem Gevatter seines Sohnes Felix, in engem Kontakt, war aber auch mehrfach Auftragnehmer von Theodor Zwinger. Vgl. Heydrich, *Wandmalereien*, 1990, S. 25f.

gen dieses Buches und geleiten durch die in den thematischen Teilen untersuchten vier sozialen Situationen: Bad, Haushalt, Text und Anatomie. Dem Exzess waren die Mediziner aufgrund der Körperbezogenheit ihrer Tätigkeiten als Beobachter, Akteure und Nutznießer besonders nahe.

Exzess und Ordnung

1949 beschrieb der Lokalhistoriker Johannes Karcher den auffälligen Kleidungsstil des Basler Mediziners Felix Platter (1536–1614) wie folgt: »Felix Platter […] wußte hier – wie in allen Dingen – Maß zu halten.«[13] Mit diesem Buch behaupte ich das genaue Gegenteil: Felix Platter war in vielen Dingen unmäßig. Und das traf keineswegs bloß auf Platter, sondern auch auf seine Kollegen zu: Die Unmäßigkeit der Basler Mediziner hatte System.

Karchers Aussage ist nach wie vor symptomatisch für große Teile der historischen Forschung zu vormodernen Gesellschaften, weil sie ein Bild widerspiegelt, das auch jenseits der Lokalgeschichte verbreitet war. Figuren wie Platter erfüllten lange Zeit die Funktion, nicht nur die Normen ihrer eigenen Zeit, sondern auch diejenigen ihrer jeweiligen Historiographen symbolisieren zu müssen. Ein Ausbrechen der Heroen aus diesen Normierungen war völlig undenkbar. Die Normen vor allem des späten 19. Jahrhunderts wurden zurückprojiziert in die Jahre des angeblichen Beginns der Neuzeit, der Wiedergeburt der Antike und ihrer Ideale – der Renaissance – sowie in die Zeit der Moralisierung der Gesellschaft im Zuge von Reformation und Konfessionalisierung als den vermeintlichen Basisfundamenten der historischen Entwicklungen in der *longue durée*.

Dass derartige simple lineare und überspitzt schwarz-weiße Bilder in Zeiten der Pluralisierungen von historischen Erklärungsmustern längst nicht mehr dem Stand der Forschung entsprechen, muss nicht weiter ausgeführt werden. Dennoch werfen sie nach wie vor lange Schatten. Für den Exzess bedeutet das, dass der frühneuzeitliche Imaginations- und Handlungsraum des Exzesses von den Vorstellungen des 19. und 20. Jahrhunderts überschrieben wurde. Die daraus resultierende Verengung bewirkte in erster Linie, dass die Produktivität des Exzesses ausgeblendet und die Betrachtung frühneuzeitlicher exzessiver Praktiken, wie im Falle der Separierung von Bocks Bild, weitgehend in teils für fragwürdige Unterhaltungszwecke reservierte Nischen

13 Karcher, *Felix Platter*, 1949, S. 108f.

verbannt wurde. Das führte dazu, dass dem Exzess nach wie vor im Allgemeinen negative Konnotationen zugeschrieben werden, er sich also in die grundlegenden Dichotomien gut/böse, richtig/falsch und moralisch/unmoralisch unwillkürlich auf der zweiten Seite einsortiert.

Eine Reihe von Publikationen versucht, der nach wie vor oft alles überstrahlenden Epoche der Renaissance mehr Komplexität zu geben, indem sie ihre hässlichere, dunklere Seite ins Zentrum rückt.[14] Statt zwei klar konturierte Seiten einander gegenüberzustellen, interessieren mich jedoch die Brüche der Dichotomien, die Momente, in denen Unterscheidungen schwierig werden. Gerade Ambivalenzen und Reibungen besaßen um 1600 nämlich »soziale Energie«.[15] Statt von der wertenden Vorannahme auszugehen, dass der Exzess etwas Negatives, nämlich die Verneinung des Prinzips des Maßes und der Norm, ist, lese ich den Exzess als ein überaus produktives Gesellschaftsspiel frühneuzeitlicher Eliten. Ich greife dafür eine Anregung von Douglas Biow auf, der mit seiner Monographie *In Your Face. Professional Improprieties and the Art of Being Conspicuous in Sixteenth-Century Italy* das Ziel verfolgt, der sozial funktionalen Seite des vermeintlich Negativen – in seinem Fall des schlechten Benehmens einer Reihe von Malern und Autoren der italienischen Renaissance – nachzugehen.[16] Biows Untersuchung beschreibt anhand von diesen »Ungehörigkeiten« (»improprieties«) einen funktionierenden, konstitutiven Bestandteil des professionellen *self-fashionings* der Akteure.[17] Biow gibt mit seiner Analyse der aggressiven Auffälligkeit sei-

14 Eine Monographie von Alexander Lee aus dem Jahr 2013 trägt den vielsagenden Titel *The Ugly Renaissance*. Lee strebt an, die Renaissance als »Ganzes« zu präsentieren und sie inklusive »vicious brawls and all« zu verstehen, ebd., S. 20. Dazu stellt er der »schönen« Renaissance eine, in seiner Formulierung, »hässliche« Gegenseite entgegen. Dabei findet auch der Exzess Erwähnung: »However tempting it may be to succumb to the temptation of viewing it as a period of cultural rebirth and artistic beauty during which men and women were impossibly civilized and sophisticated, the achievements of the Renaissance coexisted with dark, dirty, and even diabolical realities. Corrupt bankers, greedy politicians, sex-crazed priests, religious conflict, rampant disease, and lives of extravagance and excess were perpetrated under the gaze of the statues and buildings that tourists today admire with such openmouthed adoration. […] Yet precisely because it is so very easy to be seduced by the beauty and elegance of the art and literature of the Renaissance, the uglier side of the period is all too easily forgotten and overlooked.«, ebd., S. 4f.

15 Greenblatt, *Shakespearean Negotiations*, 1988.

16 Biow, *Professional Improprieties*, 2010.

17 Der in der kulturhistorischen Diskussion sehr verbreitete Begriff wurde geprägt von Greenblatt, *Self-Fashioning*, 1980. Zur Gefahr, darin potenziell zu sehr »a controlled process of assured *self-fashioning*« zu sehen und darüber die vielfachen Kontexte des Agierens der AkteurInnen außer Acht zu lassen, vgl. Rublack, *Dressing Up*, 2010, S. 10.

ner Protagonisten also einen Weg vor, das Problem der wertenden Dichotomisierung zu umgehen, und zwar indem er nach der gesellschaftlichen Funktionalität gerade der vermeintlich »negativeren« Seite fragt.[18]

Für die nordalpinen Gesellschaften des 16. Jahrhunderts sind Erzählungen, die den Meisternarrativen der durch ihre Helden und Leistungen glänzenden Renaissance folgen, seltener. Dafür stehen die argumentativen Großkomplexe Reformation und Konfessionalisierung umso mehr im Zentrum. Und auch dabei ergibt sich eine offensichtliche Tendenz: Im Vordergrund der größeren Erzählung stehen hier die Instrumente der konfessionellen und herrschaftlichen Auseinandersetzungen der Zeit: Moral, Sozialdisziplinierung, orientierende Weltbilder. Die schillernden Farben der Renaissance fehlen – das Schwarzweißbild der Gegensätze ist aber durch die moralische Aufladung umso stärker ausgeprägt. Exzess dient hier, überspitzt gesagt, lediglich als Gegenbegriff der als zentral betrachteten Tugenden.

Die Tugend der Mäßigung war ohne Frage ein wichtiges Programm der Zeit – und zwar sowohl in den konfessionellen Auseinandersetzungen und der späthumanistischen Tugendlehre als auch in den ökonomischen Diskursen oder der herrschaftlichen Körperregulierung. Dennoch lässt sich, blickt man auf Situationen und Praktiken, immer und immer wieder beobachten, dass Exzess nicht nur beschimpft, sondern auch in beeindruckender Intensität, wie etwa in Bocks Badimagination, gefeiert wurde. Um aufzuzeigen, dass es sich dabei nicht einfach um eine Gegenbewegung einzelner Personen handelte, lege ich den Fokus in dieser Arbeit gerade auf die Akteure, von denen die Diskurse der Mäßigung maßgeblich ausgingen – die Elite in einer reformierten, mittelgroßen Stadt.

Um 1600 waren das Substantiv »Exzess« oder auch das Verb »excedieren« zwar bekannt, aber nur wenig im Gebrauch. Exzess hat als Begriff allerdings, vielleicht gerade aufgrund einer gewissen Ahistorizität[19], den Vorteil, dass er Aspekte zusammenfassen kann, die zeitgenössisch zwar nicht auf einen Begriff gebracht wurden, wohl aber einem gemeinsamen Denk- und Imaginationsraum angehörten. Terence Cave fasst die wichtigsten Bereiche dieses Raumes als »Abundanzfiguren« zusammen: »These are the figures of abun-

---

Michael Stolberg verwendet den Begriff auch für frühneuzeitliche Mediziner, Stolberg, Ärztliches Self-Fashioning, 2015.

18 Biow, *Professional Improprieties*, 2010.

19 Zur analytischen Verwendung von »kontrollierten Anachronismen« vgl. Loraux, Eloge de l'anachronisme, 1993, S. 28; Arni, Zeitlichkeit, 2007.

dance: cornucopia, natural or seasonal productivity, gold and other forms of material affluence, sexual fertility, eating and drinking.«[20]

Die Zusammenhänge zwischen diesen unterschiedlichen Bereichen von Fülle, Überfluss, Übermaß und Unmäßigkeit, die alle an der Grenzsetzung zwischen »viel« und »zu viel« agierten, lassen sich anhand von verschiedenen Quellen beobachten und werden in den folgenden vier Teilen näher beleuchtet. Besonders deutlich wurden die von Cave angesprochenen Aspekte auch in der visuellen Kultur um 1600 miteinander kombiniert. Darstellungen exzessiven Trinkens wurden beispielsweise häufig von Sexualität und der im Erbrechen symbolisierten Auflösung, dem regelrechten Überfließen des Körpers begleitet.[21]

Exzess war in seinen verschiedenen Ausprägungen eng an den Körper und an frühneuzeitliche Körperkonzeptionen gebunden. Diese maßen der Durchlässigkeit des Körpers und den prinzipiell als offen gedachten Körperöffnungen großes Gewicht bei. Das Fließen und Ausfließen von Körperflüssigkeiten war laut der humoralpathologischen Lehre für die Balance der Körpersäfte und damit die Gesundheit der Menschen maßgeblich. Der exzessive Körper drohte beständig, zwar unrein, unsittlich und unkontrolliert, aber zugleich auch produktiv, seine Grenzen zu überschreiten und sich zu verflüssigen.[22]

Exzess umfasste auch positiv konnotierte Imaginationen von Überfluss, Reichtum und argumentativer Fülle.[23] Die Tugend des Maßhaltens, die *temperantia*, die den Exzess einschränkte, traf in den Jahrzehnten um 1600 auf eine gleichzeitig erstarkte Freude am Überfluss, an *copia* und an rhetorischer und inhaltlicher Vielfalt, die ihre Auswirkungen auch im wissenschaftlichen Umgang mit Wissenspluralität und Formen epistemischen Exzesses zeitigte.[24]

20 Cave, *The Cornucopian Text*, 1979, S. xiii.

21 Simons, *The Sex of Men*, 2011.

22 Mein Verständnis des Begriffs »Exzess« in seiner Bindung an die Vorstellung eines sich verflüssigenden Körpers geht maßgeblich zurück auf Lyndal Ropers Verständnis der kulturellen Bedeutung des körperlichen Kontrollverlusts, Roper, *Ödipus*, 1995, S. 42–44 zur Erläuterung des Exzesses im Zusammenhang mit frühneuzeitlichen Körpervorstellungen und dem Ausfließen von Körpersäften als körperliche Auflösung. Ähnlich auch bei Tlusty, *Bacchus*, 2005; Spinks, Codpieces and Potbellies, 2011. Der exzessive Körper erlangte zudem in der Gestalt des grotesken Körpers in Michail Bachtins Konzeption Berühmtheit, Bachtin, *Rabelais*, 1995.

23 Zum Zusammenhang von Exzess, Fließen (*flow*) und Überfluss (*abundance*) vgl. Zorach, *Blood, Milk, Ink, Gold*, 2005, S. 18f.

24 Ogilvie, Many Books, 2003.

Exzessive Praktiken waren weit verbreitet und wurden in vielen Quellen thematisiert.[25] Zahlreiche Einzelarbeiten beleuchten dementsprechend die sozialen Funktionen des Trinkens,[26] gehen Exzess in der visuellen und materiellen Kultur nach,[27] erklären die Effekte von Abundanz und Ornamentik am Hof,[28] spüren dem Sprechen über Sexualität nach[29] oder setzen sich mit dem Überfließen von Körpern[30] und mit der Bedeutung von derben Scherzen auseinander.[31] Ziel meiner Formulierung »Gesellschaft im Exzess« ist, diese Forschungen zusammenzuführen und ausgehend vom Beispiel der Basler Mediziner in einen gemeinsamen gesellschaftlichen Rahmen zu setzen.

Dazu versucht meine Herangehensweise, anstatt der strahlenden Renaissance und der moralischen Reformation jeweils ihre Kehrseite vorzuhalten, die Vorannahme einer dichotomen Trennung von Normen und Überschreitungen aufzulösen. Ich zeige im Verlauf dieses Buches auf, dass Exzess und Ordnung ein eng verflochtenes Paar darstellten und einen gemeinsamen gesellschaftlichen Aushandlungsprozess – keinen grundlegenden Gegensatz. Ordnung und Exzess wurden zusammen hergestellt und verhandelt. Die beiden verbindet mehr, als sie voneinander trennt. Vielmehr denn als eine Figur der Unordnung, begreife ich Exzess daher als Bindeglied sozialen Handelns und sozialer Strukturen. Exzess wird nicht ausgehend von der Folie der Ordnung als das Andere verstanden, nicht als das gegenläufige Handeln vor einer dadurch narrativ stabilisierten Ordnung. Denn Ordnung ist selbst dynamisch: Susanna Burghartz beschreibt beispielsweise Reformation und Konfessionalisierung nicht als Verhältnisse frühneuzeitlicher »Unordnung«,

25 In der Forschung läuft der Exzess deshalb mitunter Gefahr, zum nicht weiter hinterfragten Gemeinplatz, zum Epochenkolorit, zu verschwimmen. Das lässt sich insbesondere für die Charakterisierung frühneuzeitlicher junger Männer beobachten, z. B. »Junge Männer tranken damals reichlich Bier oder Wein, sangen dazu vulgäre Lieder und deklamierten anstößige Gedichte.«, Harrington, *Die Ehre des Scharfrichters*, 2014, S. 92. Die Frage nach der Funktion von Überschreitung wird dabei wenn überhaupt meist nur angeschnitten und mit dem vagen Verweis auf Geselligkeit und Soziabilität rasch ad acta gelegt. Ausführlicher jedoch, am Beispiel der Studenten in Cambridge, Shepard, *Meanings of Manhood*, 2003.

26 Tlusty, *Bacchus*, 2005.

27 Skelly (Hg), *The Uses of Excess*, 2014.

28 Zorach, *Blood, Milk, Ink, Gold*, 2005.

29 Walter, *Unkeuschheit*, 1998.

30 Simons, *The Sex of Men*, 2011; Roper, *Ödipus*, 1995.

31 Roth, *The Talk of the Town*, 2016. Für die Wissenschaftsgeschichte vgl. Mulsow, *Die unanständige Gelehrtenrepublik*, 2007.

sondern stattdessen als »Phasen eines Umordnungsprozesses«.[32] Begreift man frühneuzeitliche Ordnung also als konstante Aufgabe und im Sinne eines ordnenden Prozesses, wird ihr Ineinandergreifen mit gleichzeitigen exzessiven Auflösungen und Grenzerprobungen nachvollziehbar. Ordnung und Exzess sind beide zugleich Prozesse, Handlungsphänomene und Strukturen. Über Exzess, der damit wie ein das zunächst Unsichtbare sichtbar machendes Kontrastmittel wirkt, können die Konventionen einer Gesellschaft an der Schnittstelle von Praktiken und sozialen Strukturen aufgezeigt werden.[33]

Inwiefern bedeutet das nun aber, dass Exzess, also das Agieren der Akteure und wenn auch in deutlich begrenzterem Maß der Akteurinnen an und mit Grenzen, sozial produktiv war?[34] Beziehungen wurden um 1600, wie ich im Folgenden zeigen werde, häufig durch exzessive Praktiken konstituiert. Besonders augenfällig ist das für frühneuzeitliche Geselligkeitspraktiken. Die Basler Mediziner nutzten die verschiedenen Möglichkeiten, die ihnen der Exzess als soziales Handlungsprinzip zur Verfügung stellte, um *communities*[35] herzustellen und sich in sie einzuschreiben, sowie um Beziehungen zu knüpfen oder sie zu stärken. Neben exzessiven geselligen Körperpraktiken wie Saufen oder dem derb-obszönen Sprechen über Sexualität wurde etwa in

32 Burghartz, Umordnung statt Unordnung, 2003, S. 184.

33 Diese analytische Funktion wird von der Soziologie der Konventionen meist dem Konflikt zugeschrieben. Vgl. Neu, Koordination und Kalkül, 2015, v. a. S. 147.

34 Selbstverständlich war nicht jedes Agieren an und mit Grenzen sozial produktiv – charakteristisch für die von mir untersuchten exzessiven Praktiken ist ihre Nähe zu den umspielten Grenzen und der damit ermöglichte gezielte Einsatz von Ambivalenzen. Nicht als exzessiv bezeichne ich etwa Gotteslästerung, Lügen, Verrat oder auch kriminelle Akte wie Brandstiften, Vergewaltigen oder Morden. Ihnen fehlt die produktive Seite der Unmäßigkeit.

35 Der Begriff *communities* fokussiert weniger auf den Gegensatz von Individuum und Gruppe als auf den Prozess der Hervorbringung von Gemeinschaften durch geteilte Erfahrungen und Praktiken und ist konzeptuell aufgrund seiner ausgeprägteren Flexibilität und Prozessbetonung besser geeignet als »Gruppe«. Wichtige Impulse liefern hier sowohl der *practical turn* als auch diskurszentrierte *community*-Forschungen etwa von David Sabean (Sabean, *Power in the Blood*, 1984) und Benedict Anderson (Anderson, *Imagined Communities*, 1991). Für *communities* von Gelehrten vgl. Kirwan, *Empowerment and Representation*, 2009; Kirwan (Hg.), *Scholarly Self-Fashioning*, 2013; Füssel, *Gelehrtenkultur*, 2006. Für eine Übersicht über den Forschungsstand und zu städtischen *communities* vgl. van Steensel/Colson, Introduction, 2017. In meinem Aufsatz in diesem Sammelband beschäftige ich mich ausführlicher mit den genannten Ansätzen und ihrer Bedeutung für die Analyse der Basler Mediziner, Schober, The Physician's Marzipan, 2017.

der fluiden *contact zone*[36] des frühneuzeitlichen Bades oder beim sozialen Ereignis Anatomie auch die Auflösung des Körpers gemeinsam erfahren. Dass Exzess über eine ausgesprochene soziale Produktivität verfügte, zeigen außerdem auch frühneuzeitliche, oft in ihrem Wert oder ihrer Quantität exzessive Geschenkpraktiken, wie etwa das Dedizieren von Büchern.[37]

Exzess war allerdings nicht allein für das Beziehungshandeln einzelner Akteure, ihr Knüpfen und Erhalten von Kontakten und sich gegenüber anderen Positionieren ein wichtiges Mittel, sondern verweist über Einzelbeispiele hinaus auf allgemeinere Funktionsweisen frühneuzeitlicher Gesellschaften. Der exzessive Körper repräsentierte als Mikrokosmos immer auch den gesellschaftlichen Makrokosmos.[38] Das in der Anatomie zentrale Ordnungsprojekt »Körper« beispielsweise besaß vor allem deshalb gesellschaftspolitische Brisanz, weil der menschliche Leib als Metapher für den gesellschaftlichen, politischen und religiösen »Körper« fungierte.[39] Der Körper in der Frühen Neuzeit war nie nur »persönliches«, sondern »zugleich im physischen wie im metaphorischen Sinne gesellschaftliches Phänomen«.[40]

Basel um 1600. Eine städtische Gesellschaft?

Vorgestellt wird die Spannbreite des Konzepts Exzess und seine Verzahnung mit Ordnungsprozessen am Beispiel der städtischen Gesellschaft Basels. Die

---

36 Pratt, Arts of the Contact Zone, 1991; Pratt, *Imperial Eyes*, 2008.

37 Vgl. zu den Buchdedikationen das Kapitel »Beeindrucken – Mediziner und Adlige«. Auch in der Geschenkkultur bestand ein schmaler Grat zwischen Maßhalten und Exzess. Letzterer hat unter dem Begriff des *Potlatch* (Mauss, *Die Gabe*, 2013) auch Eingang in die geschichtswissenschaftliche Forschung gefunden, etwa bei Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013, S. 268. Für den Geschenkaustausch spielten auch Flüssigkeiten und die Metapher des Flüssigen eine wichtige Rolle, wie Valentin Groebner anhand seiner Betrachtung von Weingeschenken und in Silber »verflüssigbaren« Trinkkelchen als Geschenkbehälter aufzeigt, Groebner, *Gefährliche Geschenke*, 2000, S. 51–94. Diese exzessiven Geschenke kennzeichnet Groebner vor allem aufgrund des Problems der Korruption als grenzüberschreitend.

38 Vgl. das Kapitel »Verflüssigung – Körper im Bad«.

39 Mit der Bedeutung des frühneuzeitlichen Konzepts des *body politic* argumentiert beispielsweise Strasser, *State of Virginity*, 2004.

40 Tlusty, *Bacchus*, 2005, S. 57. Die Auflösung der Grenzen und Konturen des Körpers forderte erneute Ordnungsanstrengungen heraus, was etwa bei der Untersuchung paralleler Prozesse der Körper- und Gesellschaftsordnung, wie sie im Bereich der Anatomie unternommen wurden, augenfällig wird. Siehe das Kapitel »Körper vergesellschaften – Anatomie als Ordnungsprojekt«.

eidgenössische Stadt war um 1600 nach wie vor von der Reformation und den ordnungspolitischen Prozessen der Konfessionalisierung geprägt.[41] Diese wurden durch die geographische Lage der Stadt verschärft. Seit 1501 Mitglied der Eidgenossenschaft pflegte Basel weiterhin auch enge Beziehungen mit seinen lutherischen Nachbarn, zum Beispiel mit der Markgrafschaft Baden.[42] Längere Zeit war die konfessionelle Ausrichtung nach 1529 unentschieden gewesen.[43] Bis weit in die 1580er Jahre hinein war außerdem, verschärft durch die Rekatholisierung des Laufentals, das Verhältnis zum exilierten Bischof von Basel ungeklärt.[44] Gleichzeitig orientierte sich die Stadt, die mit der gerade in den 1580er Jahren außerordentlich erfolgreichen Universität und den bedeutenden Druckereien ein wichtiges intellektuelles Zentrum darstellte und die zudem an mehreren Handelsrouten lag, auch überregional. Über den Zustrom von Studenten und Gelehrten und deren Kommunikationsnetze bestand ein reger Austausch von Ideen und Wissen, der für Dynamiken sorgte, die beispielsweise in der Buchproduktion oder der Kunst nachweisbar sind.

Gemeinhin wird eine Bevölkerungszahl von 10 000 bis 12 000 Einwohnern angenommen.[45] Basel war demnach wie Genf oder Zürich von mittlerer Größe und in der Region rheinaufwärts bis nach Straßburg die größte Stadt.[46] Die Bevölkerung umfasste neben den in der Forschung besonders präsenten und in den Quellen dominierenden Bürgern, darunter viele Handwerker und Kaufleute,[47] Universitätsangehörige, Hintersassen und »untere« Be-

---

41 Für die Eckdaten zu Basel um 1600 vgl. Guggisberg, Reformierter Stadtstaat, 1984; Greyerz, Reformation, 2000; Greyerz, Basel, 2012. Eine neue mehrbändige Stadtgeschichte Basels entsteht gegenwärtig am Departement Geschichte der Universität Basel.

42 Vgl. z. B. Greyerz, Basels Beziehungen zum Oberrhein, 1984.

43 Vgl. z. B. zur engen Zusammenarbeit mit der Markgrafschaft beim Versenden von in Basel ausgebildeten Priestern in die Nachbarschaft Burnett, *Teaching the Reformation*, 2006.

44 Berner, *Die gute correspondenz*, 1989.

45 Gschwind, *Bevölkerungsentwicklung*, 1977; Mauersberg, *Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, 1960; Burckhardt, *Demographie und Epidemiologie*, 1908.

46 Haegen, *Der frühe Basler Buchdruck*, 2001, S. 45, 53. Zur Einordnung im Verhältnis zur Größe anderer Städte vgl. Schilling, *Die Stadt*, 2015, S. 2–17.

47 Nach wie vor fällt die Beschäftigung mit den quellentechnisch gut zu erschließenden Bürgern, Kaufleuten und Handwerkern in Basel besonders ausgiebig aus. Zu erklären ist dies auch mit der älteren Perspektive auf die städtische Gesellschaft als eine in die Vormoderne zurückprojizierte Wahrnehmung des 19. und 20. Jahrhunderts von Basel als einer »Stadt der Bürger«. Vgl. für die stadtbürgerliche Gesellschaft der Moderne Sarasin, *Stadt der Bürger*, 1997.

völkerungsschichten beziehungsweise »Randgruppen«.[48] Adlige waren in der Stadt als Akteure ebenfalls präsent und verfügten dort auch über Hausbesitz, allerdings hielten sie sich meist nur zeitweise vor Ort auf.[49]

Die starke, oligarchisch organisierte und sich nach einer Phase der Offenheit ab dem 17. Jahrhundert immer stärker abschließende Elite wurde von ausgeprägtem Klientelismus, aber gleichzeitig auch von einem humanistisch geprägten Selbstverständnis getragen.[50] Nicht zuletzt aufgrund der großen Bedeutung der Universität für die Stadt und indem sie ihr Wissen gezielt einsetzten und geschickt agierten, gelang es vielen Gelehrten, sich einen Platz in der sozialen Elite Basels zu sichern.

Samuel Schüpbach-Guggenbühl hat diese städtische Elite als ein in sich dicht versponnenes Netz an Beziehungen beschrieben.[51] Dieses Netz, das auf Verwandtschaft, langjährigen Männerfreundschaften und anderen Formen der Vergesellschaftung wie Patenschaften, Patronage oder Testamentarierbeziehungen beruhte, organisierte sich maßgeblich über Knotenpunkte im Umkreis des Rates. Ein solcher war etwa auch der Mediziner Felix Platter.[52] Das sich ständig dynamisch verändernde Beziehungsnetz verfügte über festere und schwächere, konstantere und temporärere Fäden,[53] über Hierarchien und Machtkonzentrationen insbesondere bei den Ratsfamilien[54] sowie über blinde Flecken. RefugiantInnen, die aus Glaubensgründen aus Italien

48 Zu Letzteren vgl. Simon-Muscheid, Der Basler Kohlenberg, 1992; Simon-Muscheid, *Die Dinge*, 2004.

49 In der Forschung wird dies großteils ausgeblendet, da die Stadt nach wie vor in erster Linie als bürgerlich verstanden wird. Beispielhaft dafür, dass diese Grundhaltung auch zu spüren ist, wenn die Bedeutung des Adels im frühneuzeitlichen Basel selbst im Zentrum steht, ist Wackernagel, Basels Beziehungen zum Adel, 1899, S. 119: »Die Geschichte der alten Stadtverfassung von Basel seit dem 13. Jahrhundert ist gebildet durch das unablässige Ringen der Bürgerschaft nach der Erreichung zweier Ziele: Freiheit vom Bischof und Beseitigung des Adels.« Wackernagel räumt im Folgenden zwar die anhaltende Präsenz des Adels ein, allerdings nur, um dann mit der Jahrhundertwende 1800 erleichtert den endgültigen Schlussstrich unter das Thema zu ziehen.

50 Abschließungsprozesse, die auch an Bürgerrechtsschließungen offensichtlich werden (Gschwind *Bevölkerungsentwicklung*, 1977, S. 159–172, 187–191), waren eine allgemein zu beobachtende Entwicklung in den eidgenössischen Städten der Frühen Neuzeit. Vgl. Greyerz, Reformation, 2000, S. 94f. Zu der Oligarchisierung vgl. Peyer, Die Anfänge, 1976, S. 25–28.

51 Schüpbach-Guggenbühl, *Schlüssel zur Macht*, 2002.

52 Ebd., S. 179.

53 Vgl. Peter Galisons konzeptionelle Überlegungen zu »thin and thick descriptions«, Galison, Trading with the Enemy, 2010, S. 36.

54 Schüpbach-Guggenbühl, *Schlüssel zur Macht*, 2002, S. 50f.

und Frankreich nach Basel kamen, waren etwa deutlich schlechter eingebunden.[55] So war das lokale Netz der Medizinerfamilie Bauhin auch in der zweiten Generation nicht mit dem Felix Platters vergleichbar, was Caspar Bauhin (1560–1624) mit überregionalen Beziehungen über seine ehemaligen Studenten oder ins württembergische Mömpelgard kompensierte, wo sein Bruder als Arzt tätig war.

Die Fäden des städtischen Beziehungsgeflechts reichten weit. So erscheint es durchaus sinnvoll, von einigen Personen als Basler AkteurInnen zu sprechen, deren hauptsächlicher Aufenthaltsort nicht Basel war. Wenn städtische Bevölkerung über Beziehungen, Beziehungshandeln und über kulturelle Aneignung statt über Bürgerrecht oder ständige Anwesenheit innerhalb eines durch Stadtmauern definierten, geschlossenen Raumes gedacht wird,[56] ergibt sich ein komplexes und dynamisches Bild frühneuzeitlicher städtischer Gesellschaften: Mobile, Studenten, Kostgänger und Adlige werden mit diesem Modell als städtische AkteurInnen mit einbezogen.

Basel war mit seinem Umfeld eng verflochten. Die Erweiterung des Herrschaftsgebiets Basels seit dem 15. Jahrhundert[57] ist ebenso wenig mit dem bloßen Etikett der »Außenpolitik« zu versehen, wie die parallelen politischen und religiösen Orientierungen hin zur Eidgenossenschaft, zum habsburgischen Sundgau, nach Frankreich, zum Reich oder gar zu dem den alten Glauben repräsentierenden Bischof in seiner Pruntruter Residenz.[58] Weit reichte auch die wirtschaftliche und insbesondere finanzwirtschaftliche Verflechtung der Stadt.[59] Basierend auf diesen Überlegungen lässt sich ein Bild von »Stadt« konturieren, das, statt von geographisch-materiellen Komponenten wie der Stadtmauer, einer spezifisch städtischen Wirtschaftsform oder rechtlichen Kategorien wie etwa dem Bürgerrecht oder der städtischen Verfassung auszugehen,[60] versucht, Verdichtungsmomente von Beziehungen

55 Eine Übersicht zu den Basler RefugiantInnen bietet Huber, *Die Refugianten*, 1897. Zu den gelehrten Refugianten vgl. die Arbeiten von Hans R. Guggisberg, v. a. Guggisberg, *Sebastian Castellio*, 1997.

56 Vgl. Anm. 60 bis 62 in der Einleitung.

57 Greyerz, Reformation, 2000, S. 91; Wackernagel, *Geschichte der Stadt Basel*, Bd. 3, 1924, S. 42–80.

58 Schüpbach-Guggenbühl, *Schlüssel zur Macht*, 2002; Kaiser, Gesellige Rivalität, 2002.

59 Für eine kurze Darstellung der finanzwirtschaftlichen Verflechtung des Stadtwechsels vgl. Körner, Banques, 1991, S. 885–887. Ausführlich: Körner, *Solidarités financières*, 1980. Außerdem traten auch einzelne Personen als Gläubiger verschiedener Adliger auf. Vgl. für ein Beispiel Anm. 222 im Teil »Gesellschaft schreiben – Der Text«.

60 Diese Definitionen sind, neben der Diskussion um eine Bestimmung des Städtischen über das Erreichen einer bestimmten Bevölkerungszahl (vgl. dazu den Überblick bei

in den Blick zu nehmen und Stadt mithin als ein verflochtenes, dynamisches soziales und kulturelles Projekt zu fassen.[61] »Städtische Gesellschaft« wird als Produkt von Verflechtungen,[62] Verdichtungen und Bewegungen greifbar.[63]

Knittler, *Die europäische Stadt*, 2000, S. 11–13), zentral für die klassischen deutschsprachigen Studien zu vormodernen Städten. Vgl. z. B. Gerteis, *Die deutschen Städte*, 1986; Ennen, *Gesammelte Abhandlungen*, 1977/1987; Schilling, *Die Stadt*, 2015. Diese Forschungen waren geprägt von der Diskussion rund um das Narrativ des Niedergangs des Städtischen in der Frühen Neuzeit als einem Hort bürgerlicher Freiheiten und zünftischer Tradition (Gerteis, *Die deutschen Städte*, S. 2f.) und gerade deshalb an der klaren Unterscheidbarkeit des Städtischen von anderen Sozialformen anhand seiner wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Strukturen interessiert.

61 Im Zuge der *turns* der letzten Jahre wurde der Fokus vermehrt auf das Zusammenleben, die Interaktionen und die Wahrnehmungen der AkteurInnen im städtischen Raum gelegt und darüber ein neues Verständnis von frühneuzeitlichen Städten entwickelt. Zentrale Begriffe und Zugänge der kulturgeschichtlichen Forschung zu Städten sind »Arena« (z. B. Friedrichs, *The Early Modern City*, 1995, S. 137–165), »Vergesellschaftung unter Anwesenden« (Schlögl, Vergesellschaftung unter Anwesenden, 2004), »Lebenswelt« (Haumann/Schadek (Hg), *Geschichte der Stadt Freiburg*, 1992–1996), »Repräsentation«, »Theater« oder »Bühne« (vgl. z. B. Stercken, Die Stadt als Bühne, 2012). Das Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit versucht sogar weitgehend auf den Begriff »Stadt« zu verzichten, Adam/Westphal (Hg.), *Handbuch kultureller Zentren*, 2012. Es definiert stattdessen zentrale Orte – durchgängig Städte des Alten Reiches – als »Umschlagplätze des Kulturtransfers«, »Bühnen für die Aushandlung von kulturellen Paradigmen«, »Möglichkeitsräume für Innovationen«, »Ergebnis von Prozessen der Verdichtung« und »Bühnen der Aufmerksamkeit über die Grenzen des Ortes oder der Region hinaus«, Sittig, Kulturelle Zentren, 2012, S. XXXI, XXXVIII, XXXII. Der für diese Überlegungen grundlegende kulturwissenschaftliche Blick auf Begegnungen und Kommunikation lässt sich auch an den neueren Publikationen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung ablesen, z. B. Becker (Hg.), *Die Stadt als Kommunikationsraum*, 2011; Schmauder/Missfelder (Hg.), *Kaftan, Kreuz und Kopftuch*, 2010; Fouquet/Steinbrink/Zeilinger (Hg.), *Geschlechtergesellschaften*, 2003.

62 Mit dem Begriff der Verflechtung ziele ich nicht in erster Linie auf ein Verständnis von Stadt als Zentrum, das sein »Hinterland« (Aerts/Clark (Hg.), *Metropolitan Cities and their Hinterlands*, 1990; Clark/Lepetit (Hg.), *Capital Cities and their Hinterlands*, 1996; Scott, *The City-State*, 2012) verwertet und dominiert, wie dies die Zentralortforschung (Christaller, *Die zentralen Orte*, 1968; Mitterauer, Das Problem der zentralen Orte, 1971) annimmt, sondern auf die etwa bei Mitterauer bereits mit enthaltene, sie aber ihrer Hierarchisierung enthebende Vorstellung einer nach außen offenen, ständig im Austausch stehenden Stadt. Vgl. auch Anm. 84 in der Einleitung.

63 Ein auf das Zusammentreffen von unterschiedlichen globalen Flüssen in »places at which these fluxes converged« und damit ein auf Verdichtungen aufbauendes Konzept von Stadt entwickeln Romano/Damme, Science and World Cities, 2009, S. 79, 82. Für ein Verständnis des Städtischen als Verdichtung von Beziehungen siehe auch Farías/Bender (Hg.), *Urban Assemblages*, 2011, die die Akteur-Netzwerk-Theorie für das Verständnis des Städtischen nutzbar machen.

Die Bevölkerung Basels fluktuierte stark, sowohl aufgrund temporärer Migration und wechselnder Anwesenheiten als auch wegen der für Basel überproportional häufigen Epidemien.[64] Die ständige Gefahr von Pest, Flecktyphus oder epidemischen Fiebern war eine konstante Bedrohung, die den Einzelnen gefährdete und zugleich jeden einzelnen Körper zum Gefährdungspotenzial für die gesamte Gesellschaft werden ließ. Der Ausbruch von Krankheiten verlieh dem Körper eine nur schwer einzudämmende *agency* – eine Widersetzlichkeit, die die Mediziner gebannt beobachteten und auch am eigenen Leib erfuhren. Felix Platter berichtete beispielsweise fasziniert davon, wie auf seiner Hand eine Pestbeule entstand. Er hatte sich, ohne das selbst völlig nachvollziehen zu können, im Umgang mit Kranken über eine kleine Wunde angesteckt und immunisiert.[65] Die wiederkehrenden Epidemien erhöhten den Bedarf an Ärzten in der Stadt und schränkten diese in ihren Gestaltungsmöglichkeiten zugleich stark ein, da Erfolge kaum zu erwarten waren. Große Versprechungen und tiefer Fall lassen sich im Zusammenhang mit der Pest immer wieder beobachten, so im Fall eines anonym bleibenden, um Aufnahme in die Stadt ersuchenden fremden Arztes. Dessen lautstarke Heilungsversprechen endeten mit seinem eigenen Pesttod und einer Verordnung des Rates, die »ernstlichste befahl, daß man ihnen keinen Glauben beymessen, sie nicht aufnehmen, sondern alsofort von Stadt und Land fortschaffen solte«.[66]

Die Prekarität des frühneuzeitlichen Körpers beschäftigte die Basler auch auf anderen Gebieten. Anstrengungen, die auf die Regulierung der Körper und der Körperpraktiken der Bevölkerung zielten, waren dieser Gesellschaft sehr wichtig. Mandate, Ordnungen, die Einrichtung von Gerichten, wie dem Ehegericht, die Verfestigung der Regelwerke insbesondere gegen Ehebruch, aber auch Ordnungen betreffend Sperrstunden: All dies zielte auf

64 Hatje, *Leben und Sterben*, 1992; Gschwind, *Bevölkerungsentwicklung*, 1977; Burckhardt, *Demographie und Epidemiologie*, 1908. Vgl. auch Felix Platters Bericht zur Pest von 1610/11, Platter, *Beschreibung der Stadt Basel*, 1987.

65 Platter, *Observationum*, 1614, S. 590.

66 Wurstisen, *Fortführung der Basel-Chronick*, 1765, Eintrag zum Jahr 1594, S. 48. Mediziner nutzten die Pest, um zu versuchen, die Aufmerksamkeit des Rates auf sich zu ziehen. Gerhard Dorn beispielsweise wandte sich in einem Brief an den Kleinen Rat und riet, mit mehreren »Mitteln« gegen die Pestilenz, darunter Kanonenschüsse, das Läuten der Glocken und das Anzünden von Feuern, vorzugehen, StaB, Sanitätsacten Q 1.1 Seuchen, ansteckende Krankheiten 15. Jh.–1667, S. 14. Außerdem publizierten viele Basler Ärzte Pesttraktate, etwa Albanus Torinus, *Wie man sich vor der grusamen, erschrocklichen kranckheit der Pestilentz enthalten*, 1539; Heinrich Pantaleon, *Nutzliche unnd trostliche underrichtung*, 1564; Adam von Bodenstein, *Herrlicher philosophischer Rhatschlag zu curirn*, 1577. Dazu Burckhardt, *Demographie und Epidemiologie*, 1908, S. 42.

die Kontrolle und die Regulierung der Körper in der Stadt.[67] Diese Tendenzen und ihr Niederschlag im schriftlichen Ordnungswesen verstärkten sich nochmals in den 1590ern unter dem Antistes Johann Jakob Grynaeus. Dass es sich dabei aber um einen durchaus offenen Prozess handelte, illustriert eine in diesen Zeitraum fallende, sich über mehrere Jahre unentschieden dahinziehende Auseinandersetzung zwischen dem Antistes und dem Rat um die Verhüllung von unsittlichen Tugendallegorien ausgeführt vom Maler Hans Bock d. Ä. an der Uhr des Münsters.[68]

Regulierungsversuche waren omnipräsent: Der Kirchgang war vorgeschrieben, Bücher wurden zensiert,[69] Geschlechter- und Statusmarkierungen etwa durch Kleiderordnungen zementiert.[70] Dennoch begegnet Exzess in den Quellen andauernd. Dabei handelt es sich nicht nur um eine Überschreitung der Normen und um das Austesten von Freiräumen. Exzess war vielmehr ebenso eine Konvention, war gleichfalls Bestandteil der Funktionsweisen dieser Gesellschaft. Gleichwohl stand Exzessivität nicht allen in gleichem Maß zur Verfügung. Entscheidend für die Exzessfähigkeit des Einzelnen war dabei weniger dessen rechtlicher Status, sondern vielmehr sein Grad der Vernetzung und die Einbindung in das über Beziehungen funktionierende Gepräge der Stadt.

Zusammenfassend lässt sich die städtische Gesellschaft Basels mit einer Reihe von scheinbaren Widersprüchen beschreiben: Sie war gleichermaßen gekennzeichnet von einem rigiden Ordnungswesen und den zu beobachtenden exzessiven sozialen Praktiken der Elite, der rechtlichen Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft wie der gleichzeitigen pragmatischen Orientierung auch in Richtung des Reiches und nach Frankreich, einem starken städtischen Selbstbild und dem von der Einbindung in die Region und internationalen Verbindungen geprägten Agieren der AkteurInnen. Diese vermeintlichen Widersprüche lassen sich allerdings weniger als Inkonsequenzen denn als konsistentes Gesamtbild einer Gesellschaft verstehen, wenn man erkennt, dass ihrer analytischen Wahrnehmung als Diskrepanzen eine sozialtheoretische Dichotomie zugrunde liegt: der traditionelle Gegensatz von Handeln und Struktur. Die vermeintlichen Widersprüche entstehen also erst in der Analyse, durch die meist uneingestandene Annahme, dass normative und damit nachdrücklich auf Eindeutigkeit zielende Quellen einen weitgehend

67 Burghartz, *Zeiten der Reinheit*, 1999.
68 Kunstmuseum Basel (Hg), *Spätrenaissance am Oberrhein*, 1984, S. 466.
69 Lüber, Die Basler Zensurpolitik, 1997; Thommen, Zensur und Universität, 1944.
70 Burghartz, Covered Women, 2015.

unverstellten Blick auf Strukturen liefern. Dieser Blick wird dann jedoch gleichzeitig von anderen Befunden, die stärker das Handeln der AkteurInnen in den Blick nehmen, konterkariert. Im Folgenden möchte ich Struktur und Handeln gerade nicht gegeneinander ausspielen oder eine Perspektive präferieren, sondern wähle einen Ansatz, der es ermöglicht, die vermeintlichen Widersprüche aus ihren konzeptuell bedingten Angeln zu heben.

Dazu bediene ich mich bei den theoretischen Angeboten der »Soziologie der Konventionen«. Diese in den letzten Jahren in den deutschsprachigen Geistes- und Sozialwissenschaften stetig an Aufmerksamkeit gewinnende interdisziplinäre Forschungsrichtung entstand nach dem soziologischen *pragmatic turn* in Frankreich aus der *économie des conventions*. Sie offeriert mit dem dezidierten Blick auf Konventionen, auf Praktiken und auf Interaktionen ein analytisches Scharnier zwischen Handeln und Struktur. Angestrebt wird eine Soziologie, die Handlungskoordination, Wertigkeitsordnungen, Interaktion und plurale gesellschaftliche Konventionen in Beziehung setzt und damit Probleme, die sich etwa aus einzelnen, als zu strukturalistisch kritisierten Aspekten der Sozialtheorie Pierre Bourdieus (Habitus, soziales Feld) ergeben, anders zu bearbeiten sucht.[71] Mit ihrer Zwillingstheorie, der Akteur-Netzwerk-Theorie, teilt die Soziologie der Konventionen insbesondere ihr Interesse an Objekten und Interaktionen. Der betonte Blick auf Situationen, verstanden als »Verhältnis zwischen […] ›Personenzuständen‹ und ›Dingzuständen‹«, wendet sich gegen eine Entscheidung zugunsten eines Pols gesetzter Dichotomien wie Individuum vs. Gesellschaft oder Handeln vs. Struktur.[72] Situatives Handeln von AkteurInnen und die Annahme von dadurch hervorgebrachten Effekten, die wiederum strukturierend auf neue Situationen wirken, Kooperation und Aggregation, sind Kernaspekte der Theorierichtung und ihrer Operationalisierbarkeit für die Geschichts-

71 Diaz-Bone, Soziologie der Konventionen, 2011, S. 17.

72 Boltanski/Thévenot, *Über die Rechtfertigung*, 2007, S. 11. Zu Situationen in der Soziologie vgl. Ziemann (Hg.), *Offene Ordnung*, 2013. Vgl. zu dem Anspruch der sogenannten »Neuen Soziologien«, althergebrachte Dichotomien zu überwinden, Corcuff, *Les nouvelles sociologies*, 1995. Dabei handelt es sich auch um eine der zentralen Absichten der Historischen Anthropologie, Arni, Nach der Kultur, 2018, S. 200f. Der in dieser Arbeit bevorzugte Begriff »Person« ist entsprechend bewusst als Abgrenzung zum Begriff des »Individuums« gewählt, da »Person« den Fokus statt auf den Einzelcharakter auf Kontexte und Beziehungen und damit gerade auf die Wechselwirkungen von Personen und Gesellschaft legt. Vgl. zu Personkonzepten in der Frühneuzeitgeschichte Jancke/Ulbrich, Vom Individuum zur Person, 2005; Ulbrich/Sabean, Personkonzepte, 2003.

wissenschaft.[73] Hier setze ich mit meiner Untersuchung von Exzess und Ordnung an. Zentral ist für mich der Blick auf soziale Situationen und damit die Perspektive auf Praktiken und Prozesse, aber eben zugleich auch auf gesellschaftliche Konventionen und Ordnungsmuster.

Im frühneuzeitlichen Kontext waren handlungsleitende und Interaktionen koordinierende Konventionen, wie die Analyse in den nachfolgenden Teilen aufzeigen wird, nicht mit Normen deckungsgleich. Wenn die Soziologie der Konventionen daher die Pluralität von Orientierungs- und Handlungsmöglichkeiten betont und mit der Pluralität von Konventionen erklärt, ist das in der Übertragung auf die Frühe Neuzeit nicht auf die oftmals konstatierte Normenvielfalt und Normenkonkurrenz des 16. und 17. Jahrhunderts zu begrenzen.[74] Dadurch bliebe nämlich gerade die gesellschaftliche Bedeutung der Überschreitung, des Spielens mit und des Austestens von Normen ausgeblendet. Wird die Soziologie der Konventionen jedoch mit der These der sozialen Produktivität des Exzesses kombiniert, werden die Doppelbödigkeiten frühneuzeitlichen Normierens sichtbar. Anstatt davon auszugehen, dass sich das Beziehungshandeln der Basler Elite stets in engen Grenzen von gesetzter Moral und Normalität bewegte und allein sittliches Handeln sozial honoriert wurde, rückt meine Herangehensweise gerade die Soziabilität[75] von Überschreitungen, das Spiel und das Austesten von Grenzen, die damit immer auch erst sozial hervorgebracht, markiert und reflektiert wurden, ins Zentrum. Exzess, so die These, stellte eine mögliche Konvention im Handlungsrepertoire städtischer AkteurInnen dar.[76]

73 Ich folge hier Tim Neus Zusammenfassung und Operationalisierungsvorschlägen, Neu, Koordination und Kalkül, 2015. Neu lanciert hier einen Aufruf an die Geschichtswissenschaft, sich mit der *économie des conventions* zu beschäftigen. Die *économie des conventions* und die Soziologie der Konventionen sind sehr eng verwandt, aber nicht deckungsgleich. Vgl. Diaz-Bone, Soziologie der Konventionen, 2011, S. 22.

74 Dieser »Kurzschluss« lässt sich an Tim Neus ansonsten sehr anregender und konziser Lesart und Anwendung der *économie des conventions* kritisieren, Neu, Koordination und Kalkül, 2015, v. a. S. 135.

75 Soziabilität im Sinne von Vergesellschaftung insbesondere durch gesellige Praktiken hat sich zu einem Schlagwort der kulturwissenschaftlichen Forschung zur Frühen Neuzeit entwickelt. Für eine ausführlichere Beschäftigung mit dem Begriff vgl. Teuscher, *Bekannte – Klienten – Verwandte*, 1998, v. a. S. 1–23.

76 Vgl. zur Idee des Repertoires an Handlungsoptionen Algazi, Kulturkult, 2000. Dass nicht alle Akteure über diese Handlungsoption verfügten, wird im Verlauf dieses Buches anhand des Begriffs der »Exzessfähigkeit« diskutiert werden.

Heterogene Figuren – Die Basler Mediziner, ihre Ambitionen, ihre Verflechtung

Die Eliten um 1600 strebten nach sozialem Status, Einfluss und nach Handlungsmöglichkeiten, die Prosperität und Absicherung verhießen. Das suchten sie über Beziehungen zu erreichen. Dieses Handeln war in Basel weit verbreitet und ist für die besonders gut dokumentierten Mediziner und ihr Ringen um PatronInnen und PatientInnen eindrucksvoll zu beobachten.[77] Das Eifern nach Einflussnahme und Status manifestierte sich in alltäglichen Versuchen, soziale Kontakte herzustellen und aufrechtzuerhalten. Ein engmaschiges Beziehungsnetz war für den Mediziner von besonderer Bedeutung, beinhalteten seine Praktiken im Umgang mit Körpern, mit Krankheit und Tod doch stets auch soziales Gefahrenpotenzial. Etwa die Nähe ihrer Tätigkeiten zu den okkulten Praktiken von Alchemisten, HeilerInnen und Magiern,[78] zu Henkern und ihrem Handeln mit Körperteilen als medizinischen Substanzen[79] sowie die ständige Unsicherheit des Heilungserfolgs brachten die Möglichkeit von Verdächtigung und die Gefahr eines sozialen Abstiegs mit sich. Außerdem waren die Mediziner soziale Newcomer innerhalb der am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts für ein kurzes Zeitfenster relativ durchlässigen Basler Elite. Alle Protagonisten waren Zugewanderte erster oder zweiter Generation.[80] Als solche lassen sie sich in den Schwellenbereich einordnen, in dem die Zugehörigkeit zu einer zu dieser Zeit nicht klar definierten städtischen Elite und damit der Charakter dieser Elite überhaupt verhandelt wurde.

Die Basler Mediziner versuchten ambitioniert, sich auf dem umkämpften *medical marketplace*[81] der Stadt zu positionieren, PatientInnen zu akqui-

77 Vgl. Walter, Ärztehaushalte, 2008; Walter, Ärztliche Selbstdarstellung, 2013.

78 Diese Praktiken sind dabei nicht bloß als vormoderner »Untergrund« (vgl. dazu Mulsow (Hg), *Kriminelle – Freidenker – Alchemisten*, 2014) zu betrachten, sondern gerade die Alchemie war als Methode und Theorie vielen Basler Medizinern wohl bekannt und wurde von einigen auch ausgeübt. Vgl., wenngleich überspitzt, Hofmeier, *Basel – Hauptstadt der Alchemie*, 2007.

79 Vgl. das Kapitel »Ekel verwenden – Inszenierungen von Überschreitung und Überwindung«.

80 Thomas Platter d. Ä., Vater von Felix und Thomas Platter d. J., stammte aus dem Wallis, die Väter von Heinrich Pantaleon und Johannes Huber kamen aus Ravensburg, der Vater von Theodor Zwinger aus Bischofszell. Die Familien Stupanus und Bauhin waren Refugianten aus Italien bzw. Frankreich.

81 Einen Überblick zum Konzept des *medical marketplace* zur Beschreibung des breiten Angebots medizinischer Leistungen in der Frühen Neuzeit, das die AkteurInnen zur

rieren und in ihrem Kreis zu halten, soziale Kontakte auszubauen und ihren Status, ihre Einkünfte und soziale Vernetzung zu optimieren. Ambition als Sozialpraxis ist dabei ausgehend vom lateinischen Verb *ambire* – umhergehen – als Praxis des wandelnden Adressierens von Autoritäten, potenziellen PatientInnen und PatronInnen zu verstehen, das durchaus zielgerichtet, zugleich aber auch ergebnisoffen ist. Anders als im linear vorgezeichneten Verständnis von Karriere oder dem Narrativ der Professionalisierung ist die Vorannahme der Erreichung eines Ziels nicht impliziert.[82] Die Ambitionen der Mediziner konkretisierten sich in ihrem Beziehungshandeln und richteten sich an Schlüsselfiguren gesellschaftlicher Patronagenetzwerke aus, die sie geradezu exzessiv für sich zu gewinnen suchten.[83]

Ein wichtiger Faktor für die soziale Verflechtung der Mediziner war ihre ausgeprägte Mobilität.[84] Sie studierten im europäischen Ausland, insbesondere in Südfrankreich, Norditalien und Süddeutschland, unternahmen Reisen sowie Fahrten und Ritte zu PatientInnen in der näheren und ferneren Umgebung Basels, in die Bäder der Region, zu Familienangehörigen oder an die Adelshöfe in der weiteren Region. Die enormen Korrespondenzen, die

---

Selbstvermarktung zwang, bieten Jenner/Wallis, The Medical Marketplace, 2007. Vgl. auch Schütte, *Medizin im Konflikt*, 2017.

82 Anstatt von dem Professionalisierungsnarrativ auszugehen, das die vormoderne Medizingeschichte in Hinblick auf einen beruflichen Ausdifferenzierungsprozess deutet, der immer eine Mangelerzählung des »noch nicht« mittransportiert, plädiere ich dafür, die Handlungen aus ihrer Zeit heraus und ohne die Wertung von Fortschrittserzählungen zu analysieren. Zum in der Medizingeschichte maßgeblich von Eliot Freidson (einschlägig Freidson, *Profession of Medicine*, 1970) übernommenen Konzept der Professionalisierung vgl. Stolberg, Heilkundige, 1998; Broman, Rethinking Professionalization, 1995; Unschuld, Professionalisierung, 1978.

83 Für die Schweiz liefert einen Einstieg zu frühneuzeitlichen Patronagenetzen Pfister, Politischer Klientelismus, 1992. Für Bern vgl. Teuscher, *Bekannte – Klienten – Verwandte*, 1998. Für die Gelehrten siehe z. B. Moran (Hg.), *Patronage and Institutions*, 1991; Biagioli, *Galilei, der Höfling*, 1999.

84 Mein Verständnis von »Verflechtung« zur Kennzeichnung der Verbindungen in der Region sowohl seitens der Mediziner als auch seitens der Stadt beruht auf konzeptionellen Überlegungen zum *entanglement* aus der Globalgeschichte. Der Begriff der *entangled history* stammt aus den Diskussionen des *postcolonial* und des *global turn* und bezieht sich wie auch die Konzepte der *connected* oder *shared history* auf die Verflechtungen, Verbindungen, Austauschbeziehungen und gemeinsamen Geschichten verschiedener Regionen und Nationen. Vgl. Conrad/Randeria (Hg), *Jenseits des Eurozentrismus*, 2002. Die Wendung dieser analytischen Konzeption auch ins Lokale wird vorgeschlagen von Burghartz/Burkart/Göttler, Sites of Mediation, 2016, S. 2, 14. Für den Begriff der Verflechtung in konzeptueller Hinsicht vgl. außerdem Werner/Zimmermann, Vergleich, Transfer, Verflechtung, 2002.

insbesondere von Theodor und Jakob Zwinger sowie von Caspar Bauhin vorliegen, lassen sich außerdem als »mobilitäts-substituierend«, also als Verlagerung der Mobilität auf die Ebene des Briefes, verstehen.[85]

Das Geflecht der Beziehungen der Basler Mediziner lässt sich analytisch grob in vier Bereiche unterteilen: die Beziehungssphären städtische Elite, Familie, Gelehrte sowie Verbindungen zu Adligen. Zwischen diesen Bereichen bestanden Spannungen. Interessen und Pflichten, die die Mediziner mit einer Sphäre verbanden, kollidierten mitunter mit den Anforderungen einer anderen. Die Vereinbarkeit von innerstädtischen Pflichten und der Beziehungspflege auswärts stellte besonders für die auf verschiedene Einnahmequellen angewiesenen Stadtärzte oftmals eine Belastungsprobe dar und musste im Einzelfall konkret ausgehandelt werden. Scheiterte dieser Balanceakt, drohten Ämter-, Einnahmen- und Statusverlust.[86]

Die unterschiedlichen Beziehungssphären waren allerdings auch aufeinander angewiesen, wirkten zusammen und überlappten sich. So hingen beispielsweise die Kontakte Caspar Bauhins zum württembergischen Hof eng mit seiner familiären Verflechtung zusammen: Sein Bruder Johann Bauhin arbeitete ebenso wie sein Schwiegervater Hector Vogelmann für die Württemberger in deren Exklave, der Grafschaft Mömpelgard. Caspar Bauhin selbst nutzte seinen offiziellen Status als »Württembergischer Hofmedicus« offenkundig mehr als Distinktionsmöglichkeit und Aufmerksamkeitsstrategie innerhalb der Gelehrtensphäre, als wichtigen »Titel« also, als tatsächlich mit den Württembergern selbst besonders viel zu tun gehabt zu haben.[87] Die wissenschaftlichen Austauschbeziehungen unter Gelehrten waren ebenfalls eng mit ihren Familienstrukturen verflochten. Häufig gab es mehrere Mediziner in einer Familie, zum Beispiel in den Familien Zwinger (Theodor und seine Söhne Jakob und Bonifacius) oder auch Platter (Felix und sein Halbbruder Thomas). Zudem bestanden Überschneidungen zwischen der Gelehrtensphäre und der Sphäre der Adelsbeziehungen – etwa bei den Kontak-

85 Stuber, Brief und Mobilität, 2005, Zitat S. 333. Derselbe Gedanke findet sich auch bei Ogilvie, *The Science of Describing*, 2006, S. 77; Findlen, The Economy of Scientific Exchange, 1991, S. 8.

86 Vgl. Anm. 234 bis 236 im Teil »Gesellschaft schreiben – Der Text«.

87 Der Titel hatte etwa für die Adressierung Bauhins in Briefen einen hohen Stellenwert. Bauhins Tätigkeit für die Herzöge selbst ist aber kaum nachweisbar. Im entsprechenden Dienerbuch der Württemberger wurde sein Name in der Reihe der Hofärzte offensichtlich nachträglich und ohne weitere Informationen zwischen den Zeilen klein ergänzt, HStAS, Dienerbücher, A 17 Bü 15, S. 205r.

ten zu den zahlreichen polnischen Adligen, die in Basel Medizin studierten und zugleich auch als Widmungsträger der Publikationen Caspar Bauhins auftraten.[88]

Frühneuzeitliche Mediziner waren keine feste »Gruppe«. Eine derartige Setzung wäre anachronistisch.[89] Die Lebenswege und wissenschaftlichen Orientierungen der Mediziner um 1600 unterschieden sich stark voneinander und die Einzelnen waren in sehr unterschiedliche soziale Kontexte eingebunden. Für die Frage nach den Funktionsweisen einer »Gesellschaft im Exzess« eignen sie sich gerade deshalb, weil ihre Stellung in der Stadt nicht bereits aufgrund ihres Berufes geklärt war und weil ihre Heterogenität es ermöglicht, in verschiedene Bereiche Einsicht zu nehmen.

Manche Mediziner waren erfolgreiche Universitätsprofessoren und Stadtärzte, viele Familienväter, einige Leibärzte von Adligen, Autoren von beachteten wissenschaftlichen Publikationen oder auch scheiternde Skandalfiguren – und manche fielen nicht weiter auf. Deshalb verwende ich den Begriff »Mediziner« in diesem Buch nicht, um damit eine stabile und klar definierbare soziale »Gruppe« zu beschreiben,[90] die so nicht existierte, sondern als Bezeichnung für eine Referenzfigur, die einer Reihe von Personen zur Verfügung stand. Tina Asmussen, Lucas Burkart und Hole Rößler definieren am Beispiel der Figur des Gelehrten eine »Figur« als »eine diskursiv (re-)produzierte Verkörperung von Vorstellungen und den ihnen unterliegenden, mehr oder weniger reflektierten Motivationen«, eine Definition, mit der die Figur des Arztes als eine Überblendung von Idealvorstellungen und geleb-

88 Vgl. dazu das Kapitel »Anatomie aufführen – Repräsentation und soziales Event«. Das gilt auch für die enge Beziehung zwischen Theodor Zwinger und Lazarus von Schwendi. Vgl. Greyerz, Schwendi, 1992.

89 Zur aufgrund der Heterogenität fraglichen kategorialen Existenz »der Medizin« und damit auch »des Mediziners« in der Frühen Neuzeit vgl. Siraisi, Medicine, 2012. Dass frühneuzeitliche Mediziner dennoch häufig als »Gruppe« beschrieben werden, erklärt sich durch die nicht weiter problematisierte Übertragung von modernen Berufs- und Wissenseinteilungen nach dem Muster des »boundary work«. Vgl. Gieryn, Boundary-Work, 1983. Mediziner sind nicht zuletzt aufgrund der separaten Disziplin der Medizingeschichte ein besonders prägnantes Beispiel für die oft unkritische Verwendung konzeptueller »building blocks«. Vgl. dazu Cooper, Intersectional Travels, 2008, S. 299.

90 Vgl. zur Problematik, frühneuzeitliche Gelehrte als »Gruppe« zu adressieren, und für ein Plädoyer für den flexibleren analytischen Begriff der *communities* auch Kirwan (Hg), *Scholarly Self-Fashioning*, 2013.

ter Wirklichkeit fassbar ist.[91] Damit funktioniert die Figur als eine abstrakte Denkfigur, die als ein Angebot für Selbst- und Fremdbeschreibungen sowie als Bündelung von Handlungsoptionen verstanden werden kann.[92] Konzeptuell bestehen Überschneidungen zur *wissenschaftlichen persona* nach Otto Sibum und Lorraine Daston, die im Gegensatz zur Figur aber stärker von dem Selbstverständnis und der Selbstkonstituierung der AkteurInnen aus gedacht ist.[93]

Soziale Situationen

Um die Funktionsweisen der Gesellschaft im Exzess ausgehend von dem Beziehungshandeln der Basler Mediziner fassen zu können, blicke ich, inspiriert von den Angeboten der Soziologie der Konventionen, auf vier soziale Situationen. Diese bilden sowohl den methodischen Ansatz wie das Gliederungsprinzip dieses Buchs.

Soziale Situationen sind durch eine spezifische Soziabilität markierte Konstellationen von Personen, Objekten, Diskursen und real-lokaler Verortung, die in besonderer Weise die Schaffung und Erhaltung von sozialen Kontakten ermöglichen – oder, kurz gesagt, soziabile Potenz besitzen.[94] Sie sind verdichtete Punkte, an denen Personen und weitere Entitäten als Kon-

---

91 Asmussen/Burkart/Rößler, *Athanasius Kircher*, 2013, S. 13. Die Begriffe Figur und *figura* werden in der Forschung mit verschiedenen, mitunter widersprüchlichen Stoßrichtungen verwendet, um Muster sichtbar zu machen, Rollen zu konturieren und Ähnlichkeits- oder auch Unähnlichkeitsbeziehungen zu bezeichnen. Vgl. Didi-Huberman, *Fra Angelico*, 1995; Lande/Schlögl/Suter (Hg.), *Dynamische Figuren*, 2013; Kiening/Mertens Fleury (Hg.), *Figura*, 2013. In den meisten dieser Konzeptionierungen wirkt die bekannte Vorstellung von *figura* als Verweis auf (zukünftige) Ereignisse nach. Vgl. dazu Auerbach, Figura, 1967.

92 Zu Handlungsoptionen siehe Anm. 76 in der Einleitung.

93 Lorraine Daston und Otto H. Sibum prägten den Begriff der *scientific persona*. Damit übertrugen sie Marcel Mauss' Begriff der *persona* auf die Wissensgeschichte und bezeichneten eine »cultural identity that simultaneously shapes the individual in body and mind and creates a collective with a shared and recognizable physiognomy«, Daston/Sibum, Scientific Personae, 2003, Zitat S. 2. Der Begriff der *persona* fand in unterschiedlichen Kontexten Verwendung, so beispielsweise in der Fassung der *alchemist's persona* bei Nummedal, *Alchemy and Authority*, 2007.

94 Die besondere soziale Markierung von sozialen Situationen – bzw. hier *sites* – betont beispielsweise Scott, *Domination*, 1990, v. a. S. 120f. Scotts Sichtweise auf Trinkstuben als »*social sites*, also als Orte, in denen Mitglieder unterdrückter Gesellschaftsschichten Gelegenheit fanden, ihr *hidden transcript* zu artikulieren«, und als »destabilisierende Zen-

stellationen[95] zusammenkommen und in Interaktion treten.[96] Im Einzelnen als soziale Situationen untersucht werden in den folgenden vier Teilen 1. die Bäder in der Region, 2. Medizinerhaushalte, 3. die in großer Fülle erhaltenen Briefe, Manuskripte und Drucke der Protagonisten mit ihren Paratexten und handschriftlichen Marginalien sowie 4. anatomische Sektionen.

Mit diesen vier sozialen Situationen werden klassische Schwerpunkte der Soziabilitätsforschung (Haushalte) mit bislang nur wenig beachteten gesellschaftlichen Situationen (Bäder) verbunden. Im wortwörtlichen Sinn lokalisierbare Orte (Haushalte, Bäder) stehen in Kontrast zu den hochgradig mobilen Briefen, Manuskripten und Drucken oder den an variablen Lokalitäten stattfindenden, Praktiken und mediale Repräsentationen umfassenden Anatomien.

Die vier ausgewählten sozialen Situationen stehen in unterschiedlichen Verhältnissen zur Stadt Basel: Die Haushalte lassen sich ihr durchgängig – auch einem traditionellen Stadtverständnis nach – zuordnen, die Anatomien fanden zwar in ihr statt, der Diskurs, in den sie eingebunden waren, reichte jedoch weit über sie hinaus. Die Bäder lagen zwar außerhalb der Stadt, stellten aber Imaginationsräume und Verdichtungsorte gerade der städtischen Gesellschaft dar, und Briefe und Drucke verbanden die Stadt mit weiteren Städten und Regionen, während einige Texte auch dezidiert innerhalb der städtischen Gesellschaft lokalisiert waren. In der Gesamtschau verbindet die vierfache Perspektivierung unterschiedliche Kontexte der Basler Gesellschaft und macht die Parallelität der in ihr ablaufenden Vergesellschaftungsprozesse sichtbar.

Die Betrachtung von Situationen als »kleinste Einheit, in der sich eine soziale Struktur abbildet«, setzt an der Schnittstelle zwischen Gesellschaft

---

tren männlicher Soziabilität« übertrug Beat Kümin auf seine Forschungen zu politischer Soziabilität im vormodernen Europa, Kümin, In vino res publica, 2011, S. 66.

95 Mein Verständnis der Konstellation lehnt sich an die Konzeption der *urban assemblages* von Farías/Bender (Hg), *Urban Assemblages*, 2011, an. Der Begriff wird damit sehr viel umfassender gebraucht als der engere Konstellationsbegriff der Konstellationsforschung, die sich im Anschluss an Dieter Henrich entwickelt hat. Vgl. Mulsow/Stamm (Hg), *Konstellationsforschung*, 2005. Diese fokussiert lediglich auf die Verbindung von Personen und Diskursen in »Denkräumen«, Materialität spielt keine Rolle. Wenn in diesem Buch von Konstellationen die Rede ist, gehe ich dagegen von einem weiten Konstellationenbegriff aus, der auch Objekte und Orte einzubeziehen sucht.

96 Vgl. die Überlegungen von Amanda Flather zu *space* als Kontext von Machtbeziehungen, der von sozialen Beziehungen konstruiert wird, Flather, *Gender and Space*, 2007, S. 2–5.

und Handlung an.[97] Untersucht wird mit dem Blick auf Situationen »der Ort, an dem Gesellschaft und Individuum zusammenkommen«.[98] Die Situation offeriert damit ein methodisches Instrumentarium, das darauf zielt, Beobachtungen an einzelnen Konstellationen aus »Personen- und Dingzuständen«, an bestimmten Orten und vor dem Hintergrund ihrer je spezifischen Diskurse zu machen und diese jeweils aus der Situation selbst heraus zu verstehen.[99] Wie Andreas Ziemann betont, verfügen Situationen als Instrumentarium über einen medialen Charakter, der es ermöglicht, zwischen »der Mikro- und der Makrologik des Sozialen« sowie »zwischen Handlungs- oder Interaktionstheorie und Gesellschaftstheorie als auch schließlich begrifflich zwischen Sozialstruktur, Rolle, Kultur einerseits und Haltung, Persönlichkeit andererseits« zu vermitteln.[100] Diese konzeptuellen Eigenschaften machen Situationen für die Anliegen dieser Arbeit interessant, weil sie einen Link zwischen der konkreten Beobachtungsebene und der gesellschaftlichen Analyse bieten.

Situationen stellen einen Grundbegriff der Soziologie dar,[101] der traditionell auf Personen und vor dem Hintergrund des *material turn* auch zunehmend auf Objekte und die Schnittstellen zwischen Personen und Objekten fokussiert. Deshalb eignen sich situative Gesellschaftsanalysen besonders für soziologische Ansätze, die Gesellschaft als Modus von »Assoziationen«,[102] also immer prozesshaft als Vergesellschaftung auf der Grundlage von Beziehungen begreifen.

Diese Schwerpunktsetzung auf Beziehungsdynamiken teilen die sozialen Situationen mit den im Zuge des *spatial turn* in der Geschichtswissenschaft diskutierten Ansätzen zu sozialen Orten und *sites*. Eine Vielzahl von Arbeiten der letzten Jahre hat konkrete Orte wie Marktplätze, Kirchen oder Gast-

---

97 Friedrichs, Situation, 1974, S. 47. Hier findet sich auch ein Forschungsüberblick über die klassische soziologische Forschung (Thomas, Parsons, Goffman) zu Situationen zwischen Handlungseinheit und Sozialstruktur (ebd., S. 46f.).

98 Ziemann, Zur Philosophie und Soziologie, 2013, S. 11.

99 Boltanski/Thévenot, *Über die Rechtfertigung*, 2007. Die Soziologie (bzw. Ökonomie) der Konventionen erklärt Situationen weder von unten noch von oben, sondern von innen heraus: »Hier setzt die Ökonomie der Konventionen an und postuliert, dass situative Koordinationsleistungen eben nicht von ›oben‹ oder ›unten‹, sondern nur von ›innen‹, aus der jeweiligen Situation selbst heraus erklärt werden können.«, Neu, Koordination und Kalkül, 2015, S. 141.

100 Ziemann, Zur Philosophie und Soziologie, 2013, S. 11.

101 Buba, *Situation*, 1980.

102 Zur Unterscheidung der zwei verschiedenen Soziologien »Soziologie des Sozialen« vs. »Soziologie der Assoziationen« vgl. Latour, *Eine neue Soziologie*, 2010, S. 9–24.

häuser untersucht.[103] Auch in der Wissensgeschichte ist ein geradezu inflationärer Umgang mit *sites* als »venues of science« insbesondere im Anschluss an David Livingstones *Putting Science into its Place* zu verzeichnen.[104] Katharine Park und Lorraine Daston beispielsweise haben auf diese Ausprägung des *site*-Begriffs in ihrem Band der *Cambridge History of Science* zurückgegriffen, dessen zweiter Teil entlang von »personae and sites of natural knowledge« wie beispielsweise Haushalten, Bibliotheken, Höfen oder Druckereien gegliedert ist.[105]

Zuletzt haben Susanna Burghartz, Lucas Burkart und Christine Göttler eine *working perspective* auf *sites of mediation* als Konzept historischen und kunsthistorischen Forschens vorgestellt. Dieses nimmt gesellschaftliche Aushandlungsprozesse anhand von Interaktionsräumen zwischen Menschen, Dingen und Materialien in den Blick und schlägt auf diese Weise einen Ansatz für eine *connected* oder *entangled history* des Lokalen am Beispiel der Städte Rom, Venedig, Antwerpen und Basel vor.[106]

Meine Definition sozialer Situationen als Verdichtungspunkte von Personen, Objekten, Diskursen und real-lokaler Verortung baut auf diesen unterschiedlichen Angeboten auf. Dass ich dennoch von sozialen Situationen und nicht von *sites* spreche, unterstreicht, dass mein Ansatz zwar räumlich argumentierende Zugänge aufnimmt, diese aber auch um zunächst unge-

---

103 Dürr/Schwerhoff (Hg.), *Kirchen, Märkte und Tavernen*, 2005; Rau/Schwerhoff (Hg), *Zwischen Gotteshaus und Taverne*, 2004. Ähnlich auch Freist, Wirtshäuser, 2005; Freist, The Staple of Newes, 2011. In neueren Arbeiten Freists macht sich außerdem eine von Theodore Schatzki beeinflusste Entfernung vom »konkreten« Ort und eine zunehmende Betonung von Praktiken bemerkbar. In ihrem Vortrag zu »Global Flows – Social Sites. Material Culture as Means of Belonging« (Workshop des ProDoc Sites of Mediation, »Objects on the Move«, Basel, 4.10.2013) beispielsweise erhält das Netzwerk aus *orders* und *practices* – die *site* – erst über ihre Benutzung Bedeutung: »on the way it is used it becomes meaningful«. In verschiedenen Texten von Gabriele Jancke oder Katharina Simon-Muscheid wird die Bezeichnung »sozialer Ort« als Analyserahmen verwendet, dabei jedoch auch breiter besetzt. Simon-Muscheid überträgt den Ortsbegriff neben den Trinkstuben auch auf die abstrakte Zugehörigkeit zu Zünften, Bruderschaften oder auch Nachbarschaften. Der Begriff wird damit bei ihr fast synonym zu Netzwerken verwendet, Simon-Muscheid, Zunft-Trinkstuben, 2003. Bei Jancke verbindet sich ein dezidiert lokalisierendes Verständnis mit sozialer Verortung, wenn sie als »sozialen Ort von Gastfreundschaft« beispielsweise gleichzeitig Oberschichten und Wirtshäuser anführt, Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013, S. 25.

104 Livingstone, *Putting Science in its Place*, 2003. »Site. Venues of Science« ist der Titel von Kapitel 2.

105 Daston/Park (Hg.), *The Cambridge History of Science*, Bd. 3, 2008.

106 Burghartz/Burkart/Göttler, Sites of Mediation, 2016.

wöhnliche Situationen wie beispielsweise Anatomien erweitert. Um diese Erweiterung zu erklären, ist es wichtig, den bislang als »Diskurs« bezeichneten Konstellationsteil – neben Personen, Objekten und Verortung – noch etwas genauer zu fassen: Soziale Situationen entsprechen nicht dem Alltagsverständnis »realer Orte«. Im Gegenteil werden mit diesem Begriff auch imaginierte und repräsentierte Orte – also Referenzsysteme, Wahrnehmungen und Zuschreibungen – gefasst. Damit wird es möglich, den Ansatz von der im *site*-Begriff immer auch enthaltenen festen geographischen Lokalisierung wieder zu lösen. Situationen kennzeichnet ihr Arrangement von Personen, Dingen, Handlungsabläufen und Vorstellungen, wie beispielsweise die an ganz unterschiedlichen »realen« Orten stattfindende Anatomie.[107] Daneben sind Objekte und Materialien von entscheidender Bedeutung.[108] Ausschlaggebend für die Situation Bad war beispielsweise nicht die genaue geographische Lokalisierung, sondern das Wasser, dem – vor dem Hintergrund von Badtopoi und Badtraditionen, religiöser Zuschreibungen sowie medizinischer Theorien – eine heilende Wirkung zugeschrieben wurde.

Die Analyse der sozialen Situationen und der dort zu beobachtenden exzessiven Praktiken erfolgt anhand einer breiten Basis sehr heterogener Quellenbestände: Briefe, Drucke, Manuskripte, wie insbesondere eine äußerst reichhaltige handschriftliche Sammlung von Gedichten Felix Platters,[109] aber auch archivalische Dokumente, wie zum Beispiel Ratsprotokolle oder Be-

107 So auch Theodore Schatzki, der *die site* als »a mesh of orders and practices« bezeichnet, wobei mit *orders* Arrangements von Personen, Artefakten und Dingen bezeichnet werden und mit *practices* Bezug auf verschiedene Theoretiker des *practical turn* genommen wird. Der räumliche Charakter der *site* ist zwar noch mitgedacht, jedoch von jeglicher geographischer Lokalisierbarkeit entkoppelt. Schatzki nutzt also die Offenheit des englischen *site*-Begriffs für eine von der konkreten Verortung abstrahierende Verwendung, Schatzki, *The Site of the Social*, 2002, v.a. die Definition S. XIf. Schatzkis *site* weist einige Ähnlichkeiten zu sozialen Situationen auf, z.B. wendet er sich damit sowohl gegen Individualismus wie Holismus. Vgl. dazu auch Schatzki, A New Societist Social Ontology, 2003. Vgl. für einen relationalen Raumbegriff v.a. auch Löw, *Raumsoziologie*, 2001.

108 Vgl. die Kapitel zu »Bett«, »Tisch« oder »Becher« und deren Bedeutung für Gastlichkeit und Soziabilität bei Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013, S. 317–373.

109 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30. Die Sammlung wurde gelegentlich, aber nur in kleinen Auszügen, in der Lokalforschung zu Platter verwendet. Einige wenige Gedichte liegen auch in (teilweisen) Transkriptionen vor, Landolt, Des Mulberg Badts beschreibung, 1974; Landolt, Materialien, 1972; Lötscher, *Felix Platter*, 1975, S. 112; Boos, *Sittengeschichte*, 1878, S. 346–352; Boos, Basler Spruchpoesie, 1879; Buxtorf, Blicke in das Privatleben, 1850; Buxtorf-Falkeisen, *Baslerische Stadt- und Landgeschichten*, 1888, S. 112–131. Ausführlicher, aber mit Fokus nur auf den Liedern, Kmetz, *Basel Songbooks*, 1995, S. 127–141, 187–224.

schlussbücher der medizinischen Fakultät, sowie Bilder. Die Auswahl strebt damit ein breites, möglichst repräsentatives Spektrum an. Orientierung angesichts des ungewöhnlichen Umfangs des überlieferten Materials bietet neben der Auswahl der vier betrachteten sozialen Situationen und der thematischen Zuspitzung auf Exzess und Ordnung die Einschränkung des Untersuchungszeitraums auf die Jahrzehnte um 1600, etwa von 1560 bis 1630 und damit auf die Zeit, die gemeinhin als besonders dynamische »Blütezeit« der medizinischen Fakultät Basels gilt.

Der Zeitraum wird ausreichend umfassend gewählt, um mehrere in ihren Lebensphasen parallele und aufeinander folgende Personen einzubeziehen. Im Vordergrund werden angesichts der Breite des zu diesen Personen überlieferten Quellenmaterials und der – kritisch zu reflektierenden – Bedeutung, die ihnen von breiten Teilen der Forschung zugeschrieben wurde, Felix Platter (1536–1614), Theodor Zwinger (1533–1588) und Caspar Bauhin (1560–1624) stehen. Quellen sprudeln zu diesem vornehmlich in der älteren Lokalhistorie zu Lichtgestalten[110] der Basler Geschichte stilisierten Dreigestirn reichlich bis überreichlich.[111] Statt die Tiefen von Einzelcharakteren auszuloten, steht in diesem Buch aber das Beziehungshandeln der Akteure im Vordergrund. Neben Bauhin, Platter und Zwinger betrachte ich dabei auch weitere Personen: Heinrich Pantaleon (1522–1595), Johann Nicolaus Stupanus (1542–1621), Isaak Keller (1530–1596), Leonhard Thurneysser (1531–1595/96), Thomas Platter d. J. (1574–1628) und Jakob Zwinger (1569–1610), um die wichtigsten zu nennen. Angestrebt wird keine Chronologie

110 Paradigmatisch: Miescher, Die medizinische Facultät, 1860, S. 18: »Mit dem Beginn des zweiten Jahrhunderts ihres Bestehens tauchen in der medicinischen Facultät zwei Namen auf, welche ihr bald als Sterne vorleuchten sollten, nemlich Felix Plater […] und Theodor Zwinger […] Ihnen gesellte sich bald derjenige der Bauhine bei […] Diese drei Namen wurden die Stütze und der Ruhm der medizinischen Facultät für fast volle zwei Jahrhunderte «

111 Die heterogenen und sehr umfangreichen Quellenbestände in der Universitätsbibliothek und dem Staatsarchiv Basel zu den Basler Medizinern umfassen vor allem Briefe, Publikationen sowie diverse Manuskriptsammlungen, aber auch Verwaltungsschriftgut, Protokolle etc. Die Forschungsliteratur zu den Basler Medizinern setzt sich aus zahlreichen, detailreichen, überwiegend kleineren und durchweg älteren Publikationen der lokalen Forschung und verstreuten, großteils fragmentarischen Beiträgen in der internationalen Wissens- und Medizingeschichte zusammen, die im weiteren Verlauf des Buches zitiert werden. Im Vordergrund steht dabei Felix Platter, während zu Theodor Zwinger und insbesondere zu Caspar Bauhin weit weniger Arbeiten vorliegen. Weitere Mediziner – z. B. Heinrich Pantaleon, Jakob Zwinger, Thomas Platter d. J., Johann Nicolaus Stupanus – fanden bislang nur vereinzelt Beachtung. Noch immer zur Übersicht: Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917.

der Abläufe in den Jahrzehnten um 1600, sondern qualitative und situative Tiefenbohrungen, die in der Gesamtschau Einblicke in die Funktionalität von Exzess ermöglichen.

Mit dem nachfolgenden ersten Teil »Positionierungen im Fluiden – Das Bad« nähere ich mich der Basler Gesellschaft von einem Ort aus an, dessen Bedeutung gerade in seinem Charakter als einem von Basel aus betrachtet geographisch externen und temporär begrenzten Möglichkeitsraum liegt. Die für das Bad charakteristische exzessive Fluidität scheint soziale Ordnung zunächst zu verflüssigen – tatsächlich aber wurde sie hier neu verhandelt und verfestigt.

Positionierungen im Fluiden – Das Bad

Einführung

In den Bädern rund um Basel begegneten sich Menschen aus allen sozialen Schichten. Männer und Frauen, Angehörige der städtischen Elite und Adlige aus der Region, Reiche und Arme, PatientInnen und Ärzte, ProtestantInnen und KatholikInnen badeten gemeinsam oder in recht unmittelbarer Nähe und erlebten Tage und Wochen der Erholung, des oft sehr beengten Zusammenlebens und der intensiven Beschäftigung mit dem eigenen Körper.

Die Menschen trafen hier in temporär dislozierten und auf den ersten Blick ungewöhnlichen Formationen aufeinander. Nicht zuletzt deshalb bildeten die frühneuzeitlichen Bäder auch imaginativ stark aufgeladene gesellschaftliche Laboratorien, in denen sich die Konstellationen der Gesellschaft aufweichten und neu ausgehandelt werden konnten. Die einzelnen AkteurInnen schrieben sich im Bad in die anwesende Elite ein, knüpften ungewöhnliche Kontakte, etwa zu Adligen oder Menschen anderen Geschlechts oder anderer Konfession, behaupteten ihre Position und stellten Hierarchien her. Im Zentrum dieses sozialen Handelns im Bad standen exzessive Soziabilitätspraktiken wie Trinken, Spielen, Zotenreißen oder auch das Präsentieren von Badgeschenken. Gleichzeitig befanden sich Praktiken und Körper im Bad, angesichts zeitgenössisch fluider Konzepte von Körperlichkeit, auch im Fokus gesellschaftlicher und herrschaftlicher Ordnungsprojekte. Umgesetzt unter anderem in Baderegeln – der »guten Ordnung« der Badgesellschaft – setzten diese Anstrengungen auf Regulierung im vermeintlich unreguliert Fließenden.

Der Mediziner begegnet im Bad in einer Reihe sehr verschiedener Rollen: als praktizierender Arzt, Badegast, Klient, Ratgeber und begleitender Familienangehöriger. Immer aber war er Träger von Bad- und Körperwissen, was er – mehr oder weniger gekonnt – zur Selbstinszenierung nutzte. Die soziale Situation Bad verspricht, sobald wir sie gemeinsam mit den Medizinern

betreten, ungewöhnliche und multiperspektivische Einblicke in gesellschaftliche Prozesse.

Die Bäder um Basel

Basel befand sich um 1600 inmitten eines weitläufigen »Clusters«[1] von zahlreichen Heil-, Kur- und Wildbädern.[2] In der näheren und etwas weiteren Umgebung der Stadt lagen beispielsweise das mondäne Baden im Aargau, Plombières in den Vogesen oder das nahe Bad Maulburg bei Schopfheim. Aber auch die berühmten eidgenössischen Bäder Pfäfers, Leuk, Füderis sowie Wildbad im Schwarzwald waren in erreichbarer Nähe und wurden von Basel aus frequentiert. Dazu kamen einige kleine und kleinste Bäder in der direkten Nachbarschaft wie Brüglingen oder Ettingen.

Der Charakter dieser Badeorte war sehr unterschiedlich. Baden im Aargau war nicht nur weithin bekannt, sondern auch infrastrukturell bereits seit dem späten Mittelalter außerordentlich gut ausgebaut und bot Raum für eine Vielzahl von Gästen.[3] Als wichtigster Tagungsort der eidgenössischen Tagsatzung während des 16. Jahrhunderts handelte es sich auch um ein politisches Zentrum, das für die standesgemäße Unterbringung vieler Gäste bestens eingerichtet war. Wie Andreas Würgler aufgezeigt hat, ermöglichten gerade die infrastrukturellen Voraussetzungen in Baden politisch-diplomatische Soziabilität, woran vor allem das Badewesen einen erheblichen Anteil hatte.[4]

Architektur und Topographie der Gasthäuser und Bäder boten Begegnungsmöglichkeiten zum Teil sogar über soziale Grenzen hinweg. Zugleich markierten sie aber auch Differenzen und stellten sie – über die Anordnung der Badegelegenheiten, der Gästezimmer oder der Räume für weitere Vergnügungen wie Ballspiele oder Reigentänze – auch überhaupt erst her. Die kleineren Bäder wie zum Beispiel das nahe an Basel gelegene Bad Maulburg,

1 Zum Begriff des »Clusters« für eine Ansammlung von Badeorten vgl. Lotz-Heumann, Kurorte, 2003, S. 32. Vgl. zu dem Phänomen außerdem Bitz, *Badewesen*, 1989, S. 21. Chambers, Spas, 1992, S. 4, konstatiert eine auffällige Nähe derartiger Cluster zu urbanen Zentren.

2 Für die direkte Umgebung Basels vgl. Heyer, Ehemalige Bäder, 1978; Obrecht, *Badefreuden*, 2006.

3 Vgl. Fricker, *Geschichte der Stadt und Bäder*, 1880; Mittler, *Geschichte der Stadt Baden*, 1962–1965.

4 Würgler, *Die Tagsatzung*, 2013, zur Soziabilität S. 335–384.

welche häufig mit einer gerade in den bildlichen Darstellungen bukolisch euphemisierten Lage mitten in der Natur aufwarteten, und vor allem diejenigen Bäder, in denen in Becken statt in einzelnen Zubern gebadet wurde, boten dagegen oft wenig Möglichkeiten, die badende Gesellschaft räumlich zu differenzieren. Hier ist also von einer noch deutlicheren Vermischung der Badegäste auszugehen.

Das Bad stellte einen Austauschraum par excellence dar: [5] Die Badebecken, in denen sich die Badenden bis zu acht Stunden und, will man einer Äußerung des Basler Arztes Heinrich Pantaleon Glauben schenken, mit bis zu 99 weiteren Badegästen täglich aufhielten,[6] die Räume zwischen den Bädern,[7] Begegnungen in den Gasthäusern, Laubengängen und Gärten, bei Gastmählern, Spaziergängen, Kartenspielen, gemeinsamen An- und Abreisen[8] – all diese Teil- und Zwischenräume konstituierten einen wirkmächtigen gesellschaftlichen Kristallisationsraum. Das außerordentliche Soziabilitätspotenzial dieser Orte hat sich in einer beeindruckenden Präsenz der Bäder in den unterschiedlichsten Quellen – in Briefen, autobiographischen Texten, Traktaten, Fallberichten, *consilia* und Rezepten – niedergeschlagen.

Die gesellschaftliche Bedeutung der Bäder für Basel ist bislang allenfalls ansatzweise aufgearbeitet worden.[9] In all ihrer Unterschiedlichkeit lassen

---

5 Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009; Studt, Die Badenfahrt, 2001; Studt, Baden zwischen Lust und Therapie, 2005; Studt, Umstrittene Freiräume, 2012; Herbert, Gender and the Spa, 2009; Herbert, *Female Alliances*, 2014, S. 117–141.

6 Z. B. zur Badedauer: J. Zwinger an T. Zwinger, 23.5.1583, UBB, Frey-Gryn Mscr II 23, S. 519. Heinrich Pantaleon gibt bei seiner Beschreibung der einzelnen Bäder sowohl deren Größe als auch die Anzahl der Badenden an, woraus sich auf recht beengte Verhältnisse schließen lässt. Im Freien Bad beispielsweise badeten demnach bis zu 100 Personen in einem Becken von 30 Schuh Länge und 24 Schuh Breite, im Herrenbad im Stadthof saßen ca. 20 Personen auf 15 × 13 Schuh, Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 71, 76.

7 Vgl. Lotz-Heumann, Kurorte, 2003, S. 27. Zur Architektur der Bäder – inklusive einiger Grundrisse – vgl. Bitz, *Badewesen*, 1989. Zu den Laubengängen in Bädern vgl. Mehring, *Badenfahrt*, 1914, S. 99.

8 Vgl. C. Herbst an T. Zwinger, o. D., UBB, Frey-Gryn Mscr I 4, S. 192.

9 Für die Schweizer Bäder insgesamt ist insbesondere auf die Dissertation von Kaufmann zu verweisen, Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009. Daneben liegt die umfangreiche, aber betagte Darstellung zu Baden von Fricker, *Geschichte der Stadt und Bäder*, 1880, vor sowie populärwissenschaftliche und/oder ältere Beiträge wie Treichler, *Wonnige Badenfahrt*, 1980; Meier, *Von alten Bädern*, 1964; Neeracher, *Bader und Badewesen*, 1933. Zur allgemeinen Auseinandersetzung mit der Thematik sei auf die ausführlichen Darstellungen des Forschungsstands bei Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009, S. 19–36, und Furter, *Urbanisierung*, 2005, S. 69–75, verwiesen. Nach wie vor überwiegen Untersuchun-

sich die verschiedenen Bäder der Region als Verdichtungsorte und lediglich geographisch extraurbane Möglichkeitsräume der Basler Gesellschaft fassen. Hier wird die Verflechtung dieser Gesellschaft mit ihrer Umgebung, mit den Gesellschaften anderer Städte, mit dem Adel sowie Angehörigen anderer Konfessionen besonders greifbar.[10]

Das Bad lässt sich entsprechend, so der konzeptuelle Ausgangspunkt dieses Teils, in Anlehnung an Mary Louise Pratts für die Analyse von Begegnungen zwischen Europäern und Indigenen in der Expansion entwickeltes Konzept der *contact zone* als *fluid zone* beschreiben.[11] Von Pratt übernimmt diese Konzeption die Perspektive auf situative Begegnungen und auf die Aushandlung der in diesen Begegnungen realisierten sozialen Beziehungen. Es handelt sich also um einen Ansatz, der die Fixierung auf das Bestehen fester gesellschaftlicher *communities* durch ein flexibleres Bild zu ersetzen sucht. Die *fluid zone* ermöglicht es dabei, den Kontakt nicht, wie Pratt, ausgehend von seiner Asymmetrie, sondern als eine schwappende Bewegung zu verstehen, in der ein Hin und Her von sozialer Beziehung und der Ausgestaltung von Hierarchien sowie gesellschaftlicher Ordnung stattfand.

Im Folgenden wird versucht, Fluidität als Motor von Vergesellschaftung zu begreifen. Fluidität überschreitet und umfließt körperliche wie gesellschaftliche Grenzen. Als analytisches Konzept macht sie auf die Brüche von scheinbar festen Dichotomien und gesetzten Kategorien und die sozialen Potenziale dieser Brüche aufmerksam. Sie ist eine Spielart von Exzess.

Perspektiven auf die Exzessivität des Bades

Das erste Kapitel zeichnet ausgehend vom frühneuzeitlichen Körperkonzept des *body of fluids*, demzufolge Körper um 1600 als fluide und unabgeschlossen wahrgenommen wurden, zunächst die Dimensionen von Verflüssigung

---

gen zum 18. und 19. Jahrhundert, etwa Large, *The Grand Spas*, 2015; Eßer/Fuchs (Hg.), *Bäder und Kuren*, 2003.

10 Die Bäder wurden bislang vielmehr als im Sinne einer Antithese verstandene, fremdartige »Heterotopien« beschrieben und nicht als Raum, der – trotz seiner räumlichen Auslagerung – dezidiert zur Stadt gehörte. Wenn beispielsweise Studt Bäder als »Orte der Urbanität« analysiert, zielt sie, wie etwa auch Borsay, mehr auf die Untersuchung »urbaner« Aspekte für die einzelnen Badeorte als auf deren Bedeutung für die städtischen Zentren, Studt, Umstrittene Freiräume, 2012; Borsay, Health and Leisure Resorts, 2000. Die Begegnung städtischer und nichtstädtischer AkteurInnen wird dabei nicht reflektiert.

11 Pratt, Arts of the Contact Zone, 1991; Pratt, *Imperial Eyes*, 2008.

im Bad nach. Die vielschichtigen Konventionen der sozialen Situation Bad ergaben sich aus traditionell vieldeutigen Topoi, die sich an die Bäder banden, aus anzüglichen Narrativen, schillernden Imaginationen, aber auch aus Verregelungen. Gemeinsam strukturierten diese den Alltag im Bad – und wurden zugleich beständig verhandelt. Im zweiten Kapitel wird der Blick von den einzelnen Körpern auf gesellschaftliche Vermischungsprozesse und die Regulierungsversuche der Elite gelenkt. Dabei wird die »gute Ordnung« im Bad als ein exzessives Projekt gelesen, das neben dem vordergründigen moralischen und regulierenden Anspruch Raum bot für anspielungsreichen Humor, Ironie und Witz, wodurch bestehende Grenzen sowohl zersetzt als auch markiert wurden. Das dritte Kapitel konzentriert sich auf die Figur des Mediziners, seine Ambitionen und seine gleichzeitig prekäre Position im Bad. Das Bild von Verflüssigung und Vermischung wird dahingehend ergänzt, welche Möglichkeiten der Verfestigung – von Status, Hierarchie und Subjektivierung – das Bad als soziale Situation einzelnen Akteuren zur Verfügung stellte. Das letzte Kapitel widmet sich dem gezielten Gebrauch von exzessiven Soziabilitätspraktiken durch Mediziner im Bad, ihrer Konventionalität und sozialen Produktivität. Dabei wird deutlich, dass es sich beim gesellschaftlichen Möglichkeitsraum Bad keineswegs um einen ausnahmsweisen »Freiraum«,[12] gerade nicht um einen Ort der Verkehrung und der bloß temporären Andersartigkeit handelte, sondern um einen Raum des Aushandelns und des Setzens von sozialen Konventionen mit weiter gesellschaftlicher Strahlkraft und Gültigkeit.

Verflüssigung – Körper im Bad

Die Badebecken in Baden waren vom Blut der Geschröpften »dermassen geferbet / als wann man in dem blut badet« – so der Basler Mediziner Heinrich Pantaleon in seiner Abhandlung *Warhafftige und fleissige beschreibung der uralten Statt und Graveschafft Baden sampt ihrer heilsamen warmen Wildbedern* von 1578.[13] Wasser und Körpersekrete diffundieren in diesem überzeichne-

12 Studt, Umstrittene Freiräume, 2012.

13 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 72. Baden und Schröpfen waren traditionell eng miteinander verbunden. Vgl. Martin, *Deutsches Badewesen*, 1906, S. 77–82. Das Bild der Vermischung des Heilwassers mit dem Blut der Badenden findet sich auch in Montaignes Beschreibung der Bäder Badens, Montaigne, *Tagebuch*, 2007, S. 63. Lang-

ten, dabei jedoch nicht minder aufschlussreichen Bild, das plastisch die Vermischung der Körpersäfte, das regelrechte Eintauchen der Körper in eine gemeinsam geteilte Form flüssiger Körperlichkeit im Bad vor Augen führt.

In Pantaleons Erzählung baut die Darstellung als »Blutbad« auf dem kurz zuvor gegebenen Hinweis auf, dass die Badenden das Schröpfen als maßgebliches Element ihrer Badenfahrt betrachteten. Sie »vermeinen mehrtheils sie haben nit gebadet wann sie nit voll hoernlin wie ein Igel hangen«.[14] Spätestens dieser Vergleich der geschröpften Badenden mit dem – zeitgenössisch auch sexuelle Konnotationen aufrufenden – Igelmotiv[15] kennzeichnet die Episode als anzüglich und witzig. Wieso jedoch diese humorvolle Darstellung des Bades als »Blutbad« und der Geschröpften als tierische Stachelkugeln, deren Körpersäfte sich im Wasser vermischten? Was implizierte diese Darstellung in Pantaleons auf lange Sicht sehr erfolgreicher Publikation und was bezweckte sie?

Frühneuzeitlicher Humor hing eng mit Ordnungsdiskursen und der Auflösung und Neuaushandlung bestehender Normen zusammen.[16] Pantaleon nutzte das Bild des »Blutbads« in seiner medizinischen und historiographischen Abhandlung zu den Bädern im aargauischen Baden sowohl für die Lancierung moralischer Botschaften als auch für seine Selbstpositionierung als Arzt, indem er zum einen die Art und Weise des Badens anprangerte und zum anderen das kritisierte Schröpfen als unangebrachte Konkurrenz zu einer Behandlung durch den Mediziner charakterisierte. Gleichzeitig konnte er mit dem Bild auch den Sexappeal des Badens in Baden en passant werbewirksam unterstreichen. Diese Werbung funktionierte gerade aufgrund ihrer Dopplung von Ordnungspräsentation und einer gleichzeitigen, nur oberflächlich durch Kritik versteckten Beschreibung von Exzess. Die Entgrenzung der Körper im Bild der Vermischung der Körperflüssigkeiten im

fristig war der Band Pantaleons zu Baden wohl sehr erfolgreich, im 17. Jahrhundert wurde seine angesichts zu wenig erhältlicher Exemplare schwere Zugänglichkeit wiederholt bedauert, Unterlagen zu Pantaleon, StB, A 31.5. Dennoch finden sich das Buch keinesfalls selten in den heutigen Bibliotheken.

14 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 71. Der Rat von Baden vergab das Schröpfamt. Wehrli betont die hohe Nachfrage, die sie mit dem hohen finanziellen Gewinn durch das Amt erklärt, Wehrli, *Das öffentliche Medizinalwesen*, 1927, S. 34.

15 Heiland, *Visualisierung*, 2015, S. 152–156; Gerhardt, Kröte und Igel, 1981. Zu Igel und Kröte als Votivgaben und Symbole für den Uterus vgl. Andree, *Votive*, 1904, S. 129–138.

16 Simons, *The Sex of Men*, 2011, S. 94–97, unterscheidet drei Theorien zur Funktion frühneuzeitlichen Humors: 1. Humor als »release«, 2. Humor als sozial bindend, 3. Humor als Ermächtigungsfunktion. Insbesondere in ihren Ausführungen zu 3. wird deutlich, wie wichtig die Aufhebung und gleichzeitige Setzung und Markierung von Normen für den frühneuzeitlichen Humor waren.

Badbecken rekurrierte nämlich auf nach wie vor wirkmächtige Topoi eines entgrenzten und zügellosen Lebens in den Bädern: Ausgehend von literarischen und ikonographischen Diskursen sowie dem Verständnis der Bäder als Orte besonderer Fertilität für Frauen, deren Badenfahrt ihrer Kinderlosigkeit ein Ende setzen sollte, knüpften sich an das Bad seit der Antike Imaginationen eines Raumes, der Sexualität auch jenseits der Grenzen der Institution Ehe ermöglichte.[17]

Exzess in der Form von fluider Entgrenzung im Bad war ein überaus wirkmächtiges Narrativ, das die Attraktivität der Badenfahrten maßgeblich trug. Die Bedeutung der Bäder erklärt sich nur, wenn man ihre Wirkkraft als komplexe Imaginationsräume mit bedenkt. Um die Vielschichtigkeit der Bezüge der Textstelle Pantaleons verstehen zu können, ist daher zunächst das Verhältnis der Bedeutungen von Körperflüssigkeiten, ihrem Fließen und Ausfließen und dem Heilwasser des Bades, in das sie sich in Pantaleons Beschreibung ergießen, genauer zu betrachten. Das Kapitel widmet sich dieser konkreten Verflüssigung, bevor im nachfolgenden Kapitel die in der Textstelle verhandelten sozialen Aspekte unter die Lupe genommen werden.

Fluide Körper – Fluide Konzepte

Frühneuzeitliche Körpervorstellungen beruhten maßgeblich auf Fluidität. Körpersäfte flossen unablässig, transformierten sich, bildeten sich neu und verließen den Körper durch Körperöffnungen, die Haut und absichtlich herbeigeführte Wunden, etwa im Aderlass.[18] Körperflüssigkeiten befanden sich diesem Verständnis nach konstant in Bewegung. Die Vorstellung der Fließbewegung bestimmte die Wahrnehmung fremder und eigener Körper sowie die medizinische Diagnostik.[19] Im Gegensatz zum modernen *bounded body*,[20] dem Verständnis eines nach außen weitgehend abgeschlossenen Einzelkör-

17 Vgl. für die reichhaltigen Imaginationen zum Bad Loleit, *Wahrheit, Lüge, Fiktion*, 2008.

18 Vgl. zur Porosität der Haut vor allem in der Medizin Evelyn Welch, Skin Deep, 2018; im Zusammenhang mit zeitgenössischen Praktiken der Körperpflege Cavallo/Storey, *Healthy Living*, 2013.

19 Duden, *Geschichte unter der Haut*, 1987; Horden/Hsu (Hg.), *The Body in Balance*, 2013.

20 Die Bezeichnung wird in vielen englischsprachigen Publikationen für das für die Moderne angenommene abgeschlossene Körperkonzept verwendet. Vgl z. B. Lawton, Contemporary Hospice Care, 1998, dazu in Verbindung zur Badthematik, Twigg, *Bathing*, 2002, S. 41f.

pers, war der allein durch das konstante Fließen der Körpersäfte funktionale frühneuzeitliche Körper als *body of fluids*[21] weitgehend nach außen undefiniert, durchlässig und potenziell flüchtig.[22]

Im Zuge postmoderner Ansätze insbesondere auch aus dem Umfeld der *queer studies*, die die Auflösung, das Zerfließen, nicht länger abgeschlossener und klar definierter Körper- und Identitätskonzeptionen nicht nur politisch propagieren, sondern auch konzeptuell denkbar machen, haben vormoderne fluide Körpervorstellungen und ihre gesellschaftlichen und kulturellen Implikationen seit den 1980er Jahren an Attraktivität und an Lesbarkeit gewonnen.[23] Barbara Duden hat bereits in ihrer *Geschichte unter der Haut* die analytische Grenzsetzung zwischen dem bis dahin unhistorischen Körperinneren und einer Geschichte außerhalb des Körpers aufgebrochen und diese Grenze selbst als eine historisch gesetzte entlarvt.[24] Dudens Analyse zeigt dabei auf, wie bedeutsam Vorstellungen des Fließens und Stockens, des potenziell unkontrollierbaren und doch zur Reinigung durch Exkretion befähigenden flüssigen Körperinneren für PatientInnen und Mediziner im 18. Jahrhundert waren.[25] Seither haben eine Reihe von AutorInnen Dudens Ergebnisse auch auf frühere Jahrhunderte zurückgewendet.[26]

Während die Verflüssigung in der Forschung nach wie vor hauptsächlich für den vormodernen weiblichen Körper konstatiert wird, den Gail Kern Paster aufgrund seines beständigen Ausströmens vielzitiert als »leaky vessel« bezeichnet hat,[27] wird der Ruf nach allgemeineren Konzepten für frühneuzeitliche fluide Körper lauter.[28] Schließlich zeigen die Quellen auf, dass beispielsweise Menstruation in der Frühen Neuzeit nicht als rein weibliches

21 King, Inside and Outside, 2012, S. 38. Angesichts dieses Befundes ist ein neuer und umfassender wissenschaftshistorischer wie kulturgeschichtlicher Blick auf die Bedeutung von Körperflüssigkeiten in vormodernen Körperkonzepten ein Desiderat. Der ambitionierte Sammelband Horstmanshoff/King/Zittel (Hg.), *Blood, Sweat and Tears*, 2012, hat dies sowohl konstatiert als auch begonnen, diese Lücke zu schließen.

22 Zur Fluidität als konstitutivem Element des frühneuzeitlichen Körperverständnisses vgl. Rublack, Erzählungen vom Geblüt, 2001; Simons, *The Sex of Men*, 2011; Simons, Manliness, 2009.

23 Vgl. z. B. Volkart, *Fluide Subjekte*, 2006, v. a. S. 1–21; Haraway, Manifest für Cyborgs, 1995.

24 Duden, *Geschichte unter der Haut*, 1987, S. 7–11.

25 Ebd.; Duden, Fluxes and Stagnations, 2013.

26 Z. B. Stolberg, *Homo patiens*, 2003, v. a. S. 172–182; Rankin, *Panaceia's Daughters*, 2013, S. 194–196.

27 Paster, *The Body Embarrassed*, 1993, S. 23–63; Paster, Leaky Vessels, 1987.

28 Simons, *The Sex of Men*, 2011.

Phänomen betrachtet wurde.[29] Ebenso betraf die fluide Unkontrollierbarkeit von Urin, Kot und sexuellen Körperflüssigkeiten auch und, wie Lyndal Roper betont, besonders den in seiner Männlichkeit beständig gefährdeten und dabei stets nach außen drängenden Männerkörper.[30] Die Feststellung, wie wichtig Fluidität auch für die Konzeption des männlichen Körpers ist, bedeutet jedoch mitnichten, Geschlechtlichkeit mit Thomas Laqueur in ein die Geschlechter körperlich angleichendes *one sex model* aufzulösen.[31] Patricia Simons schlägt stattdessen eine auf Ähnlichkeiten zwischen den Geschlechtsvorstellungen beruhende und doch differenzierende *unequal two-seed theory* vor, die der zeitgenössischen Bedeutung insbesondere von sexuellen Flüssigkeiten gerecht wird.[32] Unabhängig vom Geschlecht dominierten also, zusammengefasst, Vorstellungen des Fließens von Körperflüssigkeiten und der Porosität der Grenzziehung nach außen frühneuzeitliche Körperdiskurse.

Begreift man frühneuzeitliche Körper als prinzipiell unabgeschlossen und mit ihrer Umgebung in ständigem Austausch stehend, so hat das auch Auswirkungen auf das Verständnis vormoderner Gesellschaften. Gerichtet wird der Blick dann nämlich konsequenterweise statt auf klar abgegrenzte Individuen auf die Dynamik von Beziehungen.[33] Der Blick auf Körperkonzepte lässt sich auf diese Weise auch mit allgemeineren Ansätzen in der aktuellen Geschichtswissenschaft verbinden: Fließ- und Flussmetaphoriken erfreuen sich in letzter Zeit großer Beliebtheit einer an Verbindungen, Verflechtungen und Bewegung interessierten Geschichtswissenschaft. *Flows* avancierten im Zuge der *connected* und der *global history* wie auch des *material turn* zum allgegenwärtigen Schlagwort, das auch innerhalb der stärker sozialgeschichtlich orientierten Forschung zunehmend das tendenziell starrere Bild von Netzwerken ablöst, ergänzt und dynamisiert und zugleich

29 Pomata, Menstruating Men, 2001.

30 Roper, *Ödipus*, 1995, z. B. S. 158: »Die männliche Beherrschung der körperlichen Grenzen […] wurde als extrem brüchig empfunden!«. Vgl. Simons, *The Sex of Men*, 2011, z. B. S. 37f.

31 Laqueur, *Making Sex*, 1990. Vgl. zur Debatte um das *one sex model* das Kapitel »Körper vergesellschaften – Anatomie als Ordnungsprojekt«.

32 Simons, *The Sex of Men*, 2011, S. 16. Die umfassendste Kritik an Laqueur bietet King, *The One-Sex Body*, 2013.

33 Vgl. Davis, Bindung und Freiheit, 1986; Jancke/Ulbrich, Vom Individuum zur Person, 2005.

Transformationsprozesse und Beziehungen betont.[34] Beziehungen und Beziehungsarbeit bestanden in der Frühen Neuzeit, wie diese Forschungsrichtung betont, aus keinem festen, statischen Netz, sondern befanden sich beständig im Fluss.[35]

Wasser und Blut – Flüssigkeiten im Bad

Die Bedeutung des Fluiden in der frühneuzeitlichen Medizin ist kaum zu überschätzen. Verhältnis, Verteilung und Fließbewegung der *humores* boten nicht allein Erklärungen für Krankheiten und Charaktere, sondern begründeten zugleich das theoretische wie praktische Fundament für die Therapierung des Körpers. Zentral dafür waren Vorstellungen der Transformation von Körperflüssigkeiten: Nach Galen war Wein die Substanz, die sich am leichtesten in Blut verwandelte.[36] Blut wiederum transformierte sich weiter, beispielsweise in Muttermilch oder in Samen.[37] Neben der Einnahme von Medikamenten, die das fluidale Gleichgewicht beeinflussen sollten, und der Diätetik, nicht zuletzt mit einer immer wieder zu konstatierenden besonders auffälligen Bedeutung des Weines,[38] sowie Aderlässen und Purgationen nahmen Bäder und Trinkkuren einen enorm wichtigen Raum in der Medizin des 16. Jahrhunderts ein. Wasser wurde, so Kathleen Brown, medikalisiert und verstanden als »a potent substance, capable of strengthening or weakening bodies«.[39] Konkret bedeutete das zum Beispiel, dass »Sauerbrunnen«,

34 Die Literatur zu *flows* und *connectivity* in der Globalgeschichte und Materiellen Kulturforschung ist zuletzt stark angewachsen. Als Ausgangspunkt der Diskussion nach wie vor zentral: Appadurai, Disjuncture and Difference, 1996. Rebecca Zorachs Zugang im Bereich der materiellen und visuellen Kultur verbindet vielschichtig Fluidität mit Überfluss (»abundance«), Zorach, *Blood, Milk, Ink, Gold*, 2005.

35 Das ist auch der Grund dafür, dass ich auf den Begriff des »Netzwerks« weitgehend verzichte. An diesen knüpft sich nämlich die Gefahr, dass gerade die Komplexität der Latour'schen Akteur-Netzwerk-Theorie eingeebnet und die Deutungskraft des Netzwerkbegriffs überschätzt wird – und zwar immer dann, wenn soziale Beziehungen nicht in ihrer Dynamik und Wandelbarkeit und der Vielfalt ihrer Ausprägungen wahrgenommen werden, sondern als feststehendes Netz, als »Gruppe«, beschrieben werden. Vgl. für diese Kritik Jancke/Schläppi, Ökonomie sozialer Beziehungen, 2011.

36 Jaboulet-Vercherre, *The Physician, the Drinker*, 2014, S. 47, ausführlicher zum Verhältnis von Wein und Blut S. 73–80.

37 Ebd., S. 175; Wiesner, *Women and Gender*, 1993, S. 54.

38 Eine ausführliche Analyse – wenn auch zum Mittelalter – liefert Jaboulet-Vercherre, *The Physician, the Drinker*, 2014. Für das 16. Jahrhundert vgl. Albala, To Your Health, 2006.

39 Brown, *Foul Bodies*, 2009, S. 5.

also kohlensäurehaltiges (Heil-)Wasser, etwa aus Griesbach, abgefüllt und aufwändig über weite Strecken transportiert wurden, um vor Ort – auch in Basel – getrunken zu werden.[40]

Das Baden im äußerst heilquellenreichen eidgenössischen und süddeutschen Raum nahm, obwohl hier auch während der vorangegangenen Jahrhunderte gebadet worden war, im 16. Jahrhundert einen enormen Aufschwung.[41] Das große zeitgenössische Interesse an Heilwässern lässt sich mit mehreren Faktoren erklären. Die neue Anziehungskraft der Bäder basierte neben der wiederentdeckten medizinischen Heilkraft der Quellen auch auf alten Topoi und Wunderglauben. Hinzu trat nun die obrigkeitliche Propagierung der Bäder als Orte der Heilung, Erholung, Muße, Unterhaltung und Geselligkeit, die für die Herrschaftsträger nicht zuletzt wirtschaftliche Erfolge versprachen. Verantwortlich für den Bäderboom, der im späteren 17. Jahrhundert wieder deutlich nachlassen sollte, war nicht zuletzt auch das bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts neu erwachte wissenschaftliche Interesse an dem Wasser der Heilquellen. Dieses Interesse schlug sich in einer reichen, den Boom weiter stimulierenden Buchproduktion zum Badewesen allgemein sowie zu einzelnen Bädern nieder – darunter auch Heinrich Pantaleons Beschreibung der Bäder in Baden.

Pantaleon leitete die Dedikation seiner Badeschrift an die Schultheißen und den Rat Badens folgendermaßen ein:

> »Obwohl die fuersehende natur / großgünstige Herren / in allen Elementen vil wunderbare würckungen teglichen vollbringet / erzeiget sich doch dises vil mehr in dem Wasser welches hin vnd wider (als die adern in menschlichem Coerper) durch die Erden fleusset / dieselbigen befeuchtet / vnd jr art oder eigenschafft bey den Brunnenquell wunderbarlichen eroeffnet.«[42]

Heilwasser und Blut, Quelle und Körper stehen hier in direkter Entsprechung. Imaginiert wird eine unaufhörliche Fließbewegung, die nicht linear verläuft, sondern in einem konstanten Hin und Her gefangen ist. Der Kör-

40 Platter berichtet, dass einer seiner Patienten Wasser aus Griesbach in seinem Keller aufbewahrte, Platter, *Observationum*, 1614, S. 570f.

41 Die Publikationen zu den Bädern betonen häufig die lange Tradition der Badeorte. Besonders auffällig ist das bei Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, der seinen Ausführungen zu den Bädern einen historischen Abriss voranstellt. Martin, *Deutsches Badewesen*, 1906, führt eine Vielzahl von Belegen für das Baden im Mittelalter an. Baden im Aargau war spätestens im 14. Jahrhundert ein sehr gut ausgestattetes Bad mit einer Reihe von Herbergen.

42 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 2.

per wurde um 1600 verstanden als ein Mikrokosmos, der dem Makrokosmos »Welt« entsprach. In diesem Denken wurden Körper und Welt nicht – so wie es die Moderne gewohnt ist – getrennt und voneinander deutlich abgesetzt verstanden, sondern gehörten zusammen. Der frühneuzeitlichen Körperkonzeption nach stand der menschliche Körper andauernd im Austausch mit seiner Umgebung, vermittelt nach Galen über die *sex res non naturales*:[43] Luft (*aer*), Speise und Trank (*cibus et potus*), Arbeit und Ruhe (*motus et quies*), Schlaf und Wachen (*somnus et vigilia*), Absonderungen und Ausscheidungen (*secreta et excreta*), Emotionen (*affectus animi*) sowie die im 12. Jahrhundert ergänzte und mitunter auch später ungenannt bleibende Sexualität.[44]

Statt von Korrespondenz, Ähnlichkeit oder Beeinflussung zwischen Körper und Welt zu sprechen, hat Marie-Christine Pouchelle, ausgehend von den Schriften Henri de Mondevilles aus dem 13. und 14. Jahrhundert, vorgeschlagen, das entsprechende Weltbild als geschlossene Einheit zu betrachten. Das Verhältnis zwischen Körper und Welt ist gemäß diesem auch im 16. Jahrhundert gängigen Verständnis direkte Entsprechung statt lediglich vermittelte.[45] Folgen wir Pouchelles Überlegungen zur Beziehung von Mikro- und Makrokosmos, wird deutlich, dass es sich bei Pantaleons Gleichung von Heilwasser und dem Blut in den menschlichen Adern nicht lediglich um eine ihres Bezugs entleerte Metapher handelt. So wie der menschliche Körper als Erklärungsmodell für die Natur, die Erde, ihre »Flüsse« und damit auch für ihre Quellen diente, wurde die Erde hier ihrerseits zum Modellfall für das Körperkonzept des Fließens.[46] Erde und Körper klappten im Bild ihrer jeweiligen Fließbewegungen als Wissensobjekte in eins und geronnen zu einem Weltverständnis, das maßgeblich auf Hydraulik und Flüssigkeiten aufbaute.[47]

43 Zu frühneuzeitlichen Gesundheitspraktiken ausgehend von den *res non naturales* vgl. Cavallo/Storey, *Healthy Living*, 2013. Thomas, Health and Morality, 1997, S. 20, zitiert ein Traktat des englischen Mediziners Thomas Phayer von 1546, laut dem »›excesse‹ in any of the nonnaturals […] ›almoste the chefe occasion of all such diseases as rayne among us nowe a dayes‹« war.

44 Simons, *The Sex of Men*, 2011, S. 126. In Platters Gedichtsammlung werden die *sex res non naturales* in einem kurzen Text »Gesundt zebleiben. Regel« angeführt: »Luft, Spis, Schlof, Iebung, Reinigung / Brauch recht sampt des Gmiets bewegung«, Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 43.

45 Pouchelle, *Corps et chirurgie*, 1983, v. a. S. 159, 208.

46 Ähnlich und ausführlicher auch bei Leucippaeus, *Von Natur, Eigenschafft, Wirckung*, 1598, v. a. S. 5rf.

47 Zorach, *Blood, Milk, Ink, Gold*, 2005, S. 27, mit Verweis auf eine persönliche Kommunikation mit Lorraine Daston vom Dezember 2003.

Das in der Quelle aus dem Erdboden hervortretende Wasser trage, so Pantaleon, die Eigenschaften der Erde in sich und ermögliche damit mineralogische Einblicke in das opake Erdinnere.[48] Die Vorstellung, dass sich das Wasser beim Durchfließen des Gesteins mineralogisch anreicherte, war grundlegend für die Kategorisierung der Bäder anhand ihrer je unterschiedlichen Eigenschaften und spezifischen Heilkräfte. Das erläuterte beispielsweise Walther Ryff in seiner *Badenfahrt* ausführlich in einzelnen Kapiteln zu den verschiedenen Grundstoffen von Heilwassern, darunter etwa Alaun, Salz, Blei, Eisen oder Gold.[49]

Deshalb sah Pantaleon auch nicht nur in der angeprangerten Verunreinigung durch das Blut der Geschröpften, sondern auch in der Verwässerung des Heilwassers durch Regenwasser ein Problem, das die Heilwirkung deutlich verminderte. Auch wenn es durch eine teilweise Abdeckung des Beckens prinzipiell möglich sei, solle, so der Ratschlag des Mediziners, bei Regen nicht gebadet werden:

»Es were auch besser wann regenwetter vorhanden / man sesse nit in das bad: dann ob wol dz bad halb bedecket / vnd man sich an den schirm thun mag / verleuret doch das Bad durch deß regenwassers vermischung sein qualitet vnd eigenschafft.«[50]

Im Gegensatz zum Quellwasser, das sich in der Tiefe der Erde stofflich angereichert hatte, um dann wundersam hervorzudringen, erscheint das Regenwasser bei Pantaleon als dünn, ungesättigt und bloß.

Nachdem das Heilwasser das Gestein passiert hatte, vermischte es sich mit den Körpern der Badenden und Trinkenden, wo es dazu diente, die Flüsse der *humores* zu balancieren. Die durch den menschlichen Körper fließenden Säfte gaben ihrerseits Auskunft über das Innere des Körpers, so wie die Zusammensetzung des Wassers dies über die durchflossenen Gesteinsformationen tat. Die besondere Bedeutung der Urinschau in der Diagnostik ist dafür ein anschauliches Beispiel.[51] Doch nicht nur das Austreten der

48 Das balneologische Interesse verband sich so mit einem mineralogischen und metallurgischen Interesse am Erdinneren, so beispielsweise bei Thurneysser, *Pison*, 1572 und Georg Agricola, dessen *De natura eorum quae effluunt ex terra* von 1546 auch Eingang in Conrad Gessners bei Giunta erschienene und breit rezipierte Sammelschrift fand, Gessner, *De balneis*, 1553.

49 Ryff, *Newe Baden fart*, 1549, unpaginiert.

50 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 72; Probst, *Balneologie*, 1971, S. 53 zur Diskussion um den Einfluss der Witterung insbesondere bei Andernach, *Commentarius de balneis*, 1565. Dort ist sogar von einer »Vergiftung« des Wassers durch Regen die Rede.

51 Stolberg, *Harnschau*, 2009. Vgl. auch den Abschnitt »Körperflüssigkeiten und Thurneyssers Harndestillation« im Kapitel »Beschämen – Spott, Spaß und der entgrenzte Körper«.

Flüssigkeiten aus dem Körper, sondern gerade deren Bewegung und die damit zusammenhängende Wandelbarkeit des maßgeblich durch die humorale Zusammensetzung konstituierten menschlichen Körpers waren um 1600 von zentralem Interesse.

Die wissenschaftliche Erkundung des Körperinneren richtete sich deswegen in besonderem Maße auch auf die Interaktion des Körpers mit externen Flüssigkeiten. Fasziniert beschäftigten sich die Zeitgenossen mit der Frage, wieviel Wasser der Mensch aufnehmen könne. Für das Jahr 1616 verzeichnen die *Baselischen Geschichten*, eine Chronik, in der neben als wichtig eingestuften Ereignissen jeglicher Couleur besonders gerne »Wunderbares« geschildert wird, beispielsweise die Geschichte eines »Wassertrinkers«. Dieser solle jeden Tag 14 Maß Wasser getrunken haben.[52] Die Skepsis des Chronisten unterstreicht den Sensationsgehalt der Meldung über einen derartigen Wasserkonsum. Die Expertise wird jedoch den »Doctores« zugeschrieben, denn diese »widerrietenß nit, er lebte biß Ao 1629«, also noch 13 weitere Jahre. Die Spannung zwischen Expertenwissen einerseits, Skepsis und Überraschung des Chronisten andererseits ist bezeichnend für eine Situation, in der der Status des Mediziners als Körperexperte zwar gesetzt war, jedoch beständig bestätigt werden musste. Hierfür bot auch in einem anderen Fall die übermäßige Einverleibung von Wasser Gelegenheit. Johann Bauhin d. J., der Bruder des in der Wissenschaftsgeschichte bekannteren Caspar Bauhin, griff das Fassungsvermögen des menschlichen Körpers in seiner balneologischen Abhandlung als medizinische Frage auf:

»Und kan ich mit mir selber bezeugen / daß der Bauch ohne Schaden mit den Wassern so von Natur warm sein / abgewaschen vnd gereiniget werde: Dann da ich in meiner Jugendt inn dem warmen Bade zu Baden im Schweitzerlande versuchen wolte / wie viel ich Wassers im Ingeweide fassen koente / hab ich mir etlich mahl desselben warmen Badwassers durch eine Spruetze heuffig eingossen / vnd solches ohne allen Schaden. Mit was nutzen aber / vnnd auff was weise / auch wenn man die Clystier eingeben soll / was man auch darzu thun muß / wollen wir / wo es die Gelegenheit geben wirdt / hin vnnd wider auß gemeltem Jacobo Theodoro / Andernach / wie auch auß andern […] Scribenten anzeigen.«[53]

Der jugendliche Selbstversuch Bauhins wird im Nachhinein als frühzeitiges wissenschaftliches Interesse des künftigen Mediziners an der Reinigung

52 Baselische Geschichten, UBB, A λ VI 35, S. 77.
53 Bauhin, *Ein new Badbuch*, 1602, S. 109.

des Körpers charakterisiert.[54] Das »Ergebnis« des Experiments lässt zwar erst nach der Lektüre Andernachs[55] und weiterer »Scribenten« konkrete Handlungsanweisungen für die Übertragung auf Purgationen zu. Das Experiment macht allerdings deutlich, dass exzessiver Wassergenuss keinen Schaden anrichtete und dass das den Körper durchfließende Wasser im Gegenteil sogar Nutzen versprach.

Beide Beispiele führen nicht aus, was im Inneren des Körpers mit dem einverleibten Wasser geschah und in welcher Form es wieder ausgeschieden wurde. Ein Schwerpunkt der Wahrnehmung des Bades manifestierte sich aber gerade im Wechselspiel von Ein- und Austritt von Körperflüssigkeiten im Bad, im mithin präsentierten Durchfließen des Körpers und seiner Reinigung, wobei diese sowohl eine körperliche wie eine religiöse und moralische war.[56]

Zu jeder Badenfahrt gehörte die dem Baden vorangehende Reinigung in Form der Purgation mithilfe von Einläufen und abführenden Mitteln. Dabei handelte es sich um eine in allen balneologischen Traktaten und Ratgebern geforderte Voraussetzung, die Laurentius Fries in seinen Anweisungen in der *New Badenfahrt* konzise in der Dopplung innerer und äußerer Bewegung zusammenfasste: »Scheyß vnd spacier vorm baden.«[57] Das Bad selbst konnte im Verständnis der Zeitgenossen die Verdauung sowohl fördern als auch zu Verstopfung führen. Letzterem war unbedingt entgegenzuwirken. Die Anweisungen in den Ratgebern zielten darauf ab, durch Bewegung, Purgation und gegebenenfalls auch Schröpfen den reinigenden Ausstoß anzuregen – sei es von Exkrementen oder, wie in Pantaleons Darstellung des Badener Badbeckens exzessiv überzeichnet, von Blut.

54 Dieses Narrativ eines frühen Interesses des späteren Mediziners am menschlichen Körper ist besonders deutlich in Platters Autobiographie (Platter, *Tagebuch*, 1976) und wird auch verwendet in Platters Dedikation an Egenolph von Rappoltstein in Platter, *De corporis*, 1581–1583.

55 Andernach, *Commentarius de balneis*, 1565.

56 Die religiöse Konnotation der Badenfahrt zur Befreiung von Sünden wird besonders deutlich in Thomas Murners allegorischem Traktat *Eine andechtig geistliche Badenfahrt* von 1514. Vgl. Loleit, *Wahrheit, Lüge, Fiktion*, 2008, S. 197–276.

57 Fries, *Eyn new Badenfart*, 1540, S. 17v.

Semen-otics – Bedeutungen des Fluiden im Bild

Die Verflüssigung des Körpers findet sich besonders prägnant in der visuellen Kultur des Bades, die den meist nackten badenden Körper inmitten bewegter Flüssigkeiten platzierte. Während diese Darstellungen keinesfalls als getreues Abbild der Verhältnisse in den Bädern missverstanden werden dürfen, ermöglichen sie doch und umso mehr einen Einblick in das reiche Imaginationsgeflecht des Bades. Unter anderem finden sie sich in Form von Holzschnitten in Badtraktaten, wo sie als den Texten häufig massiv widersprechender Kontrapunkt wirken. Oft rücken diese Abbildungen nämlich die Exzessivität des Badens in den Vordergrund.

Auffällig ist die überwältigende Präsenz und Zentralität von Krügen, Kannen und Trinkbechern, die sich als Motiv durch die Abbildungen ziehen. Das zeigt sich etwa in der Abhandlung *Von heilsamen Bädern des teutschen Landes* des Basler Mediziners Johann Jakob Huggel von 1559.[58] Das Frontispiz, das im Buch noch neun weitere Male wiederholt wird, setzt am unteren Bildrand mittig einen überdimensionierten und auffällig verzierten Krug in Szene, der den Ausgang des Beckens versperrt (Abb. 2). Dieser Krug ist zunächst nicht sonderlich aussagekräftig, da er weder über seinen Inhalt noch über seine Funktion Aufschluss gibt, sondern lediglich durch seine Zentralität besticht.[59] Eine weitere Abbildung aus demselben Band erschließt jedoch ein weites Bedeutungsfeld des in den Krügen symbolisierten exzessiven (Aus-)Schenkens von Flüssigkeiten (Abb. 3).[60] Im Hintergrund des Holzschnittes befinden sich drei Bäume, die die Landschaft und die Abbildung in drei Teile gliedern. Die Szene links zeigt ein engumschlungenes Paar, wohl einen Landsknecht, der die Brüste einer Dirne von hinten umfasst und sich an sie drückt, während die Hand der Frau in Richtung ihres Schritts wandert. In der Mitte verknäulen sich zwei nackte Kinder spielerisch raufend ineinander, während rechts ein gleichfalls nacktes Paar in einem Badezuber sitzt. Davor fällt ein großer Krug ins Auge, der mit dem in die Höhe erhobenen Trinkbecher des Mannes korrespondiert.

---

58 Huggel, *Von heilsamen Bädern*, 1559.

59 Die reiche Verzierung und Zentralität lassen es jedoch als sehr unwahrscheinlich erscheinen, dass es sich bloß um einen mit Lauge gefüllten Krug handelt. Zu Krügen mit Lauge im Bad vgl. Martin, *Deutsches Badewesen*, 1906, S. 119.

60 Groebner, *Gefährliche Geschenke*, 2000. Zur Diskussion der Unmäßigkeit von Badgeschenken vgl. Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009, S. 215f.



Von heilsamen Bädern des Teütschē lands/ Auß den berümptesten der heilsamen künst der Artzney erfarnen zůsamē getragen/ Durch Johannem Jacobum Huggelium/ der Artzney Doctorn zů Basel.

Abb. 2: Titelblatt, Huggel, *Von heilsamen Bädern*, 1559 © Universitätsbibliothek Basel, hx VI 3:1.



Abb. 3: Wildbad, Huggel, *Von heilsamen Bädern*, 1559, S. 18 © Universitätsbibliothek Basel, hx VI 3:1.

Diese Szenen erinnern an eine Beobachtung Simone Loleits, der zufolge die Badabbildungen Ähnlichkeiten zu zeitgenössischen Planetenkinderbildern aufweisen.[61] Viele Badabbildungen referieren demnach auf Darstellungen vor allem der Venus- und Mondkinder, der, kurz gefasst, »exzessiven« Planetenkinder. Die Krüge und Becher, das Ausschenken und Einschenken von Wasser und Wein verweisen nicht auf die Tugend der *temperantia*, auch wenn diese häufig in einer ähnlichen Ikonographie gezeigt wurde.[62] Stattdessen betonen sie den Exzess, der in der Fluidität des Bades und der Vermischung seiner verschiedenen Flüssigkeiten zum Ausdruck gebracht wird, was viel weiter reicht als bloße Trunkenheit. Rebecca Zorach sieht entsprechend in Abbildungen von Krügen Symbole sowohl für den weiblichen, nach Galen feuchteren Körper als auch für männlich konnotierten Überfluss: »They are containers that, like the cornucopia, may imply an emptying out as much as an abundant and liberal outpouring.« Dabei konnten, so Zorach, Überfluss und Exzess sowohl auf Flüssigkeiten wie Wein als auch auf Sexualität oder auf ökonomische Liquidität verweisen.[63]

61 Loleit, *Wahrheit, Lüge, Fiktion*, 2008, S. 19–22.

62 Beispielsweise in Platters Rektoratsmatrikel von 1570, UBB, AN II 4, Bd. 2 (1568–1653), S. 7v, die links im Bild eine blumenbekränzte *temperantia* zeigt, die Wein von einem Krug in ein Glas füllt. Vgl. Ganz, *Miniaturen*, 1960, S. 152f.

63 Zorach, *Blood, Milk, Ink, Gold*, 2005, S. 9f.



Abb. 4: Sebald Beham, *Der Narr im Frauenbad*, 1541 © The Trustees of the British Museum, 1883,1110.485.

Die sexuelle Lesart von Krügen wird in Sebald Behams Holzschnitt *Der Narr im Frauenbad* besonders deutlich, der gleich über zwei Krüge und eine im kühlenden Wasser liegende Flasche verfügt und der den durch zwei nackte Frauen regelrecht vergewaltigten Narren und seine Geschlechtsteile – wiederholt im Schellenzipfel seiner Mütze – in Szene setzt (Abb. 4). Auch Albrecht Dürers mit homoerotischen Anklängen operierendes Bild eines Männerbades kombiniert verschiedene Formen des Exzesses (Abb. 5).[64] Auch hier findet sich der Krug, dessen Inhalt in den kropfartig verdickten Schlund eines Mannes, wohl Willibald Pirckheimer, fließt. Zusätzlich wird das Wasser des Bades imaginativ auch mit weiteren Flüssigkeiten – Urin und Samen – vermengt. Die etwas abseits und locker angelehnt stehende, Dürers Züge aufweisende Figur links im Bild ist nämlich genau so platziert, dass der Wasserhahn den Platz der durch die Badehose verdeckten Genitalien einnimmt.[65]

64 Helmut Puff wählte das Bild als Titelblatt seiner Studie zu Sodomie in Deutschland und der Schweiz, Puff, *Sodomy*, 2003. Vgl. Mills, *Seeing Sodomy*, 2014, S. 173–175; Wind, Dürer's »Männerbad«, 1939, S. 269–271.

65 Simons, *The Sex of Men*, 2011, S. 270–272.

Das Bild führt markant vor Augen, was Patricia Simons in ihrer Studie zu Männlichkeit und der visuellen Semiotik von jeweils imaginativ gegenseitig austauschbaren Körperflüssigkeiten unter anderem ausgehend von Renaissance-Abbildungen urinierender Putti als »semen-otic system of fluids« gefasst und beschrieben hat.[66] Simons macht mit dieser Formulierung auf die enge Verzahnung von Männlichkeit und der Fähigkeit zum öffentlichen, erekten und zielgerichteten Urinieren aufmerksam, mit der immer auch Ejakulationsfähigkeit mitgedacht sei. Diese Verbindung sieht sie unter anderem in Darstellungen von Renaissancespringbrunnen realisiert, in denen das Wasser durch die Genitalien der Brunnenfiguren in die Brunnenbecken floss.[67]

Besonders eindrücklich entwirft der Holzschnitt *Der Jungbrunnen* von Sebald Beham die »semen-otische« Bedeutung des Imaginationsraums Bad. Das Bild kombiniert die Darstellung eines Jungbrunnens mit einem überdachten Bad (Abb. 6).[68] Zentral ist die Szene in der Mitte. Ein kräftiger Mann, der im Becken steht, spritzt mit einer Klistierspritze auf die Genitalien einer sich bückenden Frau auf der Galerie oberhalb des Bades. Ein beobachtender Narr erhebt heiter mahnend seinen Narrenstab. Während gerade der Narr als Figur menschlicher Torheit eine moralisierende, negative Deutung nahezulegen scheint,[69] fällt nichtsdestotrotz die Bedeutung der zentral gesetzten Szene und ihre Komik ins Auge. Purgieren zur Anregung der Verdauung war, wie bereits besprochen, eine allgegenwärtige Praxis in den Bädern. Erst die mit Patricia Simons »semen-otische« Anreicherung der Klistierspritze mit sexualisierten Bedeutungen lässt den Witz der Abbildung erkennen, aufgrund

---

66 Ebd.; Simons, Manliness, 2009.

67 Ebd., S. 351 und Anm. 78. Zu anthropomorphen Brunnen siehe Bass, Hydraulics of Imagination, 2010; Tervarent, Fontaines anthropomorphes, 1956. Brunnen und Brunnendarstellungen waren in der Tat eng mit denselben ikonographischen und imaginativen Traditionen verbunden wie die Baddarstellungen, die in Basel rezipiert und zum Teil auch gedruckt oder angefertigt wurden. Hinzuweisen ist außerdem auf die rege Produktion von Brunnenstatuetten und Tischbrunnen im 16. Jahrhundert, die vor allem aus Nürnberg auch nach Basel gelangten. Vgl. z. B. Peter Flötner, Statuette eines geflügelten Putto mit Delfin, um 1530/40, HMB, Inv. 1904.2264. Allgemein: Wiewelhove, *Tischbrunnen*, 2002, auch zu zwei Tischbrunnenentwürfen Holbeins im Kupferstichkabinett Basel.

68 Einzelne Motive des Bildes wurden auch für Abbildungen in balneologischen Publikationen verwendet, z. B. Etschenreutter, *Aller heilsamen Bäder*, 1571, Frontispiz.

69 Müller, Augenlust, 2008; Müller, Italienverehrung als Italienverachtung, 2007; Döring-Mohr, *Ikonographische Entwicklung*, 1999, S. 130–148; Loleit, *Wahrheit, Lüge, Fiktion*, 2008, S. 194, Anm. 369.



Abb. 5: Albrecht Dürer, *Das Männerbad*, 1496 © The Trustees of the British Museum, E, 2.378.



Abb. 6: Sebald Beham, *Der Jungbrunnen*, um 1530 © Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv. A 3016.

dessen der mahnende Narr als ver(un)eindeutigende Komponente hinzugefügt werden musste. Die Engführung von Sexologie und Skatologie war für den frühneuzeitlichen Humor insgesamt charakteristisch. Das Imaginationsfeld des Ein- und Ausfließens von Körperflüssigkeiten rief zeitgenössisch ein ganzes Feuerwerk eng verflochtener sittlich-sinnlicher Assoziationen auf, die insbesondere im Gefolge von Reformation und Konfessionalisierung breit und durchaus doppelbödig diskutiert wurden.[70]

Die Fluidität des Bades war mithin mehrdimensional. Diese Mehrdimensionalität umfasste die verschiedenen Flüssigkeiten im Bad – Wasser, Wein, Körperflüssigkeiten – wie die Porosität und Verflüssigung der Körper. Gemeinsam konstituierten diese den exzessiven Imaginationsraum des Bades. Flüssigkeiten traten als Vermittler zwischen einzelnen Körpern, als Medien, auf, gingen jedoch über eine bloße Mittlerposition hinaus. Statt lediglich verschiedene Kommunikationspole – einzelne Personen – miteinander zu verbinden, verflüssigten sich die Körperpole selbst, womit auch das »Dazwischen« an Kontur verlor. Allerdings hinterließ dieser Prozess Spuren: Die verbindende, fließende und schwappende Flüssigkeit veränderte sich in ihrer Zusammensetzung und Dichte. Wasser und Blut, aber auch Urin oder Wein vermengten sich im Bad, wie Pantaleons Beschreibung des Badener Blutbades unterstreicht.

Rot-blutiges Badbecken, verregnet dünnes Mischwasser, Körperflüssigkeiten und Trinkvolumen – Flüssigkeiten waren in den Vorstellungen, die den Bäderboom des 16. Jahrhunderts neben Wunderglauben und Modeerscheinung maßgeblich bedingten, sehr präsent. Im konkreten wie metaphorischen Fließen der Körpersäfte konnten aufgrund der imaginativen Aus-

70 Roth, Obscene Humour, 2017.

tauschbarkeit der Körperflüssigkeiten auch sexuelle Konnotationen und Badtopoi transportiert werden. Auf diese Vorstellungen rekurrierte Pantaleons Darstellung des Badbeckens als Blutbad in seiner Kritik an der Vermischung der Körpersäfte.

Was jedoch bedeutete das Zusammenfließen der Körper im Bad, das stundenlange Zusammensitzen potenziell durchlässiger Körper im Badbecken für eine konfessionalisierte Gesellschaft, die in vielerlei Hinsicht großes Interesse an klaren sozialen Differenzierungen, an Ordnung entlang von Trennlinien wie Geschlecht, Status, Stand, Ehrbarkeit, Konfession, Religion und Alter erkennen ließ, ja die sich diesen Ordnungsanstrengungen regelrecht verschrieben hatte?[71]

Dieser Frage wird im nachfolgenden Kapitel mit Blick auf das Zusammenspiel von »guter Ordnung« und den Narrativen der Fluidität nachgegangen. Der Mediziner stellte dabei, wie im Kapitel »Verfestigung – Badwissen, medizinische Praktiken und Autorität« näher beleuchtet werden wird, selbst eine fluide Figur dar – als Experte blieb er im Bad stets angreifbar. Sein Agieren zielte auf die Rolle eines Verwalters der Fluidität des Bades mitsamt dessen Qualitäten und Möglichkeiten. Deshalb ermöglicht er als Leitfigur Einblicke in das Zusammenspiel von Ordnung und ihrem Zerfließen.

Vermischung – Narrative des Fluiden und die »Gute Ordnung«

Das vorangegangene Kapitel nahm eine Stelle aus Heinrich Pantaleons Beschreibung der Bäder von Baden als Ausgangspunkt. Der Mediziner schildert dort, wie sich Wasser und das Blut der geschröpften Badenden im Badbecken miteinander vermischten. In voller Länge lautet die Passage:

»Es ist ein Badermeister oder Scherer vber dises [freye Bad bzw. Burger bad] verordnet / welcher der Knaben vnzucht stillen / vnd gute ordnung darinnen erhalten solle. Diser hat etwann zwen / drey oder vier Diener / welche doch alle mit schraepffen

71 Die Literatur zu Ordnung und Ordnungsdiskursen in der Frühen Neuzeit ist kaum noch zu überblicken. Sie hat sich seit den grundlegenden Texten von Schmidt und Schilling (beispielsweise Schilling, Disziplinierung, 1997; Schmidt, Sozialdisziplinierung, 1997) längst von der bloßen Erzählung der Sozialdisziplinierung gelöst und betrachtet ausgehend von Impulsen aus dem englischsprachigen Raum vornehmlich komplexe gesellschaftliche Ordnungsprozesse. Vgl. beispielweise Harrington, *Reordering*, 1995; Roper, *Das fromme Haus*, 1999.

gnug zuschaffen / also das ein parthey offt der andern kuemerlich mag platz geben. Deßhalben auch offt das bad dermassen geferbet / als wann man in dem blut badet.«[72]

Pantaleon hatte sich bereits eine Seite zuvor mit den seiner Ansicht nach negativen Auswirkungen des Schröpfens beschäftigt. Was jedoch die blutrote Verfärbung des Bades verursachte, ist in der erzählerischen Logik der Textpassage nicht allein der Wille der Badenden zum Schröpfen. Vielmehr wird die Nachlässigkeit des »Badermeisters« und der Badknechte dafür verantwortlich gemacht. Anstatt die Unzucht zu »stillen« und die gute Ordnung zu erhalten, also ihren ordnungshalber vorgesehenen Tätigkeiten nachzugehen, waren diese nämlich mit dem Schröpfen beschäftigt.

Die »gute Ordnung«, die Pantaleon in seinem der Stadt Baden gewidmeten Buch beschwor, beschrieb die von Badermeister und Badknechten unterlassene Ordnung der Körperlichkeit der Gäste und deren unzüchtigem Verhalten, was im Ineinanderfließen des Blutes der Badenden im Wasser einen starken bildlichen Ausdruck fand. Außerdem versuchte Pantaleon hier auch eine Ordnung auf dem *medical marketplace* des Bades herzustellen, indem er anderen Personen nichtmedizinische Aufgaben zuwies und die Behandlung der PatientInnen in der Konsequenz für sich reservierte.

»Gute ordnung« – Regulierung in den Bädern

Pantaleons Kombination von sozialer und sittlicher Ordnung fand nicht im leeren Raum statt, sondern nahm Bezug auf ein bestehendes Ordnungswesen. Wie andere Städte in der Region verfügte Baden seit Jahrzehnten über ein ausgebautes, schriftlich fixiertes Ordnungswesen, das auch das Leben in den von der Stadt selbst räumlich und teilweise auch rechtlich separierten Bädern regulierte.[73] Badeordnungen wurden etwa auch in Bad Boll oder in Wildbad vom Landesherrn erlassen, in den Bädern verlesen und angeschlagen.[74] Hier vermischte sich die Beratung zum korrekten und medizinisch zielführenden Baden mit der Regulierung von Unterkunfts- und Verpflegungstaxen sowie sittlich-moralischen Anweisungen.

72 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 72.

73 Mittler, *Geschichte der Stadt Baden*, 1962–1965, Bd. 1, S. 270; Welti/Merz (Hg.), *Rechtsquellen*, 1899.

74 Vgl. Bestimmung 34 der Badordnung für Boll von 1599, zitiert nach Mehring, *Badenfahrt*, 1914, S. 178.

Warnungen vor übermäßigem Weinkonsum und Aufrufe zur Mäßigung beim Disputieren von Religionsangelegenheiten finden sich ebenso regelmäßig wie Weisungen, das Bad nicht in nassen Badkleidern aufzusuchen, das Badhemd »mit Geschicklichait« auszuziehen, um »Schand zu verhüten«, oder »keine[…] schandlose[n], üppige[n] und unnütze[n] Reden [zu treiben], oder auch schandliche und ärgerliche Liedlein [zu] singen«.[75] Letzteres wurde im württembergischen Bad Boll laut der Badordnung von 1599 mit einem halben Gulden abgestraft. Die gleiche Strafe drohte jenen, die »bezechter und vollerweiß im Bad befunden« wurden. Ein Gulden war zu zahlen bei »onzüchtige[n] Geberden und Erzeigungen gegen ehrlichen Frawen und Jungfrawen bei onnachläßlicher Straf«, wobei der Entwurf der Ordnung genauer ausführt, dass damit gemeint war, wer »Jungfrauen oder Eheweib mutwilliger und unverschämpter Weiß küss[t], angreif[t], oder sonsten antaste[t]«.[76]

Die zitierten Beispiele finden sich in Abwandlungen in mehreren Badordnungen aus dem Herzogtum Württemberg, die sich bis hin zur Übernahme einzelner Formulierungen voneinander bedienten. Sehr viel expliziter geschildert werden die zu bestrafenden Sittlichkeitsvergehen in der Badordnung des Abtes von Bad Pfäfers aus dem Jahr 1568.[77] Pfäfers unterschied sich als Besitz der Abtei und aufgrund der besonderen Lage in einer schwer zugänglichen und engen Schlucht markant von den anderen Badeorten. Die Ordnung ist bemerkenswert, weil dort trotz aller ohnehin schon auffälligen Ausführlichkeit zugleich betont wird, dass auch Vergehen, die in der Ordnung nicht genannt wurden, zu Strafen führen konnten. Dies macht deutlich, dass die Ordnungen keinesfalls einen abschließenden Überblick über Verbot und Gebot im Bad erlauben. Unter Strafe gestellt waren in Pfäfers neben Streitigkeiten im Bad vor allem Unzuchtsdelikte, worunter das eigene Entblößen ebenso gezählt wurde wie nicht näher ausgeführte unzüchtige Handlungen oder das Begrapschen von Frauen. Dieses Verbot wurde, da Geschlechtertrennung in dem sehr beengten Bad nicht immer möglich war, als »Schutzmaßnahme« bezeichnet. Der Verbotskatalog listet zudem übermäßiges Trinken und das Verunreinigen des Badewassers durch Übergeben,

---

75 Mehring gibt im Anhang eine Reihe von Badordnungen des Herzogtums Württemberg wieder, ebd., S. 161–204. Die angeführten Zitate stammen aus der Badordnung von Liebenzell, ca. 1530, ebd., S. 164–165, Zitat S. 164, und dem Entwurf der Badordnung für Boll, 1597, ebd., S. 167–172, Zitat S. 169.

76 Badordnung für Boll, 1599, und Entwurf der Badordnung für Boll, 1597, zitiert nach ebd., S. 167–178, Zitate S. 174, 169.

77 Zitiert und übersetzt bei Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009, S. 407–413.

Urin oder »durch irgendeine andere Sache« auf. Religiöse Vergehen wie das Verlautenlassen falscher Lehren und Ansichten oder Beschimpfungen von Geistlichen wie auch Laien wurden allerdings mit einer Strafzahlung von drei Pfund deutlich härter bestraft als exzessives Verhalten. Auf dieses stand beispielsweise ein Pfund bei Trinken oder Zutrinken bis zum Übergeben oder unzüchtigem Entblößen. Die Verschmutzung des Wassers und »Zudringlichkeit« waren jeweils mit einer Buße von zwei Pfund belegt. Erst im Wiederholungsfall wurde unzüchtiges Verhalten härter bestraft: Die Ordnung drohte das gefesselte Abführen zum Kloster an.

Das Ordnungswesen im ebenfalls katholischen Baden war im Vergleich sehr viel vager. Pantaleon führt etwa aus, dass Unzucht von den Badergesellen gestraft werden »mag«, aber wer »zu vil grosse vnzucht« begehe, von den Schultheißen der Stadt abgestraft werde.[78] Die im Verlauf mehrerer Jahrzehnte erlassenen Bestimmungen wurden in Baden nicht in einer übergreifenden Badordnung zusammengefasst.

Der Ordnungswille traf hier auf ein sehr attraktives, viel Geld in die Stadt bringendes System,[79] dessen Funktionsfähigkeit auf Konventionen gründete, die zwar durchaus den Alltag verregelten, dabei aber stets die Freiheiten der Bäder betonten.[80] So unterband das an die Wirte 1596 ergangene Verbot, »Metzen« zu beherbergen, die Unterbringung von Prostituierten bezeichnenderweise nicht einfach allgemein, sondern verboten war lediglich, den Aufenthalt länger als eine Nacht auszudehnen. Und selbst für diese Einschränkung erhielten die Wirte noch eine Entschädigung.[81]

Die Mehrzahl der Badener Verordnungen zielte darauf, das bestehende wirtschaftliche System aufrechtzuerhalten. Die Ordnungen regulierten – zugleich offenbaren sie jedoch auch, dass die Stadt auf die Kooperation mit den Wirten angewiesen war. Auffällig ist, dass das Augenmerk des Rates ganz besonders auf dem korrekten Umgang mit den Ungeltleistungen (d. h. den auf den Weinumsatz zu leistenden Abgaben) lag. Die Regulierung des Weinausschanks wurde beispielsweise nicht mit der Beschränkung von Trunkenheit

78 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 91f.

79 Ammann, *Baden in der mittelalterlichen Wirtschaft*, 1952.

80 Die Badfreiheit sicherte das Hab und Gut sowie Leib und Leben der Badenden. Vgl. Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 91f.

81 Satzungen und Ordnungen, StB, A 12.7, S. 26r: »Item den 22. Tag Mertzen Anno 1596 hatt den würten by den Grossen Bedderen verbotte das sy die unzüchtigen Metzen nit mer dan ein nacht söllent beherbergen unnd dan wyterumb fort schicken unnd ist Innen xx pfund haller zum *ursatz* [meine Hervorhebung] botten worden.« Siehe auch Welti/Merz (Hg), *Rechtsquellen*, 1899, S. 256, Nr. 245.

begründet, sondern mit der korrekten Abführung des Ungelts.[82] Das betraf auch die Pflichten der von Pantaleon kritisierten Badknechte. Deren Eid, der wie die anderen Eide städtischer Bediensteter bereits aus den 1520er Jahren stammt, beinhaltet verschiedene Maßnahmen, um einen Missbrauch des Weinungelts zu verhindern.[83] Beispielsweise mussten die Knechte darauf achten, dass der Wein, den Fremde mit ins Bad brachten, aber nicht austranken, wieder mitgenommen oder dem Wirt verkauft wurde, also nicht direkt an andere Gäste ging. Daneben hatten die Knechte bei Feuer und anderen Nöten zu Hilfe zu eilen. Von Pantaleons Hinweisen, dass die Badknechte für die Verhütung von Unzucht zuständig waren, findet sich in diesem Eid nichts, wohl aber in einer Ordnung, die spezifisch für den Badknecht im jenseits der Limmat gelegenen Freibad in Ennetbaden erlassen wurde. Diese sah neben Ermahnungen bei unzüchtigen Handlungen sogar Rutenschläge vor:

»Item der knecht sol alle morgen frue vnd aubends bis vmb die nünden stund zuo den bedern vnd darvmb gon, all / vnzucht mit guoten worten, so ver er mag, stravfen vnd abstellen vnd, ob guote wort nit veruahen woeltend, die vnzüchtigen mit der ruoten schlahen, vmb das nüntzit vnzimlichs ge-/stattet, insunders fürkumen vnd abgestelt werd.«[84]

Pantaleons Blutbad-Kritik galt besonders dem kostenlosen »freyen« oder auch »Burger« Bad, das vor allem an den Samstagen die lokale Bevölkerung anzog und angeblich auch häufig von »gemeinen Weibern«, also Prostituierten, frequentiert wurde.[85] Die Ausführungen zum Freien Bad reihen sich ein in eine detaillierte Darstellung der verschiedenen Bäder und Herbergen Badens samt ihrer Eigenschaften und der Beschreibung ihrer je unterschiedlichen Nutzer.[86] Mit dieser stark hierarchisierenden Auflistung bietet Pantaleons *Warhafftige beschreibung* weit mehr als eine bloße Darstellung der topographischen und architektonischen Gegebenheiten. Sie vollzieht vielmehr eine soziale Ordnung nach, die durch unterschiedliche Badräume und entsprechende Regelungen die Elite und das elitäre Baden klar von dem Baden weniger privilegierter Schichten trennte.[87]

82 Die Wirtsordnung stammt bereits aus dem Jahr 1521, ebd., S. 209, Nr. 149. Sie wurde im selben Wortlaut jedoch 1561 und 1597 erneuert, Satzungen und Ordnungen, StB, A 12.7, S. 36v–38r.

83 Welti/Merz (Hg.), *Rechtsquellen*, 1899, S. 188, Nr. 141.5.

84 Ebd., S. 146–148, Zitat S. 146, Nr. 100.

85 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 71.

86 Ebd., S. 70–91.

87 Die Bewilligung von Geldmitteln in den Kleinratsprotokollen und die Angabe der Almosen in den Jahrrechnungen belegen die Anwesenheit auch armer Basler in Baden, z. B. StaB, Protokoll des Kleinen Rats 1, 1587–1589, 2 7.1589, S. 248: »einer armer abnit-

Diese Trennung manifestierte sich in der unterschiedlichen Bewertung von Praktiken. Deutlich wird dies in der Gegenüberstellung von Pantaleons Beschreibung des Freien Bades und des als Ort durchaus auch anzüglicher Geselligkeit charakterisierten Herrenbads.[88] Kritik geübt wird nicht am unzüchtigen Verhalten der Badenden im Freien Bad, die allenfalls aufgrund ihrer zu großen Wertschätzung des Schröpfens und weil sie zum Vergnügen anstatt aus medizinischen Gründen badeten, negativ dargestellt werden, sondern an der ungenügenden Aufsicht durch Badknechte und Badmeister. Die Verantwortlichkeit für das Handeln liegt also, so Pantaleons Aussage, bei der Aufsicht und der Institution der Verregelung. Diese funktionierte im elitären Herrenbad des Stadthofes aber auf eine gänzlich andere Art und Weise – nämlich als Selbstregulierung.

Das Badgericht – Elitäre Selbstregulierung und Soziabilität

Die elitären Gäste bildeten aus ihren eigenen Reihen ein Badgericht. Dieses ahndete Verstöße gegen ein wohl nicht schriftlich fixiertes Regelwerk, führte Verhandlungen durch und strafte.[89] Das Badgericht des Herrenbades urteilte zugleich auch über das Frauenbad. Allein die elitäre Männergemeinschaft, so ergibt sich aus Pantaleons Beschreibung der verschiedenen Bäder, regulierte sich selbst, saßen hier doch auch diejenigen, die in ihren Herkunftsstädten für die Regelung der Ordnung im Rat und den Gerichten zuständig waren.

Schaut man allerdings ein wenig genauer hin, so wird deutlich, dass das Badgericht im Herrenbad in erster Linie als gesellige Zusammenkunft zu verstehen ist. Vor allem ging es um Zeitvertreib, Humor und die Selbstver-

---

seliger frawen 6 lb bewilliget gen Baden zu reisen«; StaB, Protokoll des Kleinen Rats 3, 1591–1593, 5.7.1591, S. 3v »Ist einer armen frauwen, an ein Badenfart zusteür geben worden ii lb«; Burghartz (Hg.), *Jahrrechnungen*, 2015, z. B. 1607/1608, S. 27v: »Item 1 lb dreyen armen Baszleren ins bad verehrt zu Baden«. Vgl. zur finanziellen Unterstützung bei Badenfahrten Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009, S. 219–229. Hier auch zu einem weiteren Basler Fall (ebd., S. 229). Auch Amerbach spendete für Badenfahrten, Jenny/Bodenmann/Heiligensetzer (Hg.), *Amerbachkorrespondenz*, Bd. 11/2, 2010, S. 854, Nr. 4645.

88 Das Herrenbad von Baden wurde auch literarisch verarbeitet, z. B. Achtsinit, *Ein Badenfart*, 1526. Vgl. zum Herrenbad auch Fricker, *Geschichte der Stadt und Bäder,* 1880, S. 435.

89 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 77. Derartige Badgerichte gab es in vielen Bädern. Martin erwähnt Baden bei Wien, Glotterthal, Leuk und Gyrenbad bei Turbenthal, Martin, *Deutsches Badewesen*, 1906, S. 341–343.

gewisserung der elitären Gemeinschaft. Während das in Pantaleons Publikation für Baden zwar angedeutet,[90] aber nicht weiter ausgeführt ist, gibt ein Gedicht des Mediziners Felix Platter über das kleine, nahe bei Basel gelegene Bad Maulburg Anlass zu weiterführenden Interpretationen.[91] Hierbei handelt es sich um einen hoch ironischen, alle Register frühneuzeitlichen Humors ziehenden Text, der zugleich Einblicke in die Funktionsweisen wenngleich weniger einer moralischen, so doch einer sozialen Ordnung im Bad ermöglicht.

Der Autor, wahrscheinlich Platter, stellt zunächst in wenigen Zügen das Wildbad in Maulburg im protestantischen Wiesental und den Ablauf einer Badenfahrt vor. Der Text schwenkt jedoch rasch um in eine Beschreibung des Badgerichts, das hier auch als »Regiment« bezeichnet wird. Bereits zu Beginn wird der gesellige Charakter von »rechter policy« und »gut Regiment« betont: Dank ihrer »wirt die gshelschaft nit zertrent«. Die dargestellten Elemente guter Policey dienen, so also der Text, dem Zusammenhalt der »Badtgnoßen«.

Das Gedicht zählt auf, was geahndet wird, wie zu strafen ist, und stellt die verschiedenen »Ämter« des Badgerichts vor. Verboten sind Grenzüberschreitungen unterschiedlicher Natur, wie das Tragen von Waffen, unbekleidet oder nicht ausreichend bekleidet im Bad zu erscheinen, andere zu verspotten, das Bad zu verunreinigen, zu Frauen anderer zu sitzen, sie zu begrapschen oder auch schreiend und pfeifend zu laut zu sein. Das Gedicht bindet einen Großteil dieser Transgressionen eng an körperliche Grenzübertretungen – an exzessive Körperflüssigkeiten, an beschissene Badhemden und Füße, an das Übergeben ins Bad, das Ausscheiden zuviel getrunkenen Weines oder die mit der »Veränderung des Bades« angedeutete Verschmutzung des Wassers durch Ejakulat. Die Grenzüberschreitung wird damit in der unreinen Vermischung von Flüssigkeiten im Badwasser sichtbar gemacht:

90 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 77: »In disem bad wirt ein Schultheiß erwelet mit mehrer hand der Badergesellen / deßgleichen ein Statthalter / Seckelmeister / Caplan / Schreiber / Großweybel / Kalthanß / Scherg und Nachrichter / so nach der suppen das gericht besitzen / vnnd die vnzucht / so daselbst vnd in allen Bedern dises Hofs begangen / wol straffen vnd abstellen moegen. Es muß auch ein jeder Badergesell dem Schultheissen mit der lincken hand an den Stab geloben jme zugehorsamen. Was fuer bussen fallen / geben sie den armen oder vmb Wein / oder verzehren es mit einandern. Also geht jnen der morgen *mit kurtzweil* [meine Hervorhebung] hinweg.«

91 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 81a–84. Vgl. dazu Landolt, Des Mulberg Badts beschreibung, 1974.

»Erstlich wer dreit ins badt ein wer,
Ein b'schißes hembdt oder badt eer,
welcher vergißt das nider kleidt
Oder daßelbig letz anleit,
vnd wer durchsichtig vnd zerrißen
desgleichen het die fies beschißen
vnd tret ins badt mit rechtem fuos
Der geb ein fuoder wein zur buos.
[…]
vnd zancken, haderen, stechen, houwen
wan einer säs zuo andren frouwen,
verendret s'badt, wolt vm sich grifen
Ist unriewig mit schrien, pfiffen,
[…]
wer sich auch fulte vol dermoßen,
das ers mießt wider von ihm stoßen,
Es were oben oder vnden
der geb zwei fuoder wein, gebunden«[92]

Die an sich recht üblichen und bereits von den Ordnungen vertrauten Anweisungen – etwa keine Waffen zu tragen und ordentlich bekleidet zu erscheinen – werden durch die Kombination mit einem Vokabular des dezidiert am fluiden Körper verorteten Exzesses ironisch umgedeutet. Transgression wird hier gleichzeitig kritisiert, versteckt gefeiert und durch die humoristische Wende produktiv gemacht. Das Gedicht operiert in einer durch die Ambivalenz der Ironie hergestellten bedeutungsintensiven Schwebe. Ironie als Textstrategie ermöglicht hier den produktiven Umgang mit Ambivalenzen zwischen freizügigen Badimaginationen und den im Bad zugleich virulenten Ordnungsdiskursen. Laut Donna Haraway handelt »Ironie [gerade] von Widersprüchen, die sich nicht – nicht einmal dialektisch – in ein größeres Ganzes auflösen lassen, und von der Spannung, unvereinbare Dinge beieinander zu halten, weil beide oder alle notwendig und wahr sind. Ironie handelt von Humor und ernsthaftem Spiel. Sie ist auch eine rhetorische Strategie und eine politische Methode«.[93]

Im Bad um 1600 versetzten Ironiestrategien die Akteure in die Lage, die eigene Exzessfähigkeit in Sprache und Schrift offensiv sichtbar zu machen und damit ihre Zugehörigkeit zu einer sich im Bad konstituierenden elitären Gemeinschaft zu postulieren. Das ironische Reiben am vermeintlichen

92 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 83.
93 Haraway, Manifest für Cyborgs, 1995, S. 33.

Widerspruch von Exzess und Ordnung erzeugte damit »soziale Energie«.[94] Ordnung, Ordnungsdiskurs und Ordnungspraxis wurden zu Mitteln eines Humors, der über das Aufrufen auslaufender Körper funktionierte und auf die Vergemeinschaftung der elitären Männergemeinschaft auf Badenfahrt zielte.

Lyndal Roper hat den Zusammenhang zwischen Männlichkeit, Körperkontrolle und Körperanarchie in den Gesellschaften der Frühen Neuzeit eingehend beschrieben.[95] Während den Körper verlassende Flüssigkeiten demnach zum einen auf den Verlust von männlicher Kontrolle hindeuteten und gerade auch die eigene Ehre verunreinigen konnten, wurden die Energien desselben Exzesses zugleich gefeiert, da sie die Potenz der »als von Gelüsten und Energien dampfender Kessel imaginiert[en]« Männlichkeit markierten.[96] Die »lärmende Energie«, die Roper hier am Werk sieht, steht nur auf den ersten Blick quer zur Ordnung, bedeutete doch gerade die Möglichkeit, die Kontrolle zu verlieren, auch den Ausdruck von Überlegenheit gegenüber denjenigen außenstehenden AkteurInnen, denen diese Möglichkeiten nicht zur Verfügung standen.[97] Die frühneuzeitliche Faszination, die vom Trinken und Erbrechen der exzessfähigen Elite ausging, beschreibt Roper daher als Überführung von Repression in Obsession.[98]

Was in Platters Gedicht gefeiert und ermöglicht wurde, war das Ausleben von Männlichkeit in einer Gemeinschaft, die sich versicherte, dass Grenzüberschreitungen zumindest bis zu einem gewissen Grad für sie möglich waren und lediglich die gewünschten soziabilitätsfördernden Konsequenzen haben würden. Übertretungen des Regelwerks wurden weitgehend mit Weinbußen belegt, sofern nicht eine schwerere Übertretung mit einer Körperstrafe – Platter beschreibt genüsslich die Schläge auf die entblößten Hinterteile – zu ahnden sei. Die Weinbußen wurden von den Gästen gemeinsam konsumiert, sollten die »Strafen« doch »allein zur freudt« dienen und dazu beitragen, »domit man dest wolfeiler leb«. Letztlich handelt es sich bei dem Text also um die Machtdemonstration einer kleinen und, folgt man Ropers Männlichkeitsparadigma, dezidiert männlichen städtischen Elite, die ihre körperliche Unkontrolliertheit und Exzessfähig-

94 Zum Konzept der *social energy* siehe Greenblatt, *Shakespearean Negotiations*, 1988.
95 Roper, *Ödipus*, 1995, S. 109–169.
96 Ebd., S. 123.
97 Ebd., S. 126.
98 Ebd., S. 168.

keit hyperbolisch feierte. Dafür war das imaginäre Setzen einer gemeinsamen Ordnung im Exzess, so ironisch und paradox sie auch gleichzeitig erscheint, grundlegend. Wer die Ordnung verspottete, wurde folglich von dem »Wir« der für das Regiment selbsterklärt Zuständigen vom Bad ausgeschlossen.[99] Während der gesamte Badeort in seiner prinzipiellen Offenheit und Enge eine *fluid zone* darstellte, in der sehr heterogene Personen aufeinander trafen, handelte es sich beim Herrenbad um einen Ort der Selbstvergewisserung einer zwar keineswegs klar definierten Gruppe, aber doch einer Gemeinschaft, die sich ihrer Autorität vergewisserte. Das Herrenbad war ein kultureller Rückzugsort, ein »safe house«, innerhalb der *fluid zone* Bad.[100]

Platters Gedicht zu Maulburg lässt sich abschließend auch als eine Parodie auf das Basler Ordnungswesen und die Gerichte der Stadt lesen. Der nahe gelegene, aber doch räumlich und herrschaftlich getrennte Ort ermöglichte eine ironische Beschäftigung mit den Basler Konventionen. Der Schauplatz von Platters Gedicht liegt nur rund 20 Kilometer von Basel entfernt in der lutherischen Markgrafschaft Baden. Die Beziehungen dieses Gebiets zu Basel waren eng. Neben der wirtschaftlichen Verflechtung wurde die Markgrafschaft bis zur theologischen Neuausrichtung Basels unter Antistes Johann Jakob Grynaeus in den 1580er Jahren beispielsweise mit Theologen versorgt, die in Basel ausgebildet worden waren.[101] Aufgrund seiner Nähe zu Basel und seinem geringen Bekanntheitsgrad ist in Maulburg zudem von einem im Vergleich zu Baden, das viele Zürcher und Gäste von weither anzog, großen Anteil von Baslern auszugehen.

Das Badgericht verfügte mit Schultheißen, Weibeln, Amtleuten, Schreiber, Seckelmeister und einem Vogt für das Frauenbad über eine ganze Reihe von Ämtern, die aus dem städtischen Kontext übernommen wurden. Ein

99 »die ordnung zeigt man auch drum an / das gwarnet sye iederman, / wolt einer etwan drüber küben / dem sy erluobet dußent z'bliben / dan mir halten das Regiment / Bis das das baden hat ein endt«, Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 83.

100 Pratt, Arts of the Contact Zone, 1991, S. 6: »We used the term [safe house] to refer to social and intellectual spaces where groups can constitute themselves […] groups need places for healing and mutual recognition, safe houses in which to construct shared understandings, knowledges, claims on the world that they can then bring into the contact zone.« Pratt nutzt den Begriff zwar gerade nicht für Eliten, das schließt allerdings die Überlegung nicht aus, dass *contact zones* auf allen hierarchischen Ebenen Rückzugsräume der Gemeinschaftsbildung und Selbstvergewisserung ausformen können.

101 Burnett, *Teaching the Reformation*, 2006, v. a. S. 199.

möglicher Bezug zum Basler Ehegericht und die humorvolle Kritik an dessen Abhängigkeit von Denunziationen werden in Versen wie den folgenden deutlich:[102]

> »Ir ampt thuot sich auch weiter strechen
> Aufsechen sollen sy vnd schmecken
> In allen wincklen, enden, orten
> wo vnzucht gschech mit werck mit worten
> das sollen sy dem gricht firbringen
> vnd zimlich liegen zuo den dingen.«[103]

Das Gedicht wirkt durchgängig auf die Festigung der Elite hin, die das Ordnungswesen unter Anstrengungen hervorbrachte und gerade deswegen über die Möglichkeit seiner Ironisierung – schließlich solle man »zimlich liegen zuo den dingen« – verfügte. Verhandelt wurde hier also letztlich nicht die moralische, sondern die soziale Ordnung, und zwar indem ein Kollektiv hergestellt wurde, das für sich selbst andere Bewertungsmaßstäbe in Anspruch nahm, als es anderen zuerkannte.

Der geleerte Badseckel

Vor dem Verlassen der Bäder, so das Gedicht weiter, war ein Gastmahl auszurichten, wobei die Menge des ausgeschenkten Weines die Ehre des Scheidenden zum Ausdruck brachte.[104] Entsprechend wurde das Ende der Badenfahrt – angesichts des auch in finanzieller Hinsicht exzessiven Badlebens sinnfällig – mit dem endlich geleerten Seckel, der nun unbelastet von Inhalt im Badbecken schwamm, eingeläutet:

> »dan mir halten das Regiment
> Bis das das baden hat ein endt
> welches doch nit beschechen sol
> Alwil der seckel ist noch vol
> vnd er im badt noch geth zegrundt
> So bade man noch ettlich stundt
> Bis das er im badt obsich schwimbdt
> So ists zeit das er vrluob nimpt«[105]

102 Zum Basler Ehegericht vgl. Burghartz, *Zeiten der Reinheit*, 1999.
103 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 82.
104 »Oder das er sich letz dermoßen / Mit vier, fünf, sex, siben, acht moßen / domit man lang zeit denck doran / vnd sprech er sy ein eeren man«, ebd., S. 84.
105 Ebd., S. 83f.

Der leere Seckel symbolisiert den nun ausgeschöpften Exzess. Der zu Beginn der Badenfahrt volle und an seinem Ende notwendig leere Seckel ist ein Topos, der im Zusammenhang mit der Badenfahrt recht häufig auftaucht.[106] So verbindet ein Eintrag im Stammbuch des Basler Ratsherrn und späteren Bürgermeisters Jakob Goetz[107] die Badenfahrt – kritisch gewendet – mit Wucher, Exzess und der Figur des »Fressenden Narren«.[108] Die beigegebene Abbildung führt diese unterschiedlichen Aspekte, ihr zugleich moralisierendes und freizügiges Potenzial, zusammen (Abb. 7).[109] Es handelt sich um eine Nachzeichnung des »Fressend Narr« aus dem Ständebuch von 1568 mit Texten von Hans Sachs und Holzschnitten von Jost Amman (Abb. 8).[110] Im zwischen 1594 und 1598 geführten Stammbuch von Götz wurde der Abbildung jedoch ein anderer Text beigefügt, der am Ende die Badenfahrt als Referenzrahmen der Abundanzfigur des fressenden Narren aufruft:

> »Der schandtloß Tüfflisch Geytz mittbringt,
> den wuocher, furkhouff, und alls was tringt,
> den armen Man jn hochster Nodt,
> der Geitzig dauon nit ablodt,
> hatt kein benüegen gantz vnd gar
> glycht eben disem gytigen Narr,
> der es alls selbs will sufen, fressen,
> der Weyt Teüfel in hatt besessen,
> gont niemandts nüt, dan im allein
> Z'letst muoß er mit dem Teüfel heim.
> O Wuocher wer hatt dich erdacht
> dem Menschen bist zum nachtheil brocht
> Muost wol vom Tüfel khomen har,

106 Huggel, *Von heilsamen Bädern*, 1559, S. 34; Murner, *Die Geuchmat*, 1931, S. 185: »Jm meyen farend wir gen baden. / Luog, das der seckel sy geladen! / Denn das bad hat solche art, / Wer mit wybren dar yn fart / Vnd bringt nit pfennig gelt do mit, / So würckt das selbig bad do nit; / Denn syn natürlich würckung thuot, / Das du verdouwest gelt und guot.« Vgl. auch Fries, *Eyn new Badenfart*, 1540, S. 11v. Die Thematik des Leerens der eigenen Börse in den »holdt selchen bäder[n]« griff auch Felix Platter in einem Brief an seinen Kollegen Theodor Zwinger, der mit seiner Familie auf Badenfahrt in Baden weilte, auf, F. Platter an T. Zwinger, 19.8.1579, UBB, Frey-Gryn Mscr II 19, S. 373.

107 Burghartz, Jagdfreunde, 2016, S. 109–111.

108 Narren finden sich häufig in Abbildungen von Bädern, beispielsweise in Behams *Jungbrunnen* [Abb. 6]. Vgl. Döring-Mohr, *Ikonographische Entwicklung*, 1999, S. 138–148.

109 Stammbuch J. Goetz, 16. Jh., HMB, Inv. 1870.921, S. 8v.

110 Sachs/Amman, *Eygentliche Beschreibung*, 1568.

der nie nichtz guots gestifflet zwar
dan wer von dir ist bsessen hart,
dem wirt die Hell zur Badenfart«[111]

Der Text handelt vornehmlich von Wucher und Geiz, die in der Abbildung durch die beiden, auf der Vorlage nicht abgebildeten, Geldsäcke repräsentiert werden. In der Kombination der Geldsäcke, die, wie Patricia Simons argumentiert, auch eine sexualisierte Potenz des »Ausgebens« symbolisieren konnten, und der betonten mittigen Schamkapsel, werden Geldgier, *avaritia*, und sexuelle Begierde enggeführt.[112] Im Zentrum der Abbildung stehen aber unmäßiges Fressen und Saufen, die im Bild zum einen durch den Narren selbst, zum anderen vor allem durch das Motiv des kotzenden oder zumindest an Erbrochenem – oder Exkrementen – schnüffelnden Schweines repräsentiert werden.[113] Der Text erläutert den Zusammenhang: Der Geizige, der alles selbst fressen und saufen möchte und niemand anderem etwas gönnt, wird letztlich vom Teufel geholt. Statt der gemeinsam gelebten produktiven Exzesse einer Badenfahrt warten auf ihn nur noch die Qualen der Hölle.[114]

Eingebettet in das der Verstetigung von sozialen Kontakten dienende Medium des Stammbuchs, vermittelt die Darstellung damit eindrücklich auch die Gegenseite des moralisierenden Untertons des Textes – eine potenzielle Bejahung des gemeinschaftlichen Exzesses und seiner Möglichkeiten. Die Wendung von der Hölle hin zur Badenfahrt in der letzten Zeile des Gedichts lässt sich damit weniger als Kritik an der Badenfahrt lesen denn als Aufweichung moralisierender Diskurse, mit der sich im *album amicorum* eine Gemeinschaft potenzieller Ironiefähigkeit etabliert. Angesichts des gemeinsamen statt einsamen Leerens der Geldseckel im Bad und als Grundlage vergemeinschaftender geselliger Praktiken konnte der Exzess voll ausgekostet werden.

111 Stammbuch J. Goetz, 16. Jh., HMB, Inv. 1870.921, S. 8v.

112 Simons, *The Sex of Men*, 2011, S. 169–189.

113 Zum Motiv des Schweines und zur im Detail ähnlichen Darstellung in Behams *Kirchweih zu Mögelsdorf* Tlusty, Trinken und Trinker, 1998, Abb. 189. Vgl. zum Zusammenhang von Erbrechen, Exkrement, Exzess und Schwein auch Roper, *Ödipus*, 1995, S. 166f.

114 Der Vergleich von Badenfahrt und Hölle (allerdings aufgrund der Handlungen am Körper wie Aderlass, Schröpfen, Scheren, Schwitzen, Reiben etc.) findet sich auch in Hans Sachs' *Höllenbad* von 1540 (zitiert bei Martin, *Deutsches Badewesen*, 1906, S. 153). Vgl. dazu Loleit, *Wahrheit, Lüge, Fiktion*, 2008, S. 173–188.



Abb. 7: Fressender Narr, *Stammbuch des Jacob Goetz*, 16. Jh., S. 8v © Historisches Museum Basel, Inv. 1870.921, Foto: N. Jansen.



Abb. 8: Jost Amman, *Der Fressend Narr*, in: Sachs/Amman, *Eygentliche Beschreibung*, 1568 © SLUB Dresden / Deutsche Fotothek, Lit.Germ.rec.B.2039.

Hierarchische Badräume – Gerichtete Blicke

Neben der ausgeprägten Zurschaustellung der Exzessfähigkeit der Elite wurden Hierarchien im Bad in erster Linie über die Raumverteilung ausgehandelt und sichtbar gemacht. Die Aufteilung des oft knapp bemessenen Raumes war in den beliebten Sommermonaten besonders brisant. Die Badegäste mieteten sowohl ihre Zimmer wie ihren Platz im Bad, wobei diese in vielen Bädern nach sozialem Status vergeben wurden und im Vorfeld mit dem Wirt abzusprechen waren.[115]

Enttäuscht berichtete Christine Herbst ihrem Sohn Theodor Zwinger aus Baden nach Basel, dass sie die für sie durch Doktor Huber bestellten Räumlichkeiten nicht erhalten habe, da zwei »mes pfaffen« das »sellin« hätten. Auf Nachfrage konnte der Wirt sich an die Bestellung nicht erinnern und meinte, er würde das Zimmer lediglich für den Zunftmeister räumen lassen. Herbst und ihre Familie mussten sich daher mit zwei kleineren Zimmern arrangieren.[116] Die für das in der Markgrafschaft Baden gelegene Baden 1596 erlassene Badordnung zeigt auf, welche Bedeutung der Raumverteilung beigemessen wurde:

»Es soll auch keiner den andern von seinem Gemach, Casten oder Platz, so er Badens halber bestelt und ihme eingegeben worden, zu vertreiben understehen. […] Eines jeden Badgasts Losament oder Gemach, so er Badens halber bestelt und ihme bewilligt, soll keinem andern eingegeben werden, do er aber uf die bestimpte Zeit nit kommen, soll er nit desto weniger den gebürlichen Zins so lang das Gemach uff ihne gewartet, zu bezahlen, aber doch der Würth, wo ihme ferner nichts zuegeschrieben, lenger nit dann acht Tag lang uffzuhalten schuldig sein.«[117]

---

115 Mehring, *Badenfahrt*, 1914, S. 36: »Im gemeinsamen Bad hat jeder seinen bestimmten Platz, im Bassin des Wildbads ebenso wie in den Räumen der Sauerbrunnen, wo außerdem der Badgast für die Zeit seines Aufenthalts auch seinen eigenen Zuber angewiesen erhält. Es ist eine alte Regel, die z. B. schon in der ältesten Badordnung von Wildbad von ca. 1500 enthalten ist: es soll keiner dem Andern an sein geordnete Statt sitzen. Aber wenn ein Vornehmerer kommt, wird es dem Geringeren zur Pflicht gemacht, ihm den bessern Platz zu lassen.«

116 C. Herbst an T. Zwinger, o. D., UBB, Frey-Gryn Mscr I 4, S. 192.

117 Badordnung für Baden-Baden, 1596, zitiert nach Mehring, *Badenfahrt*, 1914, S. 161–164. Eine ähnliche Bestimmung findet sich beispielsweise auch in der Badordnung von Wildbad, 1549, zitiert nach ebd., S. 165f.: »Zum Fünften soll keiner dem Andern an sein geordnete Statt sitzen, ob aber einer eins hohers Stands dann der ander were, soll der, so des nieders Stands, wie billig ime statt geben und wychen.«

Schwierig für die Wirte wurde es insbesondere dann, wenn angekündigte Gäste ausblieben. Da die Mediziner häufig in praktischen Angelegenheiten wie der Zimmerbuchung vermittelten, waren sie mitunter auch in den problematischen Fällen Ansprechpartner für die Wirte. Als die Schwester der Herzogin von Württemberg, die Markgräfin Elisabeth von Brandenburg, ihren Aufenthalt kurzfristig absagte, machte Caspar Falck, Wirt des hinteren Hofes in Baden, Felix Platter für den wirtschaftlichen Ausfall verantwortlich, der durch das Freihalten der Zimmer entstanden war, die der Wirt unterdessen anderen hohen Gästen hatte abschlagen müssen.[118]

Badeorte mit mehreren Bädern und Gasthäusern teilten die Gäste je nach ihrem Stand auf, wobei Adlige bei der Raumverteilung an erster Stelle kamen.[119] Das Bad als Begegnungsraum war, zumindest was die räumliche Ausgangslage und die damit einhergehende Symbolpolitik anbelangt, klar verregelt.

Die soziale Bedeutung der Raumverteilung konstituierte auch die Blickregime im Bad. Während innerhalb des nach außen architektonisch und durch ein Eintrittsgeld abgeschlossenen Herrenbades in Baden, so Pantaleon, »ein jeder [von den anderen dort Badenden] gesehen sein« wollte, um die eigene Präsenz und Zugehörigkeit zu demonstrieren, richteten sich die Blicke der »Herren« zugleich auch nach draußen – ungehindert zum »Volck« in den freien Bädern: »Dises [das Herrenbad] ist fast dem Hof eben / vnnd mag man also sitzende hinauß durch die thueren in Hof sehen / vnd mancherley Volck besichtigen.«[120]

So wie Felix Platter sich in einem weiter unten ausführlicher zu besprechenden Brief an Basilius Amerbach am Anblick der weißen beziehungsweise von der Sonne geröteten Beine der »meitlin ze Baden« erfreute,[121] wanderten auch die Blicke des französischen Reisenden Marc Lescarbot in seinem Bericht über die Bäder von Baden zu Beginn des 17. Jahrhunderts vor allem in Richtung der Frauen:

118 Briefe C. Falck an F. Platter, 3.5.1570, 6.5.1570, 13.5.1570, 15.5.1570, UBB, Frey-Gryn Mscr I 6, S. 121, 120, 124, 125.

119 Vgl. die Zimmerabsprache zwischen Jörg Ziegler und Lux Iselin für seine Mutter in Bad Maulburg: Eine schnelle Antwort sei, da auch Adlige untergebracht werden müssten, noch heute nötig. J. Ziegler an L. Iselin, 2.5.1582, UBB, Frey-Gryn Mscr I 4, S. 179.

120 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 76.

121 F. Platter an B. Amerbach, undatiert, UBB, G2 II 80, S. 44. Dazu ausführlicher im Kapitel »Vergesellschaftung – Die elitäre Badgesellschaft im Exzess«.

»C'est vn plaisir de voir cent beautez nompareilles
Estaller en cent bains chacune ses merueilles,
Merueilles qui pourroient du ciel rauir encor
Ce Dieu qui descendit ça bas en pluïe d'or
Ardemment affollé de l'amoureuse flamme
Qu'allumoit en son cœur la beauté d'une Dame.
Ie vous repute heureux vous qui pleins de vigueur
Nourissez dans le corps vn doux baiser soustraire
En faisant de ces bains l'épreuue salutaire,
Sans penser toutefois autre chose attenter
Si ne vouliez des Loix les peines meriter.
Mais ie m'égare trop, r'entrons dans la carriere,
Et reprenos vn peu nostre route premiere.«[122]

Zwar bezeichnet Lescarbot die Blicke hin zu den im Freien badenden Frauen, die spätestens mit dem Aufrufen des von Danae empfangenen »Goldregens«[123] als hoch anzüglich erkennbar werden, selbst als »Irreführung«. Angesichts ihrer gleichzeitigen Selbstverständlichkeit stellten sie aber dennoch ein zentrales Mittel dar, um einerseits die Attraktivität der Bäder für die Eliten weiter zu steigern und um andererseits die Gemeinschaftsbildung der blickenden Männer zu fördern.

Die Blickregime im Bad und ihre positiven Konnotationen beruhten auf literarischen Vorbildern. Am bekanntesten war Poggio Bracciolinis Sendbrief über seinen Aufenthalt in Baden während des Konstanzer Konzils. Poggio schildert eingehend die Blicke zu den freien Bädern, aber zugleich auch innerhalb der geschlossenen Bäder, durch »schupfenster« und von der Galerie hinab. Er beschreibt – umso ausführlicher, da er sich nicht an den deutschen Gesprächen beteiligen konnte, – seine Blicke vorbei an allzu spärlicher Bekleidung und das blickhafte Erhaschen von Genitalien.[124] Was jedoch bei Poggio wie in anderen Selbstbeschreibungen der elitären Badgemeinschaft fehlt, sind Blicke von außen nach innen. Die Blickrichtung ist stets eindeutig. Sie geht von der schreibenden Elite aus, die sich damit zugleich als eine blickende Gesellschaft beschreibt – niemals vom badenden »Volck«. Während die Blicke im Inneren des elitären Bades und nach außen

122 Lescarbot, *Le tableau*, 1618, S. 18.

123 Simons, *The Sex of Men*, 2011, S. 170f. Der »Goldregen« findet sich auch in Poggios Badenbrief, ebd., S. 176.

124 Sendbrief von Poggio Bracciolini, zitiert nach Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 50–59. Vgl. dazu und für eine Elias-kritische Interpretation von Bekleidung und Nacktheit in den Bädern Duerr, *Nacktheit und Scham*, 1994, S. 59–73.

als attraktivitätssteigernd für die Bäder beschrieben werden, waren Blicke, so die Darstellung, in die andere Richtung trotz der geöffneten Türen gerade nicht möglich. Michel de Montaigne etwa betont, dass es in Baden problemlos möglich sei, allein und unbehelligt zu baden.[125] Gab es aber doch Blicke in Richtung der badenden Elite, so fanden sie wohl, wie die Zaungäste in Bocks in der Einleitung besprochenen Gemälde *Das Bad zu Leuk* (Abb. 1), bei dieser einfach keinerlei Beachtung. Sich den allgemeinen Blicken allerdings bewusst auszusetzen, bildete in Platters Maulburg-Gedicht sogar eine Strafe, da die angedrohten Körperstrafen unter freiem Himmel und somit jenseits des Schutzes des Herrenbades allen Blicken offen dargeboten stattfinden sollten.[126]

Die Zähigkeit des Fluiden – Soziale Ordnung im Bad

Pantaleon gab Poggios Brief in der *Warhafftigen beschreibung* nicht nur in allen Einzelheiten wieder, er übersetzte ihn auch erstmalig ins Deutsche und kommentierte ihn einführend sowie in kurzen Randglossen.[127] Die Anzüglichkeiten des Briefes wurden übernommen und statt durch die zeitliche Distanz von 162 Jahren durch die italienische Perspektive (vorgebracht werden die »geilheit« der Italiener sowie ihr »böser argwon« und einzelne Passagen sind als eine Verspottung der Deutschen charakterisiert) erklärt. Gleichzeitig werden allerdings sowohl Augenzeugenschaft als auch Gelehrtenstand des Autors als Evidenzgarantien des Berichtes angeführt. Dieser Kunstgriff ermöglichte es Pantaleon, aufbauend auf traditionellen Narrativen des Fluiden, etwa der besonderen Fruchtbarkeit der Frauen in den Bädern, ein schillerndes Bild des Bades nach- und neu zu zeichnen, zugleich jedoch mit einer vordergründigen Kritik den Anschein der Sittlichkeit, der insbesondere im Vorwort des Buches postuliert wurde, aufrechtzuerhalten. Damit verschaffte Pantaleon den Bädern eine doppelte und doppelbödige Attraktivität, die gerade dadurch entstand, dass die Thematik in der Schwebe blieb. Seine Ar-

125 Montaigne, *Tagebuch*, 2007, S. 61f.

126 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 81af: »Doch wan einer sündet so schwer / Das d'vnzucht Malefixschich wer. / Den sol nit helfen wein noch gelt / Ein schandt lid er vor aller welt. / Der Brützenmeister mit seim stab / houw ihm den kopf bim hinderen ab / Auf eim banck also nacket blos / Damit ein andrer sich dran stos.«

127 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 50–59.

beit zu Baden war eine Werbemaßnahme, mit der sowohl das Bad als Gegenstand wie Pantaleon als Autor beworben wurden.[128]

Die Doppelbödigkeit findet sich auch in dem Badtraktat des kaum bekannten Basler Mediziners Johann Jakob Huggel. Dieses griff vor allem in den Abbildungen – auf die Zentralität des Weins in der Abbildung mit den Liebespaaren wurde bereits hingewiesen[129] –, aber auch an einigen Textstellen Narrative des Fluiden auf. Dabei sucht Huggel wie Pantaleon den Vergleich mit Italienern – jedoch mit einer ganz anderen Stoßrichtung:

> »Vnnd ob du lusts halben inn das Bad zugest / vermeintest dich dessenthalben nit zuo purgieren / vnd daß du sin nichts bedoerfftest / solt du doch allwegen eyngedenck seyn / daß wir Teutsch vnnd nitt Itali sind / mit vil essen vnd trincken / vnd anderen vngesunden vnordnungen vns beladen / immerzuo voll / vnnd dem magen zuo doeuwen kein ruow lassend / darzuo inn kaltem feuchtenn lufft vnnd landenn wonend / derhalbenn sich also inn gemein zuo redenn / grosse menge flegmatischer / das ist kalter / feüchter / schleimiger vnd zäher vberflüssigkeiten zuo ersaehenn / darumb du dann inn das bad nicht ziehen solt / du seyest dann vorhin vonn sollichenn gereiniget.«[130]

Die Aufforderung zur Purgation gerinnt hier geradezu zum medizinisch gewendeten Beichtgang sowohl nach wie auch vor dem Sündenfall übermäßigen Genusses. Gleichzeitig wird der Exzess gerade in Abgrenzung von Italienern als »teutsch« eingestuft und ins Kollektiv des lokalen »Wir« verschoben. Huggel greift damit den Exzess des Bades offen auf und verortet sich selbst in ihm. Nur wenige Seiten später wendet er sich jedoch dezidiert gegen ein Übermaß von Essen und Trinken im Bad.[131]

Während beide Texte, Huggels und Pantaleons, also moralische Anweisungen für die Badenfahrt zur Verfügung stellten, nutzten sie die Exzessivität des Bades gleichzeitig auch. Pantaleon distanzierte sich zwar deutlich von Poggios Sendbrief, übersetzte ihn aber dennoch nicht nur in Gänze, sondern gab mit seiner Einleitung, die die »geilheit« der Italiener betont, auch eine anzügliche Lesart vor. Er nutzte gerade die Ambivalenz für seine mit der Schrift über Baden verfolgten sozialen Ziele.

Pantaleons Situation als Mediziner war prekär. Seine Kollegen waren von seinem Wissen und seiner medizinischen Praxis, wie weiter unten ausführ-

128 Zur Bewerbung von Bädern vgl. z. B. Moss, Promotion, 2012.
129 Vgl. das Kapitel »Verflüssigung – Körper im Bad«.
130 Huggel, *Von heilsamen Bädern*, 1559, S. 56f.
131 Ebd., S. 62.

licher zu schildern ist, nicht überzeugt.[132] Er amtierte zwar insgesamt sechsmal als Dekan, aber auch diese Position bot keinen Schutz vor der scharfen Zunge seiner Kollegen – allen voran der Felix Platters. In einem Brief an Theodor Zwinger, der in Baden weilte, schrieb Platter beispielsweise, dass Pantaleon als Dekan »dumm und linkisch handele«.[133] Die Wertschätzung seiner Basler Kollegen konnte Pantaleon mit seinem Buch über Baden wohl kaum gewinnen. Dazu bot es schlicht viel zu wenig medizinisches Wissen. Indem er allerdings bestehende Narrative aufgriff und zum Beispiel die Blicke etwa aus dem Herrenbad hinaus nachvollzog, suchte er subtiler, sich in die gemeinschaftsbildenden Mechanismen im Bad einzuschreiben.

Pantaleons Bild der Vermischung des Blutes im Badwasser ist, um dieses Kapitel zusammenzufassen, nur an der Oberfläche ein Bild der widerstandslosen Vermengung. Schaut man genauer hin, erweist sich die Fluidität des Bades als zäh. Die *fluid zone* des Bades war nämlich letztlich auch ein hierarchischer und hierarchisierender Raum, an dem sich mit und im Exzess beständig Prozesse sozialer Ordnungsaushandlung vollzogen. Oder anders ausgedrückt: Fluidität im Bad um 1600 wird, da sie zugleich Prozesse von Verfestigung hervorbrachte, nur als stets unvollständige Verflüssigung greifbar. Es überrascht daher nicht, dass das Bad vor allem Mitgliedern der Elite und ambitionierten Anwärtern, wie den Medizinern, Möglichkeiten bot, sich individuell zu positionieren und als Gemeinschaft zu organisieren.

---

132 Vgl. das Kapitel »Beschämen – Spott, Spaß und der entgrenzte Körper«.

133 F. Platter an T. Zwinger, 19.8.1579, UBB, Frey-Gryn Mscr II 19, S. 373: »Hodie consilium habuimus Medicum, in cura cuiusdam primarij, in quo noster Decanus multa stulte et sinistre egit, ut intelliges«. Die Stimmung im Sommer 1579 war sehr angespannt. Verhandelt wurden die horrenden Unterschlagungen des Mediziners Isaak Keller, die die Universität stark belasteten (vgl. Anm. 49 im Teil »Gestalten und Eindringen – Das Haus«). Trotz aller Schärfe sind die Informationen zum Fall und zum Agieren des Dekans in Platters Brief jedoch äußerst dürftig – das Übrige verspricht Platter dem Freund bei seiner Rückkehr mündlich zu berichten.

Verfestigung – Badwissen, medizinische Praktiken und Autorität

Badeärzte? – Eine Rückprojektion

Heinrich Pantaleon wird in der Literatur häufig als »Badearzt« bezeichnet.[134] Ein offizielles Amt als Badearzt gab es in Baden jedoch im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert nicht.[135] Selbst die in Baden getrennten Ämter eines besoldeten Stadtmedikus und eines Stadtarztes wurden erst im Verlauf des 17. Jahrhunderts eingeführt und 1665 mit einem »Pflichtenheft« versehen, das die Zuständigkeit für die Bäder nicht eigens vorsah.[136] Badeärzte im Sinne von am Badeort allein für balneologische Tätigkeiten bestallte Mediziner sind eine spätere Erscheinung, die im 19. Jahrhundert große Bedeutung erlangte. Um 1900 schließlich waren Badeärzte die zentralen Figuren der Kurorte.[137] Wird die Bezeichnung jedoch in der Literatur für das 16. Jahrhundert benutzt, handelt es sich um eine Rückprojektion.[138] Heute noch wichtige Standardwerke zur Geschichte der Bäder aus dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert wurden häufig von Badeärzten verfasst – ihre Sicht bestimmt noch immer das Bild des frühneuzeitlichen Bades.[139]

134 Z. B. Studt, Baden zwischen Lust und Therapie, 2005, S. 109.

135 Das erklärt, wieso man, wie Ammann verwundert festhält, von Ärzten als Personal in Baden kaum etwas erfährt, Ammann, *Baden in der mittelalterlichen Wirtschaft*, 1952, S. 238.

136 Wehrli, *Das öffentliche Medizinalwesen*, 1927, S. 55–94, zu 1665 S. 58–63. Die Ordnung der Bruderschaft des heiligen Cosmas und Damian, die 1680 von Medizinern und Apothekern gegründet wurde, nahm zwar das Badewesen in Anspruch, das machte die Beteiligten jedoch nicht zu bestallten Badeärzten, ebd., v. a. S. 77.

137 Zu den Badeärzten im 19. Jahrhundert vgl. Averbeck, *Kaltwasserkur*, 2012, S. 209f. Bernhard Lersch, selbst Badearzt in Aachen, betonte 1859 den Zusammenhang zwischen dem Badearzt und dem Erfolg des Ortes: »Die Seele einer jeden hydrotherapeutischen Anstalt ist der Badearzt; ja mit seiner Person kommt und geht nicht selten die Glanzperiode eines Kurortes.«, Lersch, *Nomenclator der Badeärzte*, 1859, S. 3.

138 Das wird besonders deutlich, wenn Mehring, *Badenfahrt*, 1914, S. 86, die offizielle Einführung von Badeärzten mit der württembergischen Kirchenordnung von 1559 begründet sieht, welche aber Badeärzte überhaupt nicht erwähnt, *Württembergische Große Kirchenordnung*, 1983, S. 217v. Allerdings nennt Mehring, *Badenfahrt*, 1914, S. 87, auch einige frühe Bestallungen von Badeärzten, etwa 1598 in Bad Boll, die ich nicht nachprüfen konnte.

139 Renz, *Die Cur*, 1869; Hauck, *Heilquellen und Kurorte*, 1865. Julian Marcuse (Marcuse, *Bäder*, 1903) war zwar kein Badearzt, leitete aber das Sanatorium Ebenhausen.

Pantaleon war, auch wenn diese Bezeichnung verschiedentlich begegnet, also kein Badearzt im Sinne späterer Jahrhunderte, sondern vielmehr ein »Mediziner im Bad«. Er nutzte das Bad und die Möglichkeiten, die es als *fluid zone*, als soziale Situation zwischen Begegnung, Verflüssigung und Verfestigung, zur Verfügung stellte, um seine Position als Mediziner zu stärken, sein Wissen zu demonstrieren und PatientInnen zu akquirieren. Andere Ärzte agierten ähnlich und bauten auf der sozialen Ordnung, die das Bad herstellte, auf, um ihre eigene soziale Position zu definieren. Erst langfristig ergab sich ein Prozess, der zu einer Verfestigung der Figur des Mediziners führte, sei es in der *persona* des Badearztes, die letztlich in einer von Phasen der Stagnation durchbrochenen Langzeitperspektive in eine Institution mündete, sei es in einer automatischeren Positionierung innerhalb sozialer Strukturen qua medizinischer Ausbildung. Um 1600 war dies jedoch keineswegs vorgezeichnet. Um ihre Autorität mussten die Mediziner mit einer Vielzahl von Mitteln ringen.

Die langfristige Verfestigung der Badearztpersona erklärt sich nicht allein als bloße Verstetigung aus den Handlungen einzelner Akteure, sondern aus Kontextveränderungen, die sich aus der Konturierung der Bäder als Orte herrschaftlicher Interessen und als wichtige Wirtschaftsfaktoren ergaben. Am Beispiel des württembergischen Bad Boll wird besonders deutlich, dass diese Orte ungeachtet ihrer Konfession mit einer Wunderrhetorik warben, die in ihrer argumentativen und emotionalen Durchschlagkraft mit den Werbemaßnahmen katholischer Wallfahrtsorte vergleichbar war.[140] Dabei zielten die zunehmende Einbeziehung von Medizinern und die weiter unten genauer zu schildernde Verwertung ihrer balneologischen Untersuchungen auf die Bewerbung der Bäder als Orte medizinischer Heilsversprechen.

Im 17. Jahrhundert nahm die Zahl balneologischer Publikationen allerdings abrupt ab, bevor das Badewesen im 18. und maßgeblich im 19. Jahrhundert unter anderen Vorzeichen an neuem Schwung gewann.[141] Die in diesem Kapitel untersuchten vielfältigen Phänomene und Prozesse der Autorisierung des Mediziners im Bad lassen sich daher nur sehr unvollkommen in ein längeres Narrativ der Nutzbarmachung, der gegenseitigen Autoritätssteigerung, kurz eines langanhaltenden und erfolgreichen »win-win-Prozesses« zwischen den Badeorten, ihren Herrschaftsträgern und den Medizinern einordnen. Um 1600 waren die Möglichkeiten, die die Bäder den Medizinern

140 Vgl. Bauhin, *Historia novi*, 1598; auf Deutsch Bauhin, *Ein new Badbuch*, 1602.
141 Furter, *Urbanisierung*, 2005, S. 82.

zur Autorisierung boten, allerdings enorm, obwohl sich ihnen auch jetzt einige, im Folgenden zu erläuternde Hindernisse in den Weg stellten.

Mediziner im Bad – Zwischen Distanzierung und Identifizierung

Ärzte gingen selbst auf Badenfahrt.[142] Heinrich Pantaleon verwendete entsprechend seine eigene Nutzung der Bäder in der *Warhafftigen beschreibung* als Argument, um seine Expertenfunktion zu betonen:

»Weil ich dann jetz vber die fünff vnd zwentzig Jare dises Bads Art / Natur vnd Eygenschafft nicht allein an vil andern Personen vnd Patienten / sonder auch an meinem eigenen Leib erfahren / vnd offt wider erquicket vnnd an allen Gliedern gestercket / als wann ich etwz jünger worden / hab ich nit vnderlassen moegen die warheit anzuzeigen / vnd wie alle sachen hie gestaltet zu eroeffnen.«[143]

Pantaleon gelingt hier der Ausgleich zwischen seinen Rollen als Beobachter, Ratgeber und selbst Badender. Indem er explizit auf die Erfahrung am »eigenen Leib« verweist und diese als Distinktionsmerkmal seiner Kompetenz und Expertenfunktion deutet, werden die eigenen Badeerlebnisse zum Autorisierungsmittel.

Felix Platter distanzierte sich in seiner Autobiographie allerdings, ganz im Gegensatz zu seinem bereits besprochenen Gedicht über Bad Maulburg, deutlich vom Bad. Es ist auffällig, dass Platter gerade hier nicht, wie an anderen Stellen in der Autobiographie,[144] auf die Darstellung von Beteiligung am geselligen Exzess setzt, sondern sich ihr im Gegenteil entzieht. Platter berichtet zwar durchaus von eigenen Badbesuchen und unterschwellig spielt auch der Charakter des Bades als Kontaktschmiede eine Rolle,[145] ins Auge sticht jedoch vor allem eine Episode, die sich im Leuker Bad ereignete:

»Ich blibe die sechs tag im badt, gab ettlichen rhattschläg und luget, wie sie badeten. Es wahr sehr viel volcks da. Ich badete nur ein eintzig mahl, und da ich im badt saße,

142 Einem Brief Jakob Rüdins an Jakob Zwinger lässt sich zum Beispiel entnehmen, dass auch der Arzt Philipp Scherb das Bad in Baden benutzte, Brief vom 11.7.1600, UBB, Frey-Gryn Mscr II 23, S. 387.

143 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, Vorrede, S. 3v.

144 Vgl. beispielsweise die Darstellung der Leichenraubszenen im Abschnitt »Die Gier des Anatomen – Leichenbeschaffung um 1600« im Kapitel »Grenzen überschreiten – Der anatomische Exzess«.

145 Beispielsweise wird auf eine vom Vater Thomas Platter d. Ä. im Leuker Bad gemachte Bekanntschaft verwiesen, Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 374.

kame hauptmann Peter am Biehels frauw, setzt sich so noch zu mir, daß ich mich schampte, welches doch ihr brauch ist.«[146]

Platter stilisiert sich hier als nüchterner Beobachter und Ratgeber. Sein Ort ist nicht das Badebecken, aus dem er durch die als unangenehm charakterisierten Avancen einer verheirateten Frau und seiner dadurch ausgelösten Scham vertrieben wurde. Obwohl er sechs Tage im Bad war, badete Platter selbst nur ein einziges Mal. Wieso aber nutzte er nicht wie Pantaleon die Möglichkeit, die beiden Rollen als medizinischer Experte und Badegast miteinander in Einklang zu bringen und gerade als Mediziner auch auf seine eigenen Badeerfahrungen zu verweisen? Mediziner, die selbst auf Badenfahrt waren, wurden durchaus auch als praktizierende Ärzte wahrgenommen und um Rat gefragt.[147] Wieso also sah Platter die Notwendigkeit, sich in seiner Autobiographie so deutlich zu distanzieren?

Der Hinweis auf die Frau von Peter Ambüel, des Meiers zu Leuk,[148] hilft weiter: Platter distanzierte sich hier in erster Linie von dem mit den Bädern verbundenen sexuellen Diskurs. Als selbst dezidiert nicht Badender, sondern Beobachtender und Beratender stellte er stattdessen seine Medizinerpersona in den Vordergrund. Zwar sucht man in seiner Autobiographie balneologische Abhandlungen, wie generell fachliche Textpassagen, vergeblich. Gerade der medizinferne Charakter der Aufzeichnungen mag jedoch der Grund dafür sein, dass Platter hier andere Mittel – wie die emotional noch durch die Scham unterstrichene Distanzierung – wählte, um seine Position als Experte zu unterstreichen.[149]

Ähnlich geht auch Platters Halbbruder, der Mediziner Thomas Platter d. J., in seinem Bericht über seine lange Reise durch Europa vor: Er schildert

146 Ebd., S. 421.

147 Das zeigt das Zitat eines Schuhmachersohnes aus Zürich: »Myn Hausfrau, die mich sehr liebete, ist oft eins Tags zwey Mahl zu Fuß nach Baden gereist zu H. Doctor Ziegler, welcher eine Badenfahrt daselbst hatte, umb Hülf und Medicin«, zitiert nach Stolberg, *Harnschau*, 2009, S. 19.

148 Auch Pantaleon traf Peter Ambüel in Leuk an und widmete daraufhin dem Veteranen einen Eintrag in seinem Heldenbuch, Pantaleon, *Heldenbuch*, 1570, S. 521.

149 Dass die Distanzierung nicht der Gattung geschuldet ist, zeigt Montaignes Bericht von den Bädern in Baden. Montaigne scheute sich keineswegs, ausführlich von seinen eigenen Trink- und Badeerfahrungen zu berichten, Montaigne, *Tagebuch*, 2007, S. 63f., 67, 69. Der Reisebericht Hans Ulrich Kraffts berichtet sowohl vom Baden des Autors und den guten Wirkungen als auch – parallel zu Platter – von der als unangenehm dargestellten Situation, als zuviele »Altte Weyber« ins Bad kommen (»fangt mir an bey so viel Weyber zu sitzen bang werden«, zitiert nach Fricker, *Anthologie*, 1883, S. 44–46, Zitat S. 45).

detailliert die Bäder von Balaruc-les-Bains nahe Montpellier in Südfrankreich, ihre Architektur und zumindest in Ansätzen auch ihre Wirkungsweise sowie das medizinische Personal vor Ort. Ironisch beschreibt er jedoch die durchschlagende Wirkung des abführenden Wassers:

> »daß frauwenzimmer aber, sonderlich waß ettwas fürnembs ist, wirdt von ihren dienern oder liebhabern under den armen im feldt hin unndt wider geführet, unndt würket daß waßer gleich gar heftig durch den stulgang, da sihet einer wunder, wie sie zesamen im feldt zum zeil [zur Hecke] schiessen [in der Dreifachbedeutung von rennen, feuern und scheißen]«.[150]

Thomas Platter nutzt mit der Ironie eine besonders wirksame Form der Distanzierung. Die anzügliche Darstellung überzeichnet zeitgenössisch verbreitete Vorstellungen über die Bäder, die die angestrebte Fertilitätssteigerung allzu wörtlich nahmen und deren Erfolg mit Ehebruch statt durch die Heilkraft des Bades erklärten.[151] Dabei halten sich Humor und Derbheit die Waage, was es Platter gestattet, seine Rolle als überlegener Beobachter gekonnt und doch subtil in Szene zu setzen.

Zwei weitere Möglichkeiten der Distanzierung wählte Johannes Huber in einem längeren, in Baden geschriebenen Brief an seinen Kollegen Theodor Zwinger, nämlich Geschlechtszuschreibungen und Langeweile.[152] Das Baden, Essen, Klatschen und Trinken sei Sache der Frauen: »So fill vnser badenfartt belanget, so mögen, die wjber, Gott dem herren sjge Lob, gar woll baden, woll essen, aber fill bas, trjnncken«.[153] Huber selbst »hette lange zjtt, wo njtt die geschäfft wären, deren ich fill hab«.[154] Bei diesen Geschäften handelte es sich, wie an den angeführten Krankengeschichten deutlich wird, um die medizinische Praxis. Huber rückte im Schreiben an den Kollegen also die ärzt-

150 Platter, *Beschreibung der Reisen*, 1968, Bd. 1, S. 87.

151 Loleit, *Wahrheit, Lüge, Fiktion*, 2008, S. 85–196; Loleit, Repräsentation von Heilbädern, 2012. In diesem Zusammenhang ist etwa Hans Sachs' Schwank »Die Bürgerin im Wildbad« von 1558 markant. Dieser berichtet von einer aufgrund ausbleibendem Kindersegen durchgeführten Badenfahrt und deren durchschlagendem Erfolg: Neben der Bürgerin kehren auch die Magd und das Hündchen schwanger zurück. Die Erklärung (»Nun waren im Wildpad vil junger gsellen, / Die wermeten frawen vnd maid, / Vnd thetten in ir pewch paid auf geschwelen «, ebd., S. 302) ist wohl mehr Ausdruck für die Ängste der Männer als für die tatsächlichen Praktiken.

152 J. Huber an T. Zwinger, 30.6.1568, UBB, Frey-Gryn Mscr II 23, S. 252. Zur Langeweile in der Frühen Neuzeit vgl. Burke, The Invention of Leisure, 1995. Für eine längere zeitliche Perspektive vgl. Kessel, *Langeweile*, 2001.

153 Die Bäder waren in den Wahrnehmungen weitgehend weiblich gegendert. Vgl. Studt, Baden zwischen Lust und Therapie, 2005.

154 J. Huber an T. Zwinger, 30.6.1568, UBB, Frey-Gryn Mscr II 23, S. 252.

liche Rolle in den Vordergrund. Dass der Adressat hierfür den Ausschlag gab, wird daran deutlich, dass in einem zwei Tage zuvor datierten Brief an Hubers Sohn, Johann Rudolf, der gesamte Abschnitt fast gleichlautend enthalten ist. Hier fehlt jedoch der Hinweis, dass allein die Frauen diesen Tätigkeiten nachgingen, ebenso wie die Verweise auf Langeweile oder die berufliche Tätigkeit.[155] Die Selbstdefinition über den Beruf, der auch im Postscriptum des Briefes an Zwinger mit der Nennung »meam professionem« aufgerufen wurde, diente also dazu, im Brief an den Kollegen ein ärztliches Kollektiv zu formen, das sich dem Badeleben gegenüber distanziert gab.[156]

Die epistolare Gemeinschaftskonstituierung umfasste zudem die Weiterleitung eines Patienten mitsamt seiner medizinischen Vorgeschichte an den Kollegen. Nichtmedizinische, aber typisch frühneuzeitliche Kommunikationstools wie der Austausch von Neuigkeiten (in diesem Fall lautet die Nachricht allerdings »nüdt nüws«) wurden jedoch gleichermaßen verwendet.[157] Auffälligerweise bricht gerade an dieser Stelle Hubers Distanzierung von den gesellschaftlichen Praktiken des Bades. Er berichtet nämlich – als Grundlage möglicher Neuigkeiten – von der ihn selbst einschließenden Ausgelassenheit eines Gastmahls (»sjnndt mir gar frölich gewesen«). Die Distanzierung vom Bad, mit der der Autor seine Einschreibeanstrengung in die in Basel verbliebene Medizinergemeinschaft unternahm, bleibt dennoch sehr deutlich. So schließt Huber mit den Worten »ich fröw mich das die halbe badenfartt schier überj, ist gott dem herren sjge lob«.

Der Arzt lief im Bad Gefahr, in der Wahrnehmung vor allem der Kollegen einen Teil seiner Kompetenz als Mediziner einzubüßen. Dies lässt sich auch einer Äußerung Balthasar Hummels in einem Brief an Felix Platter vom August 1555 entnehmen.[158] Hummel klagt Platter, der sich zu jenem Zeitpunkt noch zu Studienzwecken in Montpellier aufhielt, in diesem Brief

155 J. Huber an J. R. Huber, 28.6.1568, UBB, G I 26, S. 59.

156 Betont wird die Gemeinschaftskonstituierung zusätzlich dadurch, dass Huber auch seine Sorge um die medizinische »scola« zum Ausdruck bringt: In seinem ins Lateinische wechselnden Nachwort hofft er, dass Isaak Keller und Heinrich Pantaleon an der Universität halten würden, was sie versprachen.

157 Vgl. zu Bädern als »Nachrichtenbörse« Bleymehl-Eiler, Das Paradies der Kurgäste, 2001, S. 71. Orte der Nachrichtenvermittlung – in erster Linie das Wirtshaus, aber z. B. auch Apotheken – stehen vermehrt im Fokus der Forschung. Vgl. Freist, Wirtshäuser, 2005; Freist, The Staple of Newes, 2011; Kümin, *Drinking Matters*, 2007; Vivo, Pharmacies, 2007.

158 B. Hummel an F. Platter, 18.8.1555, UBB, Frey-Gryn Mscr I 8, S. 150f. Platter zitiert diesen Brief auch in seiner Autobiographie, Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 223.

sein Leid als Apotheker und schildert den schlechten Zustand der Medizin in Basel. Dabei führt er eine Reihe von Medizinern namentlich auf, die aus unterschiedlichen Gründen in Basel gegenwärtig nicht praktizierten, da sie abwesend oder anderweitig beschäftigt seien – darunter auch Heinrich Pantaleon. Dieser sei »disen sommer zuo plummerst gsein«, also im Bad Plombières, und »ist [dies] noch«. Negativ belegt wird auch die Information Thomas Platters d. Ä. an seinen Sohn in Montpellier, dass Isaak Keller seine Praxis in den Bädern ausübe. Diese Aussage reiht sich in ein typisches Muster des Briefwechsels ein: Die Probleme, denen die Ärzte in Basel angeblich ausgesetzt waren und die dazu führten, dass sie Basel entweder den Rücken kehrten (Thomas Schöpf, der zunächst Stadtarzt in Colmar und anschließend in Bern wurde) oder sich zurückzogen wie der Löwe in der Äsopschen Fabel (Heinrich Pantaleon),[159] dienten Platter zur väterlichen Ermahnung. Er forderte den Sohn auf, sein Studium in gewohnter Weise fleißig fortzusetzen, die Konkurrenz zu übertreffen und ihn nicht zu enttäuschen.[160]

Beide Wege – Pantaleons Identifizierung mit dem Bad ebenso wie die Versuche seiner Kollegen, sich vom exzessiven Badeleben zu distanzieren und sich statt als Teilnehmende als bloße Beobachter zu präsentieren – stellten Positionierungsanstrengungen der Mediziner im und mit dem Bad dar. Sie zielten darauf, sich möglichst in das elitäre Medizinerkollektiv einzuschreiben, ihre Expertenrolle zu unterstreichen und damit weitere PatientInnen für sich zu gewinnen.

Die ärztliche Expertise und die Selbstmedikation der PatientInnen

Am augenfälligsten betont wurde die balneologische Expertise der Mediziner in den im 16. Jahrhundert sehr zahlreich aufgelegten und überaus erfolg-

159 Vermutlich handelt es sich um eine Anspielung auf die Fabel »Der Löwe und der Fuchs«, in der dem Löwen eine hinterhältige Rolle zukommt.

160 Thomas Platter an Felix Platter, 3.5.1554, in: Burckhardt, *Thomas Platters Briefe*, 1890, S. 48–52, hier S. 50. Die wiederkehrenden Aussagen Thomas Platters über die angeblich so große Konkurrenz in Basel (vgl. S. 20f., 29, 31, 40) dienten stets dazu, den Sohn zu fleißigem Studium zu ermahnen. An einer anderen Stelle des Briefkorpus wird der Besuch der Bäder – diesmal handelt es sich allerdings um Johannes Huber – von Thomas Platter jedoch nicht negativ, sondern als Entschuldigung angeführt, und zwar dafür, dass der von Vater und Sohn Platter sehr geschätzte Arzt Felix nicht geschrieben hatte, Brief vom 20.8.1556, ebd., S. 97.

reichen Ratgebern zu Badenfahrten in den Volkssprachen.[161] Diese Bücher gaben oft minutiöse Handlungsanweisungen zum Gebrauch der Bäder. Allerdings blieb es letztlich den PatientInnen selbst überlassen, ob sie den Ratschlägen ihrer Ärzte Folge leisteten.[162] Gerade die Tatsache, dass die Mediziner häufig die Gefahren falscher Anwendungen betonten, lässt auf einen eher laxen Umgang schließen.[163]

Die medizinische Autorität des Arztes und der PatientInnenwille trafen in den Bädern noch direkter aufeinander, als dies ohnehin häufig der Fall war. In der medizinhistorischen Frühneuzeitforschung wird seit Längerem der PatientInnengeschichte große Bedeutung beigemessen. Nicholas Jewson hat bereits früh in Reaktion auf die in den 1970er Jahren vorherrschende arztzentrierte Perspektive die seiner Ansicht nach dominante Bedeutung der PatientInnen in frühneuzeitlichen Arzt-PatientInnen-Beziehungen herausgearbeitet.[164] Ist Jewsons überspitzte These auch durch kompliziertere Erzählungen abgelöst worden,[165] so lässt sich ihr Kernbestand – die Bedeutung des PatientInnenwillens und der persönlichen Beschreibung des eigenen Zustands (*patient narrative*) für die Behandlung – in Bezug auf die Anwendung der Bäder besonders gut dokumentieren. Pius Kaufmann hat dies in seiner Dissertation zum Badewesen in der Schweiz anhand einer *observatio* Platters aufgezeigt.[166] Geschildert wird eine misslungene Bäderkur, die, so die Auf-

161 Die Bücher wurden breit rezipiert und von den Badenden vermutlich auch oft mit ins Bad genommen. Eine der Ausgaben von Paracelsus' Beschreibung von Bad Pfäfers trägt beispielsweise das Exlibris von Maria Bauhin, der Schwester von Caspar Bauhin, Paracelsus, *Vonn dem Bad Pfeffers*, 1535, UBB, hw IV 36:23. Zu der Tradition der Bädertraktate vgl. Fürbeth, Bäderdiskurse, 2012; Fürbeth, *Heilquellen*, 2004; Fürbeth, Adaptionen gelehrten Wissens, 2013; Probst, *Balneologie*, 1971.

162 David Chambers dokumentiert den sehr unterschiedlichen Umgang mit den Vorgaben der Ärzte, Chambers, Spas, 1992, S. 12–14. Allerdings nutzten letztere die angeblich mangelhafte Befolgung ihrer Vorgaben auch, um sich selbst zu entlasten, Nutton, It's the patient's fault, 2008.

163 Für England vgl. Harley, A Sword in a Madman's Hand, 1990. Hinweise auf Nebenwirkungen bei falscher oder nicht der Komplexion entsprechender Nutzung ziehen sich durch die deutschsprachigen Badtraktate.

164 Jewson, Medical Knowledge, 1974.

165 Einen Überblick zur PatientInnengeschichte liefern Eckart/Jütte, *Medizingeschichte*, 2007, S. 181–190. Vgl. insbesondere Porter, The Patient's View, 1985; Stolberg, *Homo patiens*, 2003; Jütte, *Krankheit und Gesundheit*, 2013, S. 203–216. Mit von PatientInnenseite dominierten Konstellationen beschäftigte sich auch Pomata, *Contracting a Cure*, 1998.

166 Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009, S. 119f., zur Bedeutung des PatientInnenwillens v. a. für die Auswahl des Kurortes vgl. auch S. 67–73, 142.

zeichnungen Platters, trotz einer bereits recht erfolgreichen vorangegangenen Behandlung durch Platter auf Initiative des Patienten ergriffen wurde:

»Obgleich unterdessen alles schon besser wurde und die Hoffnung auf eine gänzliche Wiederherstellung vorhanden war, besuchte er, weil die vorgesehene Zeit gekommen war, unter großer Mühsal und großem Aufwand die weit abgelegenen Bäder […]. Durch deren Gebrauch zogen sich jedoch die Finger noch mehr zusammen […]. Seitdem waren die Hände wieder gelähmt.«[167]

Derartige Hinweise auf die Einflussnahme, ja die Widerspenstigkeit der PatientInnen begegnen in den Fallberichten Platters sehr häufig, zumal wenn die Therapie nicht erfolgreich war. Besonders eindrucksvoll ist der Fall »Verwirrung des Geistes wegen der Einbildung, er nähre seit vielen Jahren einen lebenden Frosch in seinem Körper« – ein Fall, der angesichts dessen, dass Frösche wie Kröten symbolisch für den Uterus stehen konnten, als humorvolle Anekdote eines wahnhaft hermaphroditischen Patienten gelesen werden kann, der sich einen wandernden Uterus in seinem Körper einbildete.[168] Platter, der angeblich von Beginn an überzeugt war, dass es sich um »Wahn« handelte, ging nichtsdestotrotz auf die Wünsche des Patienten ein: »So verordnete ich ihm, um ihm den Willen zu tun, ganz bittere Sachen und andere gegen solche Tiere wirkende Mittel.«[169] Zuletzt kam sogar Quecksilber zum Einsatz,[170] das bei Syphilis verschrieben wurde und bei den Zeitgenossen wegen seiner Nebenwirkungen gefürchtet war.[171]

Die Betonung der Eigeninitiative der PatientInnen ermöglichte es Platter, fehlgeschlagene Therapieversuche in seinen Fallgeschichten aufzuführen, die Verantwortung dafür aber den PatientInnen selbst anzulasten. Platter wählte diesen Kunstgriff häufig, mitunter auch um – nach einer ganzen Reihe

167 Platter, *Observationes*, 1963, S. 108–111, Zitat S. 110f.

168 Gerhardt, Kröte und Igel, 1981. Vgl. auch Sanyal, *Vulva*, 2009, S. 133–135, die unter anderem die Übertragung von der Kröte auf den Frosch aufzeigt.

169 Platter, *Observationes*, 1963, S. 57–60, Zitat S. 58. Von der älteren Forschung war dieser Fall als Beleg für die anachronistische Perspektive auf Platter als »Psychiater« herangezogen worden. Vgl. Heinrich Buess' Einleitung zu den *Observationes* (ebd., S. 23); Christoffel, Psychiatrie und Psychologie, 1954.

170 Platter, *Observationes*, 1963, S. 59: »Ich machte ihn später darauf aufmerksam, daß kein Frosch da sei und daß er ohne Zweifel auch nicht hätte am Leben bleiben können, wenn er dagewesen wäre. Trotzdem beharrte er auf seiner Ansicht und bat mich, daß ich das Äußerste versuchen solle. Ich sagte, daß ich nichts Passendes gegen Insekten und Würmer hätte als Quecksilber, das ohne Gefahr auf folgende Weise genommen werden könne: […]. Aber er wollte lieber das Quecksilber allein nehmen. Daher wandte ich es […] an.«

171 Z. B. Jütte, *Krankheit und Gesundheit*, 2013, S. 49f.

von fehlgeschlagenen patientInnengeleiteten Therapieansätzen – mit seiner Behandlung doch noch auch in der textuellen Darstellung des entsprechenden Falls zu triumphieren. Als Nebeneffekt erfolgte eine Mahnung gegen die gerade in den Bädern zu konstatierende Selbstmedikation. Platters Aufzeichnungen enthalten also nur eine scheinbare Toleranz gegenüber dem PatientInnenwillen: Die Entscheidung liege zwar beim Behandelten, doch sei dieser besser beraten, wenn er sich vom ärztlichen Rat Platters leiten ließ. Platter installierte sich mit diesem Muster in seinen *Observationes* als medizinische Autorität.[172]

Badwissen – Schriftlicher Rat auf dem *medical marketplace* des Bades

Für die Ärzte in der Stadt war das Verschreiben einer Bäderkur stets auch mit einer potenziellen Gefahr verbunden: Der Patient oder die Patientin befand sich für längere Zeit an einem anderen Ort und traf auf weitere medizinische Anbieter. Die für die Frühe Neuzeit typische Konkurrenzsituation auf dem *medical marketplace* verlagerte sich also auch in die Bäder, ja gewann hier sogar an Brisanz.[173] Es war deshalb wichtig, bereits vor Antritt der Badenfahrt den Patienten bzw. die Patientin fest an sich zu binden. Heinrich Pantaleon wählte hierfür in seiner *Warhafftigen beschreibung* eine Strategie, mit der er sich gegenüber anderen Anbietern zu distinguieren suchte: Er diffamierte andere nicht akademisch ausgebildete Heilkundige, darunter vor allem einen in Baden praktizierenden Juden. [174] Schwieriger gestaltete sich jedoch der Umgang

172 Zur medizinischen »Autorität« bzw. »Autorisierung« vgl. Stolberg, Formen und Strategien, 2003, S. 205–218; Schober, Hermaphrodites, 2016, v. a. Anm. 2.

173 Selbst die medizinische Kraft der Therme konnte als Konkurrenz wahrgenommen werden, so ein Vorwurf Petrarcas an die Mediziner, »sie hätten wegen ihres Neides die therapeutische Nutzung der Thermen von Baiae beeinträchtigt«. Vgl. Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009, S. 54.

174 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 93f.: »Aber hilff Gott wie ist hie bey disem Bad / wie mehrtheil allenthalben in der Eydgnoschafft / ein grosser faehler: es will jederman sich der artzney annemmen / vnnd sich fuer ein artzet außgeben / welchem man kuemerlich ein vnuernuenfftig thier vertrawen solle: hie kommen Wurtzengraber / Landstreicher / Zanbrecher / Triackskrämer / alte Weiber / Juden / vnd hencker zusammen / so sich grosser sachen rhuemen / vnnd nicht allein einfaltige leut sonder auch offt mit irem schwetzen groß Herren betriegen. Sie zeigen wol etliche an welchen sie geholffen / aber viler anderen / so sie verderbt vnd betrogen / geschweigen sie. […] Es ist mir vor 25 jaren ein guter boß beschehen / als ich mich erstlich gehn Baden auff die Practick begeben / vnd zu dem Loewen zu Herberig gelegen. Daselbst lag auch ein Jud / nennet

mit der Konkurrenz durch andere Ärzte. Innerhalb der Publikationen war eine offene Parteinahme gegen die Kollegen nicht möglich, ohne sich ins soziale Abseits zu setzen. Pantaleon vermittelt im Gegenteil das Bild einer konkurrenzfreien Ärztegemeinschaft, wenn er die PatientInnen sowohl auf die ihnen bekannten als auch auf die Ärzte in den Badeorten verweist: »Nimme von dem Doctor so dir bekannt ein Recept oder zedelin mit dir / oder du findest mehrtheil zu Baden ordenliche Doctores / welche dir solches stellen moegen.«[175]

Allerdings bestand mit der Bedeutung, die der spezifischen »Komplexion« des Einzelnen in der frühneuzeitlichen Medizin zukam, eine den zeitgenössischen Vorstellungen bereits inhärente Möglichkeit, die PatientInnen auf andere Art und Weise zu binden. Damit existierte ein gewichtiger Anreiz dafür, das »Recept oder zedelin« doch eher von dem vertrauten Arzt, der die persönlich spezifische Zusammensetzung der Körpersäfte bestens kannte, ausstellen zu lassen, anstatt sich auf die Behandlung vor Ort zu verlassen. Dass es sich bei dieser Aufgabe um einen wohl häufig in Anspruch genommenen Bestandteil der medizinischen Praxis handelte, geht aus dem Vorschlag einer Basler Taxordnung von 1646 hervor. Der Entwurf einer umfassenden Entgeltregelung medizinischer Leistungen führt bereits an dritter Stelle, lediglich nach Urinschau und schriftlicher Instruktion mit Rezept und noch vor Kranken- oder Nachtbesuchen, die Bezahlung für »eine Bad- oder Sauerbrunnen-Ordnung« an und veranschlagte diese vergleichsweise hochpreisig mit einem Reichstaler.[176]

---

sich Meister Simon vnd gab sich fuer ein artzet auß. Es lieffen vil leut zu jm / welchen er ein latwergen vmb ein groß Gelt verkauffet / vnd begeret jederman mit zu helffen. Damalen was ein frommer alter Hauptmann von Zug in dem Bad vnnd lage zu der Sonnen sehr kranck. Der Jud versprach jm zu helffen vnd entpfieng etliche Kronen von jm. Als er aber nichts außrichtet / ward ich auch von dem krancken erforderet. Ich sahe wol das der gute Herr Lungensuechtig / vnd im das Bad sehr schedlich. Deßhalben begeret ich erstlich zu wissen / was jm der Jud geben hette. Wie ich auch der sachen fleissig nachfraget / vnd alles bey dem Juden erkundiget / hat er ein Hafen voll Holdermuß bey jm: demnach ein pfund scamoneum / dises puelueret er / gab etwann zwey quintlin in ein lot holdermuoß den leuten ein / vnd forderet ein kronen darfuer / sonst konte er weder schreiben noch lesen. Da beschalt ich jn sehr / vnnd zeigt jhm an wie er vil leut verderbet vnd betrogen. Es wurde auch der Hauptmann bald sterben / wie dann auch beschach: dann er hat jhn zu dem todt gefuerdert / darumb wolt ich jm auch kein artzney geben / sonder riehte jm heimzufahren. Der Jud erschrack vnd machet sich hinweg.« Positiv äußerte sich Pantaleon dagegen zu dem Badener Apotheker Keller. Vgl. Buscher, *Der Basler Arzt*, 1946, S. 37.

175 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 95.

176 Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917, S. 183f. Die anderen Leistungen wurden in Gulden oder Batzen abgegolten, also der lokalen Währung – was vermu-

Die vom Arzt ausgestellte Badordnung gab den PatientInnen exakte und explizit an ihren jeweiligen Körper angepasste Anweisungen zum Gebrauch der Bäder mit auf ihre Reise. Teils wurden diese Konsilien auch publiziert und damit in ihrer Aussagekraft verallgemeinert, wie beispielsweise Paracelsus' *consilium* für den Abt Johann Jakob Russinger von Pfäfers.[177] Vom Grundgedanken her bezogen sie sich jedoch auf den Einzelfall und betonten damit die Bedeutung der jeweils unterschiedlichen Komplexion der betroffenen Patientin beziehungsweise des Patienten, an der die Bäderkur auszurichten war.

In der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel liegt ein solches *consilium*, das einen genauen Plan für eine Trinkkur in Füderis bei Chur entwirft.[178] Es dürfte sich um die Abschrift eines ausgehenden Schreibens zur Dokumentation des Arztes handeln. Autor wie Adressat sind unbekannt. Wir erfahren lediglich, dass das Schreiben sich an einen »Juncker« richtete und eine engere Beziehung zwischen dem Arzt und dem als »Schwager« angeredeten Patienten bestand. Dem Schreiben geht eine ausführliche, die Kompetenz des beratenden Arztes unterstreichende Diagnose voraus, an der sich der im weiteren Verlauf detailliert dargelegte Ablaufplan der Kur ausrichtet. Dieser diente in seiner ausgefeilten Detailliertheit auch der Absicherung: Der »Juncker« verfügte für die ganze Länge der Kur über einen Plan – die Konsultation weiterer Ärzte vor Ort war daher im Prinzip nicht nötig.

Die PatientInnenbriefe aus Bädern zeigen allerdings, dass auch während des Aufenthalts der Rat des bekannten Arztes eingeholt wurde.[179] Zum Beispiel wandte sich eine Frau von Sickenheim an Caspar Bauhin, der sie ins markgräfische Baden geschickt hatte. Sie schrieb dem Arzt, weil das Bad lediglich zu starken Schweißausbrüchen führe und sie außerdem nicht wisse, ob sie ihr Haupt benetzen solle. Die erhoffte Antwort wird allerdings gleich

ten lässt, dass die Badordnungen gerade auch für auswärtige PatientInnen ausgestellt wurden.

177 Daems/Vogler (Hg.), *Das medizinische Consilium*, 1986.

178 Consilium, 25.4.1599, Sammelhandschrift Medizin, UBB, D II 25, V.

179 Z. B. E. von Rappoltstein an F. Platter, 30.8.1581, UBB, Frey-Gryn Mscr I 6, S. 166: »man Rodt uns zu einem fueswasser […] haben wir doch solches bisher ohn euweren Rodt nit vornemen wollen«. Badereisen konnten PatientInnen daher sogar enger an ihre Mediziner binden. Bischof Melchior bat Johannes Huber beispielsweise, nachdem dieser ihm zu einer Badenfahrt geraten hatte, um die entsprechende Purgation und um »instruction und bericht«. M. von Lichtenfels an J. Huber, 16.4.1564, AAEB, Missiven Cod. 337 (1564), S. 46v, 92.

mitgeliefert: Sie habe das einmal versucht und habe davon große Schmerzen bekommen.[180]

Die Autorität des Wunders

Den genauen, fast mathematisch anmutenden Verhaltensvorschriften in dem *consilium* an einen »Juncker« folgt unmittelbar der Hinweis auf die Bedeutung des Segens Gottes für das Gelingen der Badenfahrt:

> »Der Almöchtig gietig gott verleiche sein sögen domit diß waßer dem Junckaren Schwager wol erschieße zu seiner gesuntheit, wie ich dan verhoff das gutte enderung erfolgen werden, wo mans fleißig vnd ordenlich brauchen wirt. Thun hiemit den Junckaren Schwager vnd sein geliebte Hausfraw dem Almöchtigen Gott, befölen vnd meine willigen dienst erbieten.«[181]

Damit wurde die Verantwortung für den Therapieerfolg an eine höhere Macht abgegeben. Auch die recht häufigen religiösen Bezüge in den Badeschriften erfüllten unter anderem diesem Zweck. Der Rückgriff auf den Segen Gottes für die Heilung oder die Linderung von Beschwerden war typisch für die Argumentationen der Zeit.[182] In den Bädern war dessen Bedeutung vielleicht noch präsenter als anderswo, verband sich die Badenfahrt doch zugleich auch mit einer quasi wallfahrenden Reise, für die der göttliche Segen unerlässlich war. Zudem wurde die Heilkraft des Wassers über die Religion erklärt und entsprechend weiter angereichert.[183] Beispielhaft zeigte sich das in der engen Beziehung des Badener St. Verenabades zum Kult um die Schutzpatronin.[184]

---

180 Memoriale, 1. Hälfte 17. Jh., UBB, G2 I 13b, S. 6. Der Brief griff die neu aus Italien im 16. Jahrhundert übernommene Badepraxis der Dusche (*doccia*) auf. Die Mediziner waren sich in deren Beurteilung nicht einig. Gegner führten auch die in der Quelle angesprochenen Kopfschmerzen an. Vgl. Martin, *Deutsches Badewesen*, 1906, S. 303–307. Lersch, *Geschichte der Balneologie*, 1863, S. 213–215, spricht jedoch von einer längeren Tradition der »Fallbäder«.

181 Consilium, 25.4.1599, Sammelhandschrift Medizin, UBB, D II 25, V, S. 2r.

182 Dass die Medizin selbst in der Aufklärung noch längst nicht »säkularisiert« war, zeigen Grell/Cunningham (Hg.), *Medicine and Religion*, 2007.

183 Lotz-Heumann, Repräsentationen von Heilwasser, 2008, v. a. S. 277.

184 Fricker, *Geschichte der Stadt und Bäder,* 1880, S. 408, 412, 414. Fricker beschreibt auch einen Brauch, dem zufolge Frauen aller Schichten das Verenabad aufsuchten und ihren Fuß in die Quelle stießen, um Kinder zu empfangen. Die Verenaverehrung nimmt mit diesem Akt der Penetration, der mit dem Hervorquellen des Wassers, also einer Eruption von Flüssigkeiten, »beantwortet« wurde, eine auffallend sexuelle Komponente an.

Der Erfolg der Badenfahrt war letztlich vom göttlichen Willen abhängig. Der wichtigste Arzt, im Bad wie anderswo, war Christus.[185] Dem Mediziner oblag angesichts seiner Expertise die praktische Begleitung bei der Anwendung der Heilkraft der Quellen.[186] Er erklärte die Bäder und konnte sie damit für den einzelnen Badegast nutzbar machen. Diese religiöse Komponente ging auch im protestantischen Raum oft Hand in Hand mit einem Wunderglauben, der sich an den als heilig eingeordneten Quellen manifestierte. Darauf rekurrierte Johann Bauhin, wenn er zahlreiche »wundersame« Heilungen in seiner *Historia novi et admirabilis fontis balneique Bollensis* verzeichnete.[187] Dass Bauhin in der Lage war, die Wirkungsweisen des Brunnens aufzuschlüsseln und Informationen zum richtigen Gebrauch zu geben, markierte ihn als Experten und Vermittler des Wunders.[188] Zusätzlich bot das göttliche Entscheidungsmonopol in medizinischen Angelegenheiten dem Arzt auch eine weitere Autorisierungsmöglichkeit: Er konnte die Erinnerung an die Intervention Gottes nämlich, ganz ähnlich wie den Einfluss des PatientInnenwillens, dazu nutzen, um sich, sollte die Badenfahrt nicht erfolgreich sein, der Verantwortung zu entheben, ohne dabei seinen Expertenstatus zu gefährden.

Autorisieren und Profitieren – Badwissen verwerten

Mithilfe ihres balneologischen Wissens, der Erklärung der Wunder der Quelle oder auch der Betonung ihrer Beobachterrolle qua Distanzierung vom Badeleben schrieben sich die Mediziner also eine Expertenrolle zu. Wie wurde diese Setzung aber von anderen Personen angenommen? Quellen, die aufzeigen, wie die PatientInnen mit dem Expertenstatus der Ärzte umgingen,

---

Das unter anderem auch von Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 73, aufgegriffene Narrativ findet sich zuerst bei Heinrich Gundelfinger, dessen Darstellung von 1489 nur noch in der Sammlung von Gessner, *De balneis*, 1553, S. 292, vorliegt.

185 Huggel, *Von heilsamen Bädern*, 1559, S. 79; Loleit, *Wahrheit, Lüge, Fiktion*, 2008, S. 15f. Die Badtraktate nahmen mit dem *Christus Medicus* ein altes und nach wie vor wirkmächtiges Motiv auf. Vgl. dazu Gollwitzer-Voll, *Christus Medicus*, 2007.

186 Vgl. dazu die Vorstellung von dem göttlichen Auftrag an den Arzt, die Bäder zu erforschen und als »executores artium« den Menschen zugänglich zu machen. Vgl. Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009, S. 60f.

187 Bauhin, *Historia novi*, 1598.

188 Vgl. zur Bedeutung von Wundern für die Konstituierung von Eliten Daston/Park, *Wunder*, 2002, S. 21.

wie ernst sie deren Anweisungen nahmen, ob sie weiteren Rat hinzuzogen oder sich vornehmlich auf ihr eigenes Urteil verließen, sind nicht in ausreichender Repräsentativität erhalten, um Rückschlüsse zuzulassen. Verschiedene Hinweise lassen eine enorme Spannbreite von mitunter sehr exakter Befolgung bis zu eher laxem Umgang vermuten. Anstatt dieser Frage daher ausführlicher nachzugehen, wende ich mich im nächsten Schritt Quellen zu, in denen Nichtmediziner Ärzte als Experten charakterisierten – dies allerdings mit ihren ganz eigenen Zielsetzungen.

Eine Bittschrift des Brüglinger Badverwesers Burkhart Geyer aus dem Jahr 1593 an den Basler Rat führt Caspar Bauhin und Felix Platter als Experten an.[189] Diese Zuschreibung hatte einen leicht identifizierbaren Zweck: Geyer schildert in der Supplikation als dringliches Problem, dass es ihm nicht erlaubt sei, Wein zu verkaufen und einzulagern. Der Wein müsse von den Badenden selbst mitgebracht oder – was besonders »frömbde Persohnes, so von deß Bads gelegenheit vndt Würkungen gehört«, betreffe – aus der Stadt herbeigeschafft werden, wodurch der Wein »vnderweges weitte halb deß wegs vndt der heißen Zeit warm vndt zetrinken vnanmüettig wirt«. Geyer bat also um eine Ausschankerlaubnis, die ihm, wie ein Eintrag über das zu leistende Ungelt im Kleinratsprotokoll bezeugt, auch gewährt wurde.[190]

Um dem Gesuch Gewicht zu verleihen, war es für Geyer gerade angesichts der großen Konkurrenz durch andere Bäder besonders wichtig, die Bedeutung der Quelle, also ihre Heilkraft, hervorzuheben. Prominent verweist die Supplikation daher auf das Gutachten der »herrn Doctorn vndt Arzten, fürnemlich der Ehrnuesten hochgelerten herren Felix Plateri vnd Casparn Bauhini, beider Medicinae Doctorn«, die mit ihrer eigenhändigen Unterschrift am Ende des Schreibens die Qualität des Bades bezeugten. Die »herren Doctores« hätten die Praxis verboten, Wein zum Abkühlen in das kalte Wasser der Quelle zu stellen, da dies »den Bädern zu großem schaden reichet«. Die Notwendigkeit der angestrebten Erlaubnis, Wein einzulagern, wird folglich als ärztlich indiziert charakterisiert – die Anfrage erhält mehr Gewicht, da sie durch eine Anweisung der Mediziner, den Wein nicht mehr im Wasser zu kühlen, überhaupt erst nötig wurde.

Handelte es sich bei dem Gesuch des Badverwesers noch lediglich um eine Ausschankgenehmigung, so wurde das medizinische Wissen in ande-

189 B. Geyer, Supplikation, 11.7.1593, StaB, Weinacten T 3, Weinausgeben in Brüglingen 1593–1657, Bü 1.

190 StaB, Protokoll des Kleinen Rats 4, 1593–1595, 11 7.1593, S. 5v.

ren Fällen dezidiert als Werbemaßnahme für bestehende oder neu entdeckte Bäder in Dienst genommen. Balneologische Gutachten von Medizinern dienten in einem ersten Schritt dazu, die Heilkräfte eines bestimmten Bades zu bestätigen. In einem zweiten Schritt sollten sie seinen Bekanntheitsgrad und damit die Wirtschaftskraft eines Badeortes steigern.[191] Das Brüglinger Beispiel ist kein Einzelfall. Meist waren es allerdings die jeweiligen Herrschaftsträger, die Interesse an einem florierenden Bäderbetrieb hatten und entsprechend Gutachten in Auftrag gaben. Platter wurde so im Jahr 1600 vom Bischof von Basel, Jakob Christoph Blarer von Wartensee, zur Untersuchung der Quelle von Bourrignon hinzugezogen.[192]

Oft entstanden aus diesen Untersuchungen publizierte Schriften, wie im Fall des Buches von Johann Bauhin zu Bad Boll, das im Auftrag seines Dienstherrn, des Herzogs von Württemberg, veröffentlicht wurde.[193] Die Mediziner wurden in ihrer Expertenfunktion also von den Herrschaftsträgern in Dienst genommen. Dies bot Möglichkeiten, ihre Beziehungen gerade zu adligen PatronInnen zu pflegen. So kann beispielsweise Johann Jakob Huggels Dedikation seiner Schrift *Von heilsamen Bädern des Teutschenlands* von 1559 an den Markgrafen Carl zu Baden und Hochberg als Versuch gelesen werden, den bereits bestehenden Kontakt zum Markgrafen weiter zu festigen. Huggel begründet hier seine Dedikationswahl, indem er dem Markgrafen die Absicht zuschreibt, die lokalen Bäder fördern zu wollen. Damit deutet er einer wohl bislang nicht erfolgten Beauftragung durch den Markgrafen vorauseilend die Instrumentalisierung der Expertenfunktion zu seinem eigenen Zweck um, nämlich zur Festigung der Beziehung.[194]

Kenntnisse über Bäder, Heilwasser und Gestein machten Mediziner für Adlige auch jenseits der medizinischen Praxis attraktiv. Graf Ludwig von Lö-

191 Vgl. zu Bädern als Wirtschaftsfaktoren Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009, S. 334–341.

192 Akten zum Heilbrunnen in Bourrignon, AAEB, B 173/21, und AAEB, Missiven Cod. 353 (1600), S. 128vf., ausführlicher Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009, S. 333.

193 Bauhin, *Historia novi*, 1598; Bauhin, *Ein new Badbuch*, 1602.

194 »Disen begriff aber vnder E. F. G. schutz vnd schirm hab ich lassen außgehn / dieweyl E. F. G. landtschafft auch mit verruempten Baedern begaabt vnd geziert / vnd ich offtermals verstanden / daß E. F. G. ein sunderliche anmuotung hat der selbigen natur vnd eigenschafft zuo wüssen vnd zuo erfaren.«, Huggel, *Von heilsamen Bädern*, 1559, S. IIv–IIIr. Huggel war bereits vier Jahre vor dem Erscheinen des Buchs längere Zeit beim Markgrafen gewesen, wie aus einem Brief Balthasar Hummels an Felix Platter hervorgeht, B. Hummel an F. Platter, 18.8.1555, UBB, Frey-Gryn Mscr I 8, S. 150f., und Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 223.

wenstein-Wertheim verband beispielsweise eine schriftliche Konsultation bezüglich seiner erkrankten Frau, deren Urin er nach Basel schickte, mit einer Anfrage zur lokalen Quelle. Er bat Felix Platter, das Gestein zu untersuchen, durch welches das Löwensteiner Wasser floss, und gegebenenfalls ein Buch darüber zu verfassen.[195] Obwohl ein solches Werk nie erschien, ist die Anfrage dennoch interessant, da sie aufzeigt, wie selbstverständlich aus Platters Expertise im medizinischen Bereich auch auf Wissen bezüglich Mineralogie und Balneologie geschlossen wurde – und dies, obwohl er keine entsprechenden Arbeiten veröffentlicht hatte, ja den Bädern sogar vergleichsweise distanziert gegenüberstand. Löwensteins Anfrage griff vielmehr eine verfestigte Vorstellung einer Medizinerfigur auf, die balneologische, geologische und mineralogische Kenntnisse umfasste und die Löwenstein offensichtlich auf Platter projizierte. Die in ihren vernakulären Arbeiten zu den entsprechenden Themen in Anspruch genommene Kennerschaft hatte sich der Figur des Mediziners um 1600 also angelagert.

Die Transformation des nackten Subjekts – Identitätskrisenort Bad?

Der Boden, auf dem diese Rollen-Verfestigung aufbaute, war jedoch instabil. Auf den ersten Blick scheint nämlich die Subjektkonstituierung über das Bad, wie sie vor allen anderen Heinrich Pantaleon ausgehend von der Schilderung seiner Erfahrungen am eigenen Leib und seiner Praxis im Bad anstrebte, geradezu paradox. Die Nacktheit der Badenden und die im Bad betonten fluiden Körperkonzepte ließen das Bad in der zeitgenössischen Imagination in erster Linie zu einem Raum werden, in dem sich Subjektivität auflöste.[196] Valentin Groebner zeichnete beispielsweise eine Geschichte aus dem 15. Jahrhundert nach, in der der Protagonist ausgerechnet im Bad seiner Angst vor Identitätsverlust erlag.[197]

Sobald die Distinktionsmöglichkeiten durch Kleidung in der Nacktheit des Bades verschwanden,[198] standen verschiedene Distinktionen – etwa

195 L. von Löwenstein an F. Platter, 13.5.1570, Frey-Gryn Mscr I 6, S. 123.

196 Nacktheit war dabei, wie Martin, *Deutsches Badewesen*, 1906, S. 261f., betont, an sich nicht anstößig, sondern erkläre sich mit dem angestrebten und oft auch eitrigen »Ausschlagen« im Bad, durch das keine Kleidung verschmutzt werden sollte.

197 Groebner, *Der Schein der Person*, 2004, S. 111.

198 Nicht zufällig wurde versucht, Statusunterschiede stattdessen durch ostentatives Schmucktragen, insbesondere von goldenen Ketten, im Bad sichtbar zu machen. Vgl.

auch Geschlechterunterschiede – zur Disposition und befanden sich wortwörtlich im Fluss.[199] Das weiter unten zu besprechende Geschenk eines »Furtuchs« von Felix Platter an seine Nachbarin Dorothea Gemusaein, das sie als Kopftuch oder Schürze verwenden solle, konnte im Badkontext auch zum »Niderkleidt«, also zur Badbekleidung, ihres Mannes mutieren.[200] Ein weiteres Beispiel, den während eines Badaufenthaltes beobachteten Körper eines fettleibigen Mannes, beschreibt Platter in seinen *Observationes*:

»Jener ausgezeichnete Buchdrucker aus Zürich, Christophorus Froschauer, den ich ehrenhalber in seiner Zeit erwähne, übertraf an Dicke des Körpers und an Masse die meisten Schweizer. Aber noch voluminöser als jener war ein Bürger derselben Stadt, mit Namen Hirzel, ein tätiger Mann, in Sprachen erfahren und rechtschaffen. Mit ihm verkehrte ich in den Schweizer Bädern einige Wochen hindurch. Er gebrauchte sie in einem Zeitraum von fast 2 Jahren. Es war damals, als ich der Herzogin von Württemberg, die auf meinen Rat hin diese Bäder benutzte, zu Baden Gesellschaft leistete. Wenn er nackend im Bade sass, war er Gegenstand der Bewunderung von Leuten, die seine Corpulenz beschauten. Diese übertraf jede, die ich jemals gesehen habe. Er war von dermassen ungeheurem Körper, dass auch seine Brüste die Brüste stillender, aufgedunsener Mütter noch übertrafen. Nichtsdestoweniger ging er indessen nicht müßig; sondern er war tätig und führte bisweilen Reigentänze an und zeugte mit seiner ehrenwerten und schönen, jedoch mageren Gattin Kinder.«[201]

Solange Hirzel im Bad saß – meist reichte das Wasser den Badenden etwa bis zum Bauchnabel oder etwas darüber – erinnerten seine entblößten Brüste die gaffende Menge der Badenden an die Frauenkörper stillender Mütter.[202] Seine Männlichkeit musste demnach mit dem Verlassen des Bades neu unter Beweis gestellt werden. Die Retransformation folgte prompt in Platters Hin-

Hans Bocks *Bad zu Leuk (?)* (Abb. 1) und Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. 73.

199 Kleidung war in der Frühen Neuzeit zentral für Identität und Distinktion, vgl. z. B. Ilg, The Cultural Significance, 2004; Rublack, *Dressing Up*, 2010. Zudem bestimmte sie die Wahrnehmung von Geschlecht maßgeblich. Vgl. Dekker/van de Pol, *Frauen in Männerkleidern*, 1990.

200 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 123. Zur Beziehung Platters und der Gemusaein vgl. das Kapitel »Begegnen – Exzessivität als Praxis und das Geschlecht der Geselligkeit« und Schober, The Physician's Marzipan, 2017.

201 Platter, *Observationum*, 1614, S. 547f., Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 3, Fall 435.

202 Die Episode nimmt hier auch einen Diskurs auf, der Dickleibigkeit mit Effeminierung in Beziehung setzte. Vgl. Levy-Navarro, *The Culture of Obesity*, 2008, S. 9.

weis auf Hirzels Potenz in der männlich-aktiven Kopplung von »Reigentänzen« und Zeugungsakt.

Hirzels imaginierte Geschlechtsauflösung im Bad erinnert an alchemistische Vorstellungen, in denen Wasser und Bäder eine zentrale Rolle einnahmen. Wasser löste auf, verband und transformierte. Darstellungen des alchemistischen Prozesses verorteten insbesondere die allegorische Personifikation der Transformation, den alchemistischen Hermaphroditen, in Wasserbecken und Teichen, wie im berühmten Beispiel des 1572 in Basel neu aufgelegten *Rosarium Philosophorum*.[203]

Das große Interesse von Alchemisten und Paracelsisten am Bad erstaunt vor diesem Hintergrund nicht. Adam Bodenstein, der Herausgeber von Paracelsus' Schriften in Basel, nutzte die Bewerbung von dessen Badeschrift nicht allein dazu, das alchemistische Projekt mit dem Hinweis auf die Transformationskräfte von Heilbädern zu stärken, sondern zugleich auch, um seine eigene *persona* als Alchemist und Paracelsist zu festigen.[204] In dem Widmungsbrief der Übersetzung an den Colmarer Apotheker Melchior Dors verband Bodenstein die euphorischen Beschreibungen der durch das Bad ermöglichten Transformationen am »porosischen« menschlichen Körper mit alchemistischen Metallmutationen und seinen eigenen Erfolgen, die er bei der Verwandlung von Stahl und Eisen mit Wasser in Kupfer hatte erzielen können.[205] Die Bearbeitung von Paracelsus' Badeschrift bot Bodenstein damit Gelegenheit, seine eigene alchemistische *persona* zu entwickeln – und zwar gerade aufgrund der Instabilität und Fluidität der im Text besprochenen sozialen Situation.

---

203 Vgl. Gamper/Hofmeier, *Alchemische Vereinigung*, 2014.

204 A. Bodenstein an M. Dors, 8. März 1562, zitiert nach Kühlmann/Telle, *Frühparacelsismus*, 2001, S. 191–202.

205 »Ob gleichwol die heuchler den Historien nicht glauben gebend / die beschreybend / es sey in Vngern eines wassers art vnd krafft / dz es jeglichs eysen in kupfer verwandel. So wissend aber jhr lieber Herr Melchior / das ich nun mer dan einmal / stahel / auch eysen mit hilff wassers in guot kupfer transmutiert gwaltiglich hab / dz auch besser geworden / dan aes uulgare gemeins kupfer. Diewil dann jmme werck sich erscheint / das vormittelst wassers / die rechte substantz vnd form des eysens / also in höhern vnd köstlichern gradum bracht vnd noch / zur zeit / von mir nie wider degradiert vnnd verbösert kennen werden / so habend jhr der verstendiger wol zuobedencken / was herrlicher würckung / die wasser am porosischen linden menschlichen leib vermögens sind.«, A. Bodenstein an M. Dors, 8. März 1562, zitiert nach Kühlmann/Telle, *Frühparacelsismus*, 2001, S. 195.

Das Bad bot also auch vor dem imaginären Hintergrund der Alchemie einen wirkmächtigen Ort für soziale Transformationsprozesse.[206] Langfristig ergaben sich aus diesen Transformationen auch einige strukturelle Verfestigungen. So verfestigte sich aus Badwissen und Autoritätsaneignungen vor dem Hintergrund von Publikationspraktiken und dem wirtschaftlichen Interesse an einem florierenden Bäderbetrieb etwa die historische Figur des Badearztes. Hierbei handelte es sich jedoch nicht um eine lineare Erfolgsgeschichte der Professionalisierung, sondern um einen komplexen und brüchigen historischen Prozess.[207]

Vergesellschaftung – Die elitäre Badgesellschaft im Exzess

Humanistische Zoten – Modi von Vergesellschaftung und Positionierung

Bäder stellten Orte konzentrierter Austauschmöglichkeiten dar. Sie boten zahlreiche Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme, zur Pflege und zum Ausbau bestehender Beziehungen. Das gemeinsame »im Bad sitzen« der sich verflüssigenden Körper ermöglichte ein wortwörtliches gegenseitiges »Beeinflussen«. Zugleich handelte es sich jedoch beim Bad keineswegs um einen bedingungslosen gesellschaftlichen »Freiraum«.[208] Soziale Separierung, Autorität und Hierarchie waren, wie im Kapitel »Vermischung« gezeigt wurde, allgegenwärtig. Gerade deshalb eignete sich das Bad gleichermaßen für die Positionierungsanstrengungen Einzelner und für die Vergesellschaftung elitärer Gemeinschaften.

Entsprechend versuchte Felix Platter in einem Schreiben an seinen langjährigen Bekannten und Jugendfreund Basilius Amerbach sich in die elitäre städtische Männergesellschaft auf Badenfahrt einzuschreiben.[209] Er bediente sich dabei der traditionellen Badimaginationen, die Geselligkeit und Anzüg-

206 Weitere Referenzrahmen des Transformationsraums Bad waren auch die Vorstellung reinigender Ritualbäder und der bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hinein außerordentlich wirkmächtige Topos des Jungbrunnens, der aber im hier behandelten Zeitraum nicht mehr so viel Beachtung fand. Vgl. Döring-Mohr, *Ikonographische Entwicklung*, 1999, v. a. S. 19–27; Franke/Schade, Jungbrunnen, 1998.

207 Vgl. zur Professionalisierung Anm. 82 in der Einleitung.

208 Vgl. Anm. 12 im Teil »Positionierungen im Fluiden – Das Bad«.

209 F. Platter an B. Amerbach, undatiert, UBB, G2 II 80, S. 44.

lichkeiten in den Vordergrund rückten. Ein wichtiges Medium des epistolaren *male bonding* war die Festigung der Männerbekanntschaft Platters und Amerbachs über den Austausch von Zoten und erotischen Fantasien.[210] Das Postskriptum des Briefes lautet:

»Die meitlin ze Baden, haben kurtze kleider an, wiße schuo, die bein gesicht man weit hinuff wiß, wiewol sy villicht ietz roth sindt. So haben sy dry beuch, vnnd ein kopff on schleier fin offenbar. Do mag der herr an den beinen die augen weiden. Am kopff den mundt mit eim kuß belustigen. Im obersten buch, die rechte handt erfreuwen, im mittlisten die linchge handt wermen, ze vnderst aber gar hinin schliefen.«[211]

Die Beschreibung des imaginierten Aktes folgt weitgehend dem klassischen medizinisch-anatomischen Ablauf der Körperbeschreibung von »Kopf bis Fuß«,[212] wobei allerdings zugunsten des Höhepunkts die Beine vorgezogen werden. Die Inbesitznahme des in der Textstelle zergliederten weiblichen Körpers ähnelt der Aneignung durch den Anatomen, dessen sexuelle Konnotierung Jonathan Sawday und Dominique Brancher anhand von anatomischen Abbildungen und der literarischen Verarbeitung des frühneuzeitlichen Anatomiediskurses herausgearbeitet haben.[213] Ausgehend vom penetrierenden Blick steigert sich in Platters Brief die Erzählung in taktile Annäherungen.[214] Dabei korrespondieren die einzelnen weiblichen Körperteile jeweils mit einem entsprechenden männlichen Körperteil, das die Aneignung vollzieht: Beine und Augen, Mund und Mund, oberer Bauch und rechte Hand, mittlerer Bauch und linke Hand, Genitalien und, um die Leerstelle auszufüllen und da Hände und Mund bereits beschäftigt sind, wohl ebenfalls Genitalien.[215]

210 Hinzu trat das gemeinsame Trinken, vgl. dazu das Ende dieses Kapitels. Das Konzept des *male bonding* wurde von Merry Wiesner ausgehend von Zünften und jungen Gesellen entwickelt, Wiesner, Male Bonding, 1989. Die wohl umfassendste Übertragung auf frühneuzeitliche Gelehrte – am Beispiel von Studenten in Cambridge – bietet Alexandra Shepard, Shepard, *Meanings of Manhood*, 2003; Shepard, Drink Culture and Male Bonding, 2005; Shepard, Student Masculinity, 2009.

211 F. Platter an B. Amerbach, undatiert, UBB, G2 II 80, S. 44.

212 Dies war die klassische Reihenfolge in medizinischen Publikationen. Vgl. Pomata/Siraisi (Hg.), *Historia*, 2005, z. B. S. 133; Pomata, Sharing Cases, 2010, S. 220.

213 Sawday, *The Body Emblazoned*, 1996; Brancher, L'Anatomiste pornographe, 2010.

214 Für eine anatomische Lesart des »penetrative masculine gaze« vgl. Lobanov-Rostovsky, Taming the Basilisk, 1997.

215 Die Zergliederung, der taktile Charakter und der Humor der Szene sind typisch für die Gattung der Blasons. Vgl. Vickers, Members Only, 1997, S. 19; Sawday, *The Body Embla-*

Weibliche Körper, die gerade in sprachlich zergliederter Form als Objekte einer gemeinsamen männlichen Faszination und einer geteilten visuellen und taktilen Imagination dienten, bildeten wichtige Bezugspunkte frühneuzeitlicher Soziabilität. Die männliche Gemeinschaftskonstituierung über sexuelle Derbheiten im Beispiel deckt sich mit den von Susanna Burghartz und Ueli Dill anhand der Jugendbriefe von Theodor Zwinger und Basilius Amerbach analysierten Praktiken der Konstituierung männlicher elitärer Gemeinschaften in Basel.[216] Zwinger und Amerbach nutzten außerdem den zwischen verschiedenen Sprachen changierenden Makkaronistil und zahlreiche literarische Anspielungen, um ihre gemeinsame Zugehörigkeit zur humanistisch geprägten Studentenkultur zu unterstreichen. Ein ganzes Feuerwerk dieser Stilmittel belebt das folgende Beispiel, das zu einer ganzen Reihe von zwischen den beiden Jugendfreunden ausgetauschten sexuell anzüglichen Briefen gehört: »Noua. Tu cessas; adornat familia Rudiana abitum ad Thermas. Tu cessas? Corpo de mi, nudam illic videbis! L'altro giorno la vidi mitt dess iungen Ruedis frauwen, sed quantum stellas nocturno lumine Phoebe, tantum illa illas.«[217]

Zwinger rät Amerbach hier eindringlich, seiner Verlobten Esther Rüdin in das Bad zu folgen, da er dort die Gelegenheit habe, die Zukünftige nackt zu sehen und sie, so wird die Phantasie weitergesponnen, in einer Nacht zur »Doktorin« zu machen (»vnica nocte doctorissam illam facere possis«). Die Zoten und die unzweideutig angedeutete Gelegenheit zum Geschlechtsverkehr entsprechen der voyeuristischen Ausrichtung von Platters Postskriptum über die »meitlin ze Baden«. Besonders auffällig ist

---

zoned, 1996; Böhme, Erotische Anatomie, 2001. Ich komme darauf sowohl im Teil zum Haus wie im Teil zur Anatomie nochmals zu sprechen.

216 Burghartz, La sexualité, 2017; Dill, Nautile, 2010. Ein anderes Beispiel findet sich im Briefwechsel zwischen Jakob Rüdin und Jakob Zwinger, deren Blick sich im Sommer 1596 auf die verführerische Figur der »Daloida« richtete, J. Rüdin an J. Zwinger, 2.7.1596, Frey-Gryn Mscr II 26, S. 110, aufgegriffen auch im Brief vom 7.7.1596, Frey-Gryn Mscr II 26, S. 109. Mit dieser Bezeichnung wird die Verführung durch das weibliche Geschlecht mit der gefahrvollen Verlockung der Dalida, oder Delilah, verbunden, einer alttestamentarischen Figur, die Samson verführte und das Geheimnis seiner Stärke herausfand. Dalida ist auch eine der Verführerinnen in Murner, *Die Geuchmat*, 1931, S. 107–109. Die beigegebene Abbildung setzt demonstrativ die Schamkapsel und einen Vogel als Symbole für die männlichen Genitalien ins Bild. Zu dieser Symbolik vgl. Simons, *The Sex of Men*, 2011, S. 81f.

217 Jenny/Dill (Hg.), *Amerbachkorrespondenz*, Bd. 11/1, 2010, Nr. 4510, Z. 92–105. Eine Übersetzung und Besprechung der Textstelle findet sich bei Dill, Nautile, 2010, S. 185f., Anm. 27.

die Betonung der durch das Bad ermöglichten Nacktheit, die durch die eingeworfene Körpermetapher (»corpo de mi«) weiter unterstrichen wird. Der in dem Ausruf angesprochene Körper ist nicht nur der des Autors, sondern zugleich Esthers Körper, der durch den männlichen Blick in Anspruch genommen wird. Die Episode fällt in den Kontext von Amerbachs Eheanbahnung: Der durch die Badsituation ermöglichte Blick auf Esthers nackten Körper testete ihre körperliche Eignung für die Heirat und leitete deren Vollzug ein.

Hinzu treten der humanistisch geformte literarische Sprachwitz und daran gekoppelte Antikenbezüge, mit denen sich die Korrespondenten gegenseitig ihre Kenntnis der Referenzen und mithin ihre Zugehörigkeit zur *community* unter Beweis stellen konnten. Dazu gehört der virtuose Einsatz des Makkaronistils mit der Verwendung von vier unterschiedlichen Sprachen ebenso wie rhythmische Klauseln[218] und Zitate aus literarischen antiken Texten. Beim besonders eindringlichen, auf knappem Raum wiederholten »tu cessas«, der Nachfrage also, wieso Amerbach zögere, liegt eine Referenz zur Komödie *Phormio* von Terenz nahe.[219] Das Stück war, wie die überlieferten Bände der Komödien von Terenz in der Universitätsbibliothek Basel belegen,[220] bei den Zeitgenossen gut bekannt und wurde sogar von Thomas Platters Tischgängern in Felix Platters Elternhaus aufgeführt.[221]

Ein zweites, nun eindeutiges, literarisches Zitat versteckt sich hinter dem Vergleich Esthers mit Phoibe – der leuchtenden Titanin aus der griechischen Mythologie.[222] Zwinger bezog sich hier auf eine Passage aus Silius Italicus' *Punica*, die Anfang des 15. Jahrhunderts von Poggio Bracciolini entdeckt und 1522 in Basel ediert worden war. Die betreffende Stelle lautet:

---

218 Ich danke Cristina Ricci für diesen Hinweis.

219 Zwar findet sich für die Verbform »cessas« eine ganze Reihe von Belegen, etwa auch bei Seneca, die Verbindung mit dem zusätzlichen Pronomen ist jedoch weniger häufig. Gestützt wird meine Vermutung zudem durch die dem antilabischen Versgebrauch der Terentischen Komödien ähnliche Gestaltung der Textstelle mit ihren kurzen aneinandergereihten Aussagen.

220 Eine Ausgabe trägt den Besitzvermerk Pantaleons (Terenz, *Comoedias*, 1538, UBB, Bb I 17:1), eine andere das Exlibris eines Amerbach (Terenz, *Comoediae*, 1513, UBB, Bb VII 36).

221 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 86f.

222 Jenny/Dill (Hg), *Amerbachkorrespondenz*, Bd. 11/1, 2010, Nr. 4510, Anm. 11.

> »omnia ductor
> magna adeo Ausonius maiori mole premebat:
> ut Phoebe stellas, ut fratris lumina Phoeben
> exsuperant montesque Atlas et flumina Nilus,
> ut pater Oceanus Neptunia caerula vincit.«[223]

So wie Phoibe die Sterne übertreffe, so handele es sich bei Esther also um die ideale Frau für Amerbach. Die Aggressivität der Eroberungsstrategien im Kontext der Eheanbahnung wird durch den kriegerischen Charakter des Referenzzitats deutlich. Den Impetus – die Suche einer Frau für Amerbach – teilen beide Briefe von Zwinger und Platter, auch wenn sie sich einmal an den Junggesellen und einmal an den Witwer Amerbach richteten. Nicht zuletzt ist die Eheanbahnung auch der zentrale Inhalt der Komödie *Phormio*, was ein weiteres Indiz dafür ist, dass Zwinger diese mit seinem »tu cessas« tatsächlich zitiert.

Die Rückbesinnung auf eine humanistische »Idealwelt« bot sich im Bad besonders an, denn schließlich waren viele der Bäder römischen Ursprungs. Dieser war mitunter – in Form antiker Beckeneinfassungen – für die Zeitgenossen durchaus noch sichtbar und wurde in Abbildungen oft aufgerufen.[224] Antikisierende Anklänge finden sich beispielsweise im Titelholzschnitt von Huggels *Von heilsamen Bädern des Teutschenlands* (Abb. 2).[225] Die Marmoroptik der Beckeneinfassung korrespondiert hier mit einem Amor inmitten des Bades, der – so vermitteln es die anzüglichen Gesten im Bild – die Badenden innerhalb des Beckens fest in seinem Griff hielt. Amor und Beckeneinfassung gemeinsam führen vor, dass die sexuellen Anspielungen und die Antikenbezüge zusammengehörten und gemeinsam die Imaginationswelt des Bades mit gestalteten.

Die beiden Briefe an Amerbach nahmen ganz bewusst diese zeitgenössischen Badimaginationen auf und deuteten sie zu jeweils eigenen Zwecken um. Das Bad wurde gerade mit der Betonung der sexuellen Möglichkeiten sowie der humanistischen Bezugnahme auf die römische Badgeselligkeit dezidiert zum elitären sozialen Begegnungsraum stilisiert. In den vorliegenden Beispielen diente das zum einen der Eheanbahnung – Baden galt

223 Italicus, *Punica*, 1961ff., Bd. XVI, S. 388, Vers 33–37.

224 Martin, *Deutsches Badewesen*, 1906, S. 222, geht davon aus, dass meist auf den antiken Resten gebaut wurde – die Einfassung des Verenabads in Baden aber sei tatsächlich selbst römisch.

225 Huggel, *Von heilsamen Bädern*, 1559, Frontispiz.

als »Heiratstempel«[226] – und der Überwindung der Geschlechterschranken, zum anderen im Fall von Platters Brief auch der Kontaktaufnahme zu den Eliten der Stadt und mithin der Überwindung gesellschaftlicher Schranken. Dass dabei kein schrankenloser und rollenbefreiter Raum entstand, zeigt sich in Platters Betonung von Berufs- bzw. Statusbezeichnungen sowie in Zwingers Verweis darauf, dass sich die »Familie« Rüdin als den Junggesellen Amerbach noch ausschließendes Kollektiv auf Badenfahrt begeben hatte.

Ähnlich lässt sich auch das in der Einleitung besprochene Badgemälde Hans Bocks d. Ä. von 1597 lesen (Abb. 1). Voyeuristische, taktile und metaphorische Anzüglichkeiten bilden die zentrale Ebene des Bildes. Besonders augenfällig ist dies bei dem Paar links im Bild, das durch den Fingerzeig einer der Zaunfiguren betont wird. Der Mann hält einen Krug, offensichtlich um damit die Trinkschale zu füllen, die er gemeinsam mit der Frau neben ihm hält. Der Krug verdeckt – ähnlich wie in Dürers *Männerbad* der Wasserhahn – sein Genital, während die Schale das Geschlecht der Frau symbolisiert und somit aufzeigt, wie eng Trinkexzess und Sexualität im Bad imaginativ ineinander verwoben waren. Die Geselligkeit wird in dem Bild aber auch in der Vermischung von Bad und Festmahl ausgedrückt, die durch die massive Festtafel inmitten des Bades, den Austausch von Speisen und den ins Bildzentrum gerückten Genuss von Wein symbolisiert wird.[227] Noch zentraler sind die gedeckte Tafel und das gemeinsame Essen im Bad im Titelholzschnitt von Hans Achtsinits dramatischem Text »Ein Badenfart guter gesellen«.[228] Das Bild wurde unter anderem in Pantaleons Bäderschrift erneut abgedruckt[229] (Abb. 9) und unterstreicht dort ein weiteres Mal den im Text unterschwellig mitschwingenden Exzess.

226 Zur Konnotation des Bades als »Heiratstempel« vgl. Landolt, Des Mulberg Badts beschreibung, 1974, S. 71. Badenfahrten waren auch oft Bestandteil von Eheverträgen, z. B. Martin, *Deutsches Badewesen*, 1906, S. 278.

227 Zum Tisch als materiellem Gegenstand, der einen sozialen Raum herstellte, vgl. Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013, S. 335–362.

228 Achtsinit, *Ein Badenfart*, 1526.

229 Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, im Anschluss an die unpaginierte Vorrede. Das Bild fand auch Verwendung auf dem Titelblatt von Alexander Seitz’ Neuauflage von 1576, Seitz, *Oberbaden*, 1576.



Abb. 9: Pantaleon, *Warhafftige beschreibung*, 1578, S. Vv © Universitätsbibliothek Basel, hw V 25.

In beiden Bildern wird ein weiterer für Vergesellschaftungsprozesse wichtiger Topos der Bäder aufgerufen: Muße. Nicht nur die konzentrierte Nähe, auch das Übermaß an Zeit im Bad ist auffällig, denn Badaufenthalte dauerten häufig mehrere Wochen.[230] Gebadet wurde in dieser Zeit, wie etwa der 13-jährige Jakob Zwinger stolz dem daheimgebliebenen Vater Theodor Zwinger mitteilte, sechs bis acht Stunden am Tag.[231] Eine Badedauer von insgesamt mehr als 100 Stunden war die Regel.[232]

Trotz der Dauer des gesamten Aufenthalts wurden die im Bad verbrachten Stunden minutiös gezählt. Zeit und Zeitzählung erhielten hier eine be-

230 In dieser Zeit wurde das gesamte Leben in die Bäder verlagert. So wurde Theodor Zwingers Tochter Dorothea sogar in Baden geboren – die Nachricht von der Geburt und Glückwünsche erreichten den in Basel zurückgebliebenen Vater in Briefen seines Stiefsohns sowie eines Kollegen. J.L. Iselin an T. Zwinger, 9.5.1568, UBB, Frey-Gryn Mscr II 23, S. 263; J. Huber an T. Zwinger, 30.6.1568, UBB, Frey-Gryn II 23, S. 252.

231 J. Zwinger an T. Zwinger, 23.5.1583, UBB, Frey-Gryn Mscr II 23, S. 519. Einen sehr ähnlichen Brief sendete am gleichen Tag der Bruder Jakobs, Bonifacius Zwinger, ebenfalls an Theodor Zwinger, UBB, Frey-Gryn Mscr II 23, S. 513.

232 Z.B. A.M. von Württemberg an F. Platter, 29.6.1570, UBB, Frey-Gryn I 6, S. 151: »wir vnser angefenngte Badenfarth albereit vber die hundert stundt gepracht, vnnd darnebenn allererst annfanngen auszuschlahenn«. Entsprechende Angaben finden sich auch in den Briefen von Familienangehörigen der Ärzte nach Basel, z.B. C. Herbst an T. Zwinger, o. D., UBB, Frey-Gryn Mscr I 4, S. 193. 100 Stunden zu erreichen, war eine wichtige Zielmarke, wenn auch weniger für die Mediziner als für die Badenden. Vgl. Probst, *Balneologie*, 1971, S. 73–75.

sondere, an Körperpraktiken und die Erfahrungen des Badens – etwa bis zum angestrebten Ausschlagen der Haut – gebundene Bedeutung. Während Badordnungen und *consilia* versuchten, den gesamten Tagesablauf minutiös zu regeln und mit Beschäftigungen wie Baden, Schlafen, Spazieren und Essen auszufüllen, warteten die Orte selbst mit einer Vielzahl möglicher Beschäftigungen auf, die weitgehend in Gesellschaft ausgeübt wurden. Musik, Lektüre, Spaziergänge, Konversation, Reigentänze oder auch Ballspiele als Mittel gegen die Langeweile wurden also nicht nur von Bock und anderen in Szene gesetzt. Sie waren vielmehr Ausdruck gemeinschaftlicher Unternehmungen und unterstrichen die Bedeutung der Bäder als konzentrierte soziale Situationen.

Saufen und Fressen – Die Funktion von Badgeschenken

Fester Bestandteil der soziabilen Praktiken im Bad waren auch Objekte. Besonders bedeutungsvoll waren Badgeschenke, bei denen es sich in erster Linie um Nahrungsmittel handelte, die während des Badaufenthalts überbracht wurden. Das Schenken von Esswaren und Getränken war aus der frühneuzeitlichen Gesellschaft nicht wegzudenken und erfüllte eine Vielzahl von sozialen Funktionen. Begleiteten sowohl Grundnahrungsmittel wie Butter oder Gerste oder auch ausgefallenere *food gifts* wie etwa das von Felix Platter gern verschenkte Marzipan bereits die alltäglichen Korrespondenzen, so besaß das Schenken im Bad aufgrund seiner besonderen Sichtbarkeit für die anderen Badegäste eine ungleich größere Bedeutung.[233]

Verwandte, Bekannte, Klienten oder Personen, die einen Kontakt aufbauen wollten, schickten umfangreiche, hauptsächlich aus Nahrungsmitteln bestehende Badgeschenke an Einzelpersonen oder ganze Badgesellschaften. Badgeschenke dienten zum einen dem ganz praktischen Zweck der Versorgung im Bad, zum anderen waren sie für Repräsentationszwecke sowohl der

233 Zum Marzipan vgl. Schober, The Physician's Marzipan, 2017. Zu *food gifts* allgemein vgl. Heal, Food Gifts, 2008. In den Korrespondenzen finden sich viele Hinweise auf einen regen und alltäglichen Austausch von Naturalien, so beispielsweise im Briefwechsel zwischen den Familien Bauhin und Vogelmann, UBB, G2 I 13a, G2 I 14. Vgl. dazu Vetterli, *Schreibmotivationen*, 2011. Zahlreiche Belege für den Austausch von Naturalien liegen auch im Haushaltsbuch Amerbachs vor, Jenny/Dill, Theatrum vitae Basiliensis, 2000, oder in der Amerbachkorrespondenz, z. B. Jenny (Hg.), *Amerbachkorrespondenz*, Bd. 7, 1973, Nr. 3115, S. 156.

Schenkenden als auch der Beschenkten besonders gut geeignet.[234] Erhalt und Umfang der Badgeschenke waren von enormer Bedeutung für das Sozialprestige der Beschenkten. Es war deshalb wichtig, dafür zu sorgen, dass die Geschenke zur Kenntnis genommen wurden, etwa indem man sie gemeinsam mit der Badgesellschaft in einem geselligen Festmahl verzehrte und den Abwesenden zumindest von ihrem Eintreffen berichtete.[235] Detailliert schildert beispielsweise Johannes Huber in seinem bereits behandelten Brief an Theodor Zwinger die seinerseits erhaltenen Naturalien. Zwinger wird dabei auch mitgeteilt, von wem Hubers Familie welche Badgeschenke – zwei Fässer mit Wein, rot und weiß, aber auch Mehl, Brot, Fleisch, Fisch und Krebse – bekommen habe. Der Kollege erhielt so einen Einblick in Hubers Vernetzung.[236]

Ein undatierter Brief der Mutter von Theodor Zwinger, Christine Herbst, an ihren daheimgebliebenen Sohn, geschrieben aus einem längeren Badaufenthalt in Baden, gibt ebenfalls einen Einblick in die Praktiken der Badgeschenke: Christine Herbst berichtet nach einer kurzen Übersicht zu der bisherigen Badedauer und dem obligatorischen Hautausschlag sowie einer Vielzahl von Grüßen und Informationen zu den Modalitäten ihrer geplanten Heimfahrt Folgendes:

»min lieber sun ich los dich wissen das der froschower von zirich vnd der zwinglin vnd des bulingers sun vnd der iung fries iez vff samstag sind gon baden kon vnd hand dem oporino ein guot feist schof in das bad geschenckt vnd vi fisch zimlich gros vnd mit uns zuo imis gessen vnd gerett sy syen dinen wartten dan du werdest zuo innen gon zürrich kon der halben hand sy den oporino uoch gebetten das er auch mit dir zuo inen welle kon mit sampt sim ewib vnd vns allen dorum hat oporino mir befollen das ich dirs sole schriben vnd ins wissen loßest wen du gan zürich wellest so wel er mit dir ritten.«[237]

Der Beschenkte ist der Bruder Christine Herbsts, der Drucker Johannes Oporinus. Die geschenkten Naturalien bilden zunächst den Anlass für ein gemeinsames Gastessen, den »imis« der schenkenden Zürcher mit der Basler

234 Kaufmann, Entwicklung der Badefahrten, 2012, v.a. S. 109f.; Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009, S. 211–217.

235 Dass Geschenke gemeinsam »eingeweiht« wurden, ist besonders von Bechern bekannt. Vgl. Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013, S. 368.

236 J. Huber an T. Zwinger, 30.6.1568, UBB, Frey-Gryn II 23, S. 252. Dieselbe Zusammenstellung ging auch an J. R. Huber, Hubers Sohn, (28.6.1568, UBB, G I 26, S. 59), was eine Deutung als »Geschenkbuchhaltung« nahelegt. Siehe dazu Groebner, *Gefährliche Geschenke*, 2000, S. 37–49.

237 C. Herbst an T. Zwinger, o. D., UBB, Frey-Gryn Mscr I 4, S. 193.

Familie.[238] In einem zweiten Schritt bezweckte das Badgeschenk von einem »feist schof« und sechs Fischen jedoch die Vermittlung eines längerfristigen Kontakts und eines Gegenbesuchs in Zürich, an dem nun auch der in Baden abwesende Theodor Zwinger teilhaben sollte. Der gewünschte Kontakt zu Zwinger war offensichtlich einer der Gründe für das Badgeschenk. Bemerkenswert ist, dass die Kontaktaufnahme hier über Familienangehörige erfolgte. Der Mutter Zwingers kam eine Schlüsselrolle zu, da sie es war, die die Einladung – inklusive der detaillierten Angaben zu den Badgeschenken – auf den »Befehl« Oporins hin an ihren Sohn weitergab. Selbst wenn der eigentliche Adressat gar nicht vor Ort war, wurden also die Möglichkeiten genutzt, die sich über den direkten Kontakt im Bad und die Gepflogenheit der Badgeschenke boten.

Eine ganz besondere Gabe sendete das Ehepaar Platter an den Bürgermeister Bonaventura von Brunn nach Bad Maulburg. Das Geschenk, das einschließlich seiner intendierten symbolischen Botschaft in einem beigelegten Gedicht beschrieben wurde, bestand aus einem heißen Brei, der an die 1576 wiederholte, 1456 erstmals durchgeführte Hirsebreifahrt Zürcher Schützen nach Straßburg anknüpfte.[239] Mit dieser hatte Zürich den Verbündeten bewiesen, wie schnell man im Notfall zur Stelle sein konnte, da der überbrachte Brei noch warm war. Parallel dazu sollte Platters Geschenk verdeutlichen, dass er ebenfalls bereit war, dem Bürgermeister jederzeit und sehr rasch zu Hilfe zu eilen. Gleichzeitig bringt Platter in seinem Text auch den Wunsch zum Ausdruck, dass von Brunn gesund bleibe und seine Hilfe nicht in Anspruch nehmen müsse. Das Bad solle seine Wirkung tun und »kein flus noch zuofal« von Brunn im Bad schaden. Platter betont die kräftigende Wirkung des Breis, der insbesondere mit dem zeitgleich von der Universität übersandten Wein zusammen genossen stärkend sei und sogar »andere« im Bad verwendete Arzneimittel übertreffe. Die Botschaft des Gedichts und des begleitenden Geschenks war zugleich sozial und politisch. Zum einen wurden die Beziehung zwischen Platter und von Brunn sowie Platters *persona* als Mediziner unterstrichen. Zum anderen spielte Platter hier auf seine eigene Erreichbarkeit auch außerhalb der Stadt an, die er gemäß dem Wortlaut seines Bestallungsbriefes als Stadtarzt für die medizinische Praxis eigentlich

238 Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009, S. 276–278, beschreibt gemeinsame Gastmähler in den Bädern als die »wichtigsten Manifestationsformen von Badegesellschaften«, die damit auch nach außen sichtbar wurden.

239 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 111f.

nicht mehr verlassen sollte, ein Gebot, dem Platter jedoch, wie später noch genauer auszuführen ist, nicht durchgängig nachkam.[240]

Badbegegnungen

Im Bad ließen sich Beziehungen besonders einfach und erfolgversprechend knüpfen, verstetigen und nutzen. Zugleich waren Begegnungen im Bad meist dem Zufall ausgesetzt. Der Basler Kaufmann Andreas Ryff schildert eine entsprechende Episode und die Leichtigkeit, mit der die zufällige Begegung in Geselligkeit und Austausch übersetzt wurde, in seinem Reisebüchlein:

»Do wir nun gehn Baden inß dorff hinab komen sindt […] und haben unbewust den bischoff selbs mit seinen räthen do funden; der hat ein badenfarth do gehalten. Wir […] haben auch alsbald denselben obent noch zuo iren gnaden inß baad sitzen miesen, welliches unß die miede fein hat abgeweschen. Mornderigs hab ich mit dem bischoff nach nothurft barlementiert und uff den obent verreiset das Bader thaal.«[241]

In den Bädern trafen sehr unterschiedliche Personen aufeinander. So waren auch, wie Ryffs Begegnung mit dem Bischof verdeutlicht, Kontakte zu Angehörigen anderer Konfessionen möglich.[242] Dabei kam es wenig überraschend immer wieder auch zu Konfliktsituationen in den Bädern.[243] Erstaunlicherweise aber spiegeln sich konfessionelle Zusammenstöße in den untersuchten Basler Quellenbeständen kaum wider. In den allermeisten Fällen wurde die Konfessionsthematik in den Berichten und Briefen aus den Bädern überhaupt nicht angesprochen. Vielmehr wurde, wie bei Ryff, die betontermaßen kontingente Möglichkeit des gemeinsamen Badens genutzt, um etwa Geschäftliches in einem in konfessioneller Hinsicht weitgehend neutralen Raum zu regeln.

240 Der Brief Platters an von Brunn ist nicht datiert, es ist jedoch anzunehmen, dass er nach der Wiederholung der Breifahrt von Zürich nach Straßburg 1576 und damit deutlich nach der Bestallung geschrieben wurde. Zur Bestallung vgl. Anm. 236 im Teil »Gesellschaft schreiben – Der Text«.

241 Ryff, Reisebüchlein, 1972, S. 99.

242 Daniela Hacke betont beispielsweise Montaignes bikonfessionelle Wahrnehmung der prinzipiell monokonfessionellen Stadt Baden, die durch die stetige Anwesenheit reformierter Gäste geprägt war, Hacke, *Konfession und Kommunikation*, 2017, S. 297f.

243 Besonders viel Aufsehen erregte die Anwesenheit des reformierten Hofpredigers der Herzogin Anna Maria von Württemberg in Baden 1570. Vgl. Fricker, *Geschichte der Stadt und Bäder*, 1880, S. 131f.

Das Bad als zugleich zufälliges wie unaufgeregtes »setting for relaxed human contact«[244] war insbesondere auch für die Beziehungen der Mediziner zu ihren adligen PatronInnen wichtig. 1570 wurde Platter von der Herzogin Anna Maria von Württemberg mit Nachdruck aufgefordert, unverzüglich – ein Reitpferd wurde gleich mitgeschickt – zu ihr nach Baden zu reisen.[245] Dieser Badaufenthalt spielte für Platters Positionierung in Adelskreisen eine wichtige Rolle. Beispielsweise intensivierte sich dadurch seine Beziehung zum Grafen Ulrich von Montfort und Rothenfels.[246] Der Graf befand sich zwar zu dieser Zeit nicht in Baden (sondern in Wildbad im Schwarzwald), bezog sich aber in einem Brief an den Arzt auf Platters durch den gemeinsamen Aufenthalt in Baden nochmals verstärkten Kontakt zur Herzogin. Er nahm sogar an, dass Platter nach dem Aufenthalt in Baden mit der Herzogin nach Stuttgart gereist sei, schließlich hatte sich Platter 1568 bereits einige Zeit an ihrem Hof aufgehalten.[247] Der im Bad vorgeführte Fürstenkontakt verschaffte Platter, wie die betonten Nachfragen des Grafen aufzeigen, also auch bei anderen Adligen erhöhte Attraktivität.

Die Beziehung zum Grafen beruhte außerdem auf Objekten, nämlich dem, was seine sozialen Implikationen anbelangt, allemal mit dem wechselseitigen Überreichen von Badgeschenken vergleichbaren Austausch von Kunstkammerobjekten.[248] Platter hatte dem Grafen wohl in einem nicht erhaltenen vorangehenden Schreiben einen Überblick über seine bereits zu diesem frühen Zeitpunkt umfangreiche Sammlung gegeben und einen Besuch in Basel zur Besichtigung und zum Austausch angeboten. Der Graf

244 Chambers, Spas, 1992, S. 3.

245 A. M. von Württemberg an F. Platter, 29.6.1570, UBB, Frey-Gryn I 6, S. 151, weitere Briefe zu diesem Aufenthalt im selben Band, S. 88, 183, 184. Bereits im Februar war der Hofschneider Matthias Deyg von Stuttgart nach Basel geritten, um die Reise der Herzogin nach Basel zu planen. Platter aber war in Zürich, und so sprach Deyg mit Platters Frau, M. Deyg an F. Platter, 16.2.1570, Frey-Gryn I 6, S. 54. Die Vermittlerrolle des Hofschneiders bestätigt auch Falck, C. Falck an F. Platter, 3 5./6.5.1570, UBB, Frey-Gryn Mscr I 6, S. 120f.

246 Vgl. zu der Beziehung Landolt, Materialien, 1972, S. 262–265.

247 U. von Montfort-Rothenfels an F. Platter, 20 7.1570, UBB, Frey-Gryn I 6, S. 161. Der Aufenthalt in Stuttgart 1568 erschließt sich aus den *Observationes*, Platter, *Observationum*, 1614, S. 578. Ein zweiter Aufenthalt 1570 ist ebenfalls erwähnt, ebd., S. 75.

248 Dass in Bädern erstandene hochwertige Objekte auch als »Badkram«, also als Souvenir vom Badeaufenthalt, genutzt werden konnten, zeigt das Beispiel einer von Dorothea Gemusaein für Felix Platter aus Baden mitgebrachten »kunstreiche[n] Nuß« – möglicherweise ein Kokosnusspokal, Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 158. Vgl. dazu Schober, The Physician's Marzipan, 2017.

ging darauf an sich bereitwillig ein, konnte jedoch nicht nach Basel reisen. Stattdessen bat er Platter, ihn in Wildbad (er habe alle »Antiquitates alhir«!) zu besuchen oder ihm, sofern ihm das nicht möglich sei, eine »Verzaichnung [seiner] seltzamenn sachenn […] zuschickhen«.[249]

Der Graf berichtete zwar auch von seiner Badenfahrt, allerdings en passant und ohne dass er irgendeine Tendenz erkennen ließ, medizinischen Rat einholen zu wollen. Und dennoch: Auch die Beziehungen, welche per se nichtmedizinischen Charakter hatten und beispielsweise auf dem Austausch von Objekten beruhten, stellten für den Mediziner letztlich ein Kontingent an potenziellen zukünftigen PatientInnen und mithin mögliche Einnahmequellen dar.

Dass umgekehrt der Status als Mediziner auch für die gesellschaftliche Einschreibearbeit verwertbar war, zeigt eine bemerkenswerte Äußerung in Platters bereits zu Beginn des Kapitels angeführtem schlüpfrigen Brief an Amerbach. Amerbach befand sich zum Zeitpunkt des Schreibens gemeinsam mit den politischen Größen Basels, darunter Bürger- und Zunftmeister, in Baden. Platter, der offensichtlich gerne mit von der Partie gewesen wäre, präsentierte – bei aller merklich übertriebenen Jovialität – einen Plan, um doch noch an dem Ausflug teilnehmen zu können: »dywil die herren mich wol mechten by inen ze Baden han, alß ich gedencken, weis ich kein beßer mittel, dan ir drincken dem herr Schulthes Pfiffer redlich zuo, daß er kranck werdt so schickt er nach mir.«[250]

Neben der ohnehin gemeinschaftsbildenden Implikation des erwähnten »Zutrinkens«[251] hat das Trinken hier noch eine weitere Bedeutungsebene: Das Zutrinken sollte dazu dienen, dem Mediziner die Reise ins Bad zu ermöglichen: Trinke der Schultheiß Pfiffer zu viel, so benötige er einen Arzt und Platter werde ins Bad gerufen, so der dargelegte Gedankengang. Platter spielte hier mit seiner Arztrolle, die er dabei selbst ironisierte und ad absurdum führte. Eigentlich würde es medizinisch völlig ausreichen, das Trinken einfach zu unterlassen – ein Arzt wurde allein angesichts der körperlichen Folgen des von Platter angestoßenen Trinkexzesses benötigt!

249 U. von Montfort-Rothenfels an F. Platter, 20.7.1570, UBB, Frey-Gryn I 6, S. 161.
250 F. Platter an B. Amerbach, undatiert, UBB, G2 II 80, S. 44.
251 Unter »Zutrinken« verstand man die Sitte des »Bescheidgebens« beim Trinken, bei dem man die Trinkmengen des anderen gleichfalls bewältigen musste. Vgl. Tlusty, *Bacchus*, 2005, v. a. S. 106–112.

Der Brief nimmt Bezug auf zeitgenössische Vorbehalte, welche die Notwendigkeit der Expertenrolle des Mediziners an sich in Frage stellten.[252] In Hans Sachs' Schwank »Der Abt im Wildbad« von 1537 geschah dies in deutlicher Kritik an der Praxis der Heilbäder sowie an den Ärzten:[253] Ein Abt, der nach übermäßigem Verzehr und nachdem er »breit wie ein Kachelofen« geworden war, nicht mehr essen kann, reist ins Wildbad, um diese Fähigkeit wiederzuerlangen. Auf der Fahrt wird er jedoch von einem Edelmann entführt, der ihn zu heilen verspricht. Dies gelingt, und zwar indem der Abt über drei Tage lediglich täglich drei Erbsen zum Verzehr erhält, bis sein Appetit zurückgekehrt ist. Weder der Arzt noch das Bad waren mehr nötig. Die Heilung wurde allein durch den unterlassenen Exzess erzielt. Um eine bewusste Anspielung auf Sachs' Schwank wird es sich zwar kaum handeln, aber dennoch: Platter rief im Dienste seines Versuchs, in die elitäre Männerrunde auf Badenfahrt aufgenommen zu werden, seine Expertenstellung nicht nur auf, sondern inszenierte hier gleichzeitig auch die eigene Ironiefähigkeit in Bezug auf seinen Beruf und dessen enge Beziehung zum Exzess.

Das Spiel, das Platter und andere Ärzte in den Badeorten spielten, lässt sich zusammengefasst als ein gleichzeitiges Agieren mit Distanzierungen und Nähe lesen, das auf Soziabilität wie Autorität, Einschreibungen und Hervortreten gleichermaßen ausgerichtet war. Die genauere Betrachtung dieses Spiels verdeutlicht, dass die Autorisierung als Mediziner nicht losgelöst von den geselligen Praktiken der Elite funktionierte, sondern Teil allgemeinerer Vergesellschaftungsprozesse war, die etwa im Herrenbad oder bei Gastmählern stattfanden. Die Begegnungen im Bad ließen die *fluid zone* Bad für den Arzt zu einem breiten sozialen Möglichkeitsraum auch jenseits bloßer medizinischer Praxis werden. Die homogenen und heterogenen, die hierarchischen und weniger hierarchischen Konstellationen im Bad strukturierten nicht allein den Tagesablauf vor Ort, sondern waren von nachhaltiger sozialer Strahlkraft. Sie konturierten sowohl die Gesellschaft in Basel wie auch die soziale Einbettung einzelner Personen aus Basel und von anderswo inner- wie außerhalb der Stadt.

252 Vgl. Schütte, *Medizin im Konflikt*, 2017, S. 25–28.
253 Loleit, *Wahrheit, Lüge, Fiktion*, 2008, S. 304.

Fazit: Möglichkeitsraum statt Ausnahmesituation

Als physisch realer wie imaginierter Ort stellte das Bad eine soziale Situation dar, in der Beziehungen geknüpft, gestärkt und vertieft wurden. Obwohl außerhalb der Stadt gelegen, sind die Bäder in den verschiedensten Basler Quellen um 1600 auffallend präsent. Sie strukturierten die städtische Gesellschaft mit, indem sie den Austausch städtischer AkteurInnen untereinander sowie den Kontakt zu Adligen oder Angehörigen anderer Konfessionen ermöglichten und Ordnungsmuster gleichermaßen verfestigten wie zur Disposition stellten. Die Gesellschaft im Bad war eine zeitlich beschränkte, kontingente und zugleich im Verlauf der Jahre jeweils in den Sommermonaten für mehrere Wochen immer wiederkehrende *assemblage* von AkteurInnen, die jedoch in ihren sozialen Auswirkungen nicht auf das Bad beschränkt blieb.[254]

Die Konzentration von Bädern in der nordwestlichen Eidgenossenschaft sowie in den angrenzenden Herrschaften ist außergewöhnlich hoch. Dass Gesellschaft sich hier, regelmäßig und außerhalb der physischen Stadt, konstituieren konnte, gilt für Basel also ganz besonders. Dies lässt sich gerade für das 16. Jahrhundert beobachten, was auch darauf verweisen mag, wie wichtig gerade in diesem Zeitraum die Aushandlung der Beziehungen zu den Nachbarn verschiedener Konfessionen sowie Prozesse der internen Ordnungsherstellung zwischen den verschiedenen städtischen AkteurInnen in Basel waren. Im Bad konnte man Anderen in einer entspannten und – von den Tagsatzungen in Baden abgesehen – dezidiert unpolitischen sowie konfessionell entspannten Atmosphäre begegnen.

Und dennoch: Die Regeln von sozialer Inklusion und Exklusion, von Hierarchie und Status waren auch hier keineswegs außer Kraft gesetzt. Es bestand zwar sowohl reale als auch imaginierte Nähe und die Menge der verfügbaren Zeit im Bad förderte Kontakte. Dennoch zeugen die Quellen auch eindrücklich von der Anstrengung, die die sozialen Einschreibeversuche in die Badgesellschaft den Einzelnen abverlangte. Darüber hinaus fungierten Bäder auch insofern als soziale Orte, als hier Status – beispielsweise im Zurücklassen von Wappenscheiben durch die zahlungskräftigen Gäste im Bad – präsentiert und gefestigt und bestehende Hierarchien nicht zuletzt

254 Vgl. zum Begriff Farías/Bender (Hg.), *Urban Assemblages*, 2011.

im ausführlich besprochenen Herrenbad mit seinem Badgericht und seinen Blickregimen bestätigt wurden.[255]

Die Konventionen im Bad um 1600 scheinen sich aus heutiger, an klare Dichotomien gewöhnter Perspektive zunächst zu widersprechen: Waren diese doch zugleich Schauplätze von Begegnung und Abschottung, von Nähe und Distanzierung, von Verflüssigung und Verfestigung, von gefeiertem, geselligem Exzess und von Regulierungsprozessen, von Trinkgelagen, Zotenreißerei und Herrschaftsaufbau. Moralisierung war im Bad beständig uneindeutig. Selbst in Momenten der Kritik am Exzess – etwa in den Badtraktaten – versteckten sich Doppelbödigkeiten, die gleichzeitig auch die reichen Imaginationen des Bades aufriefen und sie angesichts ihrer Faszinationskraft zur Bewerbung des Badewesens und einzelner Bäder nutzten. Diese vermeintlichen Widersprüche lassen sich allerdings dadurch auflösen, indem man die Dichotomien auf konzeptioneller Ebene überdenkt und an die Stelle der Widersprüchlichkeit die enge Verzahnung von Exzess und Ordnung setzt.

Um diesen Anspruch einzulösen, nahm der Teil die soziale Funktionalität der fluiden Uneindeutigkeit von exzessiven Körpermodellen, Imaginationen und Sprechweisen im Bäderkontext in den Blick. Dabei wurde deutlich, dass die untersuchte Ausprägung von Exzessivität – Fluidität – mehrere Ebenen verbindet. Fluide Körperkonzepte spiegelten sich in exzessbetonten Badtopoi und zugleich in den Praktiken der Vergesellschaftung im Bad. Das Bad war als Begegnungsraum und als Ort von sozialen Transformationen eine *fluid zone* von Begegnung und Aushandlung, von Aufweichungen sowie sozialen Verfestigungen. Hier trafen nicht nur Menschen aufeinander, gleichzeitig überlagerten sich Interessen, schillernde Narrative und Vorstellungen von gesellschaftlicher Ordnung. Von und mit der Figur des Mediziners, der im Bad sowohl als Vermittler wie Nutznießer, Kritiker wie Enthusiast begegnete, wurde die Exzessivität des Fluiden in Traktaten, Gedichten, Badordnungen und Briefen in soziale Produktivität überführt. Für einige Basler Mediziner ermöglichte sie beispielsweise Kontakte zu Adligen, den

255 Borsay, Health and Leisure Resorts, 2000, S. 794: »This reminds us that watering-places were not only places for social mixing, but also for the expression of status and class.« Zu den Wappenscheiben vgl. Kaufmann, *Gesellschaft im Bad*, 2009, S. 305–307. Platter vermittelte bezeichnenderweise auch in diesem Geschäft für die württembergische Herzogin, siehe die Korrespondenz mit dem Basler Glasmaler Balthasar Widersatz, B. Widersatz an F. Platter, n.n.1570, 9.8.1570, 20.8.1570, UBB, Frey-Gryn Mscr I 6, S. 207, 180, 190.

Aufbau eines Expertenstatus oder die Integration in die städtische Elite. Exzess stellte in Form von Anzüglichkeiten, Ironie und fließenden Bedeutungen Gemeinschaften her und war – zumindest zu einem gewissen Grad und in Teilen der Badgesellschaft – Konvention.

Badbezüge prägten soziales Handeln aber auch weit über das Bad hinaus. In Erzählungen über Geschehnisse im Bad, wie auch als Referenzfigur, die moralisch uneindeutige – oder auch eindeutig mehrdeutige – Sprechräume zuließ, besaß das Bad auch zurück in Basel gesellschaftliche und kulturelle Bedeutung.[256] Bäder waren folglich keine »Heterotopien« im Sinne von Gegen- oder Randorten.[257] Sie waren vielmehr Mikrokosmen frühneuzeitlicher Gesellschaften, zentrale soziale Verdichtungsmomente, in deren Betrachtung allgemeinere gesellschaftliche Prozesse sichtbar werden.

Soziale Praktiken des gemeinsamen Badens, Schröpfens und Lachens fanden sich auch in der Stadt. Die soziale Energie der Narrative des Fluiden und von geteilten Körperpraktiken begegnete auch hier, etwa in den Häusern der Protagonisten. Basilius Amerbach vermerkte beispielsweise in seinem Haushaltsbuch Ausgaben, die durch das gemeinsam mit Theodor Zwinger praktizierte Aderlassen entstanden waren.[258] Amerbach und Zwinger hatten sich verabredet, um zusammen im Hause Amerbach vom Bader zur Ader gelassen zu werden. In dieser gemeinsam erlebten Körperpraxis verbanden sich medizinische Vorstellungen mit geselligen »Wellnesspraktiken« des 16. Jahrhunderts, eine Verschmelzung, die also nicht allein für die Bäder außerhalb der Stadt charakteristisch war.[259]

---

256 Das gilt beispielsweise für das bereits kurz besprochene Beispiel von Platters Furtuchgeschenk an Dorothea Gemusaein. Vgl. den Abschnitt »Die Transformation des nackten Subjekts – Identitätskrisenort Bad« im Kapitel »Verfestigung – Badwissen, medizinische Praktiken und Autorität«. Auf einzelne weitere Beispiele wird im Verlauf des Buches hingewiesen.

257 Foucault, Andere Räume, 1992. Ich wende mich hier gegen die Interpretation von Studt, Umstrittene Freiräume, 2012. Der Heterotopiebegriff kann höchstens dann verwendet werden, wenn der Repräsentationscharakter dieser Orte nicht ihre Andersartigkeit betont wird. Von Verdichtungen in einem besonders markierten gesellschaftlichen Zentrum zu sprechen, ist m. E. treffender als von einer Verlagerung an Ränder. Verknüpft man zudem allein »Gegenorte« mit der Reflexion und Aushandlung von Normen, lagert das die Aushandlung von Normen und Ordnungsmodellen aus den in dieser Operation gedanklich geschaffenen gesellschaftlichen »Hauptorten« aus.

258 Jenny/Dill, Theatrum vitae Basiliensis, 2000, S. 342, 357.

259 Beispiele für gemeinsames Baden in den Häusern städtischer Eliten finden sich außerdem bei Martin, *Deutsches Badewesen*, 1906, S. 130. Der vieldiskutierte Niedergang der städtischen Badstuben spätestens seit dem 16. Jahrhundert lässt sich nicht zuletzt auch

Auf den ersten Blick scheinen Badenfahrten außerordentliche Zeiten und Orte zu markieren – Ausnahmen, Verkehrungen, die suggerieren, eine ähnliche Funktion zu besitzen, wie sie gemeinhin etwa dem frühneuzeitlichen Karneval zugeschrieben wird.[260] Das Bad war ein Möglichkeitsraum, ja, allerdings bildeten die hier gezeigten Möglichkeiten, exzessive Praktiken und Referenzen zu verwerten, keine Ausnahme. Diese waren mithin keine Verkehrungen der gesellschaftlichen Ordnung, sondern selbst Teil dieser Ordnung. Um diese These zu belegen, ist im nächsten Schritt als Gegenprobe ein Perspektivwechsel nötig. Der folgende Teil widmet sich deshalb mit dem Haus einer zumindest im traditionellen Verständnis alltäglicheren Situation und fragt nach den dortigen Formen und Funktionen von Exzess.

mit dem zunehmenden Einbau von Bädern in den Häusern der Elite erklären. Vgl. zu den Badstuben in Basel Neeracher, *Bader und Badewesen*, 1933; Major, *Badestuben*, 1936.

260 Vgl. den Klassiker Bachtin, *Rabelais*, 1995. Zur Kritik an der Vorstellung des Karnevals als einer ungeordneten Verkehrung vgl. Schindler, *Widerspenstige Leute*, 1992, S. 121–174, v. a. S. 135.

Gestalten und Eindringen – Das Haus

Einführung

Basel war eine bunte Stadt. Diese Beobachtung ließe sich auf viele Aspekte beziehen – die vielen Menschen, die in der Stadt lebten und ihren unterschiedlichen Beschäftigungen nachgingen, die hohe Anzahl und Bandbreite der Waren von einfachen Grundnahrungsmitteln, exotischen Importen bis hin zu Goldschmiedearbeiten, auf die von Kunstmalern und Buchillustratoren verwendeten Farben, die bunte Kleidung von Söldnern, Adligen und Bürgersöhnen oder auch die blühenden Pflanzen in den vielen Gärten. Bunt war auch das Treiben in den Gassen, das Spielen der Kinder oder das Herumjagen der Tiere. Um all das wird es in diesem Teil nicht gehen. Stattdessen blicke ich auf die bunt bemalten, reich verzierten Häuser besonders in den reichen Quartieren der Stadt, etwa am Nadelberg, am Münsterplatz oder an der Großbasler Rheinfront.[1]

Die bunten Fassaden lagerten sich wie eine zweite Haut oder eine weitere Kleidungsschicht um die Bewohner der Häuser.[2] Das Haus fungierte als »Schutzhaut«, durch die etwa der regelnde Arm des Rates nur in Ausnahmefällen eindrang.[3] Zugleich wurde diese »Haut« beschrieben, bemalt, mit Symbolik aufgeladen und vorgezeigt. Die Gestaltung des Hauses erfüllte repräsentative Funktionen. Häuser wirkten an der Positionierung der BewohnerInnen und ihrer Familien innerhalb der Stadt ganz entscheidend mit.

Trotz dieses eingängigen Bildes von Einhüllung nach innen und Repräsentation nach außen wäre es allerdings verkehrt, die Fassaden der Häuser als Ausdruck einer allzu klar gezogenen Dichotomie von Innen und Außen, von

---

1 Becker, *Architektur und Malerei*, 1994.

2 Als zweite Haut repräsentierte das Haus stellvertretend die Ehre und Integrität seiner Bewohner, die durch Beschmierungen u. ä. über das Haus auch direkt angegriffen werden konnten. Vgl. Schreiner/Schwerhoff, Verletzte Ehre, 1995, S. 20f.

3 Beispielsweise im Fall von Ehestreitigkeiten. Vgl. Roper, *Ödipus*, 1995, S. 160.

Verbergen und Präsentation, von Familie und Stadt zu verstehen. Die »zweite Haut« des Hauses war ebenso porös und durchlässig, wie dies im vorangegangenen Teil für die Haut frühneuzeitlicher Körper gezeigt werden konnte, umso mehr als Häuser und Körper in den Diskursen der Zeit beständig in Analogie gesetzt wurden.[4] Häuser waren beides – sowohl Ausdrucksmöglichkeit der BewohnerInnen wie integraler Teil der Stadt.[5] Gerade deswegen erweisen sie sich für die Fragestellungen dieser Arbeit, die einzelne Akteure und ihre Handlungen mit breiteren Vergesellschaftungsprozessen zusammenzudenken sucht, als besonders aussagekräftig.

Grenzen zwischen »innen« und »außen« waren also alles andere als einfach und eindeutig ersichtlich.[6] Schwellen durchzogen Stadt und Gebäude auf mehreren Ebenen und trennten dabei nicht klar zwischen auf den ersten Blick »privaten« und »öffentlichen« Räumen. Wie Elizabeth und Thomas Cohen für das frühneuzeitliche Rom beobachtet haben, herrschte auch in Basel eine produktive Spannung zwischen physischem und sozialem Raum, die zwar miteinander in Beziehung standen, aber mitnichten deckungsgleich waren. Im reich mit Bedeutungen aufgeladenen Haus kulminierte diese Spannung in einer verdichteten sozialen Situation, die ihre Energie maßgeblich aus der Dynamik von Prozessen des Öffnens und Schließens, des Inkorporierens und Ausschließens und des Ein- und Durchdringens bezog.[7]

Viele auf den ersten Blick einfache Fragen nach der Definition von Häusern in frühneuzeitlichen Städten, nach ihrer Bedeutung und ihrer Reichweite werden mit diesen Überlegungen als Ausgangspunkt schnell sehr viel komplexer, als ein erster Blick auf die bunten Basler Häuser vermuten lässt. Diese Komplexität lässt sich in zwei thematischen Perspektiven bündeln: in Praktiken des Gestaltens auf der einen und Praktiken des Eindringens auf der anderen Seite. Gestalten und Eindringen fokussieren beide auf die Präsentation und Verhandlung von Hierarchien, Legitimationen und Ordnung. Gleichzeitig handelt es sich um zwei eng miteinander verzahnte, wenn auch unterschiedliche Ausprägungen von Exzess.

4 Analogiesetzungen zwischen dem Körper und dem Haus waren auch zeitgenössisch weit verbreitet. Vgl. Jütte, Living Stones, 2015; Jütte, Das Fenster, 2015, S. 482; Cohen/Cohen, Open and Shut, 2001/2002. Vgl. außerdem zum italienischen Diskurs Schmitter, Odoni's Façade, 2007, S. 294–315.

5 Ebd., S. 300.

6 Vgl. Burkart, *Stadt der Bilder*, 2000, S. 71f.

7 Cohen/Cohen, Open and Shut, 2001/2002, S. 61.

Exzess und Haus – Gestalten und Eindringen

Die Gestaltung der Häuser der reichen Basler Gelehrten nahm mitunter exzessive Züge an. Das galt sowohl für die Fülle und Reichhaltigkeit ihrer künstlerischen und baulichen Ausgestaltung als auch für die über die Ordnung der Haushalte maßgeblich organisierte soziale Positionierung ihrer BewohnerInnen. Ordnung und Etablierung erfolgten über Eheschließung, Hauskauf und gegebenenfalls Umzüge – gestaltende Handlungsmomente, die für die AkteurInnen sehr große Bedeutung besaßen.

Ordnung und Exzess griffen dabei ineinander. Das Gestalten des Hauses setzte, um überhaupt erst sichtbar zu werden, immer auch das Vorzeigen gegenüber einem Publikum voraus und mithin das Eindringen von Personen und Blicken in die Häuser. Das Eindringen in das Körperanalogon Haus kulminierte in exzessiven Körperimaginationen und Praktiken, die bei geselligen Anlässen über Humor und Praktiken der Entgrenzung, im anspielungsreichen Sprechen über Sexualität und weibliche Körper sowie im gemeinsamen Trinken in den Häusern aufgerufen und bedient wurden. Außerdem neigte die Praxis des Vorzeigens, die Repräsentation, zur Übersteigerung, zumindest wenn die nötigen finanziellen Mittel zur Verfügung standen.

Gestalten und Eindringen, verstanden als exzessive Praktiken, komplementierten die sozialen Funktionsweisen des Hauses, statt sie zu stören. Gerade indem sie potenzielle Gefährdungen aufriefen und mit Grenzen spielten, machten sie Ordnung sichtbar und hinterfragten sie gleichzeitig. Exzess, so will es dieser Teil aufzeigen, war nicht aus der Grundkonstante frühneuzeitlicher Ordnung – dem Haushalt – ausgelagert, sondern fand in den Häusern selbst statt. Mit diesem analytischen Zugang werden exzessive Praktiken aus vermeintlich gegenörtlichen Heterotopien wie etwa den Bädern oder Gasthäusern in das Zentrum frühneuzeitlicher Gesellschaften, ins Haus, zurückgeholt.

Gerade der hier besonders präsente Dialog um Grenzen führte dazu, dass der sozialen Situation Haus in frühneuzeitlichen Gesellschaften ein zentraler Stellenwert für Vergesellschaftungsprozesse zukam. Sowohl Ausdruck von physisch, ja materiell gesicherten Grenzen als auch von sozialer und familiärer Ordnung und Strukturierung, symbolisierte das Haus zugleich die beständige Gefährdung und Aushandlung von sozialen Grenzziehungen, von Hierarchien und Normen. Momente der Entgrenzung etwa anlässlich geselliger Anlässe unterliefen und hinterfragten diese Ordnungen und bestätigten sie zugleich.

Bunt sind Häuser auch als Gegenstände geschichtswissenschaftlicher Forschung. Sie bieten sich für eine Vielfalt von Fragestellungen als Untersuchungsgegenstand an und ihre Analyse zeitigt immer wieder neue Ergebnisse. Die breite Forschungslandschaft, die Häuser und Haushalte mit immer wieder neuen Bedeutungen versieht, dient als Ausgangslage im ersten Kapitel, das unter dem Titel »Bedeuten – Häuser im Gefüge von Familie und Stadt« in die Forschungsansätze und Definitionen zum Haus einführt. Zugleich macht dieses Kapitel auch deutlich, wie sich die Mediziner über Hausbesitz und das Führen von Haushalten im Gefüge der Stadt verorteten. Mit dem zweiten Kapitel »Betreten – Zugänglichkeiten, Schwellen und Tageszeiten« werden Mechanismen des Eindringens in die Häuser der Mediziner untersucht und als mehrstufige Prozesse erkennbar, bevor im Anschluss unter dem Titel »Bespielen – Fülle, Exotik und Brüche von Repräsentation« die Perspektive von den Besuchern auf die Gestaltungsmöglichkeiten der AkteurInnen im Haus gewendet wird und an ausgewählten Beispielen Repräsentationspraktiken als exzessive Projekte gelesen werden. Das Kapitel »Begegnen – Exzessivität als Praxis und das Geschlecht der Geselligkeit« beschreibt daraufhin Geselligkeitspraktiken im Haus als Konventionen der sozialen Situation und blickt in diesem Zusammenhang auf den Umgang mit Geschlecht. Abschließend folgt das Kapitel »Besuchen – Mediziner in fremden und eigenen Häusern« den Medizinern bei ihren PatientInnenbesuchen in andere Häuser und zeigt auf, wie sehr der Zugang zu PatientInnen und der Status als Mediziner mit der erfolgreichen Ordnung des eigenen Haushalts verbunden waren.

Bedeuten – Häuser im Gefüge von Familie und Stadt

Haus und Haushalt – Ein Hotspot der Forschung

In der Literatur zu frühneuzeitlichen Häusern und Haushalten[8] kreuzen sich mehrere Forschungsstränge. Von der Wissensgeschichte wurden Gelehrten-

8 Die Begriffe Haus und Haushalt werden in der Literatur häufig austauschbar oder mit lediglich leichten Nuancierungen verwendet, wobei »Haus« die materiellen und räumlichen Aspekte mehr betont und »Haushalt« stärker auf die soziale Organisation und das kulturelle Konstrukt fokussiert. Ich habe mich analog zum vorherrschenden Umgang in der Forschung gegen eine klare Abgrenzung der beiden Begriffe entschieden und versu-

haushalte im Zuge des *spatial turn* neu entdeckt.[9] Ihre Untersuchung spielt eine gewichtige Rolle bei der Erforschung wissenschaftlicher Praktiken und Kollektive. Zunehmend wird diese Perspektive genutzt, um die Relevanz von Familienmitgliedern, insbesondere der Ehefrauen, für die wissenschaftliche Arbeit zu beleuchten[10] oder um die Bedeutung von Gastfreundschaft und Geselligkeit für die Praktiken der Gelehrsamkeit zu thematisieren.[11] Zugleich handelt es sich beim Haus um ein traditionell sehr wichtiges Forschungsfeld der kulturhistorischen Forschung. Ursprünglich ausgehend von Otto Brunners mittlerweile heftig kritisierter Idee des »Ganzen Hauses«[12] werden Organisation und Struktur des Haushalts nach ihren Funktionen für die frühneuzeitliche Gesellschaft befragt und in ihnen ein prominenter Zugang zur Analyse der Gesamtgesellschaft gesucht. Diese Ansätze trugen zu grundlegenden Erkenntnissen der Kultur- und insbesondere Geschlechtergeschichte bei und führten beispielsweise mit Lyndal Ropers Betrachtung des »Holy Household« zu erhellenden Perspektiven auf konfessionalisierte Gesellschaften.[13] Daneben finden sich Überlegungen zu Aspekten wie Zugänglichkeit[14] oder auch, vor allem im Zusammenhang mit Sammlungen und Wunderkammern, zum Haushalt als Bühne von Selbstinszenierungen.[15] Für die Untersuchung der im Anschluss an Jürgen Habermas diskutierten Fragen nach im Räumlichen Ausdruck findenden sozialen *spheres*, nach Öffentlichkeit und Privatheit, rangiert der Haushalt an vorderster Front.[16] Eine einfache

---

che, sie als ineinandergreifende Konzepte mit leichten Nuancierungen jeweils nach dem Gang des Arguments einzusetzen. Im Zweifelsfall spreche ich von Haus und nicht von Haushalt, um die räumliche Komponente vor dem Hintergrund meiner Lesart des Hauses als soziale Situation zu betonen.

9 Z. B. Livingstone, *Putting Science in its Place*, 2003, S. 21–40. Livingstones Buch hat den *spatial turn* maßgeblich für die Wissensgeschichte fruchtbar gemacht. Vgl. auch Harding, *Der Gelehrte im Haus*, 2014; Cooper, Homes and Households, 2008.

10 Ebd., S. 233–237, mit einem kurzen Forschungsüberblick. Vgl. auch Kühn, *Wissen, Arbeit, Freundschaft*, 2011, S. 88–123, zur »Arbeitsökonomie« von Gelehrtenhaushalten.

11 Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013; Jancke, Gelehrtenkultur, 2009; Jancke, guote geselschaft, 2013; Mulsow, *Die unanständige Gelehrtenrepublik*, 2007, v. a. S. 121–142; Bernhardt/Krug-Richter/Mohrmann (Hg.), *Gastlichkeit und Geselligkeit*, 2013.

12 Brunner, Das »Ganze Haus«, 1968. Kritik erfolgte und wurde gebündelt z. B. durch Opitz, Neue Wege, 1994; Groebner, Außer Haus, 1995.

13 Roper, *The Holy Household*, 1989, auf Deutsch: Roper, *Das fromme Haus*, 1999.

14 Eibach, Das offene Haus, 2011.

15 Vgl. die im Kapitel »Bespielen – Fülle, Exotik und Brüche von Repräsentation« zitierte Literatur.

16 Z. B. McKeon, *The Secret History*, 2005. Zur Diskussion der Dichotomie öffentlich/privat vgl. Opitz, *Geschlechtergeschichte*, 2010, S. 97–121.

Dichotomie von öffentlich und privat wird hierbei für die Frühe Neuzeit nicht behauptet, da bereits die Etymologie dieser Begriffe – privat meinte im 16. Jahrhundert vornehmlich geheim und eben nicht eine Privatheit im Gegensatz zu unserem heutigen Verständnis von Öffentlichkeit – sowie die gesellschaftliche Bedeutung des Haushalts im aristotelischen Denken diese Gegenüberstellung ausschließen.[17] Vielmehr wird sie durch andere Begriffe wie beispielsweise Offenheit oder auch dialektisch Öffnungen und Schließungen ersetzt.[18] Wie Marta Ajmar-Wollheim angemerkt hat, lässt sich auch der verstärkte Blick auf Soziabilität als eine Antwort auf die Öffentlichkeitsdebatte verstehen, da Soziabilität der Kategorisierung von öffentlich vs. privat gerade dadurch entgeht, dass sie die beiden integriert.[19]

Im Zuge des *material turn* sind verstärkt die Materialität des Hauses und das Hausinventar in den Vordergrund gerückt.[20] Historische und kunsthistorische Untersuchungen zum Inneren und zum Interieur des Hauses haben an Fahrt aufgenommen.[21] In Bezug auf das vormoderne Basel ist auf die Arbeiten von Katharina Simon-Muscheid zum Spätmittelalter und das laufende Dissertationsprojekt von Michael Schaffner zu verweisen.[22] Tilmann Walter hat in einem Aufsatz zu Ärztehaushalten, darunter auch derjenige von Felix Platter, Materialität in erster Linie als ökonomische Kategorie beleuchtet und geht hier den Mechanismen von Statusaufbau durch Repräsentation im Haushalt und dessen ökonomischen Grundlagen nach.[23]

Ein immer wieder neue Fragen und Ergebnisse generierender Hotspot der Forschung sind Haus und Haushalt mit gutem Grund. Hier lassen sich

---

17 Für die aristotelische Grundlage des Verständnisses des Hauses als *oikos* und damit als integraler Bestandteil des Politischen und Gesellschaftlichen sowie für einen Überblick zum Haushalt in der politischen Theorie der Frühen Neuzeit vgl. Becker, Haushalt, 2015.

18 Eibach, Das offene Haus, 2011.

19 Ajmar-Wollheim, Sociability, 2006, S. 207.

20 Nach wie vor ist dieser Ansatz vor allem in der angloamerikanischen Forschung ausgeprägt. Vgl. Eibach, Hausforschung, 2015, S. 45.

21 Ago, *Gusto for Things*, 2013; Sinergiaprojekt: The Interior. Art, Space and Performance (Early Modern to Postmodern). Universität Bern, Leitung Christine Göttler, http://www.interior-unibe.ch (17.12.2018). Exemplarisch für einen einzelnen Beitrag vgl. beispielsweise Schmidt-Funke, Handfass und Hirschgeweih, 2014.

22 Simon-Muscheid, *Die Dinge*, 2004; Dissertationsprojekt Michael Schaffner, Arbeitstitel: In Formen investieren. Handwerkliche Praktiken in Basel um 1600, Universität Basel.

23 Walter, Ärztehaushalte, 2008. Für ein breiteres Verständnis der Ökonomie von frühneuzeitlichen Gelehrtenhaushalten, insbesondere mit Blick auf die soziale und kulturelle »Ökonomie der Gastlichkeit«, vgl. Harding, Ökonomie der Gastlichkeit, 2014.

nämlich nicht allein wichtige Prozesse im alltäglichen Leben der AkteurInnen nachvollziehen; das Haus stellte zudem im Analogiedenken der Zeit ein Laboratorium der städtischen Gesellschaft dar. Vielmehr als lediglich um einen durch bauliche Grenzen festgelegten Raumcontainer, handelte es sich beim Haus mithin um eine gesellschaftliche Verdichtung, die gleichermaßen Materialität und Bedeutungen umfasst.

Wo beginnt das Haus – und was macht es aus?

Was kann überhaupt als »das Haus« verstanden werden? Die Begriffsimplikationen gingen in der Frühen Neuzeit weit über das bewohnte Gebäude hinaus. Sie bezogen sich auch auf die Bewohner dieses Gebäudes – meist die Kernfamilie bestehend aus Hausvater, Ehefrau und Kindern und gegebenenfalls weiteren Personen wie Gesinde, Schüler, Verwandte, Kostgänger oder temporäre Gäste[24] – sowie auf den Haushalt als einer sozialen, ökonomischen wie rechtlichen Einheit.[25]

Die Vorstellung einer architektonisch-materiell vorgegebenen Raumstruktur eines Gebildes aus Ziegeln, Mörtel etc. erscheint vor diesem Hintergrund nur wenig hilfreich, um das Haus in seiner Bedeutungsfülle zu verstehen. Ein derartig fixiertes Haus ist mit den Praktiken und Vorstellungen der AkteurInnen nicht zu vereinbaren – zeigen diese doch deutlich die Existenz ganz unterschiedlich genutzter Räume innerhalb und außerhalb der physischen Grenzen eines frühneuzeitlichen Hauses auf. Räume in der Umgebung wie Gärten, Straßen, Gassen, Plätze und Brunnen, also »Vorräume« des Hauses, verschmolzen in gewissen Kontexten mit dem materiellen »Haus«, in anderen waren sie deutlicher abgetrennt. Wenn etwa der jugendliche Felix Platter mit einigen anderen Baslern vor den Häusern von Basler Familien musizierte, so fand dieses »ghofieren«, das der dort wohnenden

24 Die Praxis, Studenten, Adlige und mitunter auch junge Frauen als KostgängerInnen gegen ein Entgelt im eigenen Haus zu beherbergen, ist für Basel insbesondere von Thomas Platter d.Ä. und Felix Platter bekannt. Vgl. Lötscher, *Felix Platter*, 1975, S. 81–91. Doch auch ältere Gelehrte fanden in den Häusern ihrer Kollegen Aufnahme, so z.B. Guillaume Aragose. Der hugenottische Refugiant und ehemalige Leibarzt am französischen und habsburgischen Hof wohnte bei Jakob Zwinger und vermachte dem deutlich jüngeren Gastgeber seine Bibliothek und seine Instrumente. Vgl. Wackernagel (Hg.), *Matrikel*, 1956, S. 276; zu Aragose vgl. auch Gilly, Zwischen Erfahrung und Spekulation 1, 1977, S. 117–123.

25 Zur rechtlichen Dimension vgl. Schlinker, Das Haus im Recht, 2015.

Auserwählten eines der Musikanten galt, in einem Vorraum des Hauses statt. Die jungen Männer verschafften sich im Sommer 1557 beispielsweise dadurch Zutritt zu einem »stattlichen schlofdrunck mit allerley confeckt«, indem sie auf dem Hof des Hauses, wo eine mit einem der Beteiligten verlobte Jungfrau lebte, musizierten.[26] Die Adressierung ist klar: Der Hof als Vorraum gehört in diesem Beispiel bereits zu dem gemeinten Haus, auch wenn er durch die im anschließenden »inloßen« gekennzeichnete Schwelle vom Innenraum abgetrennt war.[27]

Der ambivalente Charakter von Vorräumen bestimmt auch ein anderes Beispiel: Die Ehefrau des auf dem Nadelberg ansässigen Druckers und späteren Ratsherrn Hieronymus Gemusaeus, Dorothea Gemusaein, wurde auf dem abendlichen Weg in ihren Garten auf dem Kohlenberg von Felix Platter überrascht.[28] Das Verlassen des Hauses ist in diesem Beispiel grundlegend, da es die Begegnung überhaupt erst ermöglichte. Und dennoch rechnete Dorothea auf dem raschen Weg in den eigenen Garten nicht damit, auf Platter zu treffen. Dorothea Gemusaein und Felix Platter pflegten seit mehreren Jahren den Brauch, sich während der Zeit der jährlich stattfindenden Messe mit dem Ruf »Kromet mir!« zu überraschen, wobei der »Verlierer« die andere Person zu beschenken hatte. Den ganzen Messetag über hatte sich Dorothea, um die Begegnung mit Platter zu verhindern, in ihrem Haus verborgen gehalten.[29] Sie war jedoch überzeugt, dass Platter von ihrem raschen abendlichen Gang in den Garten nicht erfahren könne, und so wurde sie letztlich doch Opfer einer Überraschungsaktion Platters. Trotz der Entfernung gehörte der Garten in ihrer Vorstellung zum Haus – der Weg dorthin, zumal beschäftigt mit der häuslichen Tätigkeit des Salatholens, befand sich der Wahrnehmung der Akteurin nach nicht wirklich außerhalb des geschützten Raumes ihres Hauses. Stattdessen handelte es sich allenfalls um eine seiner

26 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 302. Vgl. Kmetz, *Basel Songbooks*, 1995, S. 127f., der das Ereignis ein Jahr früher datiert als die Autobiographie.

27 Schwellen sind ein Dauerbrenner der Kulturwissenschaft. Ich weise daher lediglich auf zwei allgemeine Texte (der erste ein Klassiker) und einen aktuellen Beitrag aus der frühneuzeitlichen Kulturgeschichte hin: Simmel, Brücke und Tür, 1957; Siegert, Türen, 2010; Jütte, *The Strait Gate*, 2015.

28 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 198: »kont ichs doch nitt am Oben lossen / Ein genglin fluchs in Garten zlauffen, / damitt ich kein Salat dörfft kauffen, / Sonder möcht ein bar Rappen sparen, / Meint der herr könt es nitt erfaren, / Biß ich wider fürs Sattlers huß / kom, da war mir alls lachen uß, / Wil ihr mich erschreckt also sehr, / daß ich kein wort kont reden mehr, / Sonder fiel schier in ein Onmacht, / alß kein Salat dieselbig macht.«

29 Ebd., S. 198: »dan als ich fast den gantzen tag / In minem huß verborgen lag.«

vielen, für Überraschungen besonders anfälligen Schwellen.[30] Diese Schwellenräume fanden sich in der frühneuzeitlichen Stadt an vielen Orten:

»[The] boundaries [of the houses], though vitally important, however, often had no exact or consistent location. Inside met outside, private met public, not at a precisely drawn line, but at a variety of sites: the neighborhood, the street, the doorway, the courtyard, the stairs, the sala, the camera, the bed. Each of these could be a significant boundary.«[31]

Was Elizabeth und Thomas Cohen hier für die Schwellen frühneuzeitlicher Häuser in Rom feststellten, erweist sich auch für Basel als zutreffend. Grenzen waren überall und verschwammen zugleich. Dennoch waren sie wichtig, nicht zuletzt für die Konturierung der repräsentativen und sozialen Nutzung von Räumen. Und so überrascht es nicht, dass Momenten des Eindringens Exzessivität im Sinne einer Grenzüberschreitung zugeschrieben wurde.

Die Zugehörigkeit von Vorräumen zum Haushalt lässt sich nicht nur rechtlich über die Grenzen von Besitz nachvollziehen, sondern auch über ein relationales Raumverständnis greifen.[32] Demnach wird Raum nicht in erster Linie durch physische Gegebenheiten hergestellt, sondern über die Wahrnehmungen von AkteurInnen, die auf Beziehungen zwischen verschiedenen Personen und zwischen Personen und Objekten beruhen. Diese relationale Definition von Häusern funktioniert analog zu meiner in der Einleitung dargelegten Konzeption von sozialen Situationen als Konstellationen von Personen, Dingen und Diskursen. Das Haus als soziale Situation Anwesender und Angehöriger im Wechselspiel mit Materialität und Bedeutungen zu begreifen, ermöglicht es, die Vielfalt der Forschung, die seit vielen Jahren gerade auf die sozialen Aspekte des Hauses fokussiert, zu bündeln. Zugleich wird damit der Blick auch geweitet. Ausgehend vom Haus als sozialer Situation und als rechtlicher, ökonomischer und imaginativer Kategorie wurden in Ba-

30 In einem weiteren Beispiel ebenfalls aus der Korrespondenz zwischen Platter und Gemusaein ruft Felix der am Fenster stehenden und mit dem Schließen der Fensterläden beschäftigten Dorothea vom gegenüberliegenden Haus aus die Kennworte »Kromet mir« zu, ebd., S. 145–148, 179–181. Das Haus ist am Fenster noch so sehr präsent, dass Dorothea diese Überraschung nicht vermutet, gleichzeitig ist an dieser Schwelle das unkontrollierte Eindringen von außen in Form des Erblickens und Zurufens möglich. Vgl. zur Bedeutung von Fenstern in der frühneuzeitlichen Stadt als kommunikative Räume Jütte, *The Strait Gate*, 2015, S. 468; Jütte, Smashed Panes, 2015. Diese gehörten dennoch der rechtlichen Sphäre des Hauses, ausgedrückt in der *pax domestica*, an und waren gerade aufgrund ihres Schwellencharakters besonders angreifbar.

31 Cohen/Cohen, Open and Shut, 2001/2002, S. 61.

32 Vgl. zur relationalen Raumtheorie Löw, *Raumsoziologie*, 2001.

sel Beziehungen strukturiert. Diese Beziehungen umfassten selbstverständlich familiäre Bindungen zwischen Eheleuten, Eltern, Kindern und weiteren Verwandten – gingen aber viel weiter. Das Haus und der Umgang mit ihm positionierten den einzelnen Akteur und die einzelne Akteurin im sozialen wie räumlichen Gefüge der Stadt.

Positionierung im Stadtgefüge – Sozialtopographie und das Haus als Kapital

Mediziner wohnten in der ganzen Stadt verteilt. Eine Achse war für den Kauf repräsentativer Bauten allerdings besonders beliebt: die Gegend um Petersplatz und Nadelberg und weiter über die Rheinfront der vorderen St. Johanns-Vorstadt beim Totentanz[33] hinüber zur Augustinergasse,[34] die sich durch die Nähe zu Universität und Münsterplatz auszeichnete. Kaum überraschend hebt Theodor Zwinger in seiner Beschreibung Basels seine eigene Straße – den Nadelberg – als »platea nobilissima et quietissima« und damit als besonders attraktive Wohnlage hervor.[35] Der Nadelberg endet am Kirchhof von St. Peter. Dort wohnte bis zur Frönung seiner Güter der Mediziner Isaak Keller, später der ehemalige savoyische Hofarzt Ludovic Demoulin de Rochefort.[36] Schräg gegenüber am Petersplatz befand sich das Häuserensemble von Felix Platter.[37] Auch die Mediziner Thomas Coccius und Johann Bauhin besaßen Häuser in der Nachbarschaft am Petersgraben und in der Petersgasse. Welche Schlüsse lassen sich angesichts dieser räumlichen Konzentration von untereinander gut vernetzten Personen gleicher Profession ziehen?[38]

33 Caspar Bauhin wohnte seit 1608 in der St. Johanns-Vorstadt gegenüber dem Totentanz. Vgl. Historisches Grundbuch, StaB, St. Johann Vorstadt; Fuchs-Eckert, Familie Bauhin, 1982, S. 143.

34 Heinrich Pantaleon wohnte in der Augustinergasse 21. Vgl. Historisches Grundbuch, StaB, Augustinergasse 21.

35 Zwinger, *Methodus apodemica*, 1577, S. 179. Vgl. dazu Felici, Zwinger's Methodus Apodemica, 2009; Molino, Alle origini, 2006.

36 Historisches Grundbuch, StaB, Stiftsgasse 13; Beschreibbüchlein L. Demoulin de Rochefort, StaB, Gerichtsarchiv K 14, S. 169v–181v. Zu Demoulin vgl. Burckhardt, Über den Arzt und Kunstsammler, 1918; Burckhardt, Über die Medaillensammlung, 1918.

37 Dieses befand sich an der Ecke Hebelstraße/Petersgraben zum Petersplatz. Vgl. inklusive Verortung auf den Merianplänen und dem Löffelplan Lötscher, *Felix Platter*, 1975, S. 119–130.

38 Zu Nachbarschaft in frühneuzeitlichen Städten ist in den vergangenen Jahren viel geforscht worden. Vgl. beispielsweise Roll/Pohle/Myrczek (Hg.), *Grenzen und Grenzüber-*

Die Wege in der Stadt waren generell kurz. Man erreichte sich gegenseitig problemlos zu Fuß oder traf sich in gemeinsam genutzten Räumen wie der Universität, den Kirchen oder auf den Plätzen. Direkte Nachbarschaft war für eine erfolgreiche Zusammenarbeit also keine Voraussetzung. Sie bot im Gegenteil in frühneuzeitlichen Städten häufig Anlass zu Streitereien.[39] Überliefert ist beispielsweise eine Auseinandersetzung, die der Mediziner Martin Chmieleck mit seinem Nachbarn, dem Lebküchler Alexander Heminger, in der Augustinergasse nahe des Rheinsprungs austrug.[40] Der Nachbarschaftsstreit entzündete sich an einer Mauer zwischen den Grundstücken, die aufgrund der Belastung von Seiten Hemingers baufällig geworden war und die Chmieleck wieder aufrichten ließ, während er zugleich auch einen zukünftigen Besitzanspruch auf die Mauer erhob. Brisanz erhielt der Fall durch die Schweine des Nachbarn, die nicht nur die Mauer »mit Jren nüelen« beschädigten, sondern deren »unsauberkheit« und »unleidlicher geschmaekht« dem Nachbarn ein Dorn im Auge war. Chmieleck konnte die Abschaffung der Schweinehaltung Hemingers über das für Baustreitereien zuständige Fünfergericht durchsetzen – wohl nicht zuletzt auch aufgrund des Statusgefälles, das in der unterschiedlichen Bezeichnung der beiden Nachbarn als simplem »Lebküecher« vs. »Ernvesten, hochgelerten Herrn« in den Quellen deutlich wird.[41]

Die Frage, warum sich die Mediziner in Nachbarschaften konzentrierten, lässt sich also mit der Annahme einer verbesserten Zusammenarbeit durch räumliche Nähe kaum überzeugend beantworten. Als tragfähiger erweist sich die Überlegung, dass städtischer Raum durch die Verteilung der EinwohnerInnen auf Häuser und Quartiere eine Besetzung durch die AkteurInnen erfuhr, die deren erreichte soziale Position wie ihre auch auf die Zukunft gerichteten Ambitionen spiegelte. Häuser waren sowohl ökonomisches Ka-

---

schreitungen, 2010, S. 377–451; Piltz, Nachbarschaft, 2010.

39 Vgl. für das spätmittelalterliche Zürich die ausführliche Studie zu Nachbarschaft und Nachbarschaftskonflikten Sutter, *Von guten und bösen Nachbarn*, 2002.

40 Die Unterlagen zu diesem Streit finden sich in Kopie im Historischen Grundbuch, StaB, Augustinergasse Teil von 1. Das Haus war zuvor im Besitz des Arztes Johannes Huber. Martin Chmieleck kaufte das Haus 1593 von den Erben Hubers. Chmieleck war seit 1587 mit Christiana Zwinger, der ältesten Tochter Theodor Zwingers und Witwe Johann Werner Hubers – Sohn Johannes Hubers und gleichfalls Mediziner –, verheiratet. Das Haus blieb also im Besitz der Schwiegertochter Johannes Hubers. Vgl. für die Familienverhältnisse Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917, S. 130.

41 Hausurkunde zu Augustinergasse 1, 5.4.1597, Abschrift im Liber Copiarum X, 30 und Abschrift im Historischen Grundbuch, StaB, Augustinergasse Teil von 1.

pital wie eine wichtige soziale Investition. Direkte Nachbarschaften lassen sich mit diesem Ansatz insofern erklären, als die Konzentration von erfolgreichen Gelehrten mit ähnlicher Stellung auf relativ kleinem Raum auch wiederum diesen Raum mit Bedeutung versah – und diese von später hinzuziehenden Personen gezielt gesucht wurde. Die Positionierung Einzelner im Stadtraum war immer auch eine soziale Positionierung, die in Gesellschafts- wie Raumstrukturen eingriff.

Die Gründung eines Haushalts durch Ehe und Hauskauf war enorm wichtig für den Start der eigenen Karriere und die Statuserlangung innerhalb der städtischen Gesellschaft.[42] Die Klagen Platters, der sich das eigene Haus erst drei Jahre nach seiner Heirat leisten konnte, über die unbefriedigende Situation im elterlichen Haus offenbaren beispielsweise viel mehr als lediglich ein Platzproblem.[43] Erst mit dem auch physisch vorhandenen Haus erfolgte nämlich die tatsächliche gesellschaftliche Etablierung.

Zwischen Schutzraum und potenzieller Verlustzone – Das Haus als Imaginationsraum

Hausbesitz war sichtbar. Bei der Durchsicht der im »Historischen Grundbuch« des Staatsarchivs Basel zusammengestellten Archivalien – vornehmlich Verwaltungsschriftgut wie Fertigungs- und Frönungsbücher, Gerichtsakten und Zinsbücher – fällt auf, dass um 1600 die Häuser in Basel oft nach ihrem Besitzer benannt wurden.[44] Dabei konnten Benennungen auch nach dem Tod des ehemaligen Hausherrn zum Teil noch über Jahre aufrechterhalten bleiben. Deutlich wird das in Felix Platters Beschreibung der Pestopfer von 1610/11. Sein schriftlicher Gang durch die Stadt verzeichnete Hausbenennungen auch nach ehemaligen Besitzern, die schon seit mehreren Jahren nicht mehr lebten.[45] Wechsel erfolgten dennoch recht häufig. Besonders gut sichtbare Anwesen verfügten so auch über eigene, vom Besitzer unabhängige Namen, etwa das Hohe Haus, in dem Isaak Keller und später Ludovic

42 Burghartz, *Zeiten der Reinheit*, 1999, S. 133f.

43 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 329f.

44 Historisches Grundbuch, StaB. Vgl. zur Benennung von frühneuzeitlichen Häusern Czaja/Signori (Hg.), *Häuser – Namen – Identitäten*, 2009.

45 Platter führt beispielsweise den Kohlenberger Garten von Dorothea Gemusaein (»Jemusein«) auf, die bereits 1599 verstorben war, Platter, *Beschreibung der Stadt Basel*, 1987, S. 198. Vgl. zur Pest in Basel und zum Bericht Hatje, *Leben und Sterben*, 1992.

Demoulin wohnten, das Haus zum Lufft oder das Haus zum Tanz. In den Hausbezeichnungen manifestierten sich also sowohl Vorstellungen von Wandel als auch Vorstellungen von Kontinuität.

Häusern wurde enorme Bedeutung zugemessen. Sie waren Schutz- und Rückzugsort, aber zugleich auch angesichts der Möglichkeit ihres Verlusts Symbol ständiger ökonomischer und sozialer Gefährdung. Diese doppelte Funktion griff Felix Platter in einem Brief an Dorothea Gemusaein auf, der Gedanken zur glücklich überstandenen Pest von 1582 mit einem Blick auf beider Häuser verbindet:

> »Vnnd dankhen Gott umbs seine güet,
> Der vnsere heüser hatt behüet,
> Vor Pestilentz vnnd anderer g'fahr,
> […]
> Beidt vnsere heüser überal,
> Nit eins (Gott sey lob) dar handt geben,
> Weder zum thodt noch auch zum leben.«[46]

Das Haus, das der Bedrohung der Pest standgehalten hatte, stand hier für die häusliche Einheit und das Überleben der Familien. Die Pest als eine Krise, die alle BewohnerInnen derselben Gefahr aussetzte, ließ das Haus als Symbol einer auf familiären Einheiten beruhenden Gesellschaft besonders deutlich hervortreten. Als Einheit bot das Haus dem und der Einzelnen einen Bezugsrahmen, dem man sich zugehörig fühlte, der schützte und gleichzeitig zu schützen war. Dass dabei das physische Haus zunächst als Konstante erscheint, täuscht allerdings, schließlich veränderten sich Häuser durch Um- und Neubauten laufend und wurden den Wünschen ihrer Besitzer angepasst. Sie wurden erweitert oder vollkommen ersetzt, man veränderte die inneren Strukturen oder zog gar um. Die Wandlungen der Häuser spiegelten Statusveränderungen und passten sich den sich wandelnden Familienstrukturen an.[47]

Den Aspekt von Veränderlichkeit – durch Umbauten, Umzüge oder auch durch die Variabilität der Familienzusammensetzung – greift ein in Felix Platters handschriftlicher Gedichtsammlung enthaltener Sinnspruch auf: »Ein haus ist nur ein haus / heut drin vnd morgen draus.«[48] Die hier angesprochene Vergänglichkeit des physischen Hauses als Wohnort symbolisierte auch die Prekarität der sozialen Stellung. So wie die Erarbeitung von Sta-

46 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 119.

47 Zur Unbeständigkeit von frühneuzeitlichen Haushaltsstrukturen vgl. Shepard, Family and Household, 2011, S. 357–365.

48 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 49.

tus eng an die Gründung eines Haushalts gebunden war, war der Verlust des Hauses das sichtbare Moment des totalen Abstiegs. Dieser konnte bei Nachbarn und Kollegen immer wieder beobachtet werden. Die wichtigsten Beispiele, die Platter bei der Eintragung des Spruches in seine Sammlung vor Augen gestanden haben dürften, waren der Besitzverlust Leonhard Thurneyssers und der Fall Keller.[49]

Isaak Kellers Unterschlagung von enormen Summen aus seiner St.-Peter-Pfründe waren 1579 aufgedeckt worden. Das Medizinerehepaar Keller konnte sich einer Bestrafung nur durch Flucht entziehen. Ihre umfangreichen Güter in der Stadt, darunter auch das Hohe Haus am Peterskirchplatz, wurden gefrönt.[50] Gerade die *avaritia* – also die unmäßige und in diesem Fall auch in rechtlicher Hinsicht illegale Gier nach Geld[51] –, so führte es der Fall Keller seinen Nachbarn plastisch vor Augen,[52] konnte den kompletten Verlust von Haus, Besitz und Stellung nach sich ziehen. In Kellers Fall hatte dies auch für die Kollegen Auswirkungen. Noch lange Zeit waren die riesigen Löcher im Universitätshaushalt nicht gestopft und es kam zu beachtlichen Beeinträchtigungen des universitären Alltags, vor allem bei der Entlöhnung der Professoren. Das zuvor von Keller bewohnte Hohe Haus in der Nachbarschaft Platters war unterdessen von den Herren des Stadtwechsels dem Arzt Ludovic Demoulin de Rochefort zur lebenslangen Nutzung gegen 300 Kronen überlassen worden.[53]

Der Basler Mediziner, Goldschmied und Alchemist Leonhard Thurneysser hatte als kurfürstlicher Leibarzt am Hof in Berlin nicht zuletzt aufgrund seiner unorthodoxen, aber außerordentlich nachgefragten medizinischen Praktiken, darunter ein neuartiges, aber umstrittenes Verfahren der

49 Schüpbach-Guggenbühl, *Schlüssel zur Macht*, 2002, Bd. 1, S. 337, Bd. 2, S. 229; Thommen, *Universität Basel*, 1889, S. 214–218. Zum Fall Keller vgl. StaB, St. Peter WW 5, WW 8. Hier wird auch die Beteiligung Felix Platters an der Aufarbeitung des Falls als einer der vier Capitularen des St. Peterstifts deutlich.

50 Frönungsbuch 12.2.1580, Abschrift im Historischen Grundbuch, StaB, Stiftsgasse 13.

51 Vgl. zur *avaritia* Anm. 113 im Teil »Gesellschaft schreiben – Der Text«.

52 Thommen, *Universität Basel*, 1889, S. 214, zitiert aus dem Rechnungsprotokoll des St. Peter-Stifts, das sich, um Kellers Ausgaben zu beschreiben, einer klar negativen Rhetorik der Unmäßigkeit bedient: »ein köstliche Haushaltung, darinne aller Überfluss im Schwank gangen, geführt, ohn Unterlass liegende Güter und Häuser alhie in der Stadt und auch ausserhalb auf dem Land an sich erkauft, dieselbigen gebauen und mit überflüssiger Köstlichkeit gezieret habe«.

53 Beschreibbüchlein Ludovic Demoulin de Rochefort, Gerichtsarchiv K 14, S. 169v–181v, hier S. 169v. Demoulin starb nur wenige Jahre später 1582.

Harndestillation,[54] Status und Reichtümer angehäuft. Seine Position in seiner Heimatstadt Basel, in die er 1580 zurückgekehrt war, gestaltete sich allerdings zutiefst problematisch.[55] Thurneysser war in der Stadt weitgehend isoliert und wurde zunehmend zur Zielscheibe von Spott und Häme.[56] Letztlich verlor Thurneysser im Rechtsstreit gegen seine Frau Marina Herbrottin, die er laut Beschluss des Ehegerichts unrechtmäßig verlassen hatte, 1583 fast seinen gesamten Besitz und sah sich gezwungen, die Stadt weitgehend verarmt wieder zu verlassen.[57]

Ökonomischer und sozialer Verlust waren in beiden Fällen, Kellers wie Thurneyssers, eng miteinander verzahnt. Dieser Zusammenhang und das dadurch ausgelöste Gefühl von Prekarität wurden von den AkteurInnen reflektiert und diskutiert – am augenfälligsten wohl in der Ausgestaltung des Zwinger'schen Hauses. Dessen Inschriften[58] und die durch einen Entwurf von Hans Bock überlieferte Fassadenmalerei, die den Sturz des Bellerophon zeigte, schrieben die Möglichkeit des sozialen Falls dem Haus gleich selbst ein.[59]

Häuser waren, wie das Kapitel gezeigt hat, vollgestopft mit unterschiedlichen Bedeutungen. Sie waren aber auch auf einer weitaus konkreteren Ebene mit Dingen und Menschen oft bis auf den letzten Platz ausgefüllt. In den Häusern lebten neben dem Arzt und seiner Ehefrau Kinder, mitunter Eltern, Dienstboten sowie häufig auch durchreisende Gelehrte oder Studenten, die längerfristig als Kostgänger Aufnahme fanden. Und im Winter mussten in Keller und Stuben zusätzlich zu Mobiliar, Büchern und Kunstobjekten auch noch die empfindlichen Pflanzen aus dem Garten untergebracht werden.[60]

---

54 Stolberg, *Harnschau*, 2009, S. 89–92; Bulang, Experte oder Scharlatan, 2013; Bleker, Chemiatrische Vorstellungen, 1976; Thurneysser, *Bebaiōsis agōnismou*, 1576.

55 Vgl. Burghartz, Die Renaissance des Infamen, 2014; Schumacher, *Thurneysser*, 2011; Boerlin, *Leonhard Thurneysser als Auftraggeber*, 1976.

56 Vgl. das Kapitel »Beschämen – Spott, Spaß und der entgrenzte Körper«.

57 Vgl. Burghartz, Die Renaissance des Infamen, 2014, S. 343–345. Zum Rechtsfall ausführlich vgl. Hagemann, *Rechtsgutachten*, S. 107–110.

58 Die Inschriften an Theodor Zwingers Haus erinnerten zwar an die Beständigkeit des Hauses, mahnten aber auch, dass es sowohl vor wie auch nach den gegenwärtigen BesitzerInnen andere besaßen und besitzen würden, z. B. »And're vor vns hand dises Hauß besessen / Mit Gott / mit Recht / mit Ehren: And're nach vns. Biß nicht träg / noch vermessen / Wem's Gott goent / wirdt er's bescheren.«, Gross, *Urbis Basilea*, 1626, S. 475.

59 Die Thematisierung von Stürzen auf Hausfassaden spielte auch mit der Einsturzgefahr des Hauses, vgl. Koepplin, Hausfassadenmalereien, 1984, S. 40. Vgl. zu Zwingers Haus Möhle, Zwingerhaus, 2010, sowie das Kapitel »Bespielen – Fülle, Exotik und Brüche von Repräsentation«.

60 Platter berichtete in einem Brief an Cysat vom 12.11.1592, dass er »alle keller vnd gmach« mit Pflanzen fülle, Liebenau, Felix Platter, 1900, S. 101.

Diese Häuser waren in mehrfacher Hinsicht alles andere als leere Raumcontainer. Mitunter schienen sie sogar selbst als Akteure zu wirken, die soziales Handeln und soziale Strukturen stabilisierten und mitunter auch destabilisierten.[61] Um die Zusammenhänge zwischen Bedeutungsaufladungen und den Menschen und Dingen im Haus konkreter zu verfolgen, blickt das nächste Kapitel auf Praktiken des Betretens.

Betreten – Zugänglichkeiten, Offenheit und Rückzug

»der spruch soll im ingang deß haus ston
wer nüws zerfaren hatt begir
der les ein spruch hinder der thir

der spruch sol hinder der thüren ston
Es steth ein spruch do vor der thir
der wißt die narren al zuo mir.«[62]

In diesem Doppelspruch aus Platters Textsammlung verdichtet sich eine für den Haushalt bezeichnende Ambivalenz. Während er die Neugier auf das Eintreten weckt, wird diese gleichzeitig verspottet. Das Haus scheint einladend weit offen zu stehen, zugleich wird die Schwelle durch die Sprüche besonders markiert und dem Eintretenden in beiden Lesemomenten deutlich gemacht, dass er eine Grenze überschreitet. Suggeriert wird zunächst mit werbenden Untertönen die Möglichkeit eines Erkenntnisgewinns, ja das Haus wird als »Nachrichtenbörse« charakterisiert. Dies wird im zweiten Schritt jedoch negiert. Die geweckte Neugier wird nun ins Negative gewendet und die Nichterfüllung lässt den Wunsch des Eintretenden in bloßen Voyeurismus kippen.[63] Das »sprechende Haus«[64] tritt in eben dem Moment

61 Vgl. für eine soziologische Perspektive auf das Agieren von Gebäuden Gieryn, What Buildings Do, 2002.

62 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 45. Dafür, dass der Spruch tatsächlich an Platters Haus aufgemalt war, gibt es keine Belege. Die beiden Regieanweisungen zeigen jedoch, dass Platter ihn zumindest für eine Nutzung als Hausinschrift imaginierte.

63 Vgl. zur moralischen Vorbelastung und der allmählichen positiven Neueinschätzung der *curiositas* zu Beginn der Frühen Neuzeit Daston/Krüger (Hg), *Curiositas*, 2002; Benedict, *Curiosity*, 2011.

64 Hartmann, Hausinschriften, 1914, S. 1. Zur Idee und Konzeptualisierung von sprechenden Objekten vgl. Daston (Hg.), *Things That Talk*, 2004.

des Eintretens selbst einen Schritt zurück und verbirgt seine Geheimnisse, die keineswegs offen zu Tage treten. Es zeigt sich selbst zugleich einladend wie abweisend und verschafft sich über die Herabsetzung des Eintretenden zum Narren eine Autorität, die sich auf den Besitzer des Hauses überträgt. Die Hierarchien sind bereits gesetzt, bevor der Gast überhaupt einer konkreten Person begegnet ist.

Ganz ähnlich funktionierte auch ein zweiter Spruch: »wer bschechen wil diße kunstkamer / der klopf an thüren mit dem hammer«.[65] Der Eintritt in den prinzipiell zugleich überdurchschnittlich »offenen« wie als geschlossen konzipierten Raum der Kunstkammer war damit zwar einerseits prinzipiell möglich, andererseits musste er jedoch tatkräftig verschafft werden. Der Besucher hatte sich zunächst über sein Bedürfnis einzutreten klar zu werden; er musste »sehen wollen« und diese Neugier dann auch lautstark mit dem Anklopfen zum Ausdruck bringen. Damit wird auch deutlich, dass es keineswegs möglich war, die Kunstkammer auf eigene Faust zu erkunden. Sie war in besonderer Art und Weise mit der sie betreuenden Person, in diesem Fall Felix Platter, verbunden. Der Hausherr entschied darüber, wer Zugang erhielt. Er führte durch die Sammlung und bestimmte, was gesehen wurde und wie es wahrgenommen werden sollte.[66] Die Notwendigkeit des Anklopfens unterstreicht sowohl die Grenze als auch die Kontrolle über den häuslichen Raum, die beim Hausherrn und der Hausfrau lag.[67]

Zugänglich machen – Praktiken und Strategien

Der Zugang zu einem Gelehrten fand Ausdruck im Zugang zu seinem Haus und seinen Sammlungen. Diese galten ebenso wie der fremde Gelehrte selbst

65 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, ohne Paginierung zwischen S. 379 und 380. Auch hier ist unklar, ob der Spruch tatsächlich als Inschrift realisiert wurde.

66 Dass die Sammlung in einem eigenen Bereich untergebracht war, durch den der Hausherr etwaige Besucher persönlich führte, ist typisch für die Präsentationspraktiken von Kunst- und Wunderkammern der Zeit. So berichtet Thomas Platter d.J. in seinem Reisebericht von einem ganz ähnlichen Prozedere bei seinem Besuch in London bei Walter Cope, das ähnlich auch in Lastanosas »Relación« beschrieben ist, Platter, *Beschreibung der Reisen*, 1968, Bd. 2, S. 796; Bleichmar, Seeing the World, 2011, S. 22.

67 Vgl. Flather, *Gender and Space*, 2007, zur Kontrolle des Hausvaters und der Schlüsselmacht der Hausfrau S. 47–52, zum Anklopfen S. 106. Die Bedeutung der Schlüssel hat Daniel Jütte als einen der Ausgangspunkte für seine umfassende Studie zu Türen, Schwellen und Zugänglichkeiten in der Frühen Neuzeit genommen, Jütte, *The Strait Gate*, 2015.

als »Sehenswürdigkeiten«, die es auf Reisen und insbesondere während der *peregrinatio academica* zu besichtigen und zu erkunden galt.[68] Schriftliche Empfehlungsschreiben bekannter Persönlichkeiten wiesen den Reisenden aus und öffneten Türen – sowohl für kürzere Besuche als auch zu Gastmählern oder gar für längerfristige Aufenthalte als Kostgänger in den Professorenhäusern.[69] Fehlte – gerade auf längeren Reisen mit vielen Stationen – eine explizite Empfehlung, konnten auch *alba amicorum* als Ausweise der Gelehrsamkeit und der Vernetzung von Besuchern dienen.[70] Die hier verzeichneten Beziehungen waren gesammelte Momentaufnahmen: Einmal gemachte Bekanntschaften wurden in den kleinformatigen Büchern aneinandergereiht – ihre Aktualisierung und Aufrechterhaltung war nach erfolgter schriftlicher Fixierung nicht mehr nötig. *Alba amicorum* formten ihren Besitzer, indem sie ihm die Illusion eines stabilen Netzwerkes zueigneten. Einträge waren sehr begehrt und avancierten zu einem Nachweis sozialen Kapitals. In der Geschenkökonomie unter Gelehrten nahmen sie einen festen Platz ein. Beispielsweise bat Arnoldus Gillenius Caspar Bauhin nachdrücklich in dem deutschen Nachwort eines lateinischen Briefes, er solle »zu grossem favor vndt gunstiger Neigung seinen Nahmen vff ein 8. blatt post pappir schreiben« und ihm so einen Eintrag im passenden Format zum Einkleben in sein *album amicorum* zur Verfügung stellen.[71] Dass *alba amicorum* vorgezeigt wurden, machte eine Eintragung aber auch für den Eintragenden selbst interessant, da diese seinen Namen verknüpft mit einer schriftlichen und manchmal auch bildlichen Aussage zu weiteren Personen trug und so sein Bekanntheitsgrad stieg. Der Empfehlende empfahl sich also immer auch selbst.

Doch nicht nur Referenzen anderer ermöglichten den Zutritt zu den verschiedenen Gelehrten oder Angehörigen der städtischen Elite, ihren Häusern und Tischrunden. Diese konnten über gezielt eingesetzte Geschenke auch direkt befördert werden. Am gängigsten waren Naturalien, deren eröffnende Funktion bereits am Beispiel von Badgeschenken diskutiert wurde.[72] Felix Platter führt zudem vor, wie scherzhaft locker formulierte Briefe auch ohne direkte Gegenleistung Einladungen, selbstverständlich aber von

68 Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013, S. 105–115. Deutlich wird das z. B. in Montaignes Bericht seines Aufenthalts in Basel, Montaigne, *Tagebuch*, 2007, S. 52.

69 Zu den Wirkmechanismen von Empfehlungsschreiben vgl. Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013, z. B. S. 60, 249; Groebner, *Der Schein der Person*, 2004, S. 117–119.

70 Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013, z. B. S. 60. Umfassend zur Gattung der Stammbücher vgl. Schnabel, *Das Stammbuch*, 2003.

71 A. Gillenius an C. Bauhin, 12.4.1612, UBB, G2 I 13b, S. 153.

72 Vgl. das Kapitel »Vergesellschaftung – Die elitäre Badgesellschaft im Exzess«.

bereits bekannten Personen, provozieren konnten. In lustigen Versen wandte sich Platter an Dorothea Gemusaein und in ähnlichem Duktus auch an den Abt Martin vom Kloster St. Blasien und erlegte ihnen jeweils als »Band«, also als Verpflichtung, auf, an ihren jeweiligen Namenstagen eine Einladung zu einem Essen auszusprechen. Die von Platter geforderten Speisen – Martinsgans, »Indianisch hun« (Truthahn), Hechttarte und Pasteten – waren dabei recht exquisit, was jedoch die Aussage, es sei »nit vm ein großes thuon«, konterkarierte.[73] Platter konnte sich angesichts seines Bekanntheitsgrads ein derartiges Vorgehen nicht nur leisten, er setzte sogar, wie der im Teil zum Bad besprochene Brief an Basilius Amerbach und die darin angestrebte Einschreibung in die Badgesellschaft ebenfalls aufzeigt, immer wieder gezielt auf spielerisch-dreistes Auftreten und unterstrich mit diesem Habitus seine Position.[74]

Zugang speziell zu Felix Platters Sammlung ermöglichte zu guter Letzt auch das Zahlen eines Eintrittsgelds.[75] Damit widersprach Platter dem Ideal der Gastfreundschaft und der unter Gelehrten besonders verbreiteten Praxis, gegenseitige Verpflichtungen mittels einer Geschenk- und Tauschökonomie statt über eine Ökonomie des Kaufs herzustellen.[76] Er wurde denn auch heftig für seinen »Geiz« kritisiert.[77]

Renommee, Beziehungen, Geld oder auch das Setzen auf Reziprozität – es scheint, zumindest sofern man über soziales oder ökonomisches Kapital verfügte, relativ leicht gewesen zu sein, sich mit den gängigen zeitgenössischen Praktiken der Kontaktaufnahme unter Gelehrten Zutritt zu den Häusern der Mediziner zu verschaffen. Diese prinzipielle Offenheit war wichtig, da Status über die Beziehungen des Einzelnen definiert wurde und Beziehungen durch Besuche, Schriftverkehr und geschenkte Objekte auch gegenüber beobachtenden Dritten aufgezeigt werden konnten. Gerade um den persönlichen Zutritt sichtbar zu machen, war allerdings auch die Markierung von Grenzen wichtig. Joachim Eibachs Formel des »offenen Hauses« lässt sich daher nur mit Einschränkungen auf die Häuser der Basler Gelehrten übertragen.[78] Ein wichtiges Verdienst der griffigen Bezeichnung ist es,

73 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 34.

74 Vgl. das Kapitel »Vergesellschaftung – Die elitäre Badgesellschaft im Exzess«.

75 Platter, *Tagebuch*, 1976, Einnahmeverzeichnis S. 528, und Lötscher, *Felix Platter*, 1975, S. 147f.

76 Zu verschiedenen Ökonomieformen als konzeptuelle Angebote zur Beschreibung von Austauschprozessen zwischen Gelehrten vgl. Kühn, *Wissen, Arbeit, Freundschaft*, 2011.

77 Zu Platters »Verstoß« gegen das Ideal des nicht monetären Tauschs von Pflanzen vgl. Ogilvie, *The Science of Describing*, 2006, S. 78.

78 Eibach, Das Haus, 2004; Eibach, Das offene Haus, 2011.

das Interesse der Forschung an Aspekten wie dem Haus als einem Raum kommunikativer Praktiken gerade zwischen Schließung und Öffnung, zwischen Verbergen und Aufdecken, neu angestoßen zu haben. Eibach betont komplexe Aspekte wie Interaktion, Sichtbarkeit und Sozialintegration und behauptet keineswegs, frühneuzeitliche Häuser hätten stets bedingungslos offengestanden.[79] Dennoch unterläuft die begriffliche Formel vom »offenen Haus«, auch wenn das keineswegs für Eibachs Ausführungen gilt, die Bedeutung der Anstrengungen, die frühneuzeitliche AkteurInnen unternahmen, um sich Zugang zu verschaffen. Sie birgt mithin die Gefahr, die Relevanz dieser kommunikativen Praktiken »vor« dem Haus zu unterschätzen und die sozialen Unterschiede, an der sich die Zugänglichkeit zu Häusern und deren verschiedenen Bereichen bemaß, auszublenden.[80] Selbstverständlich standen die Häuser in Basel um 1600 nicht einfach weit offen. Sie waren keineswegs für jeden frei und einfach zugänglich. Es existierte kein kommunenhaftes Raum-Sharing avant la lettre.

Das wird gerade an Reaktionen auf Übertretungen deutlich: Felix Platters Sammlung befand sich beispielsweise im ersten Stock.[81] Die Treppe nach oben bildete neben den Türen und Mauern eine zusätzlich absichernde Abgrenzung.[82] Dennoch war Diebstahl auch jenseits dieser Schwelle möglich. 1574 verschaffte sich ein Student namens Ulrich Brunner »die stägen hinuff« Zutritt und stahl ein Wams. Brunner wurde verhaftet, schwor Urfehde und wurde der Stadt verwiesen.[83] Der Eintrag des Vorfalls im Urfehdenbuch verknüpft das unbefugte Eindringen in das obere Stockwerk des Platter'schen Hauses mit Brunners anschließendem exzessiven Verhalten im Wirtshaus. Er habe »darnah im wirthuß tobet vnnd gwietet, sich vngestüem ghaltenn, daß man vermeint, er sig toub«.[84] Die Überschreitung der Grenze spiegelt sich in der offiziellen Darstellung des Vorfalls also in dem als unangebracht

79 Ebd., S. 651.

80 Joachim Eibach blickt durchaus auf die komplexen Zugänglichkeiten, Schwellen und Binnenstrukturierungen (z. B. Eibach, Das Haus, 2004, S. 196) – der Begriff vom »offenen Haus« untergräbt diese wichtige Argumentation m. E. allein begrifflich, wenn auch nicht konzeptuell.

81 Lötscher, *Felix Platter*, 1975, S. 128.

82 Vgl. zu Treppen als Schwellen Eibach, Das Haus, 2004, S. 195.

83 Urfehdenbuch XI, 1569–1591, StaB, Ratsbücher O 11, S. 56cv; außerdem Wackernagel (Hg), *Matrikel*, 1956, S. 223. Einen weiteren Einbruch in Felix Platters Haus verzeichnen die Baselischen Geschichten, UBB, A λ VI 35, S. 57, für das Jahr 1591. Der Einbrecher, der 18-jährige Bangraz Baumgartner von Bamberg, wurde »mit Ruthen auß[ge]hauen«.

84 Urfehdenbuch XI, StaB, 1569–1591, Ratsbücher O 11, S. 56cv.

und exzessiv markierten Verhalten des Diebes im Anschluss an die häusliche Transgression.

Die Basler Haushalte gaben sich zwar den Anschein, prinzipiell für diejenigen Mitglieder der städtischen Gesellschaft offen zu stehen, die für ihre Positionierung interessant waren. Einladungen und Besuche waren wichtige soziale Praktiken. Dabei war jedoch auch die Markierung von Grenzen wichtig – und erfolgte sie noch so spielerisch wie im eingangs zitierten Narrenspruch aus Platters Gedichtsammlung.

Nachtzeiten und Lukubrationen

Zusätzlich zu den räumlichen Schwellen stellten auch verschiedene Tages- und vor allem Nachtzeiten Grenzen der Zugänglichkeit dar. Der Einbruch der Nacht, markiert durch den Wechsel von Tageslicht zu Dunkelheit, war für die Bewegungen der Menschen im frühneuzeitlichen Stadtraum keinesfalls weniger wichtig als physisch-materielle Grenzen. Die Nacht schränkte die AkteurInnen zum einen ein, zum anderen luden diese sie mit Bedeutungen von Repräsentation, Vergnügen oder auch Herrschaft auf.[85]

Der Basler Magistrat bemühte sich darum, die Nacht als seinen Herrschaftsraum durchzusetzen und diesen für die Bewohner der Stadt abzuschließen. Bereits ein Mandat von 1534 legte Sperrstunden für das Trinken in Wirts- und Zunfthäusern fest.[86] Im Sommer nach elf und im Winter nach zehn Uhr abends waren sowohl das Trinken auf der Straße wie das Gehen ohne Licht und außerdem »singen« und »schryen« verboten. Diese Bestimmungen wurden in den Sammelmandaten der folgenden Jahrzehnte regelmäßig wiederholt.[87] Und als 1609 der Sohn des Mediziners Johann Nicolaus Stupanus, der Student Nicolaus Stupanus d. J., aufgrund von »Ungehorsam« in die Bärenhaut, eines der Gefängnisse der Stadt, gelegt wurde, wurde er in der Urfehde angewiesen, »das er zu nacht nicht soll vff der gassen vmbeinander schweyffen, sonder dasselbig vnderlassen«.[88]

85 Auf diese Zusammenhänge hat Craig Koslofsky mit seiner Studie zur Nacht in der europäischen Vormoderne facettenreich aufmerksam gemacht, Koslofsky, *Evening's Empire*, 2011. Vgl. auch Schindler, *Widerspenstige Leute*, 1992, S. 215–257.

86 Verbot des Zutrinkens (1534), in: Campi/Wälchli (Hg.), *Basler Kirchenordnungen*, 2012, S. 48–51.

87 Z. B. Sammelmandat 1588, Einschärfung von Sittenmandaten 1599, in: Campi/Wälchli (Hg.), *Basler Kirchenordnungen*, 2012, S. 87, 93, 149.

88 Urfehdenbuch XIII, StaB, 1609–1611, Ratsbücher O 13, S. 12v.

Die Bestimmungen gegen das nächtliche Umherschweifen und Lärmen auf den Gassen waren diskursiv eng mit dem obrigkeitlichen Vorgehen gegen das Zutrinken verbunden. Obwohl die Mandate auch versuchten, das Trinken in Privathäusern und »in winckeln« einzuschränken,[89] boten die Häuser der Eliten dennoch Räume, in denen dem Trinken und der Geselligkeit auch außerhalb der obrigkeitlich festgelegten Zeiten nachgegangen wurde. Die AkteurInnen bewegten sich dabei in einer rechtlichen Grauzone. Die Mandate betonten nämlich, entgegen der sonstigen Verdichtung des Reglements gegen Ende des 16. Jahrhunderts, auch, dass das »maßvolle« Trinken in den Häusern nicht verboten sei. Vor allem sollte auf diese Weise wohl der zunehmenden Verlagerung des Trinkens in die umliegenden Dörfer außerhalb des Einflussbereichs des Basler Rats entgegengewirkt werden.[90]

Die Nacht war ein markierter Raum voller Bedeutungen. In ihn einzudringen, weckte gefährliche Assoziationen, denen möglichst entgegenzuwirken war. Als Dorothea Gemusaein Felix Platter auf seinem Weg in die Frühmesse auf dem Kirchhof von St. Peter im Dunkeln verhüllt überraschte, erschrak Platter. Hätte er ihre Stimme nicht erkannt, hätte er »g'meint eine reit uff eim bäsen«.[91] Er wunderte sich nicht nur ob der Mühe, die Dorothea aufgewendet hatte, um ihre Überraschung gelingen zu lassen, sondern auch, dass sie sich trotz Dunkelheit und Nebel nicht vor einem Geist auf dem Kirchhof geängstigt habe, der ihren »fräfel«, »ein mans Person da anzufallen«, hätte bestrafen können. Die Episode und deren Ausdeutung durch Platter greifen die Ängste vor Geistern, Magie und Hexerei auf, die sich im Motiv der Nacht verdichteten.[92] Und so verwundert es auch nicht, dass Verabredungen mit dem Hinweis auf die späte Stunde und die Dunkelheit auch gerne mal verschoben wurden.[93]

---

89 Verbot des Zutrinkens (1534), in: Campi/Wälchli (Hg.), *Basler Kirchenordnungen*, 2012, S. 49.

90 Sammelmandat (1581), in: Campi/Wälchli (Hg.), *Basler Kirchenordnungen*, 2012, S. 87: »Sintemal auch zuo pflantzung Zucht und erbarkeit alles das abzuoschaffen noetig sein will / so zuo besagten Lastern und anderer leichtfertigkeit reitzung und anlaß geben mag: So haben wir nachmalen angesehen / das niemands / weder Weib noch Mann / auff kein Kirchweihe / noch sonst umb Zechens und prassens willen / auß der Statt / in die herumb ligenden Doerffer […] gehn solle / sonder sich der ursachen halb anheimmisch verhalten […]. Woellen aber einem jeden auff seiner Zunfft / Gesellschafft oder anderen Heusern / mit bekandten zuechtigklich unnd maessigklich zuo essen und zuo trincken / unverbotten haben.«

91 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 122a.

92 Koslofsky, *Evening's Empire*, 2011.

93 G. Aragose an unbekannt, undatiert, UBB, Frey-Gryn II 8, S. 62.

Gleichzeitig bedienten sich die AkteurInnen der symbolischen Besetzung der Nacht auch für Rhetoriken positiver Überschreitung. Bei den Gelehrten beliebt war etwa der Hinweis, dass wissenschaftliche Arbeiten als Ergebnis von Lukubration, also in Nachtarbeit bei künstlicher Beleuchtung, entstanden waren.[94] Der Begriff *Lucubrationes* diente im humanistischen Sprachgebrauch sogar als Bezeichnung für Drucke und Werksammlungen[95] und unterstrich die Mühe, den Aufwand und das für das Schreiben erbrachte nächtliche Opfer, das bereits einen antiken Topos darstellte.[96] Platter verwendete den Begriff im Widmungsschreiben seiner *Observationes* und betonte damit den Grad seiner Belastung und Hingabe, da er den Raum der Nacht statt durch Ruhe durch zusätzlich geleistete Arbeit besetzte.[97]

Fanden gesellige Anlässe abends oder nachts statt, bot dies eine Möglichkeit, deren Exzessivität besonders hervorzuheben. So wie die weit verbreitete Klage über die Nachtarbeiten auch eine Möglichkeit darstellte, die Exzessivität der eigenen Arbeitsleistung und Belastung zu unterstreichen, enthielt die Einladung zu einer nächtlichen Zusammenkunft bereits das Versprechen unterhaltsamer und vergesellschaftender Exzessivität – zum Beispiel als Felix Platter die Häupter der Stadt am 1. Mai auf elf Uhr vormittags zum »z'morgen eßen« einlud und gleichzeitig deutlich machte, dass sie »nit weichen [sollten] vor mitternacht«.[98]

---

94 Der Begriff fand bislang nur sehr vereinzelt Eingang in die wissenschaftliche Literatur. Zur Lukubration als wissenschaftlicher Beschäftigung bei Nacht vgl. Vessey, Erasmus's *Lucubrationes*, 2012, S. 236; Steinhauser, *Vampyrologie*, 2011, S. 75–81. Borchhardt-Birbaumer, *Imago noctis*, 2003, S. 363–392, beschreibt die Übertragung des Konzepts wissenschaftlichen/schreibenden Lukubrierens in der Renaissance auf den »Nachtfleiß« des Künstlers.

95 Vessey, Erasmus's *Lucubrationes*, 2012.

96 Borchhardt-Birbaumer, *Imago noctis*, 2003, S. 367–369.

97 Platter, *Observationum*, 1614, Dedikation, S. 4r. Dasselbe Motiv findet sich auch in der Dedikation von Bauhin, *De corporis humani fabrica*, 1590, unpaginiert, wenngleich Bauhin nicht den Begriff der Lukubration, sondern den der Vigil verwendet.

98 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 115f. Auffällig sind Parallelen der Einladung Platters zu dem Brauch des Rektoratsessens, das anlässlich der Neueinsetzung eines Rektors gegeben wurde. Dieses war, obwohl es real meist erst im Juni stattfand, an den 1. Mai als das Datum der Neubesetzung geknüpft. 1566 wurde die bisherige Sitte, *Immess* und *Cena*, also Mittagsmahl und Abendessen, auszurichten, aus Spargründen aufgegeben. Es ist denkbar, dass Platter die ursprüngliche Dopplung dieser repräsentativen Gastmähler in seinem Schreiben aufruft und damit unterstreicht, dass seine Einladung keinen Sparzwängen unterliegt. Vgl. zu den Rektoratsessen Schüpbach-Guggenbühl, Der Rektor bittet zu Tisch, 1996.

Grade der Zugänglichkeit und das Studierstüblein

Felix Platter gab in seiner Einladung zum 1. Mai auch bereits bekannt, wo das Gastmahl stattfinden sollte. Geplant war eine Zusammenkunft in Platters »gartens zelt«, lediglich »Ihmfahl, Daß es kalt wer«, sollte in den Saal ausgewichen werden.[99] Platter als Hausherr und Gastgeber legte also nicht nur fest, wer sein Haus überhaupt betrat, sondern bestimmte auch die jeweilige Nutzung und Zugänglichkeit verschiedener Binnenräume.

Als besonders spannender Raum bezüglich der Binnengliederung und verschiedener Grade der Zugänglichkeit von frühneuzeitlichen Gelehrtenhäusern gilt das Studierstüblein.[100] Dieses nahm auch in den Häusern der Basler Mediziner eine ganz besondere Position ein. In Thomas Platters Hauptbuch, das ein relativ ausführliches Inventar des von seinem verstorbenen Halbbruder übernommenen Haushalts enthält, wird es eigens erwähnt.[101] Abgetrennt von den ansonsten überwiegend verzeichneten »Haushaltsgegenständen« werden in einem eigenen Abschnitt das Studierstüblein, die beiden Sammlungssäle, die Werkkammern und Laboratorien sowie der Garten abgehandelt. Die Logik der Reihenfolge erschließt sich dabei nicht sofort. Der Grad der Repräsentativität und des materiellen Werts, der die Reihenfolge etwa bei der Aufzählung der Goldschmiedearbeiten bedingt, scheint hier keine Rolle zu spielen. Stattdessen dürfte es sich um eine räumliche Anordnung handeln, die den Gang durch die Arbeitsräume mit Abschluss im Garten nachvollzieht.[102] Als Ausgangspunkt des Abschnitts wählt Thomas Platter das Studierstüblein, das in der Beschreibung an sich kaum beschreibenswert wirkt. Möbel oder sonstige Ausstattung werden hier überhaupt nicht als Güter aufgeführt, zur

99 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 116.

100 Algazi, Geistesabwesenheit, 2008; Algazi, Scholars in Households, 2003; Algazi, At the Study, 2012.

101 Hauptbuch, ab 1615, UBB, A λ V 9, S. 507r.

102 Die narrative Logik der Inventarisierung nach Räumen war auch typisch für die notariell angefertigten Basler »Beschreibbüchlein«, die Katharina Simon-Muscheid für den Zeitraum von 1410 bis 1550 untersucht hat, Simon-Muscheid, *Die Dinge*, 2004, S. 25f. Simon-Muscheid weist hier auf die analytischen Möglichkeiten dieser Textstrukturen hin, »die einer inneren Logik folgen und es deshalb auch verdienen, als Text ernstgenommen zu werden«. Die Logiken der Ordnung von Inventaren analog zur räumlichen Struktur und zusätzlich deren darüber ablesbare emotionale Aufladung untersucht außerdem – wenngleich anhand von jüdischen Pariser Inventaren des 20. Jahrhunderts – Auslander, Beyond Words, 2005. Allgemein zu frühneuzeitlichen Inventaren als historische Quellen Riello, Things Seen and Unseen, 2013, zu den auf Baulant basierenden, verschiedenen Modellen der Ordnung in Inventaren, z. B. nach Räumen, S. 133–135.

Sprache kommt lediglich, in knapper Form, ihr Inhalt. Das, was Platter in diesem Raum wichtig ist – nämlich »vielerley manuscripta«, »allerley Rechnungen, Kalender & Vogteyverwaltungen« sowie »bezahlte außzüg« – ist verwahrt und etwaigen Blicken unzugänglich. Im Gegensatz zu den anderen, ebenfalls in aller Kürze abgehandelten Räumlichkeiten wie Sammlungssälen und Laboratorien bezeichnet Thomas Platter das Studiolo allerdings explizit als »mein« Studierstüblin. Er hatte sich das Studierzimmer nach der Übernahme von seinem Bruder also besonders angeeignet und beginnt entsprechend von hier aus den Rundgang im Inventar. Eine Unterscheidung der Räume lässt sich im Testament Felix Platters noch nicht nachweisen. Hier werden Studierstüblein und Säle unterschiedslos als Aufbewahrungsräume für *artificalia* und *naturalia* der Sammlung aufgeführt.[103]

Ähnlich wie Thomas Platter hob auch Caspar Bauhin seine Studierstube als wichtigen Raum hervor. In einem Brief an seine Ehefrau Barbara Vogelmann schildert Caspar die Umgestaltungen des Bauhin'schen Haushalts nach dem Tode seines Vaters und anlässlich des geplanten endgültigen Einzugs der jungen Ehefrau, die nach der Hochzeit nochmals einige Zeit bei ihren Eltern in Mömpelgard verbracht hatte. Bauhin legt dar, wie das künftige Zusammenleben mit seiner Mutter in einem Haushalt geplant wurde und wie die Räume und Güter zwischen dem jungen Paar und Bauhins Mutter aufgeteilt werden sollten. Besonders betont wird in der Aufzählung die klare Separierung seines Studienraumes, die durch die Neugestaltung des Haushalts wieder nötig werde: »Ich hab mir fürgenummen alle meine biecher in die oberste kammer zuthuon vnnd doselbst studieren wie ander mol.«[104]

Das Studierzimmer war ein vielzitierter Topos, der dem lebhaften Gelehrtenhaushalt das Bild des in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit vereinzelten Gelehrten entgegensetzte. Der Topos ging auf ältere Idealvorstellungen der mönchisch-asketischen und nächtlich-lukubrierenden, auf jeden Fall jedoch notwendig einsamen Arbeit des Gelehrten zurück.[105] Die idealisierte Vorstellung der isolierten Arbeit im Studiolo war deshalb für die Erarbeitung der wissenschaftlichen *persona* als Autoritätssymbol durchaus wichtig. Den-

103 Testament von F. Platter, 7.6.1614, in: Hauptbuch, ab 1615, UBB, A λ V 9, S. 25r–36r, hier S. 32r.

104 C. Bauhin an B. Vogelmann, UBB, G2 I 13a, 28.5.1582, S. 43f. Transkribiert bei Vetterli, *Schreibmotivationen*, 2011, Anhang S. 51–53, vgl. auch Hauptteil, S. 87. Die Hochzeit erfolgte bereits 1581, im Januar 1582 verstarb Bauhins Vater.

105 Algazi, Geistesabwesenheit, 2008; Algazi, Scholars in Households, 2003; Algazi, At the Study, 2012; Borchhardt-Birbaumer, *Imago noctis*, 2003, v. a. S. 382.

noch konnte sie immer nur einen Bestandteil häuslichen Agierens darstellen. Die Figur des Gelehrten war um 1600 nicht denkbar ohne die alltägliche wissenschaftliche Zusammenarbeit und die Einbindung in soziale Zusammenhänge. Das galt auch für Theodor Zwinger, der sich persönlich sehr gerne auf den Topos der Arbeit im Verborgenen zurückzog und beispielsweise das Symbol des Nautilus als anonymisierende rhetorische Larve zur eigenen »Maskierung« benutzte.[106] Dies verhinderte allerdings nicht, dass die Sphäre des Verborgenen für den Familienvater mit acht Kindern, Professor, Gelehrten und praktizierenden Arzt letztlich eine Utopie blieb, deren Nichterfüllung Zwinger als Opfer für den Nutzen der Gemeinschaft umdeutete:

»Ich bin mir meiner bescheidenen Talente bewusst und gerate doch, obwohl ich am liebsten im Verborgenen lebe, aus einem gewissen Bestreben, der Gemeinschaft nützlich zu sein, zuweilen gegen meine Absicht in den Mittelpunkt des Interesses.«[107]

Die ältere Forschung verknüpfte die Intimität bestimmter Räume, vor allem des Studierzimmers, mit dem Narrativ der allmählichen Ausprägung des Individuums, das sich in der Frühen Neuzeit zunehmend in eigene Räumlichkeiten zurückgezogen habe.[108] Analog dazu griffen Wissenshistoriker nach dem *cultural* und *spatial turn* die Vorstellung des Rückzugs auf und sahen im Studierzimmer einen Ort, in dem sich der Topos des einsamen Gelehrten auf nahezu perfekte Weise spiegelte.[109] Versteht man die Intimität der Studierstube jedoch unter der Prämisse, dass es sich hier um eine soziale Situation handelt, bei der lediglich die Zugänglichkeit stärker markiert wurde als anderswo, wird diese Intimität weniger als individuelles, sondern als vergesellschaftendes Moment ersichtlich. Das Studierzimmer unterstrich durchaus Grenzziehungen, es war allerdings mitnichten völlig abgetrennt und nach außen hin abgeschlossen. Dem hier Eindringenden wurde vielmehr eine besondere Position in seiner Beziehung zum Hausherrn zuerkannt.[110]

106 Dill, Nautile, 2010.

107 T. Zwinger an P. Monavius, 18.8.1578, in: Scholzius, *Epistolarvm*, 1610, S. 470, Übersetzung bei Dill, Nautile, 2010, S. 177.

108 Ranum, Refugien der Intimität, 1991.

109 Algazi, Geistesabwesenheit, 2008; Algazi, Scholars in Households, 2003; Algazi, At the Study, 2012. Zum Topos des einsamen Gelehrten vgl. Shapin, The Mind is its Own Place, 1991.

110 Für Paula Findlen gehen Studio und Sammlung fast komplett ineinander auf: »By circumscribing the studio with the most private rooms in the house, a collector signaled the magnitude of the privilege that he offered when showing visitors his museum.«, Findlen, *Possessing Nature*, 1994, S. 110. Auch Kühn, *Wissen, Arbeit, Freundschaft*, 2011, S. 92f., kritisiert die These der Abgeschlossenheit des Studierzimmers.

Das Studierstüblein war sowohl Refugium wie Begegnungs-, Arbeits- und Repräsentationsraum;[111] es war, um mit Ulinka Rublack zu sprechen, ein »Ort […] intensivster Soziabilität«.[112]

Der kurze Exkurs zum Studierstüblein steht beispielhaft für die Komplexität der räumlichen und sozialen Binnenstrukturen der Gelehrtenhaushalte. Definierte »zones of insight«[113] wie Sammlungsräume, Garten, Bibliothek oder Saal wurden ergänzt von Räumen, deren Zugänglichkeit beschränkter und zugleich auch markierter war und die gerade deswegen wichtige Teile der sozialen Situation Haus darstellten.

Das Haus war der zentrale Ort für die soziale Einbindung des Mediziners. Es symbolisierte gleichermaßen seine Familie, wie es einen Raum für gesellige Anlässe und wissenschaftlichen Austausch mit Kollegen bereitstellte. Häuser in der frühneuzeitlichen Stadt standen in einem Verhältnis der Wechselwirkung mit ihrer Umgebung und bestimmten unter anderem durch ihre topographische Lage maßgeblich die Position ihrer BewohnerInnen in der Stadt. Um diese enge Symbiose zwischen Haus und Gesellschaft für die Repräsentation des Einzelnen nutzen zu können, bedurfte es nicht zuletzt aufgrund des Ideals der Vereinzelung des Gelehrten zumindest der Illusion unzugänglicher Rückzugsräume im Hausinneren. Das Haus gab nicht alle Geheimnisse preis, es offenbarte sich nicht vollkommen. So konnte Autorität betont und die für die Nutzung des Hauses zur Repräsentation nötige Zuschreibung Haus/Hausherr gewahrt werden. Die Gleichzeitigkeit der Bewegungen des Öffnens und Abschließens, des Ideals der Gastfreundschaft auf der einen und betonter Exklusivität auf der anderen Seite erweist sich als charakteristisch für die Häuser der Basler Gelehrten.

111 Cooper, Homes and Households, 2008, S. 226, beschreibt das Studierzimmer als »private refuge for solitary contemplation and […] a semipublic space«.

112 Rublack, Erzählungen vom Geblüt, 2001, S. 220.

113 Koslofsky, *Evening's Empire*, 2011, S. 238, verwendet den Begriff für seine Geschichte veränderter Vorstellungen von der Nacht und den Umgangsweisen mit ihr – der »nocturnalization« –, die zur Verschiebung von »zones of insight and darkness« führte. Diese Konnotationen greife ich hier nicht auf, wohl aber die ihr zugrundeliegende Idee von Wahrnehmung, Verhüllung und selektiver Sichtbarmachung.

Bespielen – Fülle, Exotik und Brüche von Repräsentation

»Zum Bemerkenswertesten, das wir in Basel sahen, gehört das Haus des Arztes Felix Platter. Es ist in französischer Manier auf das bunteste und ornamentenreichste bemalt und, wie der Bauherr wollte, groß, geräumig und prunkvoll ausgeführt. Neben anderem legt Platter ein Buch über Heilpflanzen an, das schon weit fortgeschritten ist […] Ferner sahen wir bei ihm und in der Universität vollständige menschliche Leichname, die sich ohne Stützen aufrecht hielten.«[114]

So schildert der bekannte französische Humanist Michel de Montaigne, der Basel 1580 auf der Durchreise in die Bäder Italiens besuchte, seinen Besuch von Felix Platters Haus. Neben der Betonung von Fülle und exotischer Buntheit werden Platters Herbarium und das menschliche Skelett in seinem Besitz ins Zentrum gerückt. Das Skelett, das Platter in einem Schrank in seiner Stube aufbewahrte, ist als Objekt einerseits typisch für den Beruf des Mediziners und andererseits hochindividuell, indem es auf den Prozess der anatomischen Zergliederung und erneuten Zusammensetzung durch Platter verweist.[115] Diesem diente es dazu, seine anatomischen Fähigkeiten und mithin seine medizinisch-wissenschaftliche *persona* auszustellen.

Das Skelett steht stellvertretend für die Gestaltungsmöglichkeiten des Hausherrn, der sein Haus als eine repräsentative Bühne bespielte.[116] Diese Bespielung fand in festgelegten Zonen des Hauses statt, denen eine theatrale Funktion zugedacht war: Kunst- und Wunderkammern, der repräsentative »Saal« sowie Inschriften und Malereien im Inneren und an den Außenwänden.[117] Im Fall Platters kommt zudem der Garten als weitere Bühne hinzu.[118]

114 Montaigne, *Tagebuch*, 2007, S. 52.

115 Vgl. Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 353, und ausführlicher das Kapitel »Anatomie aufführen – Repräsentation und soziales Event«.

116 Zur Repräsentation städtischer Eliten über das Haus am Beispiel von Verona vgl. Burkart, *Stadt der Bilder*, 2000, S. 35–72. Zur unter Medizinern und Apothekern angesichts der unsicheren Wirkkraft medizinischer Tätigkeiten und ihrer konstanten potenziellen Assoziation mit Betrug, Vergiftung und übersteigerten Preisen besonders ausgeprägten Nutzung materieller Repräsentation vgl. Wallis, Consumption, 2008.

117 Asmussen, *Scientia Kircheriana*, 2016, hat ausgehend vom zeitgenössischen *theatrum*-Begriff das Museum von Athanasius Kircher als Repräsentationsbühne untersucht. Vgl. zu Theatralität und Performanz in Bezug auf die frühneuzeitliche Wissensgeschichte auch Schramm/Schwarte/Lazardzig (Hg), *Schauplätze des Wissens*, 2003.

118 Platter lud beispielsweise Bonaventura von Brunn zu sich ein, um sich in seinem Garten »zu belustigen«, F. Platter an B. von Brunn, April 1581, UBB, G2 I 20a, S. 137.

Felix Platters umfangreiche Sammlung wurde von den Zeitgenossen immer wieder als besonders eindrucksvoll beschrieben. [119] Auch Dorothea Gemusaein betont, während sie über die Problematik lamentiert, dem so reich begüterten Herrn etwas zu schenken, die Fülle als besonderes Kennzeichen von Platters Haus. Sie mache das Anwesen gar zu einem »rechten Paradiß«:

> »do kümpt ein andre plag an dstatt,
> dan ich hub an mitt fliß zudichten,
> wie ich mich mitt ich wölte richten,
> vnd konte doch ersinnen nüt,
> dan ihr sind nitt wie ander Lüt,
> dan ich nitt glaub daß hie uff erden
> Etwas möge gefunden werden,
> das nitt auch sey in euwrem huß,
> welchs sich dan verglicht überuß
> Gar wol eim rechten Paradiß.«[120]

Die Fülle des Platter'schen »Paradieses« entrückt das Häuserensemble zwischen Petersplatz und Neuer Vorstadt in Dorotheas Charakterisierung regelrecht den weltlichen Verhältnissen. Gleichzeitig verknüpft die Wendung »hie uff erden« die Fülle auch mit der Exotik der Sammlung.[121] Denn das Platter'sche Haus, so die Darstellung, umfasste gar die gesamte auf der Erde und damit auch fern von Basel vorhandene Objektwelt wie ein Mikrokosmos.[122]

Mit der Exotik als Qualitätsmaß operiert Dorothea auch in der sich an diese Überlegungen anschließenden Übersendung eines Rosennobels, einer wertvollen englischen Goldmünze, als Geschenk für Platter. Sie betont, wie lange es

119 Vgl. zu Platters Sammlung Karcher, *Felix Platter*, 1949, S. 88–96; Landolt, Materialien, 1972, S. 245–260; Lötscher, *Felix Platter*, 1975, S. 131–149; Häfliger, Hausapotheke, 1939; Piller, Sammlung, 2011. Von den ursprünglich mehreren Inventaren der Sammlung hat sich nur ein Band erhalten, der lediglich naturwissenschaftliche Objekte sowie Gemälde und Zeichnungen verzeichnet, Suppellex medica, Katalog von Felix Platters Sammlungen, UBB, J I 5.

120 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 187f.

121 Zu Definition und Bedeutung von Exotika in frühneuzeitlichen Sammlungen vgl. Collet, *Die Welt in der Stube*, 2007.

122 Das Verständnis der Kunstkammer als Mikrokosmos war zeitgenössisch verbreitet. Immer wieder zitiert wird diesbezüglich v. a. Samuel Quiccheberg, so z. B. Oy-Marra, Sammlungsraum, S. 77. Paula Findlen beschreibt Naturaliensammlungen gar in doppelter Funktion als »microcosm of elite society as well as nature herself«, Findlen, *Possessing Nature*, 1994, S. 11. Vgl. auch Bredekamp, *Antikensehnsucht*, 1993.

gedauert habe, das Präsent zu beschaffen, und verweist auf die ferne Herkunft des Objekts, welches »vß frömbden Landen übers Meer« gekommen sei.[123]

Platters eindrucksvolles Haus sowie die Fülle der hier aufbewahrten und ausgestellten Sammlungsobjekte dienten der Repräsentation des Mediziners. Im Folgenden stelle ich an zwei beispielhaften Teilbühnen der häuslichen Bespielung, Hausfassaden und den Pomeranzenbäumen in Platters Garten, deren Wirkungsweisen und Bezüge etwas genauer vor, bevor ich im abschließenden Teil dieses Kapitels nach Brüchen in der Aufführungspraxis, nach dem Problematischwerden ihrer Exzessivität und nach den Abhängigkeiten der Fülle der häuslichen Bühnen innerhalb des städtischen Gefüges frage.

Das Haus als Schreibfläche – Inschriften und Bilder auf dem Display der Stadt

Auffällige Malereien an Häusern waren in Basel keine Seltenheit.[124] In den 1520er Jahren hatte das von Hans Holbein reich bemalte Haus zum Tanz in der Eisengasse noch für reichlich Furore gesorgt. Die Malereien an dem Hausensemble von Felix Platter, von denen lediglich schriftliche Informationen zum Bildprogramm erhalten geblieben sind,[125] lösten allerdings nicht dieselbe Aufmerksamkeit aus – vermutlich, weil die Basler Häuser um 1600 ohnehin sehr bunt und reich bemalt waren.

Auch Platters Kollege Theodor Zwinger verfolgte das Projekt, sein Haus mit kunstvollen Malereien und Inschriften auszustatten.[126] Martin Möhle vermutet, dass Hans Bocks Entwurf der Hausfassade Zwingers nicht umgesetzt wurde, da es keine schriftlichen Quellen zur Rezeption der Fassade gibt. Da jedoch neben der kurzen Bemerkung Montaignes auch keine weiteren Quellen zur Rezeption von Platters nachweislich ausgeführter Hausfassade überliefert sind, kann genauso gut argumentiert werden, dass über einzelne Hausbemalungen um 1570 nur deshalb nicht gesprochen wurde, weil sie häufig vorkamen.

Die Inschriften der Zwinger'schen Hausfassade jedenfalls liegen wie diejenigen der Fassade Platters in der 1626 erschienenen Publikation von Johannes

---

123 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 180. Ausführlicher Schober, The Physician's Marzipan, 2017, S. 233f.

124 Becker, *Architektur und Malerei*, 1994.

125 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 69.

126 Vgl. Möhle, Zwingerhaus, 2010. Hier ist ein Bezug zum Studienort – für Zwinger Padua – denkbar. In den norditalienischen Städten waren Fassadenmalereien verbreitet. Zu den besonders gut erhaltenen Fassadenmalereien in Verona vgl. Schweikhart, *Fassadenmalerei*, 1973.

Gross und nochmals wiederholt in Johannes Tonjolas Verzeichnis von 1661 vor.[127] Festgehalten wurden von Gross und Tonjola die zum Zeitpunkt der Publikationen nach wie vor sichtbaren Texte vor allem auf kirchlichen Gebäuden und Funktionsbauten wie der Universität, Schulen und Zunfthäusern. Neben den Inschriften an den Privathäusern der beiden Mediziner wurden allerdings auch die Häuser von Hieronymus Froben, von Lucas Iselin, von Johann Jakob Grynaeus sowie das Gebäude auf dem Kohlenberg aufgenommen, das nacheinander Gavin von Beaufort und Leonhard Thurneysser bewohnt hatten.

Das Bemalen, Beschreiben und Gestalten der Häuser bot reiche Gelegenheiten, Botschaften zu lancieren.[128] Theodor Zwingers Haus am Nadelberg stand in einer Sichtachse, die aufgrund der topographisch erhöhten Lage die mit einem Treppenturm ausgestattete Rückfassade seines Hauses weithin sichtbar machte.[129] Die Inhalte seiner Inschriften – Tugendlehren, religiöse Sinnsprüche, Antikenverweise – überraschen nicht. Sie weisen den Besitzer des Hauses als humanistisch gelehrt, tugendsam und religiös aus. Auch Bezüge zur medizinischen Profession wurden integriert, ohne jedoch zu dominieren.[130]

In erster Linie kreisen Sprüche und Bildprogramm der Häuser von Zwinger und Platter um das Spannungsfeld von Bescheidenheit, Hochmut und Fall sowie Maß und Unmäßigkeit. Auf Hans Bocks Fassadenentwürfen für Zwingers Haus (Abb. 10 und 11) sind diese Themen vor allem in der großformatigen Darstellung des Falles des Bellerophon präsent,[131] der auch im Hintergrund von Zwingers Porträt durch Hans Bock d. Ä. zu sehen ist (Abb. 12). Außerdem finden sie sich bei den Randbildern wie etwa der nackt dargestellten, per definitionem exzessiven Wollust mit Weinkelch und Laute und der *virtus* mit Zollstock und Zirkel am linken Bildrand (Abb. 13).

---

127 Gross, *Urbis Basilea*, 1626; Tonjola, *Basilea sepulta*, 1661.

128 Vgl. mit Bezug auf Alberti Burkart, *Stadt der Bilder*, 2000, S. 40: »Der Palazzo spiegelt die interne Ordnung eines Haushalts und projiziert sie in die städtische Öffentlichkeit.« Das trifft unter umgekehrten Vorzeichen auch für die Fassade als Ort der Anbringung von Schandbildern zu. Vgl. dazu z. B. Ortalli, *La pittura infamante*, 1979.

129 Vgl. Möhle, Zwingerhaus, 2010, v. a. die Bildbeschriftung zu Abb. 3, S. 214.

130 Eine Inschrift bezeichnete Zwinger Haus z. B. als »Hippocratea domus«, Gross, *Urbis Basilea*, 1626, S. 480.

131 Zur Deutung der Entwürfe von Hans Bock vgl. Möhle, Zwingerhaus, 2010, S. 219–226; Becker, *Architektur und Malerei*, 1994, S. 85–90; Koepplin, Hausfassadenmalereien, 1984; Landolt, Materialien, 1972, S. 290–292; Maurer, Painting Learns to Fly, 1992; Hess, Tugendallegorien, 2011, S. 129. Bätschmann und Griener beschreiben die beiden Medaillons mit dem Fall von Ikarus und von Phaeton auf dem Entwurf mit einer mittigen Chimäre als »examples of excess, arrogance and stupidity«, Bätschmann/Griener, *Hans Holbein*, 1997, S. 75.

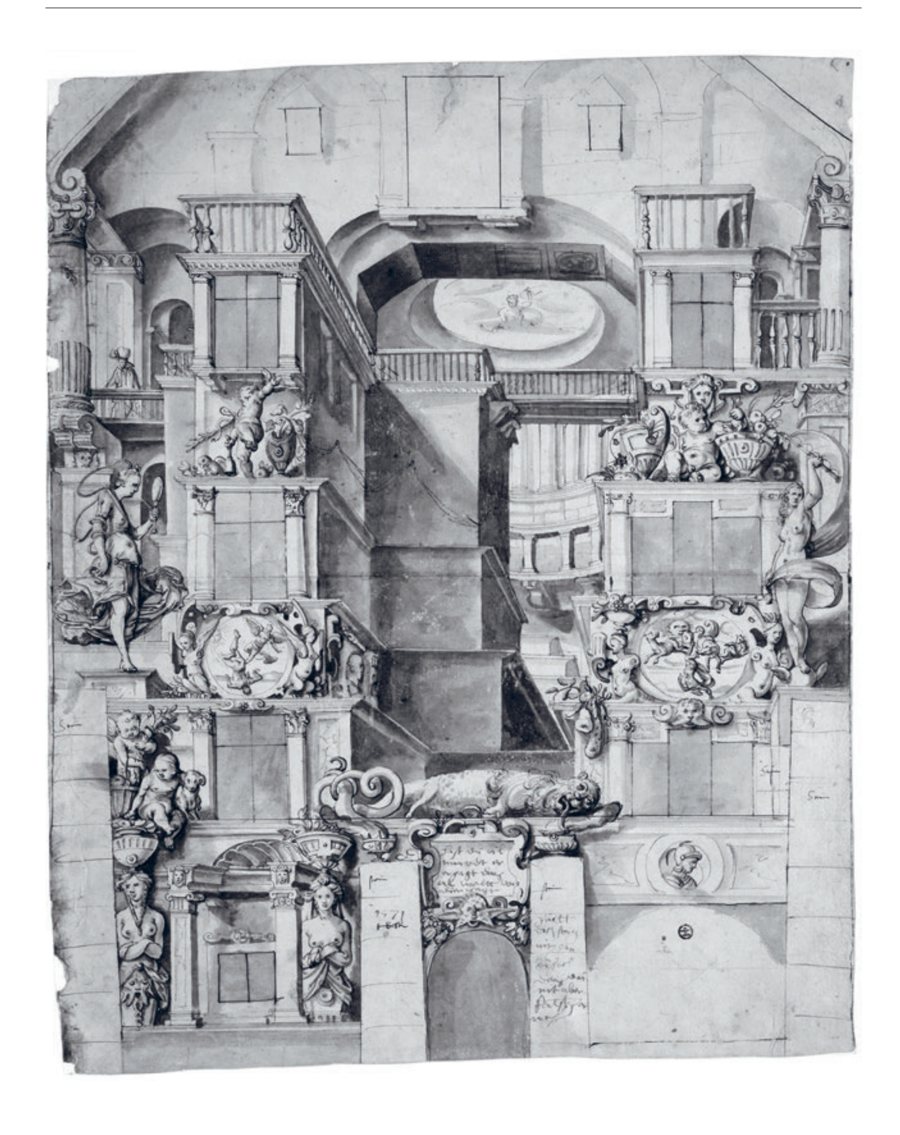


Abb. 10: Hans Bock d. Ä., *Entwurf für eine Fassadenmalerei mit Chimäre, Sturz des Ikarus und des Phaeton, Prudentia und Fortuna*, 1571 © Kunstmuseum Basel, Kupferstichkabinett, Inv. U.IV.65.



Abb. 11: Hans Bock d. Ä., *Entwurf für eine Fassadenmalerei mit dem Sturz des Bellerophon*, 1572 © Kunstmuseum Basel, Kupferstichkabinett, Inv. U.IV.92.



Abb. 12: Hans Bock d. Ä., *Bildnis des Theodor Zwinger*, 1589 (?) © Kunstmuseum Basel, Inv. 1877.



Abb. 13: Detail Virtus und Wollust, Hans Bock d. Ä., *Entwurf für eine Fassadenmalerei mit dem Sturz des Bellerophon*, 1572 © Kunstmuseum Basel, Kupferstichkabinett, Inv. U.IV.92.

Im Fall von Platters Haus am Petersplatz wird erst bei der genaueren Betrachtung der Auswahl und Kombination der verschiedenen Bilder und Texte deutlich, dass auch hier ganz ähnliche Themen im Zentrum standen.[132] Besonders der obere Teil der Fassade war mit Darstellungen der fünf Sinne, von sechs Musen sowie zuletzt hervorgehoben Calliope, Apollo als Musenführer und dem Sohn Calliopes und Apollos, dem singenden Orpheus, der Macht der schönen Künste gewidmet. Das hervorstechende Thema der schönen Künste setzt sich auch bei den Göttern Jupiter, Minerva und Merkur und der Reihe aus singendem Apoll, richtendem Midas und Flöte spielendem Pan im mittleren Bildteil fort. Die letzte Szene stammt aus dem 11. Buch der Metamorphosen des Ovid, in welcher Midas beim musischen Wettstreit zwischen Apoll und Pan ein als Verirrung verspottetes Fehlurteil zugunsten Pans traf, das ihm seine Eselsohren eintrug.[133] Es folgt die Darstellung der Tugenden, ergänzt um mehrere Imperativsätze, die insbesondere Fleiß, Keuschheit, Gleichmut, Geduld, Wahrhaftigkeit und Wohlwollen adressieren.[134] Den Abschluss bilden Darstellungen der Philosophen Dioge-

132 Verzeichnet sowohl in Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 69, als auch bei Gross, *Urbis Basilea*, 1626, S. 481–483; Tonjola, *Basilea sepulta*, 1661, S. 404f. Dazu auch Landolt, Materialien, 1972, S. 297f.; Lötscher, *Felix Platter*, 1975, zum Haus »zum Samson« S. 119–130, zur Bemalung S. 126–128; Hess, Tugendallegorien, 2011, S. 129f. Platters Anwesen bestand aus einem Hauskomplex mit mehreren Gebäuden. Bei der in der beschriebenen Art und Weise bemalten Fassade handelt es sich wohl um das Haus im späteren Petersgraben 24, das den Namen »König David« trug.

133 Ovid, *Metamorphosen*, Buch XI, Vers 150–193.

134 Gross, *Urbis Basilea*, 1626, S. 481: »Respice ad eventum, sapiens conatibus aude. / Vince voluptates: quaesitis utere gratus. / Acquiras laudem meritis. Iram moderare. / Quod verum est cupidus sectare. Humanus homo esto. / Gaudia misceto curis. Sua cuique repende.« Zur Darstellung der Tugenden im nachreformatorischen Basel, z. B. auch zur Funktion der Tugenddarstellungen im Rathaus als Mittel der Selbstvergewisserung der Elite, vgl. Hess, Tugendallegorien, 2011.

nes, Plato und zuletzt – da er namensgebend für das Haus fungierte, vermutlich in besonderer Größe – König David,[135] ergänzt um lateinische Zitate antiker Autoren, die Vergänglichkeit, maßvolles Verhalten und das Laster des Hochmuts aufgreifen.

Die reichhaltigen Bezüge der Texte und Bilder und ihre Bedeutungen waren trotz aller Sichtbarkeit nur für eine kleine Schicht gelehrter Betrachter erkenn- und diskutierbar. Eines ist jedoch offensichtlich: Die Betonung der Tugenden wurde konterkariert durch den Prunk der Ausführung und den Stellenwert, der dem Hausherrn in den Sprüchen eingeräumt wurde. Das kulminierte in einem ebenfalls auf die Fassade aufgemalten hyperbolischen Lobgedicht auf Platter, auf sein Haus und die Bedeutung seiner dort zu besichtigenden Sammlung durch den Genfer Theologen Theodor Beza.[136]

Montaigne betont entsprechend in seiner Beschreibung des Platter'schen Anwesens sowohl die prunkvolle Gestaltung als auch den Willen des Hausherrn, wenn er schildert, dass es »auf das bunteste und ornamentenreichste bemalt und, *wie der Bauherr wollte*, groß, geräumig und prunkvoll ausgeführt« sei.[137] Auffällig ist auch, dass das Haus ausgerechnet nach »französischer Manier« bunt bemalt war.[138] Während diese Form der Bemalung Montaigne zwar mit Sicherheit bekannt war, stach sie in Basel wohl als exotisch heraus und verwies für jeden sichtbar auf die Ausbildung des Eigentümers an seinem ehemaligen Studienort Montpellier.

Auf der Hausfassade Platters überlagerten sich also Exotik, Ornament, Größe und Prunk – alles Elemente, die Bernard de Girard 1574 an der Mode der »magnificence« französischer und insbesondere adliger Baustile

135 König David und die Musen nehmen auch auf dem großformatigen (160 × 270 cm) Ölgemälde »Allegorie der Musik«, das angeblich aus Platters Besitz stammt und heute in der Musikinstrumentensammlung des Historischen Museums Basel aufbewahrt wird, eine zentrale Position ein, HMB, Inv. 1906.2901.

136 »Hanc quisquis hospes aspicis domum, domum / Si te fortè videre credis, falleris: / Nam quicquid orbis continet dignum aspici, / Quae continet domus, domum cur dixeris? / Vin' aëris, vin' aequoris, seu fluminum, / Vin' orbis universa quâ patent sola / Stans intueri uno in loco miracula? / Mentem hîc habes, oculos habes quod expleat. / Quid amplius? quod jure mireris magis, / Istius herus & artifex domus, domum / Et nomine & reapse FELIX anteit: / Homo artium omnium, omis homo solertiae. / Felicis ut domum, & hominem si videris, / Non jam domum, sed orbis epitomam in domo, / Homineque in uno homines bonos, industrios, / Et eruditos penè cunctos videris.«, Gross, *Urbis Basilea*, 1626, S. 481.

137 Montaigne, *Tagebuch*, 2007, S. 52, meine Hervorhebung.

138 Ebd.

kritisierte.[139] Das Haus ermöglichte es demnach, ökonomischen Exzess in Ornamentik, exzessiven Antikenbezügen und überbordender Prachtentfaltung sichtbar umzusetzen. Die zeitliche Koinzidenz mit der Kritik an der neuen französischen Mode ist auffällig. Platter gestaltete sein Haus in den späten 1570er Jahren. Wenn auch das Bemalen von Häusern in Basel schon seit längerer Zeit praktiziert wurde, so übernahm Platter doch Stil und Exzessivität der französisch-höfischen Mode. Dem entspricht auch Martin Möhles Befund, dass Wohntürme, wie sie etwa von Zwinger und Platter ebenfalls in den 1570ern errichtet wurden, eine Aufnahme adliger Bauweisen darstellten, die sich nicht an den städtischen Höfen in Basel orientierten.[140]

Die exzessive Ausgestaltung der Hausfassaden diente der Betonung des erreichten sozialen Status.[141] Gleichzeitig mag die offensive Darstellung des eigenen Reichtums vor dem Hintergrund von Diskursen des Maßhaltens und der Aufwandsgesetze in der Stadt auch als Problem wahrgenommen worden sein. Eine derartige Luxuskritik wurde etwa in einer Inschrift auf dem Kaufhaus – also im selben Medium der Hausinschrift – zum Ausdruck gebracht:

»Anno M.CCC.LIIIIII. an S. Luxtag / geschah ein Erdbidem / durch welchen das Chor im Münster sampt dem Fronaltar zerfiel / vnd bey dreyhundert Menschen verdorben. Hierzwischen gieng ein Fewr auff / welches niemand loeschen konte. Hierauff ward aller Pracht abgeschafft / vnd Seiden / Sammet / Silber oder Gold zu tragen verbotten: dargegen ein jaehrliches Allmuosen fuer die Armen geordnet / nemlich die Lux-Roeckh / oder kleidung / zur gedechtnuß des Tags / an welchem dieser Erdbidem geschehen.«[142]

Zwinger und Platter nutzten vor diesem Hintergrund zwar das städtische Display der Hausinschriften durchaus für ihre eigene Repräsentation, agierten dabei aber doch vorsichtig, indem sie zumindest vordergründig Tugenden ins Zentrum stellten sowie die Möglichkeit des Falls thematisierten. Dass dies aber auch die damit offenkundig gemachte Höhe des möglichen gesellschaftlichen Falls und mithin den Status der Besitzer zum Ausdruck brachte, wurde ebenfalls reflektiert. Beispielsweise zitierte Platters Fassade aus der Komödie *Heautontimoroumenos* von Terenz: »Atque haec perinde

139 Zorach, *Blood, Milk, Ink, Gold*, 2005, S. 1.
140 Möhle, Zwingerhaus, 2010, S. 213–215.
141 Vgl. die Analysen von Schmitter, Odoni's Façade, 2007, zur Fassadenmalereien in Venedig.
142 Gross, *Urbis Basilea*, 1626, S. 466.

sunt, ut illius animus, qui ea poßidet. Qui utiscit, ei bona: qui non rectè utitur, ei mala.«[143]

»Ea«, also die in der Textstelle besprochenen Besitztümer, bezieht sich zwar nicht in der Hausinschrift, wohl aber im vorangehenden Vers der antiken Komödie auf die Güter Familie, Eltern, Vaterstadt, Verwandte, Freunde und Geld. All dies musste auf Platters Fassade nicht wiederholt werden, da es durch die materielle Schreibfläche – das Haus – bereits präsent war. Verse und Kontext bei Terenz sprechen in der knappen Formel »mala« den möglichen Verlust eben dieser Güter an. Gleichzeitig wird aber betont, dass der Verlust vom Agieren des Einzelnen, von der Art und Weise seiner Nutzung der Güter, abhängig ist. Ähnlich wie in Theodor Zwingers Imprese – »remigio ventisque secundis«/»Mit Ruder(n) und günstigen Winden«[144] – wurden auf Platters Hausfassade Glück und Eigenleistung, Umstände und Gestaltungsmöglichkeiten, aber auch Prosperieren und Fall, Maßhalten und die Freude am musisch-sinnlichen Spiel in einem wechselseitigen Verhältnis gezeigt.

Die Natur sammeln und verwerten – Platters Pomeranzen

Mediziner sammelten mit Vorliebe *naturalia*. Diese passten besonders gut zum Selbstverständnis und den Aufgabenbereichen ihrer wissenschaftlichen *persona*, und sie komplementierten außerdem die antiken und bibliographischen Interessen ihrer Sammlungen gemäß dem Vollständigkeitsanspruch frühneuzeitlicher Kunstkammern.[145] Zu dem Sammeln der Natur gehörte namentlich bei den Botanikern auch das Kultivieren, Beobachten und Präsentieren möglichst vielfältiger lebender Pflanzen in Gärten.[146] Neben dem 1589 in Basel eingerichteten botanischen Garten verfügten einzelne Mediziner auch über eigene Gärten. Besonders im Fall Platters handelte

143 Ebd., S. 482; Terenz, *Komödien*, 2012, S. 187–285, hier S. 204f., Vers 195f. Hier auch folgendermaßen übersetzt: »Allein, es hängt vom Wesen ab doch dessen, welcher sie besitzt: Wer recht sie nutzt, dem sind sie Güter, Übel dem, der's nicht versteht.«

144 Dill, Nautile, 2010, S. 197.

145 Daston/Park, *Wunder*, 2002, S. 315. Zu frühneuzeitlichen Naturaliensammlungen vgl. Findlen, *Possessing Nature*, 1994.

146 Für die Bedeutung der Botanik und von Pflanzen als Wissensobjekte in Basel um 1600 vgl. Benkert, Ökonomien botanischen Wissens, 2016. Außerdem umfassten die Sammlungen weitere *naturalia* aller Art, und selbst lebende Tiere wurden insbesondere von Platter ebenfalls »gesammelt«.

es sich dabei auch um einen wichtigen Anziehungspunkt für Besucher, einen Raum für gesellige Anlässe und mithin eine weitere Bühne der Repräsentation, die der Mediziner mit exotischen und raren Pflanzen und Tieren bespielte.

Im Folgenden möchte ich mich auf eine ganz besondere, hier kultivierte Pflanze konzentrieren, in der sich medizinische, ökonomische sowie repräsentative Funktionen kreuzten und verdichteten: die in Platters Garten in außergewöhnlicher Zahl und Qualität gedeihenden Pomeranzen. Zitrusfrüchte waren im 16. Jahrhundert nördlich der Alpen extrem begehrt.[147] Bei den großen europäischen Handelsgesellschaften lassen sie sich als Handelsgut, wenn auch in kleinen Mengen, bereits um 1500 nachweisen.[148] An Schwung und Umfang gewann der Handel allerdings erst, als die Nachfrage im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts an den Höfen, welche die exotischen Pflanzen für ihre Gärten und ihre Tafeln schätzten, wuchs und die Figur des »Lemonihändlers« – spezialisierte Einzelhändler aus Norditalien – an Bedeutung gewann.[149]

Als Felix Platter 1552 zum Studium nach Montpellier aufbrach, waren die Früchte in seiner Heimatstadt Basel noch äußerst selten und schwer zu bekommen. So berichtet Platter in seiner Autobiographie fasziniert von dem verschwenderischen Umgang mit Pomeranzen in der südfranzösischen Stadt:

»Den 12 hornungs [1553], in unsers calender herren faßnacht, waren allerley dentz hin und wider in der statt mit allerley seitenspil und mumerien auf allerley manier. Daß wert auch den mentag, wie auch den zinstag, so man mardi gras, den feißten zinstag nempt, an welchem tag junge burger umzogen, hatten am halß seck hangen voller pomerantzen, die gar wolfeil, das man das dotzet um ein pattart, ist 2 d kauft. Item druogen körb fir schilt. Do sy auf den blatz kamen by Nostre dame, Unser frauwen, warfen sy ein ander mit pomerantzen, daß der gantz blatz vol zerbrochener pomerantzen lag.«[150]

147 Beck, Lemonihändler, 2004; Pommeranz, Schöne Zitron, 2011.

148 Etwa für die Ravensburger Handelsgesellschaft, ebd., S. 323.

149 Die Datierung dieser Verschiebung schätzen Pommeranz, Schöne Zitron, 2011, und Beck, Lemonihändler, 2004, unterschiedlich ein. Pommeranz, der auch visuelle Quellen einbezieht, datiert das Auftreten der Lemonihändler bereits ins 16. Jahrhundert, während Beck einen nennenswerten Handel mit Zitrusfrüchten nördlich der Alpen erst im 17. Jahrhundert sieht.

150 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 158.

Der Eintrag zur Fasnacht im folgenden Jahr ist deutlich kürzer. Dafür stechen die Pomeranzen umso mehr hervor:

»In der faßnacht zinstag [1554] vor der eschenmitwuchen zogen die juristen doctores in gemein herumb in einer mumerey; und stritten die burger aber, wie im vordrigen jor verzeichnet, mit pomerantzen werfen gegeneinanderen.«[151]

Platter erwähnt diese Episoden zwar en passant, dennoch sind sie auffällig. Indem er die Früchte in der in hohem Alter niedergeschriebenen Erzählung mit seinem Studienaufenthalt in Südfrankreich verknüpfte, band er sie nämlich argumentativ in seinen eigenen in der Autobiographie stilisierten Lebens- und Karriereweg ein.

Zurück in Basel und als er sich endlich seinen eigenen Garten leisten konnte, baute Platter selbst Zitrusfrüchte an und trieb äußerst erfolgreich Handel vor allem mit Pomeranzenbäumen, was ihm über die Jahre die beträchtliche Summe von über 1 255 Pfund einbrachte.[152] Weil die Pflanzen an den Fürstenhöfen so beliebt waren, boten sie Platter eine Möglichkeit, Zugang zu verschiedenen Adligen zu erhalten und diese Kontakte auch weiterhin zu pflegen. Sein Bruder Thomas versuchte, den Handel nach Felix' Tod fortzusetzen, sah sich jedoch einem durch die zunehmende Konkurrenz unter den italienischen Händlern im 17. Jahrhundert bedingten Preisverfall ausgesetzt. Dennoch handeln die einzigen erhaltenen Briefe der Korrespondenz zwischen Thomas Platter d. J. und Eberhard von Rappoltstein – dem Sohn Egenolph von Rappoltsteins, auf dessen Beziehung zu Felix ich weiter unten eingehen werde, – bezeichnenderweise vom Handel mit Zitrusbäumen und von deren Pflege.[153]

Auch in der Stadt waren die Pflanzen nicht nur bei den botanisch besonders interessierten Medizinern beliebt. Basilius Amerbachs Haushaltsbuch verzeichnet bereits für den Oktober 1562 Ausgaben für die Pflege seines Pomeranzenbaumes.[154] Der Neapolitaner, der sich um das Umpflanzen des Baumes kümmerte, war Amerbach von Celio Secundo Curione empfohlen worden. Er ging mit seiner Dienstleistung also offenbar von Haus zu Haus.

151 Ebd., S. 193.
152 Ebd., S. 530. Thomas Platter d. J. führt die »schöne[n] Pomerazen, Zitronen & Limonenbaüm« im Garten in seinem Hauptbuch auch eigens auf, was deren Wert unterstreicht, Hauptbuch, ab 1615, UBB, A λ V 9, S. 507.
153 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 505, Anm. 95; Landolt, Materialien, 1972, S. 282f.
154 Jenny/Dill, Theatrum vitae Basiliensis, 2000, S. 348f.

Die finanziell einträglichen exotischen Gewächse besaßen auch hohen symbolischen Wert. Einem in der italienischen Renaissance häufig bildlich nachempfundenen Mythos nach hatten die Hesperiden die Früchte nach Rom gebracht.[155] Platter stilisierte sich entsprechend in seinem von Hans Bock d. Ä. gemalten Ganzfigurenporträt als derjenige, der die Pomeranzenpflanzen in Basel heimisch gemacht habe (Abb. 14).[156] Das Bild zeigt Platter mit den typischen Attributen eines Mediziners – in der rechten Hand ein Buch, in der linken Handschuhe. Auf dem Tisch rechts von Platter befinden sich verschiedene Südfrüchte, links das Pomeranzenbäumchen, leicht verdeckt durch Platters Hand. Dessen Früchte lassen sich ebenfalls der medizinischen Symbolik zuordnen. Als Heilmittel waren Pomeranzen etwa zur Stärkung, zur Fiebersenkung und zur Entgiftung gefragt.[157] Im Hintergrund des Bildes ist schließlich eine antike, an die Ausgrabungen im nahegelegenen Augusta Raurica erinnernde Säulenszenerie dargestellt.[158] In dieser doppelten Einbettung zwischen antiker Baukunst und medizinischer Requisite werden die antiken mythologischen Konnotationen der Zitrusfrucht und ihre medizinische Bedeutung im Bild zusammengeführt.

Die Präsentation von Platters Garten anlässlich wichtiger sozialer Zusammenkünfte und seine berühmte Porträtierung mit einem Zitrusbäumchen spielten also keineswegs nur auf seinen Reichtum an. Im Pomeranzenbäumchen kreuzten sich symbolisch botanisches Expertentum, medizinisches Wissen, Exotik, Antikenbezug, Reichtum und Platters Anbindung an die Fürstenhöfe. Es wurde zu einem wichtigen Träger des Bildes, das Platter von sich selbst als Arzt – aber auch als Gelehrter, Humanist, Botaniker, erfolgreichem Netzwerker und vermögendem Eliteangehörigen – schuf.

155 Pommeranz, Schöne Zitron, 2011, S. 309f.

156 Wie weit seine spielerische Selbstidentifizierung mit der Pflanze reichte, zeigt ein Liebesgedicht Platters, in dem er ein Pomeranzenblatt aufgrund seiner Form mit seinem Herzen verglich, das gleichwohl beständig und reich sei, Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 40.

157 Beck, Lemonihändler, 2004, S. 116f.

158 Zu den Arbeiten der Gelehrten – allen voran Basilius Amerbach – in Augusta Raurica vgl. Hufschmid/Pfäffli (Hg.), *Wiederentdeckt*, 2015.



Abb. 14: Hans Bock d. Ä., *Bildnis des Felix Platter*, 1584 © Kunstmuseum Basel, Inv. 84.

Brüche der Repräsentation

Die Präsentation von Reichtum und Exotik zielte darauf ab, Distinktion herzustellen und zu betonen. Das war allerdings auch gefährlich. Je nach Situation konnte dieser positive Wirkmechanismus nämlich auch kippen und die repräsentierte Distinktion in eine Provokation negativer Wahrnehmungen umschlagen. Das lässt sich besonders deutlich an der Skandalfigur Leonhard Thurneysser aufzeigen. Der aggressive Umgang der Basler gegenüber einem Elch, den Thurneysser in seinem Garten hielt, war beispielsweise neben vielen anderen Aspekten Ausdruck für den Stimmungswechsel in der Stadt gegen Thurneysser.[159]

Das exotische Tier, das Thurneysser von dem Fürsten Radziwiłł aus Litauen erhalten hatte, wurde von den Bewohnern der Stadt als Verkörperung des Teufels gesehen und sogar zu vergiften versucht.[160] Thurneysser platzierte die Elch-Episode prominent in seiner langen Auflistung von Vorwürfen, die die Basler Gesellschaft gegen ihn erhoben hatte und gegen die er sich mit einem gedruckten *Ausschreiben* zu verteidigen suchte. Thurneysser habe den Elch verbunden mit erheblichen Kosten und in der Absicht, bei seinen Basler Mitbürgern Interesse zu wecken, 1579 von Berlin nach Basel gebracht. Hier trafen aber, wie Thurneysser lamentierte, sowohl Tier wie Besitzer nur auf Missgunst und wurden magischer Praktiken verdächtigt:

»Hab ich auch vermeint / denen von Basel / nicht aus ruhm / oder von ehrgeitz wegen / sondern aus rechter warer einfalt vnd aus treuhertzigem gemuet / solch seltzame Thier mit grossen unkosten hinauff zufueren befohlen / vnd daselbst zur stette gebracht / Haben sie ihrem alten brauch vnd gewonheit nach / nicht vnterlassen / mich durch des Thieres willen zuuerkleinern / vnd an meinem gutten Nahmen / Ehr vnd Leinmut anzutasten / Also / das die ersten gesagt / Das es kein Thier / sondern mein Teuffel / den ich in der gestalt des Thiers / (den Leuten die augen damit zuuerzaubern / vnd also zu einem Mirackel / vnd Wunderwerck) hinauff geschickt.

Die Andern aber / das meine Betruegnerey / hier im Lande / auch keinen fortgang mehr haben / wolte / derhalben ich meinen (ja wie ich wol sagen soltt / iren) Teuffel also die Lande auff vnd nider / Gelt damit zusamlen / vnd wie die Zanbrecher / TyriacksKremer / Gauckler / Leut vnd Landtbetrieger / vnd was dergleichen Bescheisser vnd Landfahrer mehr seind / mich also darmit zuernehren / fuehren lasse / vnd andere Ehrenruerende wort mehr / welche nicht allein / von dem gemeinen Poefel (dem es seinem Unverstandt zuzumessen sein moecht) sondern wol von den

159 Schumacher, *Thurneysser*, 2011, S. 115; Piller, Sammlung, 2011, S. 73; Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 237, Anm. 690; Karcher, *Felix Platter*, 1949, S. 88f.
160 Thurneysser, *Ausschreiben*, 1584, S. LXXXIV–LXXXVI.

fuornembsten / ja (wie ichs nennen oder deuten soll) von den groebesten in der Stadt beschehen ist: […] haben sie ein Weib angereitzt (welchs nit ein vnbekandte Frauw ist) die diesem Thier / ein Apffel / darinn zwo abgebrochne Neynadlen gesteckt / jhme zu essen geben wollen.«[161]

Auch in der Bespielung der Haus-Bühne mit Exotika musste also darauf geachtet werden, den Bogen nicht zu überspannen, da die Symbolik sonst zu implodieren drohte. Platter gelang dieser Spagat, obwohl die Exotik seiner Sammlung und seine Anklänge an adlige Lebensweisen nur graduell hinter Thurneysser zurückstanden. Auch deshalb musste Platter sich von Thurneysser distanzieren. Dies tat er etwa in einem weiter unten ausführlicher zu diskutierenden Schmähgedicht, mit dem sich Platter vornehmlich gegen Thurneyssers »betrügerisches« Destillieren von Exkrementen und dessen Praxis der »Weissagung« richtete.[162] Ausgangspunkt von Platters Kritik in diesem Text ist Thurneyssers angeblich unmäßige und betrügerische Gier nach Geld, die ihn »vm hoff vnnd huß darzuo zu letst an Bettelstab«, so Platters böser Wunsch, bringen sollte.[163] Dieser Finanzexzess wird im Text besonders dadurch zur Geltung gebracht, indem er mit als unrein konnotierten Exkrementen und angeblichen Transmutationsabsichten kombiniert wird.

Egal wie deutlich jedoch die Polemik gegenüber dem Konkurrenten Thurneysser ausfiel, auch Platter selbst riskierte mit der Betonung seines Reichtums in der repräsentativen Ausgestaltung seines Hauses, ungewollte Formen von Aufmerksamkeit zu erregen. Nicht zuletzt stand der Elch zumindest beim Besuch Jacques-Auguste de Thous 1579 sogar in Platters Garten.[164] Umso wichtiger war es, Vorsicht walten zu lassen. Eine Abgrenzungslinie in Platters Schmähschrift gegen Thurneysser bildet die negativ konnotierte Welt der medizinischen und alchemistischen *secreta*.[165]

161 Ebd.

162 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 382–384v. Vgl. das Kapitel »Beschämen – Spott, Spaß und der entgrenzte Körper«.

163 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 382.

164 Thou, *Mémoires*, S. 67f.

165 *Secreta* bezeichneten »geheimes« Wissen, vor allem in Bezug auf Heilmittel und Rezepturen. Der Begriff unterstreicht, dass medizinisches Wissen in der Frühen Neuzeit arkanisiert wurde und zugleich leicht ins Prekäre – etwa alchemistischer Praktiken – umschwenken konnte. Vgl. Leong/Rankin (Hg.), *Secrets and Knowledge*, 2011; Eamon, *The Professor of Secrets*, 2010. Allgemeiner zu den verschiedenen Wirkmechanismen und dem Umgang mit dem auch für repräsentative Zwecke eingesetzten Geheimen in der Frühen

Gerade die Mediziner mussten sich gegen den latent stets drohenden Vorwurf verwehren, in ihren Häusern Alchemie oder sogar Magie zu praktizieren. Bereits die »privaten« Promotionen von französischen Paracelsisten wie Joseph Duchesne und Bernard Gabriel Penot in den Häusern von Zwinger bzw. Platter wurden kritisch beäugt.[166] Alchemistische Praktiken verbanden sich zumindest imaginativ mit der Uneinsehbarkeit des Hauses. Der Medizinerhaushalt um 1600 als Ort von potenziell anstößigen Praktiken erschien also zunächst als ein prinzipiell von außen unkontrollierbarer Raum, der, wollten sie Gerüchten im Vorhinein entgegentreten, gerade deshalb von den Medizinern zumindest rhetorisch beständig geöffnet und als zugänglich vorgeführt werden musste.

Dem Eindruck einer gewissen Opakheit und Unkontrollierbarkeit des frühneuzeitlichen Haushalts entsprach, dass Aufwandsgesetze, die die Statthaftigkeit und das Maß insbesondere von Kleidung regulierten, für die Ausgestaltung von Häusern nicht griffen.[167] Maßnahmen der »guten Policey« in Bezug auf Häuser fanden in den Städten der Frühen Neuzeit lediglich im Kontext städtischer Regulierung der Wohnbebauung statt und tangierten die Ausgestaltung der Häuser der Eliten nicht nachweislich.[168] Das Ideal eines »standesgemäßen Decorums« war, was Häuser anbelangt, unreguliert und damit umso mehr gesellschaftlich verhandelbar.[169] Anhand der Vorwürfe gegen Thurneysser lassen sich allerdings die potenziellen Gefahren der gleichzeitigen Übersteigerung von Repräsentation und Arkanisierung von Praktiken in den Häusern für die Außenwahrnehmung beobachten. Wie konnten die Mediziner diesen Gefahren bereits im Vorfeld entgegenwirken?

Neuzeit vgl. Jütte, *Das Zeitalter des Geheimnisses*, 2011; Engel/Rang/Reichert/Wunder (Hg.), *Das Geheimnis*, 2002; Ginzburg, High and Low, 1976.

166 Gilly, Zwischen Erfahrung und Spekulation 1, 1977, S. 115f.

167 Schmidt-Funke, Städtische Wohnkulturen, 2015, S. 220f.

168 Ebd., S. 220.

169 Vgl. zur Problematik von zu sumptuösen Hausfassaden im italienisch-humanistischen Diskurs Schmitter, Odoni's Façade, 2007, S. 296. Dort auch zur Aussage Ciceros, dass Ehre durch das Haus nur gestützt, aber nicht erzeugt werden könne. Vgl. auch Albertis Einwände gegen zu üppigen Hausschmuck in *Della famiglia* und *De re aedificatoria*, wobei die Grenze über die Angemessenheit der Kosten im Vergleich zu den städtischen Pflichten definiert wird. Diese Grenze erkennen zu können, zeichne den ökonomisch erfahrenen, nicht verschwenderischen Hausvater aus. Albertis Überlegungen werden damit als typische Argumentation der zeitgenössisch auch nördlich der Alpen bedeutungsvollen Hausväterliteratur erkennbar. Vgl. Burkart, *Stadt der Bilder*, 2000, S. 39f.

Strategien der Einbindung

Die Zusammenarbeit mehrerer Ärzte am selben Ort bot eine Möglichkeit, die eigenen Praktiken im Innern ihrer Häuser nach außen abzusichern. Beispielsweise war die dem Reglement der Fakultät zuwiderlaufende geheime Dissertation des Paralcelsisten Joseph Duchesne in Theodor Zwingers Haus wohl nur möglich, weil neben dem damaligen Dekan Zwinger auch Platter, Isaak Keller, Johann Bauhin und der Jurist François Hotman anwesend waren. Noch Jahre später sah sich Platter gezwungen, das damalige Vorgehen zu rechtfertigen. Dazu verwies er neben den Kenntnissen des Kandidaten in erster Linie auf die anwesenden Personen.[170] Thurneyssers Problem war im Umkehrschluss in erster Linie seine Isolation in der Stadt, in der er zwar geboren war, die er aber für viele Jahre verlassen hatte. Soziale Einbindung war für die Wahrnehmung der Mediziner wesentlich und verschob die Grenze, an der Exzessivität zu kippen drohte.

Platter gelang es, sein Haus als einen eingebundenen Komplex darzustellen, dessen vielfältigen Zielsetzungen gerade auch dem Wohle der Stadt dienten:

»Gestreng Edel Ehrenvest fürsichtig Ehrsam Weiß, gnedig gebiethende herren. Dieweil ich auß sonderer neigung vnndt liebe von Jugendt auf, was zu erkundigung allerley sachen, so einem vollkommenen artzett zewißen zierlich auch nottwendig zeerfahren mich beflißen, auch solches zewegen zubringen, kein mühe, arbeit noch kosten geffahret, hab ich auch sonderlich viel vnndt frembde gewegs zeerkennen, zebekommen zepflantzen, darzu ein weiterer platz von nöten war, mitt großen kosten ein behausung vnndt hof zu St Peter erkauft vnndt erbauwen, dahin mich sonderlich der garten darbey, die gewegs darein zusetzen, sampt dem abwaßer, so der hof über mansche dencken auß, innhatt, dieselbige mitt zeweßeren, vervrsachet welche ich auch also zubereitet, daß dorinnen nitt allein die menge der frembden zierlichen gewegsen sich erscheint, sonder auch als ein Zier, ohn Ruom zemelden, neben anderen in diser lustigen Stadt von frembden vnndt heimischen besuchet wirdt, wehre auch weiter wellens gewesen, so mir dz abwaßer vollkommen, wie ich es vnndt andere vor mir genoßen haben, verbliben wehrt, dorauß ander lustig Springwerck von waßer in meinem garten anzerichten.«[171]

---

170 Decreta medica, StaB, Universitätsarchiv Q 2, S. 45f. Die Passage ist gedruckt in Vries (Hg.), *Correspondance*, 1923, S. 88f., Anm. 2. Vgl. Gilly, Zwischen Erfahrung und Spekulation 1, 1977, S. 115f.

171 Supplication vnd bedenken wegen des brunnens, UBB, J I 7.

Mit diesen Worten leitete Platter eine längere Supplikation an den Basler Rat ein, mit der er um die Lösung eines Wassernutzungsstreits bat.[172] Platters Nachbar, Junker Wolf Waldner, beziehungsweise dessen Erben übergingen ihn bei der Wassernutzung, obwohl Platter das Wasser dringend für seinen Garten und seinen Springbrunnen benötigte.[173] Die Supplikation zeigt, dass Platter, um seinen Garten in seinem Sinne gestalten zu können, auf funktionierende Nachbarschaft oder das Eingreifen der städtischen Herrschaftsträger angewiesen war. Sein Spielraum in der Gestaltung des Anwesens war keineswegs lediglich von seinem Willen und seinen Finanzmitteln abhängig, sondern benötigte so profane, über das Gemeinwesen organisierte Dinge wie ausreichend Wasser für Pflanzen und Springbrunnen.

In dem Wasserstreit verbirgt sich ein tiefergehendes Problem. Die luxuriöse Ausgestaltung des eigenen Hauses inklusive Garten konnte prinzipiell die Konvention des Maßhaltens verletzen. Platter argumentierte daher sehr sorgfältig mit der wissenschaftlichen Notwendigkeit seines Gartens für einen »vollkommenen artzett«[174] sowie mit dessen Beliebtheit bei fremden und einheimischen Gästen. Er beschrieb das Anwesen nicht in erster Linie als *sein* Haus, sondern als Zierde der ganzen Stadt, um den übermäßigen Wasserverbrauch zu legitimieren. Platters Argumentation unterstrich, dass sein Hauskomplex in das städtische Gemeinwesen eingebunden war und in einem funktionierenden Wechselverhältnis mit ihm stand. Diese Einbindung und die Berufung auf den gemeinen Nutzen enthoben von potenziellen Vorwürfen und den möglichen Gefahren von Übersteigerungen. Ausdruck fand diese Einbindung auch in der Beschriftung des öffentlichen Brunnens in der Neuen Vorstadt – vermutlich am Eck Petersgraben und damit gegenüber von Platters Anwesen – mit einem Gedicht, das die göttliche Wassergabe lobte, zugleich aber auch mit den Initialen D. F. P. (Doktor Felix Platter) auf Platter verwies.[175] Die Beschriftung des Brunnens nahe des Hauses zeigt

172 Basel wurde seit dem späten Mittelalter immer wieder ein besonderer Brunnenreichtum attestiert. Vgl. Simon-Muscheid, Städtische Zierde, 2001, S. 702–704. So z. B. Montaigne, *Tagebuch*, 2007, S. 54. Die Nutzungsrechte an den Brunnensystemen wurden Ende des 16. Jahrhunderts den Häuptern als Herrschaftsmittel zur symbolischen Verzinsung übergeben. Vgl. Schüpbach-Guggenbühl, *Schlüssel zur Macht*, 2002, Bd. 1, S. 83.

173 Supplication vnd bedenken wegen des brunnens, UBB, J I 7.

174 Die Argumentation ähnelt auffallend Platters Selbstdarstellung als Mediziner in der Dedikation seines anatomischen Werks *De humani corporis structura et usu*, 1581–1583.

175 Gross, *Urbis Basilea*, 1626, S. 486.

besonders deutlich, wie sehr Inschriften insofern als Repräsentation funktionierten, als sie gerade auf die Einbettung ihrer Auftraggeber in die städtische Gesellschaft zielten, sie also mitten hinein in den städtischen Kontext setzten.[176]

Die Ausgestaltung der Häuser funktionierte nicht vereinzelt. Sie adressierte ein Publikum und war gleichzeitig von der Zustimmung der Nachbarn oder, wie im Fall der Platter'schen Wasserversorgung, auch von dem Eintreten der städtischen Obrigkeit abhängig. Diese Abhängigkeiten waren über persönliche Beziehungen zu bedienen, für deren Herstellung und Aufrechterhaltung Einladungen in die Häuser und gesellige Anlässe grundlegend waren. Diese Einladungspraktiken und das Gelingen häuslicher Geselligkeit stehen im Mittelpunkt des folgenden Kapitels.

Begegnen – Exzessivität als Praxis und das Geschlecht der Geselligkeit

»The idea of the »serious joke« (ioco-serio), a term reappearing constantly in the literature of scientific paradox, succinctly sums up the ability of seventeenth-century discourse to express profoundly serious topics through laughter. More importantly, it […] points to the ability of polarities to exist within one category and, in fact, to create a separate category through their coexistence.«[177]

So beschreibt Paula Findlen das auf Plinius' Naturkonzeption beruhende Modell der *ioco-seria*. Dieses im wissenschaftlichen Diskurs der Frühen Neuzeit wie auch in der zeitgenössischen Rhetorik bedeutungsvolle Modell, in dem sich die binären Kategorien Ernst und Spaß auflösten und ineinander geklappt eine neue Kategorie formten, spiegelte sich auch in den sozialen Praktiken der AkteurInnen.[178]

Spielerisch und heiter war etwa der Modus von Einladungen zu geselligen Anlässen, die damit die erhoffte Atmosphäre des anstehenden Ereignisses bereits antizipierten, – todernst waren jedoch die damit ver-

176 Vgl. Schmitter, Odoni's Façade, 2007, S. 300.
177 Findlen, Jokes of Nature, 1990, S. 300f.
178 Vgl. Mulsow, *Die unanständige Gelehrtenrepublik*, 2007, S. 87–120, der den Uneindeutigkeiten von *ioco-seria* auf den Grund geht und nach den Bedeutungen hinter auf den ersten Blick scherzhaften Formulierungen fragt.

knüpften Zielsetzungen. Denn Einladungen und Geselligkeit waren zentral für die Aufnahme und den Erhalt von Beziehungen sowie für die Positionierung des Einzelnen in der städtischen Gesellschaft. Eine Mischung aus nachdrücklichem Drängen auf das Annehmen der Einladung, Scherzhaftigkeit und latenter Unterwürfigkeit zeichnet etwa die bereits erwähnte Einladung in Platters Gartenzelt zum 1. Mai aus.[179] Ihm sei versprochen worden, so Platter, dass beide Herren Bürgermeister sowie weitere Amtsträger der Stadt ihre »geschäfft nebensich legen« würden. Platter habe das Versprechen nicht vergessen, obwohl er »damahls nit was lär, / Vnnd [ihm] der kopff war etwas schwär«, er also bei dem früheren Morgenessen, auf die Einladung und Versprechungen zurückgingen, getrunken hatte.

Die Einladung sollte der Pflege bereits lange bestehender Beziehungen dienen. Das Schreiben blickte mit diesem Anspruch sowohl in die Vergangenheit als auch in die Zukunft:

> »Damit die Freündtschafft nit verrost,
> Welche vor Langst ist aufgericht,
> Wie aber sonst g'meinlich beschicht,
> Wann mann die nit durch z'sammenkhunft,
> Erhielt In Heüßern vnd der Zunfft. […]
> Gott wöll daß die freündtlich khurtzweil,
> Nit mehr so lang Zeit sich verweil,
> Sonder all monat khommen z'sammen,
> In meiner B'hausung amen amen.«[180]

Neben dem Beharren auf dem gegebenen Versprechen verweist Platter indirekt, indem er auf das Trinken bei dem vorangegangenen Anlass anspielt, auch auf den erwarteten freudigen Charakter des Ereignisses. Die Treffen in den Häusern der Basler Elite zeichneten sich durch fröhliche Geselligkeit aus und waren dabei doch dem »ernsten« Ziel der Positionierung der AkteurInnen verpflichtet.

179 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 115f.
180 Ebd., S. 116.

Zoten und Zutrinken

Heftiges Trinken, aber auch gemeinsames Musizieren, übermäßiges Essen und sexuell anzügliches Zotenreißen waren zentral für die Soziabilität in den Häusern der Basler Elite. Die Quellenlage zu diesem exzessiven Agieren ist nicht besonders gut. Verstreute Hinweise in Briefen, autobiographischen Texten, *alba amicorum*[181] oder Gelegenheitsschriften erlauben allerdings einige Einblicke in das gesellige Treiben in den gastlichen Häusern.

Bezeichnend für das gesellige Operieren mit dem Exzess ist eine Episode, die in einem Brief von Theodor Zwinger an Basilius Amerbach geschildert wird. Die Männerrunde diskutierte, ob dem Schwanz oder den Hoden der Vorzug gegeben werden solle. Nach einiger Diskussion fiel die Entscheidung zugunsten der Hoden:

> »Er [Johannes von Teutenhofen, Zwingers Studienfreund] plädierte für den Schwanz, ich überzeugte aber unter grosser Zustimmung aller, vor allem auch Deines Vaters, dass den Hoden der erste Platz gebühre, und verfasste in der Folge diesen Vers aus dem Stegreif: ›Der erste Platz sei den Hoden, der zweite den Schwänzen. Der Schwanz pflügt, die Hodenbörse verteilt den Samen‹.«[182]

Entscheidung und Begründung decken sich mit den Ergebnissen der Forschung von Patricia Simons zur frühneuzeitlichen Bedeutung von nach außen drängenden Körpersäften, insbesondere des Samens, für die Konstituierung von Männlichkeit.[183] Die Selbstvergewisserung der eigenen Männlichkeit war ein Dauerbrenner gerade unter den jungen, noch unverheirateten Angehörigen der Basler Elite. Der junge Balthasar Hummel berichtete beispielsweise seinem Jugendfreund Felix Platter nach Montpellier

---

181 Von einer Reihe von Basler Medizinern sind *alba amicorum* erhalten. Diese unterscheiden sich in ihrem Charakter stark. Jakob Zwingers Stammbuch verzeichnet lediglich Einträge aus seiner Jugend in Basel von 1584 bis 1586, die wohl eher Auskunft über die Gäste seines Vaters als über seine eigene Vernetzung erlauben. Caspar Bauhins Exemplar bildet das weite Netz aus ehemaligen Studenten des Professors ab. Die Stammbücher von Thomas Platter d. J. und Matthias Harscher sind offenbar auf ihren Reisen entstanden, UBB, A λ II 36a (J. Zwinger), AN VI 16 (C. Bauhin), AN VI 43 (M. Harscher), AN VI 13 (T. Platter d. J.). Vgl. Vischer, Stammbücher, 1949, S. 247–264.

182 T. Zwinger an B. Amerbach, 28.4.1560, in: Jenny/Dill (Hg.), *Amerbachkorrespondenz*, Bd. 11/1, 2010, Nr. 4528, S. 464. Übersetzung Dill, Nautile, 2010, S. 187.

183 Simons, Manliness, 2009; Simons, *The Sex of Men*, 2011. Vgl. ausführlicher das Kapitel »Verflüssigung – Körper im Bad«.

in einem Brief, in dem er über den Zustand des *medical marketplace* in Basel informierte und mithin die Karrierechancen für sich als jungen Apotheker und für seinen Freund als zukünftigen Arzt reflektierte, auch über seinen Bartwuchs: »Jr schriben yr mëchte wol mein bart sechen so wolt ich auch gern ein hor doruß schiken wan ich nur nitt so gar wenig hett aber er ist wol so lang«.[184] Die Länge des offensichtlich noch recht spärlichen, doch heiß ersehnten Bartes wird über eine Skizze eindrücklich vor Augen zu führen versucht (Abb. 15).

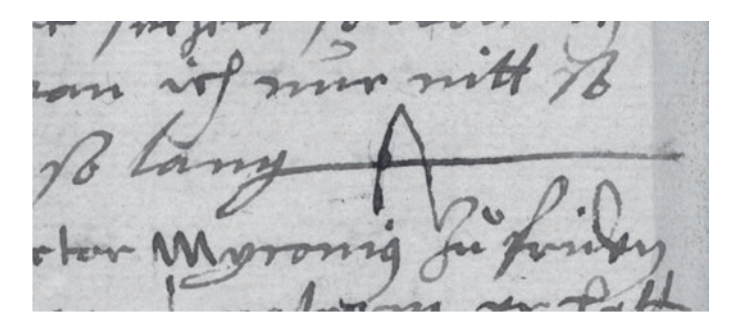


Abb. 15: Skizze Länge Bartwuchs, Brief Balthasar Hummel an Felix Platter, zwischen 1552 und 1557 © Universitätsbibliothek Basel, Frey-Gryn Mscr I 8, S. 160v.

Bei der Wiedergabe des derben Gesprächs über den Schwanz und die Hoden oder bei dem ungleich zahmeren epistolaren Bartvergleich handelt es sich nicht um isolierte Einzelereignisse. Das von Zwinger geschilderte Treffen war keine bloße Imagination von einer Zusammenkunft, die nur inmitten eines zotenreichen Briefwechsels möglich gewesen wäre. Humor und Exzess spielten ganz im Gegenteil eine entscheidende Rolle für Vergesellschaftungsprozesse gelehrter und städtischer Eliten, die auch und gerade in ihren Häusern stattfanden. Die Fähigkeit, sich an anspielungsreichen Gesprächen möglichst geistreich zu beteiligen, war ein gewichtiger Faktor der Selbstpositionierung und Eingliederung in die Gesellschaft.[185]

184 B. Hummel an F. Platter, zwischen 1552 und 1557, UBB, Frey-Gryn Mscr I 8, S. 160f.

185 Mulsow, *Die unanständige Gelehrtenrepublik*, 2007. Das ist auch der Grund für das Florieren der Konversationslehre. Vgl. Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013, S. 64.

Um diese Prozesse eingehender beleuchten zu können, erweist sich der Manuskriptband mit Gelegenheitstexten und Gedichten aus Felix Platters Besitz, aus dem bereits verschiedentlich zitiert wurde, als besonderer Glücksfall.[186] Die in den hier versammelten Gedichten, Sprichwörtern und Liedern angesprochenen Themen bewegen sich neben gelegentlichen moralischen Reflexionen in einem recht überschaubaren Themenfeld von (unerfüllter) Liebe, sexuellen Anzüglichkeiten und reformierter Kritik. Wahrscheinlich diente die Sammlung Platter als Konversationshilfe in geselligen Runden. Die große Vielfalt der wohl erst lange nach Platters Tod in dieser Form gebundenen Texte, deren fehlende Ordnung sowie der Konzeptcharakter vieler Einträge lassen eine Publikationsabsicht als unwahrscheinlich erscheinen. Es handelt sich vielmehr um wohl über einen längeren Zeitraum gesammelte, teils selbst geschriebene, teils von anderen übernommene Texte und Textfragmente zum persönlichen Wiedergebrauch. Dies gilt insbesondere für die vielen Liedtexte, die einen großen Teil des Bandes einnehmen und die stellenweise auch mit Informationen zur musikalischen Umsetzung versehen sind. [187] Die einleitende Erklärung zu einem der Texte verdeutlicht die enge Verbindung der Lieder mit Trinkritualen:

»Ein liedt: singt man ob tischs, eim so einen außdrincken soll, vnnd facht die gselschaft daß erst gsatz an, darnoch daß ander der den becher hatt, vnnd also fort an. Am letsten gesatz sollen die zwo ersten silben gsungen werden, so offt, biß er außgedruncken hatt, alß dan singt man erst daß überig darzu.«[188]

Das Trinklied feiert das gemeinsame und unmäßige Trinken. Zugleich verregelt die Beschreibung das Trinken aber auch. Das Bescheidtrinken erscheint hier als eine verbindliche und Regeln unterworfene Konvention, die dem Rhythmus des Liedes zu folgen hatte. Der hier stattfindende Exzess war also geformt und normiert.

Exzessive Trinkrituale werden in der Forschung vor allem mit einer explizit männlichen Soziabilitätskultur verbunden und, lässt man die Höfe außen vor, in erster Linie in den Gasthäusern, Trink- und Zunftstuben frühneuzeitlicher Städte verortet.[189] Die Übertragung auf die häuslichen

---

186 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30. Vgl. Anm. 109 in der Einleitung.
187 Kmetz, *Basel Songbooks,* 1995, S. 127–140, 187–224. Vgl. zur Aufführungspraxis Platters auch Mertens, Was Humanisten sangen, 2008.
188 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 264.
189 Tlusty, *Bacchus*, 2005; Kümin, In vino res publica, 2011.

Tischrunden der akademischen Elite erfolgte erst vor Kurzem im Zuge der Beschäftigung mit der Entstehung und Funktionsweise von Gelehrtennetzwerken und neuen Perspektiven auf Professorenhaushalte.[190]

Die immer wieder erlassenen städtischen Ordnungen gegen diese Praktiken konnten der Normativität des Zutrinkens nur wenig entgegensetzen.[191] Obwohl das Zutrinken zu Beginn des 17. Jahrhunderts zumindest etwas in seiner Bedeutung nachgelassen zu haben scheint, berichtet noch Thomas Coryat in seiner Reisebeschreibung von 1611 im Kapitel zu Basel von den Konventionen, die das reziproke Trinken zu einer wichtigen Ehrensache machten.[192] Das Zutrinken war aber keineswegs nur ein Basler Spezifikum, sondern als Konvention weithin verbreitet. Felix Platter schildert entsprechende Praktiken beispielsweise in seiner Beschreibung einer Familienreise ins Wallis und der dort genossenen Gastfreundschaft. Ein besonderes Denkmal setzt er dabei der Frau des Gastgebers, des Hauptmanns Heinrich in Alben. Diese habe »gar gern« Wein getrunken und Platter damit bis ins Bett »getrieben«, wo sie ihn weiterhin zum Bescheidtrinken »zwang«.[193]

Die Aufzählung der im Wallis erwiesenen Akte von Gastfreundschaft schließt mit der Nennung des Zürcher Goldschmiedes Exuperantius, in dessen Gefäßen den Reisenden der Wein gereicht wurde. Auch das ist auffällig, waren Trinkgefäße doch, wie Valentin Groebner herausgearbeitet hat, zentral für den Komplex aus Gastfreundschaft, gemeinsamem Trinken und Weingeschenken in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft.[194]

190 Z. B. Mulsow, *Die unanständige Gelehrtenrepublik*, 2007; Harding, Trinkstube, 2013.

191 Zu den Mandaten vgl. den Abschnitt »Nachtzeiten und Lukubrationen« im Kapitel »Betreten – Zugänglichkeiten, Offenheit und Rückzug«.

192 Gleichwohl konstatiert Coryat, dass das viel besprochene Laster der deutschen Trunkenheit seinen Beobachtungen während seines Aufenthalts in der Stadt im Jahr 1608 nach hier auch nicht mehr als in anderen Ländern verbreitet sei, Coryat, *Coryat's Crudities*, 1905, Bd. 2, S. 174f.

193 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 407–409. Vgl. zu dieser Episode auch Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013, S. 363.

194 Groebner, *Gefährliche Geschenke*, 2000, S. 59–65. Vgl. zu den in Basel erhaltenen Trinkspielen Barth/Hörack, *Goldschmiedekunst*, 2014, Katalogband, S. 205–229.



Abb. 16: Hans Kellner, *Jungfrauenbecher*, um 1600 © Museum Pfalzgalerie Kaiserslautern, Inv. 1915.8.

Ein Trinkgefäß wurde Felix Platter auch von Dorothea Gemusaein verehrt. Das Objekt in Gestalt einer vergoldeten Jungfrau (Abb. 16 für ein zeitgenössisch entsprechendes Objekt) wurde begleitet von einem äußerst anspielungsreichen Brief.[195] In diesem bemerkenswerten Geschenk, das mit »Malvasier« gefüllt in geselliger Runde herumgehen sollte,[196] verbanden sich Trinkgewohnheiten und Trinkspiele mit der Reflexion von Maß und Übermaß, die nicht nur den Weingenuss, sondern in der Figur der Jungfrau verdichtet auch den Umgang mit Körperlichkeit und Sexualität umfassten. Bevor ich mich eingehender mit diesem Geschenk beschäftige, ist daher zunächst der imaginierte und rhetorische Umgang mit Frauenkörpern und Frauenbildern in den geselligen Runden der Basler Elite zu beleuchten.

Beschreiben und Projizieren – Frauenkörper und Frauenbilder in Platters Kurztexten

Ein weiterer Liedtext in Platters Gedichtsammlung preist anspielungsreich einen einzelnen Körperteil – die weibliche Brust:

»von schönen brüstlenen. In der weis. Del ferm'amor. Ant. Barre.
Brüstlin so weiß, so glatt, daß sie eins blenden, die helffenbein vnd alabaster gschenden, So klein, dz man die hand kaum möchte füllen, So hert, man könnt ein flöhlin daruff knüllen, So rund, wie ein halb kügelin gedreyet, darvon der buosen sich ein klein auffbleyet, Sie stohnd auch vest, und keins ander anrühret, Mit eim rothen erdbehrlin wol gezieret, Wol dem, der sie wirdt drucken, vnd sein willen, doran büßen, vnd sie mit milch außfüllen.«[197]

In bemerkenswerter Art und Weise wird die Aneignung des imaginierten Körpers mit unterschiedlichen Körperpraktiken (»füllen«, »knüllen«, »drucken«, »willen büßen«) vorgeführt und mit verschiedenen Möglichkeiten der sinnlichen Wahrnehmung – sehen, tasten, schmecken – verknüpft. Beschrieben wird ein Erkundungsprozess, der die anfängliche, im »Blenden« der weißen, an antike Statuen erinnernden Brüste Ausdruck findende Distanz zwischen Akteur und Objekt schrittweise aufhebt und zuletzt nicht nur

195 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 204–206. Ein entsprechendes Objekt aus diesem Zeitraum ist in Basel nicht erhalten. Die vor allem in Nürnberg hergestellten Jungfrauenbecher finden sich aber in vielen anderen Sammlungen. Vgl. Kämpfer, *Becher*, 1977, S. 126, Abb. 100.

196 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 205f.

197 Ebd., S. 242.

den sexuellen Akt, sondern zugleich auch dessen Resultat – Empfängnis, Schwangerschaft und Geburt – im Bild des Milchflusses aufruft. Die Brust ist dabei vom Körperganzen losgelöst. Es ist der nach Jonathan Sawday auf literarischen Übertragungen aus dem Feld der florierenden Anatomie beruhende, sprachlich und imaginativ fragmentierte Körper, der im Zentrum der Aufmerksamkeit steht.[198] Der Text weist starke Bezüge zu dem berühmten Blason von Clément Marot »du beau tétin« von 1535 auf, das Platter mit großer Wahrscheinlichkeit kannte.[199] Belegt ist auf jeden Fall, dass Platter einen Gedichtband des pikanten Autors seinem Vorgänger auf der Stelle des Stadtarztes, Johannes Huber, aus Frankreich mitgebracht hatte.[200]

Verortet man den frühneuzeitlichen Songtext »von schönen brüstlenen« an einem der geselligen Anlässe in Platters Saal oder auch in seinem Gartenzelt, wird aus dem anzüglichen Text, der hier dann in Liedform als vierstimmiges Madrigal zur Aufführung gelangte, ein nahezu perfektes Medium von Soziabilität.[201] Wie die gemeinsamen Körperpraktiken des Trinkens, Essens oder des Musizierens förderte auch das kollektive, häufig humoristische Aufrufen der erotischen Aneignung des weiblichen Körpers die Vergemeinschaftung unter Männern.[202] Der weibliche Körper diente als Projektionsfläche und Objekt geteilter und mitgeteilter Begierden. Männlichkeitssymbole und männlich-elitäre Exklusivitätsmarker – etwa lateinische Sprache, humanistische Kenntnisse, die universitäre Zugehörigkeit,[203] Zotenreißerei und Trinkrituale – waren für diese Vergesellschaftungsprozesse ganz im Sinne des von Merry Wiesner-Hanks vorgeschlagenen Konzepts des *male bonding* von grundlegender Bedeutung.[204]

Das Blason von den »schönen brüstlenen« legt eine Auslegung nahe, die den fragmentierenden, objektifizierenden und sexualisierenden Umgang mit

198 Sawday, *The Body Emblazoned*, 1996.

199 Zu Platter und Marot vgl. Kmetz, *Basel Songbooks*, 1995, S. 138, Anm. 57.

200 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 296.

201 Platter musizierte, wie aus verschiedenen Eintragungen in seiner Autobiographie hervorgeht, selbst und besaß außerdem eine umfangreiche Musikinstrumentensammlung. Zum Zusammenhang von Musik, Soziabilität und Körperlichkeit vgl. Macy, Speaking of Sex, 1996.

202 Vgl. hierzu auch die Überlegungen von Hentschel, *Pornotopische Techniken*, 2001, S. 18–48.

203 Zur Verbindung von Universität und Männlichkeit vgl. Shepard, Student Masculinity, 2009, S. 53–74.

204 Das Konzept wurde ursprünglich von Merry Wiesner aus der Anthropologie in die Geschichtswissenschaft übertragen, um damit die auf Zusammenhalt zielenden Handlungen von Gesellen zu beschreiben, Wiesner, Male Bonding, 1989.

dem weiblichen Körper wenn nicht als männliche Gewalt, so doch zumindest als Ausdruck der Vergesellschaftung rein männlich-patriarchaler Hegemonievorstellungen deutet. Allerdings hat Sarah Toulalan in ihrem beeindruckenden Buch zu pornographisch-erotischer Literatur im England des 17. Jahrhunderts mit Nachdruck auf die Gefahr der anachronistischen Verkürzung hingewiesen, die mit einer derartigen Deutung verbunden wäre.[205] Diese übersieht nämlich die Komplexität derartiger Texte und vereindeutigt die historische Situation von deren Entstehung, Aufführung und Rezeption auf Basis heutiger Pornographievorstellungen. Die Involvierung von Frauen an diesen Praktiken wird aufbauend auf Forschungsergebnissen einer über Jahrhunderte hinweg allein an den männlichen Protagonisten interessierten Wissenschaft a priori negiert, auch wenn die Quellen dafür keine eindeutigen Belege liefern.[206]

Das Blason auf die schöne Brust wird von einem zweiten Teil auf die hässliche Brust begleitet:

»Von heßlichen Dutten. In der weis. Sia vil agli altri.
Dutten, nit brüstlin, sonder lähre fleschen, zwen kuttelbletz beschißen vnd nit geweschen, Vergleichen sich zwen langen ledersecken, Beruntzelt, die nach unlust vnd schweiß schmecken, Im busen plotzt stets hin und her der plunder, So lähr, man griff ein haller, läg er drunder. Pfuy, pfuy, zwen lange zapffen doran kleben, wan ich dran druck, ich möcht alls widergeben.«[207]

Im Zusammenspiel mit diesem zweiten, derben Text wird die humoristische Ausrichtung des ungleichen Textpaares deutlich. Der ungewaschene, alte, unförmige Körper ist abstoßend. Diese Brüste verführen nicht, sondern haben den entgegengesetzten Effekt, wobei insbesondere die Anspielung auf das Erbrechen als Ausdruck des körperlich empfundenen Ekels und des Exzesses und damit als Charakteristikum für eine Sprache des Grobianismus und des derben Humors gelesen werden kann. Zugleich steht Erbrechen in enger Verbindung mit der gleichfalls im Verlust der Körperkontrolle resultierenden Saufkultur. Der im zweiten Text imaginierte Körper ist keineswegs ein Objekt der Begierde. Zugleich ironisiert die Beschreibung der »heßlichen dutten« das erste Gedicht und erinnert an die Vergänglichkeit körperlicher Schönheit. Der Körper widersetzt sich seiner idealisierenden Objekti-

205 Toulalan, *Imagining Sex*, 2007, S. 5f., 22, 30–36.
206 Die überwiegende Präsenz von männlichen Wissenschaftlern in den Quellen lässt sich möglicherweise auch auf Archivierungspraktiken zurückführen, die primär das Andenken und die Geschichte großer Männer im Blick hatten.
207 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 242.

fizierung, während der humoristisch gewendete Blick auf ihn weiterhin die Vergemeinschaftung fördert.

Das Lied von den schönen Brüsten zielt – das wird im direkten Vergleich zum Gegenpart, der nicht nähren kann und der deshalb als verachtenswert beschrieben wird, noch um einiges deutlicher – auf Fertilität und Fortpflanzung.[208] In dieser Hinsicht war ein aktiver, sich seiner passivierenden Objektifizierung also gerade entziehender Frauenkörper zeitgenössisch von großer Bedeutung, da nach von Galen inspirierten Vorstellungen die weibliche Befriedigung als essentiell für die Empfängnis betrachtet wurde.[209]

In einem weiteren Text in Platters Gedichtsammlung wird schließlich gerade die weibliche Aktivität beim sexuellen Akt in humoristisch-derber Weise gar juristisch eingefordert – und die Zufriedenheit beider am als »Spiel« und »Turnier« versinnbildlichten sexuellen Akt teilhabenden Ehepartner gefordert und befördert:

> »Ein herr im welschlandt, bin ich bricht,
> verklagt sein frauwen bim Eegricht
> wan er mit ir im beth turniert
> daß sy den hinderen gar nit riert
> vnnd leg gar still, gleich wie ein bloch
> vnnd gnepft nit obsich mit dem loch
> dr'umb thet sy im gentzlich erleiden.
> Begert sich deßhalb von ir z'scheiden
> zeigt an, eß g'hort zuo dißem spiel
> wan zwen arß stacken an eim stil
> Sy beidt sich iebten gleicher mos
> vnnd geb eins dem andren ein stos
> dan sunst so wer die freudt nit gantz
> vnnd gschäch hierin zekurz dem schwanz
> vnnd were nur ein halber dantz
> Die frauw sagt, solt ich mich fast rencken
> So mecht mein man etwan bedencken.
> Ich wer villicht zfast abgericht.
> doruf erkennet daß eegricht
> daß diße frauw io schuldig wär
> den arß zerencken hin vnnd här
> dem man d'arbeit allein nit lon
> daß hett sy auch hernoch gern thon.

208 Zur Verbindung von Erotica und Fertilität im 17. Jahrhundert vgl. Toulalan, *Imagining Sex*, 2007.

209 McLaren, Pleasures of Procreation, 1985; McLaren, *Reproductive Rituals*, 1984.

vnnd wardt wol z'friden weib und man
Ir andre weiber stoßt euch dran,
vnnd wan irs nit zevor handt gelert,
So wißen daß eß darzuo ghört
wan man turnieret nachet bloß
daß eins so wol alß ander stoß,
In gleichermoß und zal zesamen,
wer doran ist der spreche Amen«[210]

Der sexuelle Akt wird mit einem ritterlichen Turnier und dem dort üblichen gegenseitigen Stoßen der Lanzen verglichen.[211] Die ritterliche Minne wird jedoch in einen reformatorisch-ehelichen Rahmen verschoben und, rechtlich durch das Ehegericht sanktioniert, als Maßstab des Ehelebens gefasst. Die Aktivität liegt zunächst klar auf Seiten des Mannes, soll jedoch – sonst, so die weitere Metapher, handele es sich »nur [um] ein[en] halbe[n] dantz« – durch die Aktivität der Frau ergänzt werden. Diese bleibt männlich dominiert, da die Forderung vom Mann ausgeht und vom männlich besetzten Gericht unterstützt wird, allerdings steht abschließend die Betonung beidseitiger Befriedigung. Die Berufung auf das Ehegericht unterstreicht damit zwar die moralische Legitimierung weiblicher Lust. Letztlich wird aber vor allem der männlichen Vorstellung der Lüsternheit der Frau Genüge getan.

Die These von der Lüsternheit der Frau wurde in der reformierten Polemik häufig mit einem teils recht derbe Züge annehmenden Diskurs über die Figur der sündenden Nonne verbunden – zwei eingängige Beispiele, jeweils betitelt als »Neuwe Lieder«, sind auch in Platters Gedichtband enthalten.[212] In derben Versen werden in einem der beiden Lieder Sexualitätspraktiken zwischen einem Mönch und einer Nonne beschrieben. Das zweite Beispiel ist noch expliziter, indem es den Beischlaf mit einer Äbtissin als eine Umdeutung von in der Beichte auferlegten Enthaltsamkeitsvorschriften vorstellt, die unter anderem Sex mit einer Frau verbieten, nicht aber, so der Witz, mit einer Nonne oder gar Äbtissin. Der Vorschlag kommt von der Äbtissin, die beobachtet: »Ich bin ein Nunn, vndt nicht ein weib / Dorzu geweihet ein / Frauw Eptißin andächtig.«[213] Hier wird dem weiblich-unweiblichen Part

210 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 37.

211 Das Motiv des gemeinsamen Brechens der Lanze war in der zeitgenössischen Literatur, etwa bei Bandello oder Aretino, als sexuelle Anspielung verbreitet. Vgl. Simons, *The Sex of Men*, 2011, S. 38–45.

212 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 19–22. Zur Figur der lüsternen Nonne und der antikatholischen Kritik vgl. Roper, *Das fromme Haus*, 1999, S. 197.

213 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 20.

also die initiative Rolle für die sexuelle Übertretung zugeschrieben. Dennoch wird in beiden Beispielen die Kritik erst damit wirklich scharf, dass die exzessiven Sexualitätspraktiken in den Klöstern von Priesterseite auch legitimiert werden: »Alß der Pfaff solches vernamb / Lobt er die Eptißin weil sie / Dem sunder zu hülffe kamb.«[214]

Auch die spielerische Aufnahme des Themas der Nonne in einem Brief Felix Platters an Dorothea Gemusaein deutet darauf hin, dass es sich in erster Linie um einen konfessionellen und weniger um einen misogynen Diskurs handelte. Platter schenkte Dorothea ein schwarzes Tuch und schlug einige unterschiedliche Anwendungsmöglichkeiten vor:[215] Sie könne es beispielsweise nutzen, um es, wie die Nonnen oder »die weltschen für die suonnen«, auf dem Kopf zu tragen. Angesichts des reformierten Kontextes stellt bereits die Nennung der Nonnen als mögliches Vorbild vielmehr ein scherzhaftes Aufgreifen des Diskurses der lüsternen Nonne als einen moralisierenden Vorschlag dar.[216] Diese Vermutung wird durch die weiteren Empfehlungen Platters erhärtet: Dorothea könne mit dem Tuch ihren Bauch verhüllen oder es als Lendenschurz für ihren Mann bei einer Badenfahrt aufsparen. Sowohl die durch das Tuch zu verdeckenden – und damit auch betonten – Körperpartien der involvierten Eheleute als auch die Anspielung auf die Badenfahrt lassen sich angesichts des spielerisch-anzüglichen Charakters auch der weiteren Briefe und Geschenke[217] als deutlich sexualisiertes Scherzen verstehen.

214 Ebd., S. 21.

215 Ebd., S. 123.

216 Zur Ambivalenz frühneuzeitlicher Frauenschleier zwischen Moral und Verführung vgl. Burghartz, Covered Women, 2015.

217 Beispielsweise schenkte Dorothea Felix auch zwei »klein Löffelin«, mit denen er gemeinsam mit seiner Frau Aqua Vitae, Latwergen oder Zuckererbsen einnehmen solle, Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 187–189. Die Intimität, die das begleitende Gedicht evoziert, indem es den gemeinsamen Verzehr mit der Ehefrau beschreibt, lässt sich erst dann in seiner ganzen Bedeutungsfülle als Anspielung verstehen, wenn man die zeitgenössischen, sexualisierten Konnotationen von Löffeln als Phallussymbol mit bedenkt. Vgl. Simons, *The Sex of Men*, 2011, S. 265–270. Platter spielte – vordergründig stets innerhalb des moralischen Rahmens agierend – an anderen Stellen ebenfalls mit den Konnotationen des Objekts. Eine seiner humoristischeren *observationes* schildert, wie ein Hauptmann am Aschermittwoch, »an dem man frei alles Beliebige zu verrichten und sich gegenseitig stark zu beflecken pflegt«, einen Löffel verschluckt. In der direkt vorangestellten Fallgeschichte, an die die Löffelgeschichte als »similis casus« anschließt, erzählt Platter von einem anderen Soldaten, der sich, »als wenn er ihn verschlingen wollte«, einen Aal an den Mund hielt. Dieser »schlüpfte mit Macht durch die Kehle in den Magen und durcheilte danach die Eingeweide« (Platter, *Observationum*, 1614, S. 414f.; Übersetzungen nach Typoskript NL Buess, Bd. 2, Fall 318 und 319). In dieser Dopp-

Wie bereits an diesen wenigen Beispielen ersichtlich wird, sind die Frauenbilder, die in Platters Gedichtsammlung begegnen, nicht eindeutig. Die Texte stehen vielmehr stellvertretend für eine Gesellschaft, die ihre – klar hierarchische – geschlechtliche Ordnung beständig aushandelte und das humoristische Potenzial dieses Aushandlungsprozesses auch für geselliges Agieren zu nutzen wusste. Geschlechtliche Zuweisungen waren in der Vormoderne sehr viel weniger stabil, als häufig angenommen wird. Und so überrascht es nicht, dass auch von der zeitgenössischen Literatur beeinflusste Geschichten von Geschlechter- und Rollentausch und Verwechslungskomödien mit nur wenig verschleierten homosexuellen Anklängen Eingang in Platters Textsammlung gefunden haben.[218]

Die Frage nach dem Geschlecht der Geselligkeit in den Häusern von Gelehrten ist damit aber noch nicht beantwortet. Gerade die Beschäftigung mit dem – gemeinhin weiblich assoziierten – Raum des Hauses wirft die Frage nach dem Agieren von Frauen in diesem Raum und nach ihrer Beteiligung bei geselligen Anlässen auf.

Anwesenheit und Beteiligung – Das Geschlecht der Geselligkeit

Ist tatsächlich davon auszugehen, dass die geselligen Anlässe »fast ausschließlich reine Männergesellschaften waren, spätestens dann, wenn nach dem Essen das Zechen begann«?[219] Gabriele Jancke bezieht sich mit dieser eindeutigen geschlechtlichen Zuordnung exzessiver Soziabilität auf die tagebuchähnlichen Aufzeichnungen des Tübinger Gelehrten Martin Crusius. An einer anderen Stelle ihrer Studie zu Gastfreundschaft unter Gelehrten bemerkt Jancke jedoch auch eine Divergenz zwischen den Aufzeichnungen der männlichen Gastgeber und der Präsenz weiblicher Gäste, die oft nicht

lung erinnern sowohl die Aal- als auch die Löffel-Episode an Fellatiopraktiken. Platters im Auftrag der Bürgermeisterfrau Christina Hagenbach angefertigtes Gedicht auf den Ratsherrn Alexander Löffel (Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 416–423, gedruckt bei Boos, *Sittengeschichte*, 1878, S. 346–352), das verschiedenste Arten und Funktionen von Löffeln aufzählt, greift die Brisanz des Themas nicht offen auf. Liest man es allerdings vor dem Hintergrund zeitgenössischer Konnotationen, erhält es – wie das Geschenk von Dorothea – zusätzliche humoristisch-anzügliche Bedeutungsebenen. Vgl. die »Löffellitanei« in Fischarts *Geschichtklitterung*, dazu Kellner, Spiel mit gelehrtem Wissen, 2007, S. 236f.

218 Vgl. Schober, Hermaphrodites, 2016, S. 306–308.

219 Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013, S. 62f.

festgehalten worden sei – vielleicht, so lässt sich vermuten, weil ihr sozialer Mehrwert im Sinne der Positionierung der Akteure weniger augenfällig war.[220]

Ich möchte an dieser Stelle für Vorsicht plädieren und daran erinnern, dass neuere Forschungen der Wissenschaftsgeschichte, die sich von der Heldenzentrierung früherer HistorikerInnengenerationen ab- und der Untersuchung wissenschaftlicher Praktiken etwa im Laboratorium zuwenden, zusehends die Mitarbeit von Frauen »entdecken«.[221] Sicherlich waren Wissenschaftlichkeit und humanistische Bildung, vor allem die Kenntnis der lateinischen Sprache,[222] männlich besetzt und Frauen wurden aus diesen Bereichen, deren Kulminationspunkt die Universität darstellt, ausgeschlossen. Wissenschaft fand aber auch an anderen Orten statt.

Neben der dezidiert männlichen Universität existierte gerade mit dem Haus eine ebenfalls als Wissensraum genutzte, in Geschlechterzuordnungen allerdings nicht eindeutige, ja häufig sogar als besonders »weiblich« beschriebene Sphäre. Medizinisches Haushaltswissen und alltägliche medizinische Praktiken lagen beispielsweise zu einem großen Teil im Aufgabenbereich der Frauen.[223] Dies zeigt sich in den Briefen, die Judith Zwinger ihrem Mann Jakob von ihrer Badenfahrt nach Hause schrieb und in denen sie sich neben Fragen nach der Haushaltung auch nach der Gesundheit der Haushaltsmitglieder erkundigte.[224] Sollte es aufgrund der Krankheit eines Kindes nötig sein, sollte Jakob sie holen lassen.[225] Häusliche Gesundheit bildete eine Komponente des Haushaltens, die vor allem und selbst in den Medizinerhaushalten in den Händen der Frauen lag.

Die Arbeit im frühneuzeitlichen Haushalt wurde insgesamt gemeinschaftlich geleistet. Heide Wunder hat dafür in den frühen 1990er Jahren den Begriff des »Ehe- und Arbeitspaares« geprägt.[226] Die Gemeinschaftsarbeit konnte, wie Simone Zweifel in Bezug auf das Medizinerehepaar Wecker in Colmar untersucht, sogar in einer gemeinsamen wissenschaftlichen Publi-

220 Ebd., S. 70.

221 Vgl. für den Blick auf die unsichtbaren Mitarbeiter, wenngleich er weibliche Mitarbeiter nicht in den Vordergrund stellt, Shapin, The Invisible Technician, 1989. Vgl. auch Kühn, *Wissen, Arbeit, Freundschaft*, 2011.

222 Ong, Latin Language, 1959.

223 Zu Frauen als Heilerinnen und Gesundheit als traditioneller Aufgabe der Hausfrau vgl. Rankin, *Panaceia's Daughters*, 2013.

224 J. Zwinger an J. Zwinger, UBB, Frey-Gryn Mscr I 4, S. 229, 243, 246, 256.

225 J. Zwinger an J. Zwinger, 10.7.o. J., UBB, Frey-Gryn Mscr I 4, S. 243.

226 Wunder, *Er ist die Sonn'*, 1992.

kation münden, wenngleich diese lediglich unter Johann Jakob Weckers Namen veröffentlicht wurde.[227] Caspar Bauhin ließ sich in der Frauenheilkunde zudem von seiner Schwiegermutter unterstützen, die in Bauhins Worten »in der medizinischen Kunst äußerst versiert war« und ihn bezüglich der Form von Pessaren beriet.[228] Eine konkrete Einsicht in die Prozesse dieser Zusammenarbeit ist jedoch aufgrund der Quellenlage, die die männlichen Akteure betont, schwierig. Das weitgehende Fehlen von Frauen in bestimmten Quellengattungen spiegelt allerdings eher ihre Abwesenheit in der sozialen Situation dieser Repräsentationen wider, also beispielsweise in der Situation »Brief« oder »Buch«, als eine fehlende Beteiligung in der sozialen Situation »Haushalt«.

Frauen traten im 16. und 17. Jahrhundert durchaus als Gastgeberinnen auf und nahmen an gesellschaftlichen Anlässen teil – auch in Basel.[229] Guillaume Aragose, ehemaliger französischer Hofarzt und als Hugenotte im Exil in Basel, bat beispielsweise einen anonym bleibenden Doktor in einem Billet, mit dem er sich aufgrund von Krankheit für den Abend entschuldigte, ihn auch bei den »nobilissimas matronas« zu entschuldigen, wobei nichts Näheres dazu gesagt wird, um welche edlen Frauen es sich handelte.[230] Und auch bei den teils auf Latein aufgeführten Theaterspielen der Schulen und Universitäten scheinen Frauen im Publikum gewesen zu sein.[231]

Frühneuzeitliche Geselligkeit und Männlichkeit einfach miteinander kurzzuschließen, ist also ebenso bedenklich wie eingängig. Gerade die übliche historiographische Konzentration im Umfeld zumal gelehrter Eliten auf Diskurse von Männlichkeiten[232] – so wichtig diese für die Selbstdarstellung und das Selbstgefühl der betrachteten Akteure auch waren – führt in der Konsequenz dazu, Frauen als Akteurinnen von Beginn an auszublenden. Die blinden Flecken, die den Quellen ohnehin anhaften, werden dabei nicht nur nicht ausgeleuchtet, sondern vergrößern sich tendenziell weiter. Die Verwendung eines Konzeptes wie das des *male bonding* kann mitunter

227 Zweifel, *Communitas epistolaria*, 2012.

228 Bauhin, *Hysterotomotokia*, 1588, S. 218: »à socru mea […] (quae in arte medica fuit versatissima)«.

229 Ajmar-Wollheim, Sociability, 2006 zeigt auf, dass das Narrativ, das Frauen nicht in frühneuzeitliche Soziabilität integriert, auch Forschungstraditionen geschuldet ist, die etwa den Haushalt als Ort von Soziabilität an sich lange Zeit nicht beachtet haben.

230 G. Aragose an unbekannt, undatiert, UBB, Frey-Gryn II 8, S. 59.

231 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 347.

232 Die Forschung zu Männlichkeit(en) ist mittlerweile enorm, vgl. z. B. Hendrix (Hg.), *Masculinity*, 2008; Schmale, *Männlichkeit*, 2003; Shepard, *Meanings of Manhood*, 2003.

wie das Anlegen einer Brille wirken, die bestimmte, durchaus bedeutende Aspekte deutlicher hervortreten lässt, gleichzeitig aber auch zu einer Verengung des Gesichtsfelds führt. Die verführerischen Logiken des *male bondings*, das so überzeugend konsistente Bild der frühneuzeitlichen männlichen Wissenschaft und die Dominanz der von Männern geschriebenen Quellen verdecken nur zu leicht die Gefahr, eine Geschichte der Vergesellschaftung zu schreiben, die Frauen von vornherein keine oder lediglich eine marginale Rolle zuerkennt. Das hieße, den hauptsächlich erhaltenen normativen Texten und ihren meist objektifizierenden, zum Teil sogar misogynen Äußerungen allzu rasch zu folgen und daraus auf die angebliche Abwesenheit und Nichtinvolvierung von Frauen bei geselligen Anlässen fehlzuschließen.

Aufgrund der Quellenlage ist es leider jedoch grundsätzlich sehr schwierig, über die bloße Feststellung prinzipiell möglicher weiblicher Anwesenheiten hinauszugehen. Allerdings stellt zumindest das Konvolut der Briefe von Dorothea Gemusaein und Felix Platter eine Quelle dar, die mehr zulässt, da sie ungewöhnliche Einblicke in eine nicht verwandtschaftliche Beziehung zwischen einem männlichen Elitenangehörigen und einer derselben sozialen Schicht angehörenden und gleichfalls verheirateten Bürgerin bietet.[233] Ich greife aus diesem Briefwechsel nochmals das bereits kurz erwähnte Geschenk der vergoldeten Jungfrau auf, um die Überlegungen dieses Kapitels abzuschließen.

Das Trinkspiel war das letzte Geschenk Dorothea Gemusaeins an Platter. Das Objekt wurde begleitet von Versen, die den Hintergrund des Geschenks schilderten:

> »Billich ich aber auch ußleg,
> was mich zu diesem krom beweg,
> dan es angferd nitt ist beschehen,
> Sonder ich hab yetz lang gesehen,
> Und gar offt im fürüber gohn,
> dort hoch ein schöne Jungfraw stohn,
> Nitt weit vom herren vor seim huß,
> Gar süberlich gezieret vß,
> welcher dan der herr offt vnd dick

233 Ein weiteres interessantes Beispiel ist Platters Beziehung zu Anna von Berenfels. Anna wird ebenfalls in Platters Gedichtband genannt, und zwar als Empfängerin zweier scherzhafter und teilweise auch anzüglicher Gedichte zu ihrem Namenstag, Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 27f., 33. Außerdem gibt Thomas Platter d. J. an, dass er seine umfangreiche Reisebeschreibung in ihrer Gegenwart »außgelesen« habe, Platter, *Beschreibung der Reisen*, 1968, Bd. 2, S. 928.

hatt geben viel lieblicher blick,
darbey ich wol kont nemmen ab,
daß der herr groß gefallen hab
Schöne Jungfrauwen anzuschauwen,
doch sagt ichs nitt gern vor der frauwen,
weil dieselbig, als ich vernim,
Gar viel bessers vertrauwet ihm.
wiewols nitt so gar übel thon,
weils auch Dauid geschehen lohn,
daß man ihm in seim hohen Alter
zugeben ein solchen Buchhalter,
der ihm erwermen kont den magen,
wans noch im bruch wer dieser tagen,
daß man könt mitt dergleichen sachen,
die alten Menner jünger machen«[234]

Dorothea verhüllt die Anzüglichkeit des Geschenks keineswegs, sondern führt sie anspielungsreich aus. Geschildert werden verfängliche Blicke des zum Zeitpunkt des Schreibens 62 Jahre alten Arztes, die seine Nachbarin bemerkt haben will. Ob die betrachtete »Jungfrau« in der Nähe des Platter'schen Anwesens eine Person, Teil einer Fassadenmalerei oder auch eine Statue war,[235] bleibt unklar – deutlich ist jedoch der Impetus des Begehrens, mit dem die Beschreibung der Blicke verknüpft wird: Platters begehrliche Blicke erinnern Dorothea an die Geschichte von König David und Abisag.[236] Doch statt einer jungen Frau aus Fleisch und Blut, die dem greisen David zur Verfügung gestellt wurde, kann sie Platter lediglich ein Objekt bieten. Dieses Objekt allerdings hat es in mehr als einer Hinsicht in sich. Als vergoldetes Silbergeschirr wurde es mit Wein gefüllt, der aus den Öffnungen der Figur getrunken als »Remedium«[237] das Verlangen Platters stillen sollte.

Der Bezug auf das Symbol der Jungfrau verortete dieses Verlangen außerhalb der Ehe Platters: Imaginiert wird eine unverheiratete Frau. Ulrike Strasser räumte Jungfräulichkeit am Beispiel Münchens vor dem Hintergrund des *body politic* eine bestimmende Rolle für Gesellschaft, Religion und nicht zuletzt auch für die politische Ordnung ein.[238] Auch wenn mit

234 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 204f.
235 Zur Bedeutungsvielfalt der Projektionsfläche von Frauendarstellungen im Stadtraum des frühneuzeitlichen Basel, darunter auch ihre Erotisierung und die potenzielle »Gefährdung« des männlichen Betrachters, vgl. Hess, Tugendallegorien, 2011.
236 1 Kön 1:1–4.
237 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 205.
238 Strasser, *State of Virginity*, 2004.

dem Geschenk Gemusaeins keine Jungfräulichkeit im Sinne der modernen Definition von sexueller Unerfahrenheit, sondern vielmehr eine »soziale Zuschreibung« gemeint war,[239] wirkte die goldene Jungfrau auch in diesem Beispiel als eine materialisierte »master metaphor«.[240] Sie zielte nämlich direkt auf die zentrale Ordnungsinstanz der Haushalte und der Gesellschaft Basels um 1600 – die Ehe.[241]

Dorotheas »Remedium« überschritt gleich mehrere Grenzen. Zunächst verwies das Gefäß auf exzessives Trinken. Die Gestalt des Objekts, aber insbesondere die begleitenden Verse brachten zudem eine Sexualisierung ins Spiel, die trotz des Versuchs zur Umkehr nicht mehr aufgefangen werden konnte:

> »doch muß ich wider keren umb,
> Eh ich zweit in dMatery kum.
> drumb bitt ich den herren von hertzen,
> wöll mir verzeihen dieses schertzen,
> vnd alles im besten verstohn,
> Auch dJungfraw lassen vmher gohn
> Mitt Malvasier ußgefült,
> dan also sie das Buchweh stilt,
> doch soll man sie zuviel nitt küssen,
> wie dan der herr wird selber wüssen«[242]

Der Versuch, in den letzten Versen gegenzusteuern und nicht »zu weit in die Materie« zu kommen, gelingt nicht – zu stark ist in dem Appell zur Mäßigung das Verb »küssen«, das die sexuelle Anzüglichkeit konkretisiert. Dorothea kehrt mit ihrer Bezeichnung der Jungfrau als »Remedium« die Rollen um – nicht länger, wie in den sonstigen Briefen, ist es Felix, der in der überlegenen Position des Arztes auftritt, sondern Dorothea. Obwohl sie beteuerte, nicht zu weit in die Materie vordringen zu wollen, drang Dorothea in der Tat mit Nachdruck in Platters Haushalt ein. Ihr Geschenk trug Platters verstohlene Blicke von der Straße ins Haus und gesellte der Visualität des bloßen Schauens ein taktiles Moment bei, indem Dorothea das Halten, Betasten und Erwärmen der Jungfrau betonte, womit letztlich auch die Gefährlichkeit der Blicke und des durch sie symbolisierten Begehrens durchschien. Und so wirkt auch der wie üblich abschließende Wunsch göttlichen Segens

239 Burghartz, Jungfräulichkeit, 1992, Zitat S. 39.
240 Strasser, *State of Virginity*, 2004, S. 5.
241 Zur Ehe in Basel vgl. Burghartz, *Zeiten der Reinheit*, 1999.
242 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 205f.

und Gesundheit auch für die, wie das erste Zitat betont, deutlich vertrauensvollere Ehefrau Platters recht ironisch:

> »den [Platter] wölle Gott zu aller stund
> sampt der frauwen erhalten gsund,
> vnd vns allen nach diesem Leben
> Ein bessers vnd ewiges geben.«[243]

Das Geschenk und die begleitenden Verse bedienten sich in ihrer anzüglichen Rhetorik des Repertoires eines Scherzens, das gemeinhin mit Praktiken des *male bonding* verbunden wird. Allerdings verfügten sie auch über eine ganz eigene Brisanz, die in der Reaktion Platters greifbar wird: Er beendet in seinem Antwortbrief den »Vertrag« der Messgeschenke. Begründet wird das mit der zunehmenden Unmäßigkeit der Geschenke, die den Seckel der Gemusaein übermäßig leeren würden, und dem zu hohen Stellenwert, den das Spiel angenommen habe. Dies führe dazu, dass Dorothea zu Zeiten der Messe das Haus kaum noch verlasse, um nicht von Platter überrascht zu werden.[244] Obwohl Felix das Scherzen Dorotheas durchaus auch in diesem letzten Brief aufnimmt, setzt er Grenzen. Gerade als die Anspielungen unkontrollierbar zu werden drohen, führt er den Spaß auf gewohntes Terrain zurück und siedelt die in dem Objekt verkörperte Exzessivität statt in der Zweierbeziehung in dem Trinken mit Freunden, darunter übrigens ganz selbstverständlich Dorothea, in seinem Haus an:

> »Vnnd wans der frawen g'falt, so wöllen,
> Wir den Mäßkram biß dar einstellen.
> Biß wir hinzwischen mittel finden.
> Mit hülf, rath zuthun gueter fruinden.
> die wir zu einer Malzeit laden,
> s'beßeren diesen großen schaden.
> Vnnd haben die Jungfraw darbey,
> Vom goldt, waß doch Ihr meinung sey.
> Welche sie vns wirt wohl erklären,
> Wann wir sie etlich mahl außlähren,
> Mit guetem sueßen rangen wein,
> drumb fraw gendt Ihr den willen d'rin,
> vnnd will eüch g'fallen dieser Rath.«[245]

243 Ebd., S. 206.
244 Ebd., S. 157–159.
245 Ebd., S. 159.

Das Beispiel zeigt damit auf, dass Exzess Grenzen nicht einfach überschritt, sondern auch umspielte. Die bloße Andeutung von Überschreitung reichte für das gesellige Spiel meist aus – wurde sie zu explizit ausgeführt, waren Gegenmaßnahmen erforderlich. Diese erfolgten im Fall von Platters Antwort allerdings nicht durch eine glatte Abfuhr und ein scharfes Entgegensetzen von Maß und Ordnung, sondern über die spielerisch sachte Umdeutung des Exzesses und dessen Überführung in die größere Tischrunde.

Dazu passt auch, dass das Objekt im Platter'schen Haushalt offenbar in Ehren gehalten wurde. Als vergoldetes silbernes Trinkgeschirr besaß es materiellen Wert und wurde somit auch im Hauptbuch Thomas Platters nach Felix' Tod aufgeführt.[246] Seinen Weg in den Platter'schen Haushalt hatte das Objekt damit gefunden und auch das Andenken an die Geberin blieb gewahrt, verzeichnete das Inventar das Trinkspiel doch explizit als Schenkung Dorothea Gemusaeins an den seligen Dr. Felix Platter. Die Sammlung des Hauses hatte die Beziehung gespeichert.[247]

Das von Dorothea Gemusaein formulierte Ziel, über die Geschenke die »alte fründschafft zuerhalten«,[248] war in Hinblick auf die *memoria* der Geberin erreicht. Letztlich war es gerade das entgrenzende Haushaltsobjekt, das das Andenken an Dorothea Gemusaein auch nach ihrem und Felix Platters Tod im Platter'schen Haus präsent hielt. Vorangegangene Geschenke, die ebenfalls Anzüglichkeiten beinhalteten, wie zwei Löffel, hatten wohl nicht denselben nachhaltigen Effekt.[249] Erst mit der Jungfrau war das Objekt gefunden, das gesellige Exzessivität ebenso darstellte, wie es sie praktisch im gemeinsamen Trinken aus dem Gefäß auch durchführbar machte. Mit der goldenen Jungfrau hatte sich der Exzess materialisiert, war sicht- und angreifbar geworden – und vielleicht auch gerade deshalb problematisch.

Die Konzentration auf soziale Situationen wie den Haushalt kann das Konzept des frühneuzeitlichen *bonding* von seinem Zusatz *male* zumindest für einige Momente der historischen Analyse befreien. Außerdem erlaubt es der Ansatz, den Charakter des *bonding* an sich zu hinterfragen. *Bonding* suggeriert eine Festigkeit von Beziehungen, die der oftmals zu konstatierenden Flüchtigkeit von sozialen Kontakten um 1600 und ihrem ständigen »Gemachtwerden« kaum gerecht wird. Mögen das gelehrt-wissenschaftli-

246 Hauptbuch, ab 1615, UBB, A λ V 9, S. 501r.

247 Vgl. Pomian, *Der Ursprung des Museums*, 1998, S. 40: »Manche Gegenstände repräsentieren […] die Schenker der Vergangenheit.«

248 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 181.

249 Vgl. Anm. 217 im Teil »Gestalten und Eindringen – Das Haus«.

che, in Latein gehaltene Sprechen über Körper und damit einhergehende gesellschaftliche Ordnungsversuche etwa in anatomischen Publikationen und Gelehrtenkorrespondenzen rein männlich-elitäre Bereiche gewesen sein, so ermöglichen ebenfalls vorhandene, meist jedoch schlechter erschlossene, vernakuläre Gelegenheitsdichtungen oder familiäre Korrespondenzen andere, ergänzende Einblicke. Die Exzessivität der Geselligkeit, die die Grundlage bildete für soziale Einschreibungen, Hierarchisierungen und Ordnungen, war nicht von vornherein gegendert. Geschlechtliche – in erster Linie patriarchalische – Ordnung wurde an geselligen Prozessen allerdings verhandelt und verfestigt. Das Geschlecht der Geselligkeit war nicht von sich aus männlich, wurde aber in der Situation fast immer vermännlicht.

Diese Prozesse sind im Haushalt als einer durch familiäre und eheliche Beziehungen charakterisierten sozialen Situation besonders gut zu beobachten. Drehte sich die Bewertung geselliger Praktiken ins Negative und wurde die Tugend des Maßhaltens betont, betraf das nicht zuletzt Momente, in denen Frauen als exzessive Akteurinnen gezeigt wurden, wie in Platters Beispiel des Zutrinkens im Wallis. Und dennoch blieben die Zuschreibungen vorerst flexibel – nur so war es Dorothea Gemusaein möglich, in der Korrespondenz und ihren Geschenken ebenfalls mit pikanten Anspielungen zu agieren und an Platters den Jungfrauenbecher leerender Tischrunde teilzuhaben.

Besuchen – Mediziner in fremden und eigenen Häusern

»Eine Lade voll Gold und Silber kann sogar bei unbewachten Türen unverschlossen bleiben, und kein Diebstahl wird befürchtet. Mag eine Jungfrau von Gestalt noch so fein und herrlich sein: man fürchtet keine Gewalttat eines Entführers. Wehrlos kann sie in totenstiller Nacht auf Bewaffnete stoßen: sie wird sie einzig für Beschützer ihres Körpers halten. Und wenn eine Schandtat verübt werden sollte (was äußerst selten ist), so wird diese ohne irgend eine Hoffnung auf Nachsichtigkeit streng bestraft.«[250]

Mit diesen lobenden Worten schilderte der französische Gelehrte Petrus Ramus die Stadt Basel im Anschluss an seinen Aufenthalt 1568 und 1569. Er lässt das Bild einer überaus geordneten Stadt entstehen, in der häuslicher Besitz und Jungfrauen gleichermaßen sicher seien, auch wenn die Türen der Häuser wie auch der Zugang zu Körpern nicht abgeschlossen sind. An dem

250 Lateinisches Original und die hier zitierte Übersetzung: Ramus, *Basilea*, 1944, S. 30f.

Textauszug wird deutlich, wie eng das illegitime Eindringen in Häuser diskursiv an das illegitime Eindringen in Frauenkörper gebunden wurde.[251] Die Ordnung der Häuser stand symbolisch für die Ordnung der Sexualität, die seit der Reformation verstärkt ihren einzigen legitimen Ort in der Ehe und im gemeinsam geführten Haushalt fand.[252]

Besuche waren in frühneuzeitlichen Städten zumindest innerhalb derselben sozialen Schicht gang und gäbe. Dennoch hatten die Ärzte sich, wenn sie die Häuser ihrer Patientinnen aufsuchten, mit einem für ihr Ansehen in der Stadt potenziell riskanten Diskurs auseinanderzusetzen. Dieser parallelisierte und problematisierte ihren privilegierten Zugang zu Häusern und zu Körpern.

Eindringen in Häuser – und Körper

Felix Platter berichtet in seiner Autobiographie über die schlechten Voraussetzungen für den Empfang von Kranken im elterlichen Haushalt, dem er auch nach seiner Heirat noch drei Jahre lang angehörte. Unter anderem lamentiert er über die Kälte im unteren Saal.[253] Unzureichende Räumlichkeiten in den Haushalten der Mediziner, Bettlägrigkeit der PatientInnen oder räumliche Distanz führten dazu, dass in vielen Fällen frühneuzeitliche Ärzte ihre PatientInnen in deren Häusern behandelten.

Das Sprechen über die Möglichkeit sexuellen Kontakts zwischen Arzt und Patientinnen bei diesen Krankenbesuchen war als scherzhaftes Motiv Bestandteil der jugendlichen *iocosa* zwischen Theodor Zwinger und Basilius Amerbach. Zwinger rühmte sich in einem Brief an Amerbach seiner sexuellen Möglichkeiten als Arzt. Im Anschluss an die außerordentlich derbe Erzählung eines sexuellen Abenteuers mit einer jungen Magd in dem Haus einer älteren Patientin, vergleicht Zwinger seine Beschäftigung mit derjenigen Amerbachs als Jurist. Während Amerbach anlässlich seines Praktikums beim Reichskammergericht in Speyer den »Herrschaften, Exzellenten [und]

---

251 Für eine kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Zusammenhang von Raum und Körpern, insbesondere dem Inneren des Hauses und weiblichen Körpern vgl. Hentschel, *Pornotopische Techniken*, 2001, v. a. S. 34–40. In Bezug auf das frühneuzeitliche Rom fokussieren auf die Ehre von »penetrable houses, as of penetrable women« Cohen/Cohen, Open and Shut, 2001/2002, S. 63f.

252 Burghartz, *Zeiten der Reinheit*, 1999.

253 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 329f.

Vorzüglichkeiten« folgen müsse, schließt Zwinger über die Qualitäten seines Berufes: »Sicherer ist es, kranke Mädchen zu besuchen, ihnen warme Klistiere in den untersten Teil des Bauches zu verabreichen und zugleich mit dem Röhrchen die Blasensteine abzutasten. Abwechslung macht Freude.«[254]

Zwinger beendete die anzügliche Passage, in der die männlichen Geschlechtsteile als medizinisches Instrumentarium imaginiert werden, mit einem angesichts des Wechsels vom Lateinischen ins Deutsche deutlichen »Es ist aber nichts«. Selbst gegenüber seinem Freund musste er also klar stellen, dass er lediglich scherzte. Zwinger wusste, dass er heiklen Boden betreten hatte und Scherze wie diese – gerade angesichts ihrer prinzipiellen Denkbarkeit – kippen konnten. Er griff nämlich einen gängigen Topos auf. Verbreitet als Gedicht, Lied und Flugblatt hatte sich beispielsweise die Geschichte des Doktor Moser von Zürich, der sich mit der Frau eines Kaufmanns im Bad ihres Hauses vergnügt hatte und vom verfrüht zurückkehrenden Gatten zu Tode »gestriegelt«[255] wurde, ins kollektive Gedächtnis eingeschrieben.[256]

Die Brisanz des Eindringens des Arztes in fremde Haushalte zeigt auch einer der Vorwürfe der Basler Bevölkerung an Leonhard Thurneysser auf, den dieser in seinem *Ausschreiben* zu widerlegen suchte.[257] Thurneysser berichtet über in seinen Augen infame Gerüchte, er habe seinen Zugang als Arzt ausgenutzt, um eine Adlige, die ihn um Hilfe bei ihrem bislang unerfüllten Kinderwunsch bat, in ihrem Schlafzimmer zu vergewaltigen. In seiner ausführlichen Nacherzählung identifiziert er das Gerücht der sexuellen Übertretung als Lüge und überlädt die angebliche Szene ironisch, um die Anschuldigungen ins Lächerliche zu ziehen:

254 T. Zwinger an B. Amerbach, 17.2.1560, in: Jenny/Dill (Hg), *Amerbachkorrespondenz*, Bd. 11/1, 2010, Nr. 4051, S. 363. Die Übersetzung stammt von Dill, Nautile, 2010, S. 186f., der den Brief auch bespricht. Vgl. außerdem Burghartz, La sexualité, 2017.

255 Beim Striegel handelt es sich um ein gängiges Badeutensil, dem jedoch ikonographisch sexuelle Bedeutungen zugewiesen wurden. Vgl. Münch, Die Körper des Narren, 2011, S. 70.

256 Martin, *Deutsches Badewesen*, 1906, S. 131f.; Wickiana, ZBZ, B Ms F 12, S. 23v; Fischart, *Geschichtklitterung*, 2014, S. 27. Die verschiedenen Wiedergaben der Geschichte von der *Wickiana* bis zu Fischarts *Geschichtklitterung* enthalten keinen eindeutigen Beleg, dass es sich bei dem »Doktor« tatsächlich um einen Mediziner handelte. Ein Theologe war er wohl mit ziemlicher Sicherheit nicht, dieser Hinweis wäre in der konfessionellen Auseinandersetzung nicht unerwähnt geblieben.

257 Thurneysser, *Ausschreiben*, 1584, S. LXXXVII–LXXXIX.

»Do sie mich nun / mit jhr / in jhr Gemach / allein / von andern Dienern und Dienerin abgesondert / gefuehrt / vnd erstlich angefangen / das ich jhr nicht fuer vngut halten / dann sie etliche Sachen / wiewol die etwas schamhafftig von Weibsbildern / gegen Manns Personen zuerzehlen / anzusehen / Jedoch so erfoddert es die notturft / das sie solchs zuthun […] Darauff sie angefangen vnd mir vertrauwet / wie sie etliche Jahr / mit ihrem geliebten Herren / im ehelichen stand […] auch alle Christliche vnd eheliche werck (wie dann Eheleuten gebuehret) bißhero geuebt / Sie aber niemals von jhm entpfangen […]

Darauff ich jhren hernachmals / zur antwort geben haben solt / daß / wo fern sie mir folgen jhren / jrem fuerbringen vnd begeren nach (so viel mir Gott gnade verleihe) durch etliche Artzneyen (daß sie fruchtbar / vnd empfenglich werden solte welches andere Weibspersonen auch geholffen) ich zu huelff vnd statten komen wolte […] Auff welches ich sie mit schoelmischen augen angeblickt haben solt / vnd als ich mich bey dieser Person allein zu sein befunden / Habe ich jhre schönheit mich bewegen lassen / dz ich in falscher Lieb / gegen jhr enbrant / vnd sie meines willens zupflegen / mit gewalt zwingen / vnd in jhrem eigenen Hause / nottzwengen vnnd zu schanden machen wollen / vnd seye auch also mit ihr vmbgangen / daß sie auff das lauteste / verursacht worden / zuschreyen / also / daß das Gesinde harzugelauffen / die Schlösser / mit gewalt von den Gemechern abgerissen / vnd sie / die ich albereits auff das Bette gebracht / vnd entblösset haben solte / aus meiner hand erretten muessen.«[258]

Die Anwesenheit des Arztes im fremden Haushalt oder gar in den Schlafzimmern der Patientinnen wurde also nicht nur im geselligen Kontext scherzhafter Briefe sexualisiert. Im Fall Thurneyssers wurde der Vorwurf, der Mediziner habe seinen besonderen Zugang in sexueller Hinsicht ausgenutzt, zudem in eine allgemeinere Kritik an seiner mangelhaften medizinischen Expertise ausgeweitet. Thurneysser, so die Anklage, fiel angesichts des Leidens der Patientin, die ihn wegen ihrer Unfruchtbarkeit zu sich gerufen hatte, angeblich nichts anderes ein, als die Sache selbst in die Hand zu nehmen. In einer Randnotiz entkräftet Thurneysser diese scheinbare Logik mit dem Hinweis darauf, dass es dem weltlichen Arzt unmöglich sei, Unfruchtbarkeit allein durch den sexuellen Akt aufzuheben: »Als ob ich ein Got were / der die vnfruchtbahren fruchtbar machen koent.«[259]

Sexualität und Heilung waren im zeitgenössischen Diskurs eng miteinander verwoben, da Sexualität als gesundheitsfördernd betrachtet wurde. Doch die Engführung der Bereiche funktionierte auch in entgegengesetzter Rich-

258 Ebd., S. LXXXVIII.
259 Ebd., S. LXXXIX.

tung und erzeugte für den Arzt problematische Konnotationen, die Patricia Simons als »erotic implication of doctoring« fasst.[260]

Auch ein Liedtext in Platters Sammlung greift die Thematik auf. Das Lied war auf die französische Weise »Je suis ung demy dieu« zu singen – ein romantisches Gedicht von Pierre de Ronsard, das von den Renaissancekomponisten Anthoine de Bertrand und Pierre Certon vertont worden war. Der deutsche Text in der Sammlung ist jedoch ein völlig anderer und handelt vom Ratschlag eines Arztes an ein »freuwlin«, mit sexueller Aktivität – hier metaphorisch als das »Hauen« in einem Bergwerk umschrieben – gegen ihr »Nagen« im Leib vorzugehen:

»Wie ein Artzet, eim freuwlin rathet, wie ir zehelfen, in der weis, Je suis ung demy dieu. Ein schöns frewlin sich klagt, den artzet holen ließ, Im leib sie etwas nagt, Ob er ihr etwan ließ. Er rieht, d'läße wer guot, domit man sie curiert, doch eh sie außließ blut, Thet noht dz sie purgiert. Manna heißt die purgatz, wan die nit z'jung noch z'alt, ach mein hertzlieber schatz, das hulff auch gwiß und bald. Sie reicht ihm s'wasser dar, dasselb der artzet fand, Sonst gantz lauter und klar, doch war im boden sand. Die sandgrub ist in mir, Wie ihr jetz gsehen haben, Ja sagt er, man solt graben, darinnen für vnd für, auß dem goldsand man spürt, Ein bergwerck in euch frawen, wol dem bergknapp, der wirdt In ewerm stuffen[261] hawen.«[262]

Was konnte ein Arzt, der in einer durch rigide Moralvorstellungen gekennzeichneten Gesellschaft in seiner täglichen Praxis darauf angewiesen war, Patientinnen auch körperlich zu untersuchen,[263] jedoch tun, um vor diesem wirkmächtigen Hintergrund sexualisierte Vorwürfe bereits im Voraus abzuwehren? Eine Möglichkeit stellte der gemeinsame Patientinnenbesuch dar, mit dem man sich als Arzt über die gleich selbst mitgebrachte Kontrollinstanz absichern konnte. Diese Praxis der Zusammenarbeit lässt sich etwa anhand des Austauschs von formlosen Zettelbriefen zwischen den Ärzten beobachten.[264] Sie konnte außerdem dazu dienen, die Risiken von Fehlern und Fehlervorwürfen zu vergemeinschaften.

260 Simons, *The Sex of Men*, 2011, S. 219–230, Zitat S. 226.

261 »Stueffe« bezeichnet ein Stück Erz, *Schweizerisches Idiotikon,* Bd. X, Sp. 1464, https://digital.idiotikon.ch/idtkn/id10.htm#!page/101463/hlitem/10.1464,195401 (17.12.2018).

262 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 236.

263 Platters *Observationes* zeigen an verschiedenen Stellen, dass er seine Patientinnen selbst gynäkologisch untersuchte. Zur zeitgenössischen moralischen Problematik dieser Untersuchungspraktiken vgl. Evans, Female Barrenness, 2014, v. a. S. 2; Schleiner, *Medical Ethics*, 1995, S. 115f.

264 Belege für gemeinsame Konsultationen, Besprechungen von Fällen oder die Weitergabe von PatientInnen an Kollegen finden sich verschiedentlich in den Briefen unter Medizi-

Über die jedoch wichtigste Möglichkeit, dem Problem entgegenzutreten, schreibt der Jurist Philipp von Werthern in einem Brief an Amerbach und Zwinger:

»Jch habe hertzlich gerne gehort, das jhr, Doctor Basilj, Euch in den heiligen standt der Ehe begeben habt, vnd wündtsche Euch vihl glücks vnd heils darzu vnd alle wolfahrt, zweyfele auch nicht, Doctor Theodorus werde euch baldt nachfolgen, sonderlichen dieweil Ehr sihet, das es Euch so wohl anstehet, vnd Ehr wirth auch darnach vilmehr zu Practiciren haben, dan (wie Euch selbst bewust) die leuthe beruffen nicht gerne junge, ledige doctores zu ihren weibern, zuuoraus wan sie hübsch seint. Darumb, lieber her Doctor Theodore, folget meinem rathe, es wirth Euch nicht gerewen.«[265]

Zugang zu den Haushalten der Patientinnen – und insbesondere zu den hübschen – verschaffte demnach die Heirat als der Prozess, mit dem der eigene Haushalt begründet und geordnet wurde. Heirat wird von Werthern sehr direkt mit dem beruflichen Erfolg als Mediziner verbunden. Sie stellte nicht nur Status und männliche Ehre, sondern zugleich auch Vertrauen her und stand für Verantwortungsbewusstsein. Beides war nötig, um auf breiterer Ebene Zugang zu fremden Haushalten zu erhalten. Im Falle Thurneyssers kippte, wie die entsprechenden Angriffe in seinem *Ausschreiben* gezeigt haben, die Wahrnehmung seiner häuslichen Behandlung von Patientinnen bezeichnenderweise gerade in dem Moment, als der Haushalt Thurneyssers selbst auf breiter Linie angegriffen wurde und gemeinsam mit der Ehe des Mediziners in Auflösung begriffen war.[266]

Ein Haushalt vor dem Rat

Besuche bei adligen Patientinnen und Patienten führten die Ärzte häufig ins nähere und weitere Umland der Stadt. Dass ein derartiger ärztlicher Hausbesuch auch mit Nebenwirkungen verbunden sein konnte, demonstriert der Fall des Stadtarztes Mathias Harscher aus den 1630er Jahren. In dessen *album amicorum* ist von zeitgenössischer Hand die Lebensgeschichte Harschers von

nern, z. B. F. Platter an T. Zwinger, undatiert, UBB, Frey-Gryn Mscr II 23, S. 361. Der Basler Taxordnungsentwurf von 1626 regelte die Konsultation durch zwei oder mehr Ärzte sogar eigens, Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917, S. 184.

265 P. von Werthern an B. Amerbach und T. Zwinger, 27.6.1561, in: Jenny/Bodenmann/Heiligensetzer (Hg.), *Amerbachkorrespondenz*, Bd. 11/2, 2010, Nr. 4638, S. 823.

266 Vgl. das Kapitel »Bedeuten – Häuser im Gefüge von Familie und Stadt«.

dem Skandal bis zu seinem Tod überliefert.[267] Harscher wird als sehr pflichtbewusster, innerhalb wie außerhalb der Stadt tätiger Mediziner eingeführt, der häufig zu Adligen ins Elsass gerufen wurde. So besuchte Harscher nach dem Tod seiner ersten Frau, Maria Magdalena Bauhin, der Tochter Caspar Bauhins, auch den Herrn von Andlau. In dessen Haus lernte er die Schwester Andlaus kennen. Anfänglichen Blicken innerhalb des Hauses folgten Taten. Veronika von Andlau erwartete ein Kind und Harscher nahm sie zur Frau. Problematisch in der Wahrnehmung der Basler wurde der Fall spätestens, als Harscher Frau und Kind nach Basel brachte. Als skandalträchtig erwiesen sich neben dem Standesunterschied vor allem die verschiedenen Konfessionen der Eheleute, aber auch die heimlich, nach katholischem Ritus und überdies nach bereits vollzogenem Geschlechtsverkehr durchgeführte Heirat. Matthias Harscher hatte seinen Haushalt nicht in Ordnung – und das hatte Folgen.

Als der reformierte Stadtarzt mit seiner katholischen Ehefrau und der vor Kurzem nach katholischem Ritus getauften Tochter im Frühjahr 1637 nach Basel zurückkehrte, wurde er vor die Regenz der Universität zitiert und seiner Ämter enthoben.[268] Begründet wurde dieses Vorgehen in einem späteren Schreiben an den Kleinen Rat mit den »ergernussen«, die Harschers Heirat für die Universität, die Kirche und die ganze Stadt bedeutete. Ausführlich wurden der Fall und die Übertretungen Harschers geschildert. Besonders viel Gewicht legte die Regenz dabei auf das Zuhalten »in ungebeür« über »ein geraume Zeyt« vor der Ehe und auf die Geburt der Tochter aus verfrühtem Beischlaf. Außerdem betonte das Schreiben die anhaltende Weigerung Veronikas, die Konfession zu wechseln.[269]

Beide Argumente, mit denen die Regenzialen vor dem Rat ihr Handeln zu begründen suchten, nahmen aktuelle Diskurse der 1630er Jahre auf. Aus-

267 Stammbuch M. Harscher, UBB, AN VI 43, S. 5r–6v, 29r–31r. Vgl. zum Fall und den Quellen Staehelin, *Geschichte*, 1957, S. 400–403.

268 Die Rückkehr nach Basel und die sich anschließende Suspendierung sowie die Diskussion um die Wiedereinsetzung haben einige Quellen produziert: Schreiben der Regenz (abgelesen 2.10.1639), StaB, Erziehungsakten CC 4, Bü 2; Gutachten Prevost und Stellungnahme der Kirchenversammlung, StaB, Erziehungsakten CC 4, Bü 3; Acta et Decreta, StaB, Universitätsarchiv B 1/I 1482–1640, S. 177rf., 188r–189v; StaB, Protokoll des Kleinen Rats 32, 1640–1641, 27.2.1641, S. 111r; ebd., 8.9.1641, S. 269r; ebd., 27.10.1641, S. 309vf. (die beiden weiteren von Staehelin in diesem Band genannten Stellen konnte ich nicht verifizieren); StaB, Protokoll des Kleinen Rats 31, 1639–1640, 23.11.1639, S. 41v.

269 Schreiben der Regenz (abgelesen 2.10.1639), StaB, Erziehungsakten CC 4, Bü 2. Vgl. zu interkonfessionellen Ehen in der Eidgenossenschaft, v. a. in der Grafschaft Baden, Hacke, *Konfession und Kommunikation*, 2017, S. 372–391, und im Reich Freist, *Glaube – Liebe – Zwietracht*, 2017.

gerechnet im ersten Jahr des Skandals war eine neue umfassende Reformationsordnung erlassen worden, die die Regulierung von Hurerei, Unzucht und Ehebruch zurück ins Gedächtnis rief und weiter verschärfte. Zum ersten Mal in der Geschichte der Basler Sittenmandate stand einvernehmlicher Sex nach gegebenem Eheversprechen doch vor der Eheschließung – früher Beischlaf – unter Strafe.[270] Zum Zeitpunkt des Schreibens der Regenz an den Rat im Jahr 1639, als Harscher versuchte, seine Suspendierung von Amt und Profession wieder rückgängig zu machen, war dies allerdings nur noch von sekundärer Bedeutung. Viel wichtiger war das zweite Argument – die nach wie vor anhaltende Interkonfessionalität der Ehe Harschers. Auch nachdem sie bereits über zwei Jahre in Basel lebte, war Veronika weiterhin katholischen Glaubens. Die Regenz betrachtete dies gerade angesichts der politischen Lage als »ergernus«. Infolge des Krieges sei Basel die letzte protestantische Universität, die überhaupt noch funktioniere. Der Vorbildcharakter der Professoren sei deshalb besonders wichtig.

Der Dreißigjährige Krieg hatte vor allem in den 1630ern die Bevölkerungszahlen in der Stadt sprunghaft anwachsen lassen. Viele Flüchtlinge kamen aus den nahen ländlichen Gebieten in die Stadt, was auch dazu führte, dass die Stadt in dieser Zeit über eine große »papistische« und in Teilen adlige Minderheit verfügte.[271] Die Regenz sah darin die Gefahr einer Verwässerung oder gar Umkehrung der Reformation und führte das Risiko für die jetzige und zukünftige Zeit an, »wann [die gantz Gemeindt zu basel] durch solch exempel das Papstumb gleichsam widerumb wolten einführen, welches durch unsere lieben Vorfahren, auß gottes sonderbarer gnad vnd regierung, so dapfer ist außgemustert worden«.[272] Andreas Staehelin rückte den Fall Harscher also nicht ohne Grund in den Kontext des Dreißigjährigen Krieges und der durch seine Belastungen angespannten Lage in der Stadt, in der man sich die Pestwellen Ende der 1620er Jahre und von 1634/35 nicht zuletzt mit der prekären religiösen Situation erklärte.[273]

270 Burghartz, *Zeiten der Reinheit*, 1999, S. 80, 94f. Die Reformationsordnung sah neben dem Verlust aller jungfräulichen Ehren beim Kirchgang eine Mark Silber als Strafe vor, die sich im Fall, dass der verfrühte Beischlaf erst durch die frühe Geburt eines Kindes bekannt wurde, auf zwei Mark erhöhte, Reformationsordnung 1637, in: Campi/Wälchli (Hg), *Basler Kirchenordnungen*, 2012, S. 310–366, hier S. 324.

271 Zu den Flüchtlingen in Basel vgl. Stritmatter, *Die Stadt Basel*, 1977, S. 61–78.

272 Schreiben der Regenz, abgelesen 2.10.1639, StaB, Erziehungsakten CC 4, Bü 2, unpaginiert.

273 Staehelin, *Geschichte*, 1957, S. 399–403.

Am Fall Harscher brach außerdem der Antagonismus zwischen der Universität und dem Kleinen Rat als rechtliche Instanzen auf. Als 1639 die Behandlung seines Antrags, wieder in Ämter und Profession eingesetzt zu werden, von der Regenz aufgrund fehlender Beschlussfähigkeit des Gremiums wiederholt vertagt wurde, wandte Harscher sich mit seinem Anliegen und einem Libell gegen die Regenz an den Kleinen Rat. Zum Missfallen der Regenz zog dieser das »Geschäfft« nun an sich, beziehungsweise leitete es an sein Gremium der Dreizehner weiter.[274] Gegen den Widerspruch der Regenz wurde dort letztlich die Wiedereinsetzung Harschers erzwungen.

Staehelin sah in diesem Prozedere einen Beleg für seine These der »Selbstherrlichkeit des Staates« auf dem Weg zum Absolutismus.[275] Liest man sich durch die Akten, fällt ganz im Gegenteil das selbstbewusste Auftreten der Regenz auf, die sich offensichtlich längst aus den Gängeleien durch die Stadt etwa der 1580er Jahre im Zuge der »Affäre Keller« wieder emanzipiert hatte und mit einer einleuchtenden Argumentation forderte, dass der Fall an dem »ordenliche ortt do diss geschefft hingehöret« verhandelt werden müsse.[276] Über mehrere Jahre hinweg war dort auch tatsächlich entschieden worden – in den Kleinratsprotokollen taucht der Name Harscher erst drei Jahre nach der Hochzeit auf. Die eigene Jurisdiktion und Verwaltung der Universität funktionierte also durchaus. Ein Eingreifen der städtischen Gerichte, allen voran des Ehegerichts, wurde offensichtlich nicht für nötig befunden. Der Rat mischte sich erst ein, als Harscher sich, überdies mit einer Streitschrift gegen die Universität, an ihn wandte. Dass der Rat das Geschäft letztlich nicht an die Universität zurückreichte, sondern selbst entschied und Harscher wieder in seine Ämter einsetzte, lässt sich nicht in erster Linie als Teil eines Verabsolutierungsprozesses städtischer Herrschaft lesen, sondern als politisch strategischer Schachzug in einer durch Krieg und Pest extrem angespannten Krisenlage, die erst langfristig in einer Verdichtung der Herrschaftspraxis mündete. Stattdessen wurde die Auseinandersetzung um den Haushalt Harscher für tagesaktuellere politische Anliegen genutzt.

Der Fall bot sich nämlich als Modellfall an, um über die Duldung der Ehe die Neutralität der Stadt zu betonen. Basel war auf gute Beziehungen im Sundgau, in der Markgrafschaft Baden und im Elsass angewiesen, da es sich diesen Einfallswegen militärisch weitgehend schutzlos gegenübersah und die

274 Bei den sogenannten Dreizehnern handelte es sich um den aus 13 Mitgliedern, Kleinräten und Zunftmeistern, gebildeten Geheimen Rat, den Exekutivausschuss, der Stadt.
275 Staehelin, *Geschichte*, 1957, S. 403.
276 Vgl. zum Fall Isaak Keller Anm. 49 im Teil »Gestalten und Eindringen – Das Haus«.

Stadt auch versorgungstechnisch von diesen Gebieten abhängig war.[277] Konfessionelle Überlegungen waren in der angespannten Situation eher nachrangig. Verschärft wurde die Lage durch die vielen Flüchtlinge in der Stadt. Konflikte entzündeten sich beispielsweise an der Frage der Eidesleistung der anwesenden Adligen oder auch der Versorgung der Flüchtlinge.[278] Statt die Präsenz von KatholikInnen allerdings als Anlass für ein rigides Vorgehen zu nehmen, wie die Argumentation der Regenz es nahelegte, setzte der Rat auf Deeskalation, die sich im Fall Harscher vor allem in einer Verschleppungs- und Beschwichtigungstaktik der Dreizehner äußerte. Der Rat »ordnete« den Haushalt Harschers, indem er versuchte, die Parameter eines geordneten Hauses der gegenwärtigen Situation anzupassen. Als zusätzlich ein Schreiben der verbündeten und gleichfalls reformierten Städte Zürich, Bern und Schaffhausen zugunsten Harschers von der Tagsatzung in Baden eintraf,[279] war die politische Strategie, den Fall zu entschärfen, rasch beschlossene Sache. Es war also in erster Linie die politische Lage, die den Rat veranlasste, den Fall an sich zu ziehen und auf dessen Entschärfung hinzuarbeiten. Dass er dabei seine eigenen Sittenmandate eher breit auslegte und sich dem durch die Regenz auch durchaus vorgebrachten Vorwurf der »conniventz« und des »durch die Finger Sehens«[280] aussetzte, lässt sich vielmehr als pragmatisches Agieren in der Krise denn als Staehelin'scher »Absolutismus avant la lettre« interpretieren.

Die restriktive Reformationsordnung von 1637 hatte interkonfessionelle Ehen überhaupt nicht als Möglichkeit in Betracht gezogen.[281] Das bot nun Gelegenheit, das Mandat zwar vordergründig auf den Fall anzuwenden, seinen restriktiven Tenor jedoch außer Acht zu lassen und die katholische Konfession Veronika Harschers letztlich zu dulden. Veronika wurde zwar immer wieder zum Wechsel der Konfession gedrängt, aber nicht dazu gezwungen. Legitimiert wurde das entsprechende Vorgehen durch ein eingeholtes Gutachten des Genfer Theologen Prevost.[282] Das von der Basler Kirchenversammlung gutgeheißene Papier legte den Schwerpunkt auf den Schutz

277 Stritmatter, *Die Stadt Basel*, 1977, S. 12f.

278 Ebd., S. 73f., 76f.

279 StaB, Protokoll des Kleinen Rats 32, 1640–1641, 8.9.1641, S. 269r.

280 Schreiben der Regenz, abgelesen 2.10.1639, StaB, Erziehungsakten CC 4, Bü 2, unpaginiert.

281 Reformationsordnung 1637, in: Campi/Wälchli (Hg.), *Basler Kirchenordnungen*, 2012, S. 310–366.

282 Dieses Gutachten liegt den Unterlagen in deutscher Übersetzung ebenfalls bei, StaB, Erziehungsakten CC 4, Bü 3.

der bestehenden Ehe als der aktuellen und nicht angreifbaren Ordnung des Haushalts Harscher. Die Aufrechterhaltung der bestehenden Ehe und der Hausfrieden, der durch die Vorhaltungen und den über die Suspendierung erzeugten Druck bereits sehr angegriffen sei, wurden als wichtiger eingestuft als das Problem des weiterhin bestehenden konfessionellen Unterschieds. Betont wurde dementsprechend auch, dass die »Weibspersohn […] sonsten wohl anstendig, vnd seinem standt gemäß« sei.[283] Die Ehe sei geschlossen worden und müsse daher unbedingt aufrechterhalten werden.

Deutlich werden in der Argumentation die enorme Bedeutung der Ehe und die Analogiesetzung der Ordnung des einzelnen Haushalts mit der Ordnung des Gemeinwesens. Damit blieb das Vorgehen des Rates letztlich doch im Einklang mit der Reformationsordnung und deren Priorisierungen. Die dort analog zu dem reformierten Sündenverständnis angelegte Möglichkeit der Buße von Verfehlungen wurde im Falle Harschers mit seiner Wiedereinsetzung umgesetzt. Diese erfolgte vor dem Hintergrund, dass er bereits eine heftige Strafe in Form der mehrjährigen Suspendierung erlitten hatte. Das Schreiben der Regenz führt zwar die Brisanz des Falles vor Augen, diese fing der Rat jedoch, indem er »durch die Finger« [284] sah, ab und deutete sie in einen Ordnungsdiskurs um, der auf der Ebene des einzelnen Haushaltes stattfand. Hier blieb man auch weiterhin am Ball – selbst der Antistes, Theodor Zwinger d. J., bemühte sich um die Bekehrung von Veronika, aber wohl weiterhin erfolglos. Dass der Haushalt trotz der hartnäckigen Weigerung Veronikas, ihre Konfession ihrem Ehepartner und neuen Wohnort anzupassen, dennoch letztlich nach außen hin als geordnet wahrgenommen werden konnte, lag sicherlich auch an der durch die Flüchtlingsströme bedingten hohen Präsenz von Adligen und KatholikInnen in der Stadt und dem Entschluss, pragmatisch mit dieser Lage umzugehen. Vor allem aber zeigt der Fall auf, dass häusliche »Ordnung« Definitionssache war. Ob ein Haushalt geordnet war oder nicht, wurde von den verschiedenen Autoritäten – hier Universität, Rat und Geistliche – ausgehandelt. Im vorliegenden Fall geschah diese Ordnungsaushandlung gerade in dem Moment, in dem der Harscher'sche Haushalt mehrere der gesetzten Grenzen übertreten hatte.

283 Gutachten Prevost und Stellungnahme der Kirchenversammlung, StaB, Erziehungsakten CC 4, Bü 3, unpaginiert.

284 Schreiben der Regenz, abgelesen 2.10.1639, StaB, Erziehungsakten CC 4, Bü 2, unpaginiert.

Die Ordnung des Medizinerhaushalts

Das Beispiel Harscher illustrierte erneut die enorme Bedeutung der Ehe und des Führens eines »geordneten« Haushaltes für die Arbeitsmöglichkeiten der Basler Mediziner und deren Positionierung als Hausväter innerhalb der Basler Gesellschaft.[285] Die Auswahl einer Ehefrau folgte dabei nicht nur dem beziehungsrelevanten Kalkül, sich mit wichtigen Familien zu verbinden, sondern zugleich standen die haushälterischen Fähigkeiten der künftigen Ehefrau weit oben auf der Wunschliste. Felix Platter zitierte entsprechend die in seiner Jugend allgegenwärtige Sorge seiner Mutter:

»Ich besorg, mein sun, […] du werdest etwan, so man nit acht uf dich hatt, eb du kum recht erwagsest, wie unsre Studenten thuon, ein schlumpe, die kein haußhalterin sy, zum weib nemmen, so bist du verdorben und wirt nichts auß dir.«[286]

Dass die Rollenverteilung des frühneuzeitlichen Arbeitspaares die Haushaltung maßgeblich den Hausfrauen zuwies, wird auch in den Basler Quellen sichtbar. Judith Zwinger, die Frau von Jakob, äußert sich beispielsweise in zwei während einer Badenfahrt geschriebenen Briefen sehr besorgt um ihre zurückgelassene Haushaltung. Sie berichtet Jakob von ihren Gebeten, Gott möge »min hueter in miner gantzen hauß haltung sein«, und zeigt sich zuversichtlich, er »wird mir min haußhaltung die zit auch versorgen dorum bit ich in alzit den er weist wol das ich vm keins wolusts oder muot wilens wilen solches [die Badenfahrt] von eich begert hab«.[287] In einem neun Tage früher datierten Schreiben, das sie während ihrer Reise ins Bad aus Straßburg schrieb, bittet Judith ihren Mann um Geduld. Die Briefzeile »ich bit eich gantz frintlich ir welen rächt gedult dragen mit der haußhaltung« deutet auf den Pflichtenkonflikt hin, dem sich die aus gesundheitlichen Gründen verreisende Ehefrau ausgesetzt sah.[288] Judith fühlte sich für den geordneten Gang der Haushaltung verantwortlich. Damit verknüpft ist auch die zwar spielerische, gleichzeitig aber durchaus ernste Diskussion darüber, dass

285 Auch Andreas Ryff stellte der Darstellung seiner Karriere die Eheschließung voran. Vgl. Schüpbach-Guggenbühl, *Schlüssel zur Macht*, 2002, Bd. 1, S. 98. Es überrascht deshalb nicht, dass Hochzeiten und Brautschau in den Briefen der jungen Eliteangehörigen ungemein häufig thematisiert werden, z. B. B. Hummel an F. Platter, undatiert, UBB, Frey-Gryn Mscr I 8, S. 160f. Vgl. für ähnliche Befunde im protestantischen Helmstadt Harding, *Der Gelehrte im Haus*, 2014.

286 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 109.

287 J. Zwinger an J. Zwinger, 10.7.o. J., UBB, Frey-Gryn Mscr I 4, S. 243.

288 J. Zwinger an J. Zwinger, 1 7.o. J., UBB, Frey-Gryn Mscr I 4, S. 256.

sich Jakob angesichts der Abwesenheit seiner Frau eine andere Haushalterin nehmen könnte. Diese von Judith artikulierte Sorge hat ihren Ursprung wohl in einer nicht erhaltenen Aussage aus Jakobs Brief, die Judith in einem Atemzug zunächst wegwischt, nur um sie durch die Nennung einer potenziellen Kandidatin, in Bezug auf welche sie ihrem Ehemann ohnehin misstraue, gleich wieder zu verstärken:

»ich weis auch nitt was ir dormit gemeinen min herts das ir mir schriben ir ein andere haußhalteren nemen so hab ich desenthalben nit große sorg wen ir den 10teil so vil an mich gedencken als ich an eich so weis ich wol das ir nit vil an andere wiber gedencken werden diewil ich wol weis das ir frum sind aber eins foercht ich nur das die käterin die witfrauw des heren dechter zuo sant lienhart ins hauß zoele vor deren ich eich nit gar wol thrauwe«.[289]

Die Ordnung des eigenen Hauswesens betraf neben den hier reflektierten Aspekten der Haushaltung und der guten Beziehung zwischen den Eheleuten auch die Sorge für die Kinder, deren Positionierung innerhalb der Elite fördernd und fordernd von den Eltern unterstützt wurde.[290] Kam man dieser Aufgabe nicht ausreichend nach, konnte das – wie im Fall Pantaleons und seiner Söhne im nächsten Teil gezeigt werden wird – Spott nach sich ziehen. Besonders wichtig war es, die Kinder passend zu verheiraten. Probleme konnten auf Ehre und Status der ganzen Familie ausstrahlen. Als 1608/09 die Witwe von Johann Heinrich Cherler[291] und Nichte von Caspar Bauhin, Geneva Bauhin, vor das Basler Ehegericht zitiert wurde, nahm sich ihr in Mömpelgard lebender Vater, der Mediziner und Botaniker Johann Bauhin, der recht langwierigen Sache an, auch nachdem Geneva längst zu Kindern und »haußraht« nach Mömpelgard zurückgekehrt war.[292]

Die Anklage des Niclaus Gatti gegen Geneva Bauhin lautete auf Unzucht und Bruch des Eheversprechens. Nach erhaltenem Eheversprechen und nachdem beide bereits »ein zit lang bj einandren gwont, alß wann si eheleüht wären«, habe er sich für eine Reise ins Veltlin von Geneva getrennt und sie

289 J. Zwinger an J. Zwinger, 10.7.o. J., UBB, Frey-Gryn Mscr I 4, S. 243.

290 Besonders gut lässt sich das nachvollziehen an den Briefen, die Thomas Platter d. Ä. an Felix nach Montpellier schrieb, Burckhardt, *Thomas Platters Briefe*, 1890.

291 Cherler war ebenfalls Mediziner und Botaniker sowie der Sohn von Elisabeth Bauhin, der Schwester von Johann und Caspar Bauhin. Er arbeitete gemeinsam mit Johann Bauhin an dem 1619 posthum in Yverdon erschienenen Werk *Historia plantarum universalis*. Vgl. Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917, S. 133.

292 Ehegerichtsprotokoll 1608–1609, StaB, Gerichtsarchiv U 8, S. 31r, 32v, 34r, 34v, 35r, 38r, 38v, 41r, 41v.

sei zu einem Sauerbrunnen gezogen. Schließlich habe er sie jedoch in einem Haus in Straßburg wiedergefunden, von wo aus sie ihm mitteilte, dass sie ihn nicht begehre.[293] Dass Genevas Reise zum Sauerbrunnen in Gattis Erzählung als Ausgangspunkt der gescheiterten Beziehung fungiert, überrascht nicht, waren Sauerbrunnen doch in dieselben imaginativen sexuell-erotischen Zuschreibungen eingebunden wie das bereits ausführlich behandelte Bad.

Um die Klage abzuweisen und das Problem des angeblichen Eheversprechens zu klären, setzten die Bauhins nur bedingt auf Argumente. Der Vorwurf, Gatti sei gewalttätig geworden, der bei der ersten Anhörung von Geneva geäußert wurde, spielte beispielsweise im weiteren Verlauf des Prozesses keine Rolle. Das Gericht räumte offensichtlich der Diskussion der Faktizität des angeblich gegebenen Versprechens größeren Stellenwert ein.

Als der Fall sich immer mehr in die Länge zog, schrieb Johann Bauhin im April 1609 an den Herzog von Württemberg.[294] Dessen Schreiben an den Basler Rat zeigt, dass sich Johann Friedrich für ein »fürderlicher guter Justitirn« im Fall Bauhin einsetzte, obwohl ihm die genauen Hintergründe in dem Bittschreiben überhaupt nicht erläutert worden waren. Dass Bauhin »ein altter Württembergischer diener« sei, genügte dem Herzog offensichtlich als Begründung.[295] Argumentiert wurde nicht über den Fall selbst, sondern der Herzog führte die nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen Mömpelgard und Basel ins Feld. Die Patronagesysteme der Mediziner konnten also auch für die Regelung ihrer »häuslichen« Familienangelegenheiten eingesetzt werden, indem sie Status und Glaubwürdigkeit der involvierten AkteurInnen bestätigten. Die Einmischung des Herzogs diente im Umkehrschluss auch dazu, den Status der Familie Bauhin sowohl in Basel als auch in Mömpelgard zu wahren. Obwohl Johann Bauhin zu diesem Zeitpunkt den Höhepunkt seiner Karriere längst erreicht hatte und sein jüngerer Bruder Caspar in Basel als Professor der medizinischen Fakultät und international gut vernetzter Gelehrter etabliert war, wurde zusätzlich die externe Fürsprache des Herzogs und der dadurch sichtbar gemachte Symbolgehalt der Beziehungen der Familie als wichtig für den Verlauf des Gerichtsfalls erachtet. Ob die Intervention des Herzogs letztlich erfolgreich war und wie der Fall ausging, erfahren wir allerdings nicht, da die Überlieferung der Protokolle im Februar 1609 abreißt und erst wieder ab 1612 einsetzt.

293 Ehegerichtsprotokoll, 1608–1609, StaB, Gerichtsarchiv U 8, 12.10.1608, S. 34r.
294 J. Bauhin an J. F., Herzog von Württemberg, 11.4.1609, UBB, G2 I 20a, S. 102.
295 J. F., Herzog von Württemberg an Bürgermeister und Rat zu Basel, 23.4.1609, UBB, G2 I 20a, S. 101.

Die Ordnung des Hauses der Mediziner umfasste also von der passenden Heirat über die Haushaltsführung, die Verortung der Sexualität in der Ehe bis hin zur Kontrolle der Lebensführung der Kinder und Verwandten eine ganze Reihe von Aspekten. Diese fanden nicht allein »im Haus« selbst statt, sondern einbezogen war auch das weithin angelegte Geflecht sozialer Beziehungen, die im Krisenfall aktualisiert und genutzt werden konnten.

Fazit: Haussoziabilität als Exzesssoziabilität

Der Fokus in diesem Teil lag auf zwei Handlungskomplexen – Gestalten und Eindringen. Beide drücken Handlungsoptionen aus, die in der frühneuzeitlichen Gesellschaft nicht für jeden gleichermaßen verfügbar waren. Indem ich Gestalten und Eindringen jeweils als potenziell exzessive, an Grenzen und an Ordnungen arbeitende Projekte gelesen habe, war es möglich, ihre Bedeutung für soziale Prozesse in der frühneuzeitlichen Stadt Basel aufzuzeigen. Grenzüberschreitendes – und doch gewolltes – Eindringen in Häuser oder auf dem schmalen Grat zwischen Maß und Unmäßigkeit balancierendes Gestalten waren insofern sozial produktiv, als sie sowohl Differenzen von Handlungsoptionen und mithin Hierarchien aufzeigten, wie *communities* herstellten und für Einschluss, aber auch Abschluss sorgten.

In der sozialen Situation Haus konnte Exzess als besonders hervorstechendes Merkmal – immer im Zusammenspiel mit Maß und mit Ordnung – herausgearbeitet werden. Gerade im Haus mit seinen zahlreichen physischen und imaginierten Schwellensituationen waren Grenzziehungen nämlich besonders wichtig und gleichzeitig verhandelbar. Wurden vermeintliche Grenzen etwa bei geselligen Anlässen überschritten oder zumindest spielerisch berührt, konnte man sich darüber der eigenen Zugehörigkeit in einer elitären *community*, die Grenzen überhaupt erst aufzurichten im Stande war, versichern. Diese Form der Superiorität zielte auf Aufmerksamkeit für den Einzelnen und benötigte dennoch das Eingebundensein in eine Gesellschaft. Das Trinken im eigenen Haus war beispielsweise ebenso wenig ein Handeln einzelner Individuen wie das Bemalen und Beschreiben des eigenen Hauses – beide können nur als kollektive, relationale Ereignisse verstanden werden.

Ich habe zu Beginn und im Verlauf des Teils darauf hingewiesen, dass Exzesssoziabilität in der Forschung vorwiegend außerhalb des Hauses – in Trinkstuben, Wirtshäusern, Bädern oder auch Bordellen und männlichen Ju-

gendgruppen – verortet wird. Mit der Rückführung des Exzesses in den städtischen Haushalt wird der vermeintliche Unterschied zu einer idealisierten, normierten und geordneten »Haussoziabilität« jedoch obsolet.[296] Gleichzeitig verwischt sich die Dichotomie von Ordnung und Exzess, von Normierung und Überschreitung, die sich somit nicht an unterschiedliche Orte wie zum Beispiel Haus und Trinkstube knüpfen lässt, immer mehr. Dieses Ergebnis wird von den Beobachtungen zum Geschlecht der Geselligkeit gestützt: Das Konzept des *male bonding* als eines abgeschlossenen männlichen Ausnahmeraumes, innerhalb dessen Exzess sozial produktiv war, hat sich zwar als überaus wirkmächtig, aber zugleich ausgehend vom Beispiel des Agierens Dorothea Gemusaeins als nicht ausreichend herausgestellt. Exzess in der frühneuzeitlichen Stadt lässt sich nicht allein auf die Soziabilität elitärer Männer beschränken, auch wenn er hier besonders wichtig war und besonders eindrucksvoll und nachvollziehbar zu beobachten ist.

296 Ähnlich argumentiert auch Ajmar-Wollheim, Sociability, 2006, wenn sie dafür plädiert, Soziabilität auch im Haus zu untersuchen.

Gesellschaft schreiben – Der Text

Einführung

Texte waren im späten 16. und beginnenden 17. Jahrhundert in mehrfacher Hinsicht exzessiv. Die Zahl wissenschaftlicher Buchpublikationen explodierte in diesem Zeitraum. Gleichzeitig herrschte ein Verständnis vor, das Wissenschaft in erster Linie als Sammlung, Kompilation und Anhäufung anstelle von Auswahl begriff. Beide Komponenten führten zu einem enormen Anwuchs des zur Verfügung stehenden Wissens. Dieser *information overload* führte sowohl zu Momenten der Überforderung wie zu neuen Formen der Wissensorganisation und des Umgangs mit Texten.[1] Flankiert wurde dieser quantitative Exzess von einem Streben nach Vielfalt von Ausdruck und Bedeutung, laut Terence Cave eine der wichtigsten Richtlinien der Renaissance-Rhetorik.[2] Exzessiv waren frühneuzeitliche Texte – und keineswegs nur die literarischen – zuletzt auch aufgrund der ordnungsverhandelnden Inhalte, die sie thematisierten, und der körperauflösenden Metaphern, die sie dabei immer wieder verwendeten: Erbrechen, Exkremente und Sexualität.

Dieser Teil widmet sich dem Zusammenspiel dieser Formen frühneuzeitlicher Textexzessivität und stellt dabei erneut die Vergesellschaftungsfunktion von Exzess in den Vordergrund. Statt von schriftlicher Kommunikation als der bloßen Manifestation einer Beziehung auszugehen, werden Texte dabei als Instrumente der Aushandlung von Beziehungen untersucht. Der Fokus liegt deshalb mit Praktiken des Bewertens, Beschämens und Beeindruckens auf drei in den Texten immer wiederkehrenden Aspekten sozialen Agierens.

1 Ogilvie, Many Books, 2003; Blair, *Too Much to Know*, 2010.

2 Als berühmte Beispiele dieser rhetorisch-inhaltlichen Fülle nennt Cave Erasmus' *De copia* und verschiedene literarische Schriften von Autoren wie Rabelais, Ronsard oder Montaigne, Cave, *The Cornucopian Text*, 1979. Rebecca Zorach formuliert eine Reihe von weiterführenden Fragen zu Caves Ergebnissen in Zorach, *Blood, Milk, Ink, Gold*, 2005, S. 17f.

Der Schriftlichkeitsraum der Basler Texte

Tausende Drucke, Verwaltungsmaterialien, Notizen, Briefe und Gelegenheitsschriften aus der Zeit um 1600 haben sich in Basel erhalten und liegen heute in der Basler Universitätsbibliothek und dem Staatsarchiv Basel-Stadt. Besonders variantenreich ist das Material zu Felix Platter. Während von den meisten seiner Kollegen vor allem ihre Publikationen und die enorm umfangreichen, zum größeren Teil wissenschaftlichen Korrespondenzen aufbewahrt wurden, scheint der Name des bekannten, aber seine Zeitgenossen keineswegs heldenhaft überragenden Stadtarztes wie ein Nimbus gewirkt zu haben, der die Archivare über Jahrhunderte zur Aufbewahrung auch von Gelegenheitsschriften und Egodokumenten veranlasste.[3]

Wenn ich dieses breite und heterogene Material zu den Basler Medizinern hier als Komponenten eines gemeinsamen Schriftlichkeitsraums in Basel um 1600 vorstelle, geschieht dies nicht, um die gleichzeitige Vielfalt der verschiedenen Texte auszublenden. Manuskripte und Drucke liegen in vielen unterschiedlichen Ausprägungen vor. Sie gehörten Genres an, nach deren je spezifischen Konventionen sie funktionierten. Die spezifischen Kontexte ihrer Entstehung und ihre Funktionen waren völlig unterschiedlich, ihre Adressaten und Autoren verschieden, genauso wie der Grad ihrer Sichtbarkeit und ihrer Verbreitung. Weshalb lässt sich dennoch die Ansicht vertreten, dass Gelegenheitsschriften, Rezepte, Gedichte, Lieder, Leichenpredigten, PatientInnenbriefe, Sinnsprüche, Enzyklopädien, Fallgeschichten, kurze Mitteilungen, Übersetzungen, Theaterspiele, Einblattdrucke, lateinische und vernakuläre Publikationen, Gratulationsgedichte, Familienbriefe und vieles mehr einem gemeinsamen Schriftlichkeitsraum angehörten beziehungsweise diesen konstituierten?

Die Wahrnehmung von sehr unterschiedlichen Texten als Einheit spiegelt sich zunächst in zeitgenössischen Darstellungen. In seinem Lob auf Theodor Zwinger anlässlich der Promotion seines Sohnes Jakob verweist Felix Platter beispielsweise auf die publizistische Tätigkeit seines Kollegen und nennt dabei in einem Atemzug die anlässlich der Hochzeit von Basilius Amerbach

3 Gleichzeitig hat dieser Nimbus dazu geführt, dass dieser Quellenbestand im Vergleich zu den Materialien anderer Mediziner besser aufgearbeitet ist und in Teilen ediert vorliegt. Zu nennen ist vor allem die Edition der Autobiographie durch Valentin Lötscher, Platter, *Tagebuch*, 1976. Vgl. dazu Walter, Sozialisation und Lebenszyklus, 2013; Frenken, *Kindheit und Autobiographie*, 1999, S. 487–537; Bumiller, Selbstanalyse, 2000; Hochlehnert, *Das »Tagebuch«*, 1996.

entstandene Gelegenheitsschrift *Nautileum somnium*[4], Zwingers Kommentare zu Galen, Hippokrates und Aristoteles, seine Apodemik sowie sein enzyklopädisches Werk *Theatrum vitae humanae*.[5] Platter fasste hier also sehr verschiedene Schriften in einer aus heutiger Hinsicht überraschend nahtlosen Kategorie gedruckter Schriftlichkeit zusammen, ohne die beträchtlichen Unterschiede der Werke überhaupt zu erwähnen.

Vor allem wurde die Einheit des Basler Schriftlichkeitsraums durch vielfältige Überschneidungen und Verflechtungen hergestellt. Die Texte bedienten sich intensiv voneinander, bezogen sich aufeinander und transformierten sich ineinander. Diese engen Bezüge entstanden vor allem aus dem sozialen Kontextgefüge, in dem sich die Texte bewegten. Manuskripte – also Ideen, Notizen, Fallgeschichten – wurden als Briefe verschickt und flossen in gedruckte wissenschaftliche Publikationen ein. Reden und Lobpreisungen, die zunächst offizielle Anlässe oder Tischgesellschaften begleiteten, wurden Drucken als Paratexte beigegeben. Sinnsprüche, Sentenzen und Gedichte gelangten in Briefe, Briefe in Bücher, Sinnsprüche in Buchdeckel, Gelegenheitsgedichte in Autobiographien und Leichenpredigten.

Gleichzeitig fand die gelehrte Textproduktion nicht zuletzt vor dem wirkkräftigen Hintergrund verschiedener wissenschaftlicher und literarischer intertextueller Referenzrahmen statt, deren Kenntnis und Beherrschung in den Texten vorgeführt wurden. In der Gelegenheitsprosa und den Gedichten Felix Platters sind Bezüge zu zeitgenössischen französischen Schriftstellern – Rabelais, Montaigne, Marot – ebenso zu entdecken wie Übersetzungen von französischen und italienischen Liedern.[6] Die Vorbilder wurden von Baslern, die von ihren Studienaufenthalten zurückkehrten, und von Gästen in die Stadt getragen und zirkulierten in Brief- und Buchform europaweit. Als »Mitbringsel« etwa aus Montpellier oder Padua eignete sich dieses Textwissen auch zur Repräsentation des erfolgreich absolvierten Studienaufenthaltes in den berühmten Universitätsstädten.[7] Zeitgenössische deutschsprachige Dichtungen

4 Zwinger, *Nautileum Somnium*, 1560. Dazu und zu Zwingers »Larve« des Nautilus vgl. Dill, Nautile, 2010.

5 Die Rede Platters wurde in der vierten posthum herausgegebenen und von Jakob Zwinger erweiterten Ausgabe des *Theatrum vitae humanae* abgedruckt, Zwinger, *Theatrum humanae vitae*, 1604. Übersetzt bei: Portmann, Biographie, 1984, Zitat S. 236.

6 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30.

7 Zu den italienischen Einflüssen insbesondere von Aretino in den Briefen zwischen Theodor Zwinger und Basilius Amerbach vgl. Dill, Nautile, 2010.

und Texte etwa von Fischart[8] oder aus Sammlungen und Florilegien der Reformationszeit, wie zum Beispiel Paulis *Schimpf und Ernst*,[9] komplementieren die französischen und italienischen Einflüsse. Am wirkmächtigsten war jedoch in den Jahren um 1600 nach wie vor der durch die humanistische Ausbildung vermittelte und durch die in den Basler Druckeroffizinen produzierten Übersetzungen sehr präsente Kontext der Antikenrezeption. Dieser beeinflusste nicht nur Inhalte, sondern auch die Formen des Schreibens in Basel maßgeblich.[10] Namentlich Einflüsse von Terenz, Plautus und Ovid sind etwa in Platters Gedichtsammlung leicht auszumachen.[11] Sie stehen hier neben biblischen Erzählungen und moral-theologischen Einsprengseln, die ihren nachreformatorischen Kontext deutlich zu erkennen geben.

Die Kenntnis von Textkonventionen und Inhalten sowohl zeitgenössischer wie antiker Literatur war ein zentrales Erkennungszeichen der gelehrten städtischen *community*. Die Beherrschung dieser Mittel ermöglichte ein Sprechen in Andeutungen und das Spielen mit Mehrdeutigkeiten, über das ein im Vergleich zur Gesamtbevölkerung nur kleiner Kreis von Personen im frühneuzeitlichen Basel verfügte. Die Konventionen dieses begrenzten Schriftlichkeitsraums boten also sowohl Orientierung wie auch Anreize zur spielerischen Entgrenzung. Die antiken wie zeitgenössischen Referenzrahmen und ihre Aktualisierungen zu geselligen Anlässen stellten, wie in den vorangegangenen Teilen verschiedentlich aufgezeigt, deshalb ein wichtiges Mittel zur Distinktion, Konstituierung und Vergewisserung einer humanistisch geprägten *community* dar, die neben den Gelehrten auch weitere städtische Elitenangehörige und Adlige mit einschloss.

8 Angeblich hat Fischart seine *Geschichtklitterung* 1574 in Basel verfasst. Vgl. Berchtold, *Bâle et l'Europe*, 1990, S. 687.

9 Pauli, *Schimpf und Ernst*, 1942.

10 Dasselbe gilt für die Bildgebung. Zur Antikenrezeption und Antikenfaszination im Sammelwesen und in der Kunst vgl. beispielsweise Historisches Museum Basel (Hg.), *Die große Kunstkammer*, 2011; Hufschmid/Pfäffli (Hg.), *Wiederentdeckt*, 2015. Die Zusammenhänge werden neben anderem im laufenden Dissertationsprojekt von Michael Schaffner an der Universität Basel untersucht, Arbeitstitel: In Formen investieren. Handwerkliche Praktiken in Basel um 1600.

11 Beispielsweise arbeitete Platter in Entwürfen für Theateraufführungen mit den Komödien Andria und Eunuchus von Terenz und Aulularia von Plautus (Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, v. a. S. 334–375). Letztere wurde in Basel auch bereits früher als Schulaufführung realisiert. Vgl. Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 85. In den Fragmenten im Gedichtband begleiten die beiden komischen Figuren Heini und Benedikt – Bauer und Student – die Aufführungen, führen ein und kommentieren die wohl im lateinischen Original und, wie die Regieanweisungen vermuten lassen, im Freien gespielten Stücke.

Texte als soziale Situationen

Die Idee, Briefe, Manuskripte und Bücher wie die Bäder und Häuser ebenfalls als soziale Situationen zu beschreiben, basiert auf zwei eng miteinander verflochtenen Thesen: Texte wurden erstens im Rahmen eines mittlerweile intensiv beforschten »social process of publication« von einem Kollektiv, nicht von einer einzelnen Autorfigur produziert.[12] Und zweitens und hierauf fokussiere ich im Folgenden stellten sie ihrerseits – in ihrer Materialität und angesichts ihrer Kommunikationsfunktion – wiederum soziale Beziehungen her. Unter dem Namen des einzelnen Verfassers und seinen Autoritätsansprüchen verschüttet liegen komplexe soziale Situationen verborgen.[13]

Texte waren soziale Handlungen.[14] Sie dienten, etwa in Form von Buchgeschenken, der Aufnahme und Pflege von sozialen Kontakten und strukturierten Beziehungen zwischen Akteuren. Paratexte präsentierten Netzwerke und Hierarchien. Streitigkeiten über Inhalte konnten sich zudem zu handfesten gesellschaftlichen Konflikten auswachsen und den Ausschluss Einzelner aus sozialen Kollektiven zur Folge haben.

Ein großer Teil der Schriftproduktion der Mediziner fand im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit statt. Diese anatomischen, balneologischen, enzyklopädischen oder botanischen Fachpublikationen kompilierten Wissensbestände aus vielfältigen Kontexten und Diskursen, die hier zum einen verhandelt wurden, zum anderen aber auch immer dazu dienten, soziale *communities* im Wechselspiel von Referenzen und Neusetzungen zu konstituieren. An dieser wissenschaftlichen Textproduktion und der Frage ihrer sozialen Gestaltungskraft setze ich im nachfolgenden Kapitel »Bewerten – Die Textexzesse der Gelehrtenrepublik« an, bevor ich mich im Kapitel »Beschämen – Spott, Spaß und der entgrenzte Körper« mit der Analyse einiger Pas-

12 Tanselle, Textual Criticism, 1991, S. 83. Zu den Praktiken der Wissensgenerierung, an der neben Autoren und Mitautoren auch weitere Personen aus deren sozialen und wissenschaftlichen Umfeld sowie Drucker, Kupferstecher etc. beteiligt waren, vgl. z. B. Zedelmaier/Mulsow (Hg.), *Die Praktiken der Gelehrsamkeit*, 2001.

13 Der Begriff der Autorität löste sich erst allmählich im späteren Mittelalter und zu Beginn der Frühen Neuzeit von dem der antiken Autoritäten (*auctoritates*) und band sich stattdessen an die Figur des Autors. Vgl. Krämer, *Ein Zentaur in London*, 2014, S. 48–53, v. a. S. 52. Krämer fasst hier die Ergebnisse von Roger Chartier und Helmut Zedelmaier zusammen, Chartier, Foucault's Chiasmus, 2003; Zedelmaier, Wissensordnungen, 2007. Die von mir untersuchte Form von Autorität bezieht sich allerdings nicht allein auf wissenschaftliche Hierarchie, sondern auch auf soziale Handlungs- und Sprachmacht.

14 Mommertz, Ich, Lisa Thielen, 1996.

quillen, einer Spielart sogenannter Gelegenheitsschriften, Praktiken textuellen Beschämens und deren exzessiven Rhetoriken zuwende. Abschließend nehme ich im Kapitel »Beeindrucken – Mediziner und Adlige« anhand von Dedikationen, Briefen und zweier Publikationen die für Basel noch kaum untersuchten Beziehungspraktiken zwischen Medizinern und Adligen in den Blick. Der zunächst überwältigend quantitative Exzess der frühneuzeitlichen Textkultur wird dabei, je länger je mehr, auch als ein Spielfeld sozial hochproduktiver qualitativer Grenzauslotungen erkennbar werden.

Bewerten – Die Textexzesse der Gelehrtenrepublik

Felix Platter wandte sich mit den Zielsetzungen seiner Sammlung von Fallgeschichten, den 1614 erschienenen *Observationes*, gegen die spätestens seit der Mitte des 16. Jahrhunderts massenhaft gedruckten, immer umfangreicheren Wissenssammlungen seiner Zeit. Er wolle lediglich selbst Beobachtetes zusammentragen, anstatt riesige Bände, »ingentia volumina«, herzustellen.[15] Damit übte Platter insbesondere an den in ihrem Umfang immer weiter ausufernden Enzyklopädien Kritik, deren umfangreichstes Beispiel Theodor Zwingers gigantisches Werk *Theatrum vitae humanae* war. Dieses war 1604, zehn Jahre vor dem Erscheinen der *Observationes,* neu, durch Zwingers Sohn Jakob nochmals auf nun 29 Bände und deutlich über 4 000 Druckseiten erweitert, aufgelegt worden.[16] Nichtsdestotrotz besaß auch Platters Publikation mit fast 700 Fallgeschichten einen sehr beträchtlichen Umfang.

Ich setze in diesem Kapitel bei den zeitgenössischen enzyklopädistischen Praktiken der Herausgabe umfangreicher wissenschaftlicher Sammlungen

15 Platter, *Observationum*, 1614, Dedikation, S. 4v.

16 Zwinger, *Theatrum humanae vitae*, 1604 (Erstausgabe 1565 mit dem Titel *Theatrum vitae humanae*). Zum *Theatrum* vgl. Zedelmaier, Navigieren im Textuniversum, 2008; Blair, Historia, 2005; Blair, *Too Much to Know*, 2010; Schierbaum, Paratexte, 2008; Gilly, Il Theatrum humanae vitae, 2002. Platter und Zwinger kannten sich aus ihren Jugendtagen in Basel und arbeiteten als Ärzte eng zusammen. Vgl. Portmann, Ärztefreundschaft, 1991. In ihren wissenschaftlichen Publikationen schlugen sie jedoch unterschiedliche Wege ein. Theodor Zwinger brillierte als durch seine Verheiratung finanziell weitgehend unabhängiger Gelehrter besonders mit seinem enzyklopädischen Werk und öffnete seine Interessenfelder weit, etwa auch hin zur Alchemie. Vgl. Gilly, Zwischen Erfahrung und Spekulation 1, 1977; Gilly, Zwischen Erfahrung und Spekulation 2, 1979.

an.[17] Ausgangspunkt ist das zeitgenössische Wissenschaftsverständnis, das die Vielheit und Vielfalt von Wissen in den Vordergrund stellte und unterschiedliche Meinungen vielmehr anhäufte und ineinander integrierte statt selektionierte. Im nächsten Schritt frage ich nach den Möglichkeiten von Bewertungen innerhalb dieses kompilatorischen Wissenschaftsmodells. Denn hier wurde im Zusammenspiel von Kooperation und Konflikt, von Gemeinschaft und Selbstdarstellung auch die Zusammensetzung der gelehrten *community* ausgehandelt.[18] Das um 1600 besonders intensive Sammeln von Wissen stand, wie im Folgenden aufgezeigt wird, in engem Zusammenhang mit dem Sammeln, Gestalten und Präsentieren von sozialen Beziehungen.

Texte sammeln – Kompilation, Kooperation und Konflikt in der Gelehrtenrepublik

Frühneuzeitliche Mediziner arbeiteten intensiv zusammen, etwa indem sie gegenseitig ihre Aufzeichnungen zu Fällen austauschten.[19] Fallgeschichten waren, in den Worten Gianna Pomatas, ein regelrechtes »template for scientific communication«. Als zirkulierendes »epistemic genre« stellten die gegenseitig verschickten und vielfach rezipierten Beobachtungen auch in sozialer Hinsicht »instruments of ›community building‹« zwischen den Gelehrten dar.[20]

Ein prägnantes Beispiel für den Autausch von Fallgeschichten bietet die langjährige Korrespondenz von Caspar Bauhin und Jakob Zwinger mit dem in Bern ansässigen, breit publizierenden Wundarzt Wilhelm Fabry.[21] Fabry

17 Zum enzyklopädistischen Wissenschaftsmodell vgl. u. a. Schneider/Zedelmaier, Wissensapparate, 2004; Zedelmaier, *Bibliotheca universalis*, 1992; Schierbaum (Hg.), *Enzyklopädistik*, 2009; Schneider (Hg.), *Seine Welt wissen*, 2006; Stammen/Weber (Hg), *Wissenssicherung*, 2004. Enzyklopädistisches Schreiben in der Literatur (v. a. bei Rabelais) behandeln Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen*, 2011; Kellner, Spiel mit gelehrtem Wissen, 2007.

18 Wallis, Competition and Cooperation, 2007.

19 Pomata, Sharing Cases, 2010; Pomata, Observation Rising, 2011. Vgl. zu Fällen und Fallgeschichten außerdem Stolberg, Formen und Funktionen, 2007; Hess, Observatio und Casus, 2014.

20 Pomata, Observation Rising, 2011, S. 60–64, 48.

21 In der Universitätsbibliothek Basel und der Berner Burgerbibliothek haben sich sowohl Briefe von Fabry als auch von seinen Basler Korrespondenzpartnern erhalten. Der komplette Briefwechsel Fabrys ist verzeichnet bei Schneider-Hiltbrunner, *Wilhelm Fabry von Hilden*, 1976, S. 77–165. Ärztekorrespondenzen werden zur Zeit intensiv beforscht. Vgl. das Projekt *Frühneuzeitliche Ärztebriefe des deutschsprachigen Raums (1500–1700).*

sandte verschiedenste Beobachtungen und bat Jakob Zwinger und Caspar Bauhin um ihre Korrekturen und Anmerkungen.[22] Im Gegenzug erhielt er selbst Fallgeschichten aus Basel, die er unter Beibehaltung der Briefform neben den Zusendungen weiterer Korrespondenzpartner in seinen sechsbändigen *Observationes* – Sammlungen von jeweils 100 Sendschreiben – publizierte.[23] Die Zusammenarbeit wird hier besonders gut sichtbar: Fabry veröffentlichte nämlich nicht nur die Fallgeschichten anderer, sondern behielt dabei auch die Briefform einschließlich des Danks für Übersandtes, Bitten um Meinungen und ähnlichem weitgehend bei. Die Grundlage des Austauschs von Wissen und Beobachtungen war die Reziprozität der Beziehungen. Diese wurde von anderen sozialen Praktiken ergänzt, genutzt und weiter gestärkt. So wurde beispielsweise auch ein Basler Student, Emanuel Wurstisen, über die Kontakte der Basler Mediziner zu Fabry als Famulus nach Bern vermittelt.[24]

Die gedruckten Sammlungen Fabrys verdeutlichen die um 1600 typische wissenschaftliche Konvention der Kompilation: Anstatt sie einfach wegzulassen, integrierte Fabry hier beispielsweise auch die ihm zugegangenen, seinen eigenen Ergebnissen komplett widersprechenden Ausführungen zur roten Ruhr von Claudius Deodatus.[25] Das Modell war darauf angelegt, auch Kritik und Widersprüche innerhalb eines Textkorpus zu integrieren. Wissen-

Würzburg, http://www.medizingeschichte.uni-wuerzburg.de/akademie/index.html (17.12.2018) sowie als Publikationen zu einzelnen Ärztekorrespondenzen, Schnalke, *Medizin im Brief*, 1997; Siraisi, *Communities*, 2013; Grosser, *Ärztekorrespondenz*, 2015.

22 Z. B. W. Fabry an J. Zwinger, 24.4.1605, UBB, Frey-Gryn Mscr II 5, S. 22. Während auf dieses Schreiben keine Antwort von Zwinger überliefert ist, gibt Zwinger in einem anderen Fall – eine *observatio* zu einer Frau, die im 7. Monat der Schwangerschaft eine »Masse«, im 9. Monat ein Kind zur Welt brachte – ausführlich Rückmeldung, W. Fabry an J. Zwinger, Frey-Gryn Mscr II 5, S. 33; J. Zwinger an W. Fabry, 11.3.1606, BUBB, Cod. 496, S. 142.

23 Fabricius Hildanus, *Observationum centuriae*, 1606; Fabricius Hildanus, *Observationum centuria secunda*, 1611; Fabricius Hildanus, *Observationum centuriae tertia*, 1614; Fabricius Hildanus, *Observationum centuriae quarta*, 1619; Fabricius Hildanus, *Observationum centuriae quinta*, 1627. Eine sechste Centurie erschien in der posthumen Ausgabe Fabricius Hildanus, *Opera*, 1646. Vgl. Hess, Observatio und Casus, 2014, S. 34–59, 41–46; Hess/Mendelsohn, Case and Series, 2010, S. 288–291. Teile wurden 1652 für die deutsche Ausgabe übersetzt, Fabricius Hildanus, *Gantzes Werck*, 1652.

24 Wurstisen wird in der Korrespondenz verschiedentlich erwähnt, z. B. W. Fabry an J. Zwinger, 17.1.1606, UBB, Frey-Gryn Mscr II 5, S. 24: »Mit dem herren Urstitio, hab ich abgered, das wir vns ein halbes iahr der einer mit dem anderen wollen versuchen, wie er Euwer Exc. wird mundlich erklären.«

25 Fabricius Hildanus, *Gantzes Werck*, 1652, S. 1243–1254.

schaftliche Vollständigkeit anzustreben war – trotz aller Bitten um Korrekturen und Meinungen – vorrangig, eine Konvention, die das Bild eines produktiven, erfolgreichen und harmonischen Zusammenarbeitens vermittelt.

Exzessives Anhäufen von Texten als Ausprägung frühneuzeitlicher *copia* lässt sich damit als einer der Gründe für den andauernden Erfolg der Idee einer »Gelehrtenrepublik« identifizieren. Ausgerechnet im Vorwort zu einer der zeitgenössisch bedeutendsten Sammlungen von Fallgeschichten, Johann Schencks *Observationes*, sprach Theodor Zwinger denn auch trotz aller Spannungen und der Heterogenität der Mediziner sogar von einer »res publica medica«.[26] Der Begriff transportiert ein Bild, das nach wie vor zu der die frühneuzeitlichen Realitäten verzerrenden Vorstellung einer einheitlichen und harmonischen Medizinergemeinschaft in der Frühen Neuzeit beiträgt.

Vor dem Hintergrund der generell stark stratifizierten frühneuzeitlichen Gesellschaft, deren Organisationsform prinzipiell auf Ungleichheit basierte, wird die gelehrte Elite meist als sozial vergleichsweise flach und egalitär wahrgenommen.[27] In Basel setzte sie sich in erster Linie aus Universitätsprofessoren, den ansässigen Medizinern, Theologen und Juristen sowie den Gästen zusammen, die sich kürzer oder länger, etwa für die Dauer des Druckes einer Publikation, in Basel aufhielten. Die Vorstellung sozialer Egalität innerhalb dieser Gemeinschaft war für die Zeitgenossen programmatisch und fand Ausdruck im idealen Modellbild der Gelehrtenrepublik, das durch die Vorstellung eines durch das Studium nobilitierten eigenen Gelehrtenstandes gestützt wurde.[28]

Dass dieses egalisierende Bild jedoch irreführend ist, wurde innerhalb der Wissenschaftsgeschichte der letzten Jahre etwa mit Blick auf die Rolle von Konkurrenzen sowie der potenziellen Prekarität von Wissen vermehrt betont.[29] Die Vorstellung einer harmonischen, auf Wissensfortschritt zielenden Gemeinschaft ist zu gleichen Teilen dem zeitgenössischen Ideal und dem auf der modernen Vorstellung von Fortschritt aufbauenden Masternarrativ der *scientific revolution* geschuldet.[30] Immer stärker rücken dagegen in der For-

26 Pomata, Observation Rising, 2011, S. 62.

27 Vgl. Jaumann, Respublica litteraria, 2001. Zum Forschungsstand vgl. Füssel/Mulsow, Einleitung Gelehrtenrepublik, 2015.

28 Füssel, A Struggle for Nobility, 2013.

29 Z. B. Bodenmann/Rey (Hg.), *La guerre en lettres*, 2013; Hirschi, Piraten der Gelehrtenrepublik, 2011; Mulsow, *Prekäres Wissen*, 2012. Zu Binnendifferenzen und ihrer Symbolik vgl. Füssel, *Gelehrtenkultur*, 2006.

30 Vgl. zum Masternarrativ der *scientific revolution* Shapin, *Die wissenschaftliche Revolution*, 1998; Biagioli, The Scientific Revolution Is Undead, 1998.

schung die Konflikte, die Brüche und die Komplexität der wissenschaftlichen Gemeinschaft, sofern sie denn überhaupt als Gemeinschaft zu denken ist, ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Kompetition und Konflikt waren genauso omnipräsent wie Zusammenarbeit.[31]

Auch harschere Kritik fand innerhalb der wissenschaftlichen Kontroversen der Zeit durchaus statt. In Basel betraf dies vor allem den Streit zwischen Paracelsisten und denjenigen, die sich zumindest nach außen hin von den Lehren Paracelsus' distanzieren wollten. Diese Auseinandersetzung konnte in den Publikationen durchaus persönliche Züge annehmen.[32] Beispielsweise gilt das für Felix Platters Äußerungen über den Paracelsisten Adam von Bodenstein, über dessen Misserfolge, das Scheitern seines Theriaks und Bodensteins ideenreiches Pamphlet zu der Pestwelle, bei der Bodenstein trotz seiner abgegebenen Heilungsversprechen letztlich selbst verstorben war, Platter in seinen *Observationes* genüsslich herzog.[33]

Die Kritik an allgemein angeseheneren Kollegen erfolgte allerdings nur selten offen innerhalb der Publikationen. Das verbreitete Modell der nur wenig auswählenden Sammlung von Wissen stellte sich nämlich einer klaren Positionierung oftmals entgegen. Ein Ort, an dem sich die Auseinandersetzung mit Kollegen und Autoritäten und die damit immer auch einhergehende Selbstpositionierung der Kritisierenden allerdings deutlich und unverstellt schriftlich niederschlugen, sind Marginalien.

Weiterschreiben und Gegenschreiben – Konkurrenz in Marginalien

Viele der in der Universitätsbibliothek Basel aufbewahrten Bücher aus Basler Federn, Druckerpressen und Besitz sind mit zeitgenössischen, handschriftli-

---

31 Die Zusammenarbeit lässt sich für die Basler einerseits in den Publikationen nachvollziehen und hat sich andererseits in sehr kurzen und formlosen Billets niedergeschlagen, die innerhalb der Stadt zur Überbringung knapper Botschaften zirkulierten. Diese dienten der Zuziehung eines Kollegen in schweren Fällen, der Einladung zum Abendessen oder auch als Entschuldigung zu Sitzungen. Die Zettel finden sich in vielen der äußerst zahlreichen Briefbände in der Basler Universitätsbibliothek. Vgl. auch Walter, Ärztliche Selbstdarstellung, 2013, S. 298f.

32 Für einen ausführlichen Einblick in die Debatten in Basel mit Schwerpunkt auf Thomas Erast vgl. Walter, New Light on Antiparacelsianism, 2012.

33 Bodenstein wird zweimal erwähnt, einmal im Rahmen einer Fallgeschichte, Platter, *Observationes*, 1963, S. 133, und einmal im Zusammenhang mit der Pest von 1576–78, an der er selbst verstarb, Platter, *Observationum*, 1614, S. 308.

chen Anmerkungen versehen. Im Zuge der »anthropology of the book« wurden derartige Annotationen in frühneuzeitlichen Drucken von der Buchgeschichte neu entdeckt.[34] Dabei stehen die Möglichkeiten im Vordergrund, anhand dieser ganz spezifischen Quellengattung Einblicke in den Prozess des Lesens und des mitunter sehr emotionalen Reagierens auf Texte zu gewinnen, statt die Marginalien nur für Aussagen zur Rezeption, wissenschaftlichen Bedeutung oder zu den Vorbildern verschiedener Werke und Autoren zu nutzen.[35]

Marginalien ermöglichen es, Prozesse der Selbstpositionierung des Lesers in der gleichzeitigen Spannung und Wechselbeziehung zu der parallel stattfindenden Herstellung von Gemeinschaft im Buch zu beobachten. Denn das sich *Einschreiben* in ein durch das Buch repräsentierte Wissenskollektiv erfolgte gleichzeitig mit dem *Herausschreiben* der eigenen Person durch die eigenhändige Annotation.

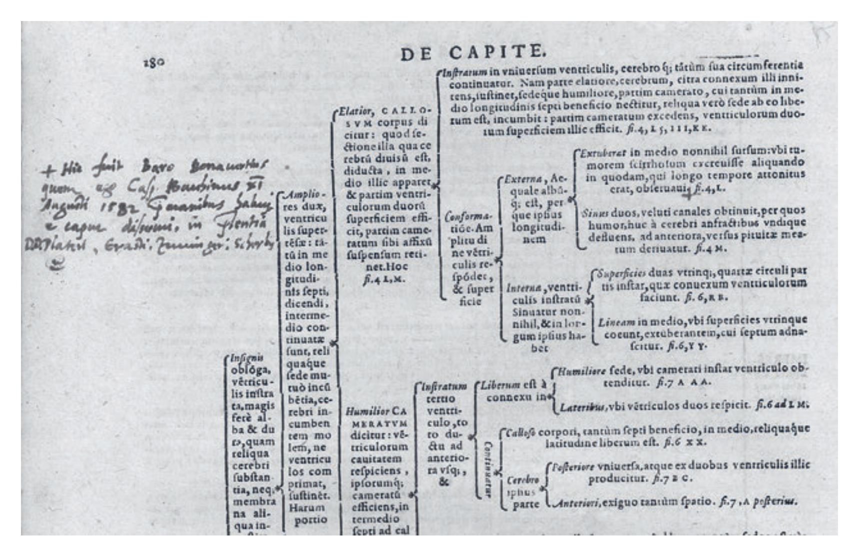
Beide Aspekte begegnen in einer bemerkenswerten Randnotiz Caspar Bauhins. Bauhin versah sein Exemplar von Felix Platters umfangreichem, in ramistischen Tabellen angelegten anatomischen Werk *De corporis humani structura et usu* neben seinem auf das Erscheinungsjahr 1583 datierten Besitzvermerk mit insgesamt lediglich zwei Anmerkungen.[36] Die erste ist besonders auffällig: Bauhin fügte einer kurzen Beobachtung Platters über einen bei einer Sektion entdeckten Hirntumor eine Randnotiz hinzu, die sich – durch ein Verweiskreuz deutlich gemacht – direkt auf diesen Fall bezieht (Abb. 17): »Hic fuit Baro Bonavertius quem ego Casp. Bauhinus XI Augusti 1582 cum manibus habuj, e caput dissecui, in praesentia DD. Plateri, Erasti, Zwingeri, Scherbij.«[37]

34 Scott-Warren, Reading Graffiti, 2010, S. 380. Aufgenommen werden verstärkt Impulse aus der materiellen Kulturforschung und der Wissenschaftssoziologie. Vgl. Daybell/Hinds (Hg.), *Material Readings*, 2010.

35 William Sherman hat den Fokus auf »reading« kritisiert und durch »use« ersetzt, um beispielsweise Kritzeleien in Büchern, die wenig oder nicht in Beziehung zum Inhalt stehen, gerecht werden zu können, Sherman, *Used Books*, 2008. Der Blick auf das Lesen wurde dagegen beispielsweise von Jennifer Richards und Fred Schurink verteidigt, die für einen Zugang plädieren, der Materialität und Textualität gemeinsam betrachtet, Richards/Schurink, Introduction, 2010. Für die Komplexität der Motive des Reagierens auf Texte vgl. Jackson, *Marginalia*, 2001, S. 81–100.

36 Platter, *De corporis,* 1581–1583, UBB, lr 189.

37 Ebd., S. 180.



180

DE CAPITE.

Inſtratum in vniuerſum ventriculis, cerebro q; tātùm ſua circumferentia continuatur. Nam parte elatiore, cerebrum, citra connexum illi innitens, iuſtinet, ſedeque humiliore, partim camerato, cui tantùm in medio longitudinis ſepti beneficio nectitur, reliqua verò ſede ab eo liberum eſt, incumbit: partim cameratum excedens, ventriculorum duorum ſuperficiem illic efficit. *fi.*4, L 5, I I I, K K.

Elatior, CALLOSVM corpus dicitur: quod ſectione illa qua cerebrū diuiſū eſt, diducta, in medio illic apparet, & partim ventriculorum duorū ſuperficiem efficit, partim cameratum ſibi affixū ſuſpenſum retinet. Hoc *fi.*4 L, M.

*Amplio*res dux, ventriculis ſupertēſæ: tātū in medio longitudinis ſepti, dicendi, intermedio continuatæ ſunt, reliquaque ſede mutuò incūbētia, cerebri incumbentem molem, ne ventriculos comprimat, ſuſtinēt. Harum portio

Inſignis oblōga, vētriculis inſtrata, magis ferè alba & dura, quam reliqua cerebri ſubſtantia, neq; membrana aliqua in-

*Conforma*tiōe. Amplitu dine vētriculis reſpōdet, & ſuperficie

Externa, Aequale albūq; eſt, per que ipſius longitudinem

Extuberat in medio nonnihil ſurſum: vbi tumorem ſcirrhoſum excreuiſſe aliquando in quodam, qui longo tempore attonitus erat, obſeruaui. *fi.*4, L.

Sinus duos, veluti canales obtinuit, per quos humor, huc à cerebri anfractibus vndique defluens, ad anteriora, verſus pituitæ meatum deriuatur. *fi.*4 M.

Interna, ventriculis inſtratū Sinuatur nonnihil, & in longum ipſius habet

Superficies duas vtrinq;, quartæ circuli partis inſtar, quæ conuexum ventriculorum faciunt. *fi.* 6, R R.

Lineam in medio, vbi ſuperficies vtrinque coeunt, extuberantem, cui ſeptum adnaſcitur. *fi.*6, Y Y.

Humilior CAMERATVM dicitur: vētriculorum cauitatem reſpiciens, ipſorumq; cameratū efficiens, in termedio ſepti ad cal

Inſtratum tertio ventriculo, toto ductu ad anteriora vſq;, &

Liberum eſt à connexu in

Humiliore ſede, vbi camerati inſtar ventriculo obtenditur. *fi.*7 A A A.

Lateribus, vbi vētriculos duos reſpicit. *fi.*6 *ad* L M.

Continuatur

Calloſo corpori, tantùm ſepti beneficio, in medio, reliquaque latitudine liberum eſt. *fi.*6 X X.

Cerebro ipſius parte

Poſteriore vniuerſæ, atque ex duobus ventriculis illic producitur. *fi.*7 B C.

Anteriori, exiguo tantùm ſpatio. *fi.*7, A *poſterius*.

Abb. 17: Marginalie Caspar Bauhin, in: Platter, *De corporis*, 1581–1583, S. 180 © Universitätsbibliothek Basel, lr 189.

Bauhin reagierte mit dieser Marginalie auf Platters Verb »observavi«, mit dem dieser sich in ein spätestens seit Vesal konventionelles Sprechen über anatomische Praktiken als Autopsie – Beobachtung mit den eigenen Augen – einschrieb.[38] Indem er demonstrativ die erste Person Singular verwendete, inszenierte Platter sich hier als beobachtende und über Deutungsmacht und ergo Autorität verfügende wissenschaftliche *persona*.[39] Bauhin hielt dieser Selbstdarstellung Platters die detaillierten Umstände der Sektion entgegen. Er antwortete auf Platters durch die mediale Form der Publikation gestärktes »Autoren-Ich« mit einem mehrfach betonten »Gegen-Ich« (»ego«, »Casp. Bauhinum«, »habui«, »dissecui«). Damit konturierte er sein eigenes »Ich« über die zusätzliche Namensnennung sowie mittels konjugierten Ver-

38 Cook, Medicine, 2008, S. 414f. Beobachtung und der noch stärker die Zeugenschaft der eigenen Augen unterstreichende Begriff der *autopsia* erwiesen sich als wirkmächtige Schlagwörter der Medizin im 16. und 17. Jahrhundert, während gleichzeitig das Buchwissen keineswegs an Bedeutung verlor. Vgl. auch Anm. 121 im Teil »Die Ordnung des Körpers – Die Anatomie».

39 Vgl. zum Konzept der wissenschaftlichen *persona* Anm. 93 in der Einleitung. Für ein in einem ähnlichen Kontext von Beobachtung, Anatomie und körperlichen »Abweichungen« eingesetztes gleichfalls »emphatische[s] ›Ich‹« vgl. Krämer, *Ein Zentaur in London*, 2014, S. 90–92.

ben des Besitzes und der anatomischen Praxis. Diese vierfache Betonung der eigenen Person lässt im Zusammenspiel mit der Kraft, mit der die Feder offensichtlich in die Seite gedrückt wurde, auf eine starke emotionale Reaktion schließen. In der Wahrnehmung Bauhins hatte Platter den Fall für sich vereinnahmt, indem er weder darauf hinwies, dass die Sektion nicht von ihm selbst durchgeführt wurde, sondern von dem jüngeren Kollegen, noch das anwesende fünfköpfige Ärztekollektiv überhaupt erwähnte. Gerade vor dem Hintergrund, dass das Buchexemplar lediglich über zwei Marginalien verfügt, ist davon auszugehen, dass diese Richtigstellung Bauhin besonders wichtig war und möglicherweise auch aus einem Gefühl der Zurücksetzung gegenüber dem bekannten älteren Kollegen entstanden ist.[40]

Akribisch versuchte Bauhin, seine Bemerkung zu stützen. Neben der in der Kürze der Annotation bemerkenswerten Redundanz der Erwähnung der eigenen Person fallen die Betonung der genauen Umstände (Informationen zum Zeitpunkt und zum Patienten, dem schwachsinnigen Baron Bonecurtius[41]) und die Herstellung eines »Zeugenkollektivs« in Form der anwesenden Personen ins Auge.[42] Für Bauhins Selbstdarstellung ist das Aufrufen der an der Sektion beteiligten weiteren Personen kein Widerspruch, sondern eine zusätzliche Stärkung seiner Position gegenüber Platters »Ich«.[43] Die Berufung auf das Kollektiv als Augenzeugen und Mittätige, die Bauhin im Gegensatz zu Platter nicht verschweigt, sondern hervorhebt, rückt den Gegenspieler Platter nicht nur in die Position einer anwesenden Person unter vielen, sondern zugleich an die Stelle desjenigen, der sich ungerechtfertigterweise in seiner egoistischen Darstellung von

40 Annotationen in Büchern mit wenigen Marginalien sind besonders auffällig, »because they suggest the crossing of an invisible border […] it looks as though readers who had been content to stay out of it for a long time suddenly felt impelled to pitch in«, Jackson, *Marginalia*, 2001, S. 175.

41 Für weitere Details zum Fall siehe Platter, *Observationes*, 1963, S. 37f.

42 Steven Shapin hat in seinen Arbeiten den Zusammenhang von kollektiver Zeugenschaft, der detaillierten Schilderung der Umstände und von Evidenzherstellung bei wissenschaftlichen Experimenten betont. Davon ausgehend entwickelte er das Konzept des »virtual witnessing«, das Übertragungen der Zeugenschaft in das Schriftmedium fasst, Shapin, Pump and Circumstance, 1984; Shapin/Schaffer, *Leviathan*, 1985.

43 Kühn, *Wissen, Arbeit, Freundschaft*, 2011, S. 121, verweist auf diesen häufig anachronistisch fehlinterpretierten Zusammenhang: »Dieser Zusammenhang von Name und Autorschaft einerseits und überindividuellen, relationalen Einheiten andererseits scheint heute nur schwer verständlich zu sein, so dass es immer wieder zu individualistischen Fehlinterpretationen gerade gelehrter Tätigkeiten kommt.«

dem Kollektiv entfernt hat – einen Fehler, den sein Kollege betontermaßen nicht wiederholt.

Stattdessen nutzte Bauhin zur Herstellung seiner eigenen wissenschaftlichen *persona* die Berufung auf die anderen. Er setzte auf die Darstellung seiner Zugehörigkeit zu einer die Ergebnisse der Sektion mit Evidenz versehenden Gemeinschaft. Die beiden zunächst als Pole erscheinenden Aspekte individuelle Autorität und kollektive Praxis verschmelzen in Bauhins Marginalie. Autoritätsherstellung war, so wird deutlich, auf Gemeinschaft angewiesen.[44] Die vermeintliche Dichotomie zwischen Individuum und Kollektiv erweist sich im Kontext frühneuzeitlicher gelehrter Praktiken und Konventionen als lediglich scheinbare. Gerade die gleichzeitig stattfindende, ausbalancierte Nutzung beider Aspekte eröffnete Handlungsspielräume.

Bauhin versah auch ein anderes seiner Bücher mit Marginalien – in diesem Fall mit einer ganzen Reihe von ungewöhnlich scharfen Kritikpunkten: seine Ausgabe von Vesals *Fabrica*.[45] Vor dem Hintergrund einer Forschungslage, die nach wie vor von der überragenden Bedeutung Vesals als zentraler Vorbildfigur für die frühneuzeitliche Anatomie ausgeht,[46] sind diese Beanstandungen Bauhins bemerkenswert. Sie dokumentieren nämlich, wie Bauhin gerade nicht in Anlehnung, sondern in Ablehnung und Abgrenzung zu Vesal agierte und auf dieser Grundlage sein eigenes anatomisches Wissensgebäude schuf.

In Bauhins anatomischen Publikationen fand seine zunehmend ablehnende Haltung gegenüber Vesal jedoch kaum direkte Erwähnung, sondern ist vielmehr in Nuancen zu suchen, wie etwa der Platzierung Vesals als Referenz bloß in den Randbemerkungen statt am Anfang der Kapitel, wo Bauhin auf die anderen zitierten Autoren hinwies.[47] Bauhin übernahm, wie bereits Platter vor ihm, Abbildungen aus der *Fabrica* und arbeitete mit diesem weithin bekannten anatomischen Imaginations- und Perzeptionsangebot.[48] Vesal wurde als Referenz – wenn auch als ein Name unter vielen – stets mit ange-

44 Vgl. Shapin, *Social History of Truth*, 1994.

45 Vesal, *Fabrica*, 1555, UBB, Lb I 23 Folio; Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 44f.

46 Z. B. Vivian Nutton in der historischen Einleitung zur neu übersetzten Vesalausgabe, Nutton, Historical Introduction, 2014.

47 Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 42–45.

48 Bauhin, *Theatrum anatomicum*, 1605; Stolberg, Die Basler Universitätsanatomie, 2010.

führt. Die Verschriftlichung scharfer Kritik gegenüber der Autorität Vesals schien nur im besonderen *site* der Annotation möglich.

Nahm aber überhaupt jemand Notiz von Marginalien? Zumindest die Möglichkeit dazu bestand durchaus. Bücher wurden in Familien und von Tischgesellschaften gemeinsam gelesen und gegenseitig ausgetauscht.[49] Es gab eine Vielzahl von Möglichkeiten zur Einsichtnahme, selbst wenn sich die Druckwerke in privaten Sammlungen befanden. Auch hier standen Bücher keineswegs lediglich dem Besitzer zur Verfügung, sondern wurden von Kollegen und Besuchern genutzt. Melchior de Insula, der Nachfolger des Amerbach-Erben Ludwig Iselin, beispielsweise lobte in seiner Leichenpredigt auf Iselin die Zugänglichkeit von dessen juristischer Privatbibliothek.[50] Jacques-Auguste de Thou beschrieb in seinen *Mémoires* seinen Besuch in der berühmten Bibliothek von Basilius Amerbach noch zu dessen Lebzeiten. Auch besuchten de Thou, Amerbach und Zwinger direkt im Anschluss auch die »öffentliche« Bibliothek, also die von den Universitätsangehörigen genutzte Bibliothek der Universität.[51]

Die in manchen Drucken enthaltenen Reihen mehrerer Besitzvermerke verdeutlichen desweiteren, dass die Bücher durch Vererbung, Verkauf oder sogar Versteigerung zirkulierten.[52] Genutzte Bücher wurden zudem verliehen.[53] Und nicht immer gelangten sie wieder zu ihrem ursprünglichen Besitzer zurück: Um sein Exemplar vor Diebstahl zu schützen, vermerkte der Student Maximilian Pantaleon auf dem vorderen Spiegelblatt seiner Ausgabe von Bauhins *De corporis humani fabrica: libri IIII*, dass wer das Buch stehle,

49 Z. B. Zedelmaier, Lesetechniken, 2001, z. B. S. 18.

50 Thieme, Ludwig Iselin-Ryhiner, 1966, S. 134; Insula, *Pro Ludovico Iselio*, 1618, S. 21.

51 Thou, *Mémoires*, 1714, Buch 2, S. 67. Von Amerbachs Bibliothek existiert ein Katalog, Katalog der Amerbach-Iselin-Bibliothek, 1628–1630, UBB, AR I 9. Vgl. zur Bibliothek der Universität und ihren Anfängen Heiligensetzer/Trueb/Möhle/Dill (Hg.), *Treffenliche schöne Biecher*, 2005; Heusler, *Geschichte der öffentlichen Bibliothek*, 1896; Die Anfänge der Universitätsbibliothek, in: *Unigeschichte*, 2010, https://unigeschichte.unibas.ch/behausungen-und-orte/neue-zentren-am-rand/universitaetsbibliothek/die-anfaenge-der-universitaetsbibliothek.html (17.12.2018).

52 Z. B. Fuchs, *Den Nieuwen Herbarius*, 1543, UBB, Bot 3969, mit Besitzvermerken von Jakob Linder 1567, Caspar Bauhin 1585 und Theodor Zwinger III 1686. Zur Versteigerung der Privatbibliothek von Oporin vgl. Gilly, *Die Manuskripte*, 2001, S. 9–38.

53 Hinweise finden sich in kurzen formlosen Schreiben, die unter den Gelehrten in der Stadt zirkulierten, beispielsweise von C. Bauhin und G. Aragose in UBB, Frey-Gryn Mscr II 8. Vgl. Anm. 31 im Teil »Gesellschaft schreiben – Der Text».

den Kerker verdiene: »Ex libris sum Maximiliani Pantaleonis / Hunc si quis napiat, carcere dignus erit«.[54]

Bücher blieben trotz ihrer Zirkulation in vielfacher Hinsicht eng mit ihrem Autor verbunden.[55] Daran änderten Praktiken des Kaufens und Verkaufens nichts. Gerade deshalb bot die Praxis des Annotierens auch Möglichkeiten, Widerspruch gegen den Autor zu äußern. Das Buch verschaffte, indem es ein dynamisches Weiterschreiben ermöglichte, Raum zur Selbstkonstituierung qua Vereinnahmung der Texte anderer.

Eine erste und niedrigschwellige Möglichkeit des Weiterschreibens stellen die in den frühneuzeitlichen Drucken sehr häufig anzutreffenden Besitzvermerke dar.[56] Den Bücher konnte so, zumeist auf den Frontispizen – und damit in unmittelbarer Nähe zum Autorenvermerk –, der eigene Namen hinzugefügt werden. Mitunter stehen Besitzvermerke auch alternativ auf den Spiegelblättern. Diese boten ohnehin einen besonders häufig für Annotationen genutzten, das Buch rahmenden Raum. Hier finden sich sehr unterschiedliche Annotationen von Indizes über gemalte Herzchen und Sinnsprüche (Abb. 18)[57] bis hin zur Einbindung zusätzlicher Seiten für umfangreichere Textbeigaben. Diese konnten zu regelrechten »Büchern im Buch« anwachsen.

54 Bauhin, *Anatomes*, 1591, zusammengebunden mit Bauhin, *De corporis humani fabrica*, 1590, UBB, LB XII 6.

55 Damit stellen sie in gewisser Hinsicht ein Beispiel für »inalienable goods« dar, deren symbolische Zugehörigkeit nicht transferiert werden kann. Zu »inalienable goods« in frühneuzeitlichen Haushalten vgl. Ago, *Gusto for Things*, 2013, v.a. S. 4–8. Allgemeiner Weiner, *Inalienable Possessions*, 1992.

56 Davis, Beyond the Market, 1983, v.a. S. 83.

57 Bauhin, *Anatomes*, 1591, zusammengebunden mit Bauhin, *De corporis humani fabrica*, 1590, UBB, LB XII 6. Neben dem Herz finden sich dort das lateinische Sprichwort »Dulcia von moervit qui non gustavit amara« – »Wer nicht Bitteres gekostet hat, verdient das Süße nicht« und der Psalm 111,10 »Timor domini est initium sapientiae«.

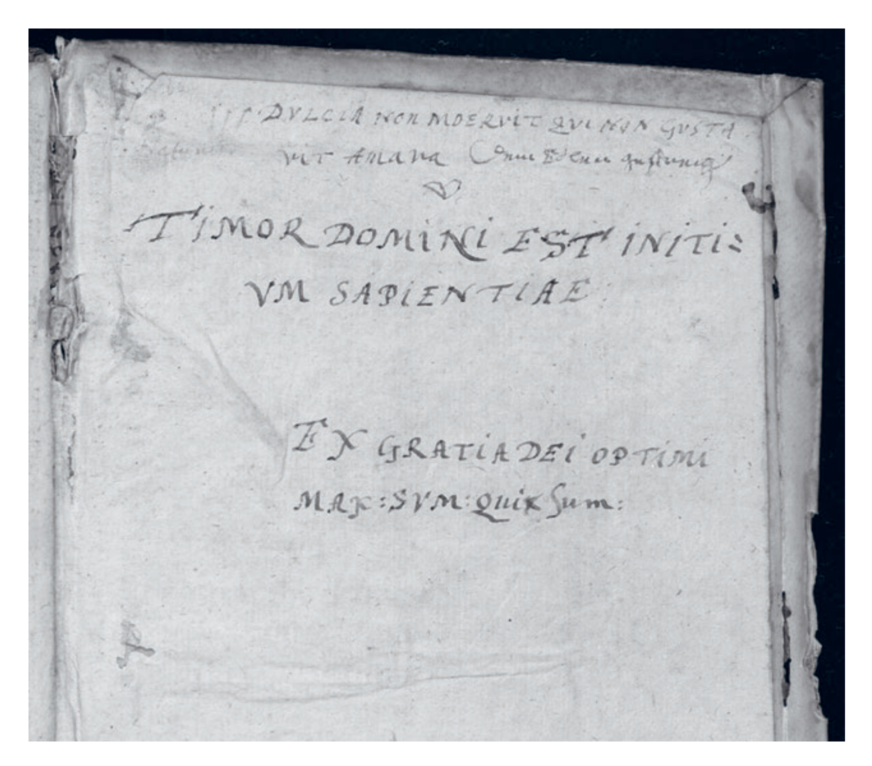


Abb. 18: Sentenzen und Herz hinteres Spiegelblatt, Bauhin, *Anatomes*, 1591, Bauhin, *De corporis humani fabrica*, 1590 © Universitätsbibliothek Basel, LB XII 6.

Wissen sammeln, Beziehungen sammeln – Bauhins Rezeptbuch

Über 60 Seiten umfassen beispielsweise die Spiegelblätter einer in der Basler Universitätsbibliothek aufbewahrten Ausgabe von Johann Jakob Weckers *Antidotarium speciale*.[58] Auf diesen Seiten finden sich analog zum Thema von Weckers Werk in erster Linie medizinische Rezepte,[59] die in vielen Fällen mit den Namen der Rezeptgeber und Angaben zur Anwendung versehen sind.

58 Wecker, *Antidotarium speciale*, 1574, UBB, Bot 3259. Zu Wecker vgl. Zweifel, *Communitas epistolaria*, 2012.

59 Frühneuzeitliche Rezeptbücher umfassten, oft vermischt, eine große Spannbreite an medizinischen, alchemistischen sowie kosmetischen und kulinarischen Rezepten.

Der Name des Basler Kompilators wird nicht genannt.[60] Der sich aus verschiedenen Datumsangaben rekonstruierbare Sammlungszeitraum vor allem in den 1590er bis 1610er Jahren und die Tatsache, dass Bauhin im Gegensatz zu vielen anderen Basler Ärzten – allen voran Felix Platter – innerhalb des gesamten Konvoluts nicht genannt wird, sind aber wichtige Indizien dafür, dass es sich bei dem Band um eine Rezepturensammlung Bauhins handelt. An einer Stelle bezieht sich der Autor auf die Promotionsthesen von Georg Mosbach und fügt hinzu, dass er selbst 1589 diese Promotion abgenommen habe.[61] Mosbachs gedruckt vorliegende Dissertationsthesen verzeichnen seinen »promotor« zwar nicht,[62] allerdings war Bauhin zu diesem Zeitpunkt Dekan der medizinischen Fakultät und ist damit als Vorsitzender der Promotion – und mithin als Kompilator der Sammlung – mehr als wahrscheinlich.[63]

Mit der Angabe von Referenzpersonen (beispielsweise »Pantaleonis secreti pro calculo« oder »Ein kitt zu machen D. felix mihi narravit«)[64] und Anwendungsbeispielen (»für den Carwunckel […] der Landvögtin haubt« oder »pro praeceptore Nobilis vom stein in gonorhoea«)[65] folgt der Band typischen Praktiken frühneuzeitlichen Rezeptsammelns.[66] Nach Elaine Le-

60 Entgegen der Angabe im Bibliothekskatalog, der den Band dem Ulmer und später Augsburger Arzt Johannes Remmelin zuschreibt, ist angesichts der Nennung von Basler Kollegen und eindeutig der Basler Umgebung zuzuordnenden PatientInnengeschichten, die nicht in den Basler Studienzeitraum Remmelins fallen, davon auszugehen, dass das Konvolut aus dem Besitz eines Basler Arztes stammt. Remmelin ist wohl lediglich der Autor eines eingefügten Briefes, dessen Adressat wiederum nicht angegeben ist. Remmelin stand aber mit Caspar Bauhin in Briefverkehr, Briefe J. Remmelin an C. Bauhin, 1607, 1613, 1614, UBB, G2 I 5, S. 272–280; Frey-Gryn Mscr II 18, S. 147–150.

61 Wecker, *Antidotarium speciale*, 1574, UBB, Bot 3259. Die Paginierung der Einbindungen ist nicht vollständig. Der Eintrag findet sich ein Blatt vor Bl. 1, verso.

62 Mosbach, *Theses medicae*, 1589. Die medizinischen Dissertationen in Basel sind verzeichnet bei Husner, *Verzeichnis*, 1942. Vgl. dazu Limbach, Advertising Medical Studies, 2017.

63 Zumal die beiden anderen Inhaber der medizinischen Lehrstühle zu diesem Zeitpunkt, Felix Platter und Johann Nicolaus Stupanus, beide im Band als Referenzpersonen genannt werden, z. B. Wecker, *Antidotarium speciale*, 1574, UBB, Bot 3259, S. 2r vor Einsetzen der Paginierung.

64 Ebd., S. 9r. Die Einbindungen im hinteren Teil sind nicht paginiert. Der Eintrag zu Dr. Felix' »kitt« befindet sich auf dem 3. Blatt verso nach Weckers *Antidotarium*.

65 Ebd., S. 1r, 13v.

66 Zu frühneuzeitlichen Rezepten und Rezeptsammlungen vgl. Leong/Pennell, Recipe Collections, 2007; Leong, Making Medicines, 2008; Leong/Rankin (Hg.), *Secrets and Knowledge*, 2011; Rankin, *Panaceia's Daughters*, 2013; DiMeo/Pennell (Hg.), *Reading and Writing*, 2013.

ong und Sara Pennell waren derartige Einbettungen der Informationen essentiell für die Autorisierung der Rezepturen und galten als Legitimationsgrundlage für deren Anwendung.[67] Hier griffen soziale Beziehungen und textuelle Strategien also besonders eng ineinander. Daneben veranschaulichen einige Details, wie die vorliegende Manuskript-Druck-Kompilation nach und nach angelegt und genutzt wurde. An mehreren Stellen wird auf Seitenzahlen in verschiedenen Werken aus der Bibliothek des Kompilators verwiesen. Indizes ermöglichen den Zugang zu einzelnen Rezepturen der Sammlung und zu Weckers Werk und führen eine der Möglichkeiten vor, mit rasch anwachsenden und zunehmend unübersichtlichen Mengen von Wissen umzugehen.[68]

Das Objekt fungierte in mehrfacher Hinsicht als Gedächtnisstütze: Es diente der Erinnerung an die medizinischen Rezepturen, an spezifische Behandlungssituationen, die Krankengeschichten von PatientInnen und schließlich auch an den Austausch mit Kollegen. Selbst kulinarische Ereignisse wurden über das Rezeptbuch festgehalten – ein Beispiel ist das aus lediglich vier »wol [zu] knetten[den]« Zutaten bestehende Rezept für »Salsize Milanese«[69] oder die Zubereitung von »Salmones salsi«, wie es »Gargillus Scotus dixit«: »So werden sie frisch: als wan sie nitt gesalzen weren«.[70]

An die Stelle des fehlenden Besitzvermerks traten hier die Rezepturen mit ihren zusätzlichen, oft persönlichen Informationen: Dargestellt ist nicht der Name des anonymen Sammelnden, wohl aber Fragmente seiner persönlichen Verflechtung und medizinischen Praxis. Ein »Ich« begegnet zwar durchaus – in Form der Person, die verschiedene Rezepturen im Selbstversuch testete –, doch gerade diese Passagen sind deutlich um Objektivität und um das Einnehmen einer Beobachterposition bemüht. Die Schilderung der eigenen Person als Patient und die Reaktionen auf ausprobierte Purgationen unterscheiden sich lediglich durch die Verbform in der 1. Person Singular von der Beschreibung anderer Fälle.[71] Das weitgehen-

67 Z. B. Leong/Pennell, Recipe Collections, 2007, S. 139.

68 Die auf dem vorderen Spiegelblatt von Wecker, *Antidotarium speciale*, 1574, UBB, Bot 3259, eingeklebte Seite und S. 1r dienten als Index zum Manuskript, während im Anschluss an den Druck sowohl Weckers *Antidotarium speciale* wie das zwei Jahre später erschienene *Antidotarium generale* (Wecker, *Antidotarium generale*, 1576) grob (das Buch selbst verfügt über einen annotierten Index) aufgeschlüsselt sind.

69 Wecker, *Antidotarium speciale*, 1574, UBB, Bot 3259, S. 2r.

70 Ebd., S. 6v.

71 Ebd., S. 16v.

de Zurücktreten des Besitzers und Kompilators hinter seine Rezepturen und Beziehungen macht den Charakter der Sammlung als Arbeitswerkzeug deutlich, in dem der Schwerpunkt auf der medizinischen Praxis und der Erinnerungsfunktion für den Aufzeichnenden und eben nicht auf Repräsentation und *self-fashioning*[72] lag. Dass dennoch Namen von PatientInnen und Rezeptgebern genannt werden, illustriert die enge Verflechtung des Sammelns und Erinnerns von Wissen mit dem Sammeln von sozialen Beziehungen.

Pluralisierte Paratexte – Wissenskollektive und die Autorisierung des Einzelnen

Die praktische Ausrichtung ist auch für eine andere Art der Buchannotation wesentlich – Korrekturen des im Buch vorgelegten und innerhalb der Gelehrtenrepublik verhandelten Wissens. Die Mehrzahl von Annotationen in den Büchern der Basler Mediziner um 1600 besteht aus lediglich kleinen Textkorrekturen. Eine in Kräuterbüchern zu beobachtende Praxis war beispielsweise die handschriftliche Ergänzung von angesichts der fehlenden Einheitlichkeit der Nomenklatur alternativen lateinischen oder vernakulären Pflanzennamen.[73] Hier hob sich das Weiterschreiben gerade nicht vom Grundtext und seinem Autor ab, sondern war Teil der Gemeinschaftsarbeit an der Nomenklatur der Pflanzen, die durch die Explosion und das stete Weiterwachsen der Wissensbestände nötig geworden war.[74]

Diese Praktiken der Annotation betteten den Autor in ein Wissenskollektiv ein, das auf einer konstruktiven Methode des Bewertens des Wissens anderer beruhte. In dieser Hinsicht sind diese Marginalien verwandt mit den Lobgedichten, die frühneuzeitlichen Drucken häufig beigefügt wurden. Diese hoben den Autor des Buches zwar hervor und rückten ihn in eine besondere Position, gleichzeitig versammelten sie jedoch die Namen vieler Kollegen und Schüler auf den ersten Seiten des Buches und riefen damit ebenfalls das Ideal des Kollektivs der »Gelehrtenrepublik« auf.

72 Vgl. Anm. 17 in der Einleitung.

73 Bauhin, *Pinax*, 1623, UBB, Bot 4641.

74 Ogilvie, Many Books, 2003, beschreibt die im Zuge des *information overload* entstandene botanische »confusio verborum« (S. 33) – die fehlende Einheitlichkeit der Bezeichnungen der Pflanzenspezies. Zur Nomenklatur bei Bauhin vgl. Bänziger, *Herstellung und Darstellung von botanischem Wissen*, 2014.

Auch Felix Platters Werk *De corporis humani structura et usu* enthält eine Serie von insgesamt fünf Lobgedichten auf den Autor und seine Arbeit.[75] Wenn auch Platter, sein Name (Wortspiele mit der Bedeutung seines Vornamens Felix, also »glücklich«, erfreuten sich großer Beliebtheit),[76] seine Leistungen und sein Werk in den Gedichten sehr dominant sind, so vermittelt das Schriftbild doch auch eine zusätzliche Botschaft. Die Namen der Autoren der Gedichte sind einschließlich ihrer Herkunfts- oder Aufenthaltsorte in einer größeren Schrift und weitgehend in Majuskeln gedruckt: »PETRVS MONAVIVS MEDICUS Vratislauiensis, BARTHOLOMAEVS HVBNERVS ERFORD. MED., THOMAS MOVFETVS ANGLVS MEDICVS, IO. SPONDANVS MAVLEONENSIS GALLVS, PETRVS CASTANEVS AD FEL: PLATERVM Medicum«. Insbesondere die weit auseinanderliegenden Ortsangaben von den Pyrenäen bis nach England und nach Bratislava machen die Vernetzung Platters sichtbar. Prominent platziert auf den ersten Seiten des Buches sprachen diese Paratexte von Platters Einbettung in einem wissenschaftlichen Kollektiv und von der Breite seiner sozialen Kontakte.

Irrte Bauhin angesichts dessen, dass Platters Publikation seine Einbettung in der kooperativ angelegten *res publica litteraria* also durchaus klar zu erkennen gab, mit seiner in der Marginalie zur Sektion des Barons Bonecurtius ausgedrückten Empörung über Platters ungerechtfertigte Vereinnahmung? Oder irre ich, wenn ich Bauhins Notiz einen derartigen Hintergrund und diese Stoßrichtung unterstelle? Handelte es sich bei Bauhins Notiz vielleicht lediglich um Pedanterie?

Die Frage nach einem eindeutigen Entweder-Oder geht vermutlich fehl. Bauhins Exemplar von Platters *De corporis humani structura et usu* ist mit Bauhins Notiz und seinen Paratexten Ausdruck dafür, dass beides gleichzeitig innerhalb desselben Mediums stattfand: Die Autorisierung durch das Herausstreichen der vereinzelten Autorenfigur Platters und das gleichfalls autorisierende, Anerkennung zeigende und damit zugleich erzeugende Aufzeigen personaler Verflechtung gehörten zusammen. Auch Bauhin verfestigte sich

75 Platter, *De corporis*, 1581–1583.

76 Das Wortspiel mit Platters Namen wurde auch anderswo ausgiebig genutzt: In seiner Autobiographie berichtet Platter von einer entsprechenden Äußerung seines Paten Samuel Grynaeus bereits anlässlich der Taufe und zitiert ein Gedicht von Carl Utenhove, das ebenfalls die Bedeutung des Namens thematisiert, Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 51–53. Auch Platters Epitaph greift die Namensbedeutung auf, abgedruckt und übersetzt bei: Walter, Ärztliche Selbstdarstellung, 2013, S. 311–313. Selbst in der Forschungsliteratur werden Erfolg und Vornamen Platters gekoppelt, z. B. in Lötschers Einleitung zu Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 12; Koelbing, Felix Platters Patienten, 1991, S. 66.

als Wissenssubjekt mit und in seinem Schreiben. Er berichtete beispielsweise in den Briefen an Wilhelm Fabry nicht ohne Stolz von seinen verschiedenen Buchprojekten.[77] Oder er verschenkte seine eigenen Bücher an seine Korrespondenzpartner.[78] Und selbstverständlich dedizierte er seine Werke an Adlige, an Patienten und an Schüler. Zugleich betonte Bauhin ausführlich die Abhängigkeit seiner Werke von seinen Kontakten und den Leistungen Anderer. Sein *De lapidis bezaar Orient. et Occident*. verfügte ebenso über eine Liste der benutzten Autoren (bezeichnet hier als »pinax eorum quorum opera usi sumus«) wie sein *Theatrum anatomicum* oder *De hermaphroditorum*.[79] In seinem Spätwerk, dem 1623 erschienenen *Pinax theatri Botanici*, folgte dieser auf sieben Druckseiten angewachsenen bibliographischen Namensauflistung, die nun auch Titel, Erscheinungsort und Erscheinungsjahr der Referenzen umfasste, eine zusätzliche Liste all derjenigen Personen, die ihm Pflanzen oder Samen zugeschickt hatten.[80] Darunter reihen sich 65 Namen, einschließlich der jeweiligen Ortsnennung, ein botanisches Netzwerkverzeichnis, das sowohl als Gegengabe an die Benannten verstanden werden kann als auch als exzessive Sichtbarmachung der Kontakte des Autors. Präsentiert wird eine Momentaufnahme von Bauhins sozialem Standing und seiner ausgeprägten Fähigkeit, innerhalb der Gelehrtenrepublik Wissen zu beschaffen.[81]

Diese Listen stehen in dem von Ammon und Vogel konstatierten buchhistorischen Kontext einer zunehmenden »Pluralisierung« und Ausdifferenzierung der zunehmend umfangreicheren Paratexte.[82] Paratexte waren seit Erfindung des Buchdrucks und bis ins 18. Jahrhundert hinein nicht zuletzt deswegen so bedeutsam, weil das Buch selbst der zentrale Ort für die Bewerbung des Werks und des Autors war.[83] Mit der Pluralisierung der Paratexte ging aber auch eine »Pluralisierung von Autorschafts-Konzepten« einher.[84]

77 C. Bauhin an W. Fabry, 15.3.1606, BUBB, Cod. 497, S. 360.
78 Z. B. mit einem Geschenkvermerk an Fabry: Bauhin, *De hermaphroditorum*, 1614, UB Bern, MUE Klein n 80.
79 Bauhin, *De lapidis bezaar*, 1613; Bauhin, *Theatrum anatomicum*, 1605; Bauhin, *De hermaphroditorum*, 1614. Zu Letzterem vgl. Schober, Hermaphrodites, 2016, S. 301.
80 Bauhin, *Pinax*, 1623, Abschnitt »nomina eorum qui plantas vel semina communicarunt«, nicht paginiert.
81 Vgl. Benkert, *Ökonomien botanischen Wissens*, 2016.
82 Ammon/Vögel (Hg), Einleitung, 2008, S. VII–XXI.
83 Ebd., S. XII.
84 Ebd., S. XIV.

Paratexte legten den Fokus nämlich gerade nicht allein auf den einzelnen Autor, sondern betteten ihn in eine Vielzahl von Beziehungen ein.

Diese Beziehungen definierten den Einzelnen auch lokal. Die Selbstdarstellung und Fremdwahrnehmung der gelehrten Akteure vor Ort waren ohne ihre Verbindungen jenseits des lokalen Rahmens nicht denkbar. Diese wurden nicht zuletzt in den Publikationen manifest. Die schiere Masse und der Umfang der um 1600 gedruckten Bücher mit der in ihnen anzutreffenden Exzessivität von Namensnennungen, von Danksagungen, Widmungen und Lobgedichten, kurz die hohe Bedeutung, die der Beschäftigung mit anderen und der Repräsentation des eigenen Selbst in Texten zukam, machten die wissenschaftlichen Texte zu Beziehungsorten – zu sozialen Situationen – par excellence.

In einer Stadt wie Basel, in der die gelehrte Elite zahlenmäßig vergleichsweise überschaubar war und primär über Anwesenheit strukturiert wurde,[85] waren neben dem schriftlichen Austausch vor allem gesellige Zusammenkünfte, Gespräche, Verhandlungen in den Sitzungen der Fakultäten, der Regenz oder des *consistoriums*[86] der Universität, aber auch in den Haushalten, während Gastmählern oder anlässlich mehr oder weniger zufälligen Begegnungen in der Stadt von großer Bedeutung für die Aushandlung von sozialen und wissenschaftlichen Hierarchien und Zugehörigkeiten. Und auch diese Formen der Bewertung haben sich zumindest zum Teil in Texten niedergeschlagen und erhielten durch ihre Schriftlichkeit mitunter verstärkte soziale Wirkkraft.

Konkret lässt sich dies an dem Beispiel einer spezifischen Textgattung aus Felix Platters Manuskriptsammlung nachvollziehen.[87] Neben einer Vielzahl von Gedichten, Liedern, Geschichten und Mottos findet sich hier auch eine Reihe von Texten, die zu einer sehr expliziten Gattung des Bewertens gehören: Pasquillen. Mit ihrer Analyse wechsle ich nun die Perspektive von der überregional agierenden Gelehrtenrepublik hin zu dem sozialen Agieren der Basler Mediziner vor Ort.

85 Zur frühneuzeitlichen Anwesenheitsgesellschaft vgl. Schlögl, *Anwesende und Abwesende*, 2014.

86 Das von Universitätsangehörigen besetzte *consistorium* war als Gericht für die Angehörigen der Universität zuständig, die den städtischen Gerichten nicht unterstanden.

87 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30.

Beschämen – Spott, Spaß und der entgrenzte Körper

Soziale Beziehungen werden maßgeblich von Emotionen geformt.[88] Dieser Satz scheint sofort sinnfällig, denkt man an Gefühle wie Anziehung, Liebe, Freundschaft, Sympathie oder Zuneigung, Emotionen also, deren beziehungsstiftende Wirkung aufgrund der positiven Bewertung eines Gegenübers unmittelbar einleuchtet. Doch auch negative emotionale Bewertungen konnten soziale Beziehungen um 1600 nicht nur beeinflussen, sondern maßgeblich gestalten. Sie stellten nämlich Hierarchien her und stärkten die *communities* der Bewertenden.[89] Besonders deutlich nachvollziehen lässt sich das an textuellen Praktiken des Beschämens, die dazu dienten, die Ehre und damit das zentrale soziale Kapital des frühneuzeitlichen Menschen anzugreifen.[90]

In Platters Sammlung von Gedichten hat sich eine Reihe von Pasquillen, also Schmähgedichten, erhalten.[91] In diesen für die nachreformatorische städtische Kultur typischen Kurztexten verdichtet sich ein an und mit Grenzen operierender Komplex aus hochemotionalen Bewertungen und Beschämungen. Pasquillen waren gleichermaßen Bestandteil der städtischen Spottkultur mit ihren auch rechtlich wirkmächtigen Schandritualen wie dem humanistischen Ideal des *homo facetus*[92] verpflichtet. Hier überlagerten sich Praktiken der Schmähung mit geselligen Praktiken derber, unterhaltsamer und ironischer Sprache. Immer wieder rücken diese Texte mit ihren reichen skatologischen und sexuellen Anspielungen den exzessiven Körper und

---

88 Zum *emotional turn*, im Zuge dessen die wichtige Aufgabe der Historisierung von Gefühlen und Affekten in letzter Zeit verstärkt in Angriff genommen wird, vgl. beispielsweise die Übersicht von Sullivan, The History of the Emotions, 2013, oder Trigg, Emotional Histories, 2014.

89 Zum vielzitierten Konzept der *emotional communities* vgl. die Arbeiten Barbara Rosenweins, z. B. Rosenwein, Problems and Methods, 2010. Für eine aktuelle politische Reflexion darüber, wie negative Emotionen wie Furcht, Ekel oder Neid das soziale und politische Miteinander beeinflussen, vgl. Nussbaum, *Monarchy of Fear*, 2018.

90 Schütte, *Medizin im Konflikt*, 2017, S. 15. Vgl. zur unter anderem durch Bourdieu, *Entwurf*, 1979, S. 11–46, angestoßenen Diskussion zum Thema Ehre und speziell Ehrverletzungen in den 1990er Jahren u. a. Schreiner/Schwerhoff (Hg.), *Verletzte Ehre*, 1995; Backmann/Künast/Ullmann/Tlusty (Hg.), *Ehrkonzepte*, 1998; Cohen, Honor and Gender, 1992. Neuer z. B. Strange/Cribb/Forth (Hg.), *Honour, Violence and Emotions*, 2014. Zur Konzeption von Ehre als Emotion vgl. Frevert, *Vergängliche Gefühle*, 2013, S. 17–43.

91 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30.

92 Dicke, Homo facetus, 2008.

moralische Grenzverläufe ins Zentrum der Aushandlung von Ehre, Schande und Spaß – und damit von sozialen Hierarchien und Ordnungen.

Pasquillen – Eine Textgattung zwischen Spaß und Schmähung

»Pasquill« war als Bezeichnung für Schmähschriften noch bis ins 20. Jahrhundert gebräuchlich.[93] Entstanden ist der Begriff im 16. Jahrhundert in Anspielung auf die Legende des Schuhmachers Pasquino, der angeblich Spottschriften verfasste. Der Römer wohnte in der Nähe einer Marmorgruppe (Menelaos und Patroklos), die mutmaßlich von ihm und anderen Pasquillanten für die Anbringung derartiger Schmähungen verwendet wurde und auf die sich sein Name übertrug.[94] Dem legendären Hintergrund entsprechend stand der Begriff Pasquill für frühneuzeitliches »Graffiti«[95] – für anonym verfasste und für alle sichtbar an öffentlichen Orten angebrachte Texte. Tatsächlich verwies Platter in einer ebenfalls als beißend-satirische Schmähschrift gestalteten Replik auf ein Pasquill gegen einen Pfarrherrn auf dessen anonyme Anbringung an der Tür des Kaufhauses:

> »Über ein Pasquil, so einem pfarherren
> alhie gemacht, dorin er in schmecht.
>
> In's kaufhaus z'gon hatt ich ein willen,
> So findt ich am thor ein Pasquillen
> den reis ich ab, wolt in vertüschen«[96]

Dass sich das Beispiel gegen einen Pfarrherrn richtete, ist nicht erstaunlich, spielten Pasquillen doch gerade in den konfessionellen Auseinandersetzungen eine wichtige Rolle.[97] Die Gattung war in Basel nicht unbekannt. Schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurden »Pasquillen« unter diesem Namen in Basel gedruckt. Diese Veröffentlichungen nutzten die vermutlich von Studenten und Refugianten aus Italien nach Basel mitgebrachte Textform insbe-

93 Vgl. entsprechende Einträge in den Konversationslexika des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, z. B. Lemma Pasquill, *Meyers Großes Konversations-Lexikon*, Bd. 15, 1908, S. 478f.

94 Bauer, *Pasquille*, 2008, S. 20.

95 Scott-Warren, Reading Graffiti, 2010, verwendet den Begriff »Graffiti« für frühneuzeitliche Marginalien.

96 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 25.

97 Bollbuck, Lachen, 2012.

sondere für die Kritik an der Papstkirche.[98] Außerdem war den Zeitgenossen die Anekdote der 1527 angeblich an die Tore des Münsters gehefteten Verse gegen Paracelsus vertraut.[99]

Wie Matthias Lentz aufgezeigt hat, verfügten frühneuzeitliche Schmähschriften und Schandbilder über das Potenzial, ehrverletzend zu wirken, und waren daher sowohl als rechtliche wie soziale Praxis von Bedeutung.[100] Im Fall der in Platters Textsammlung vorliegenden Pasquillen ist dieser Hintergrund als Referenzrahmen zwar wichtig, viel wahrscheinlicher als die Annahme, dass diese Pasquillen tatsächlich irgendwo in der Stadt angeschlagen wurden, ist jedoch die in erster Linie humoristische Verwendung der Texte als Einsprengsel in geselligen Tischrunden in den Häusern der Gelehrten oder auch im Prytaneum, dem Ort der Gastmähler der Universität. Im Prytaneum fanden gesellige Anlässe der Universität statt – im Sommer und Winter an unterschiedlichen Orten im oberen Kollegium. Mehr denn als Raumbezeichnung bezeichnete das Prytaneum eine innerhalb der Universität agierende gesellige Vereinigung, die zum Beispiel über ein eigenes Abrechnungssystem verfügte.[101] Eines der Gedichte in Felix Platters Sammlung, das einen Kampf zwischen Christus und dem Teufel thematisiert, ist bezeichnenderweise auf der Rückseite eines Abrechnungsentwurfs des Prytaneums geschrieben.[102]

Die von Platter gesammelten Pasquillen stehen angesichts dieser geselligen Einbettung im Kontext der geselligen Praxis des Fazetierens, die seit Ende des 15. Jahrhunderts von Italien ausgehend im deutschen Sprachraum breit rezipiert wurde.[103] Gerd Dicke, der sich ausführlich mit dem interkulturellen Transfer des Fazetierens nach Norden beschäftigt hat, hat bemerkt, dass das Fazetieren bei dieser Übertragung seinen geselligen Aspekt teilweise verloren habe und der Witz in rigideren Praktiken des

98 Damianaki/Romano (Hg.), *Pasquin*, 2014. Die hier versammelten Aufsätze behandeln insbesondere die bei Oporin erschienene, einflussreiche Pasquillensammlung von Celio Secondo Curione, Curione, *Pasquillorum*, 1544. Valentina Sebastiani liefert zusätzlich einen Überblick zu satirischen Drucken in Basel, Sebastiani, I Pasquillorum, 2014. Vgl. außerdem Dill, Pasquino im Exil, 2013.

99 Blaser, Lästerung und Lobpreisung, 1963.

100 Lentz, *Konflikt, Ehre, Ordnung*, 2004. Vgl. auch Rublack, Anschläge, 1995.

101 Rationarium prytanei, StaB, Universitätsarchiv G 2.

102 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 373.

103 Zum Genre der Fazetien und ihrem Zusammenhang mit Soziabilität vgl. Dicke, Fazetieren, 2005; Dicke, Homo facetus, 2008; Roth, Obscene Humour, 2017.

Schmähens und der Moralisierung mit derben Texten »erstickt« sei.[104] Die Situation stellt sich für die hier präsentierten Beispiele jedoch komplexer dar. Insbesondere für die an den norditalienischen und französischen Universitäten ausgebildeten Mediziner und Späthumanisten waren Praktiken des oft derben Spaßes, etwa des Schreibens von iocosen Briefen, Gedichten und Liedern, zentraler Bestandteil ihres textuellen Agierens und kollektiven Selbstbildes. Das Ideal des scherzenden *homo facetus* war in diesem Kontext durchaus wirkmächtig, überlagerte sich allerdings gleichzeitig mit Praktiken ehrverletzender Schmähung. Spaßig lockere Soziabilität und das sich auch ruppiger sprachlicher Mittel bedienende Herstellen sozialer Hierarchien, *ioco* und *seria*, Schimpf und Ernst, um den bekannten Titel von Paulis Fazetiensammlung aufzugreifen, gingen Hand in Hand.[105] Geselliges Fazetieren und sozial wirkmächtiges Schmähen überlagerten sich in den im Kreis der gelehrten Elite Basels entstandenen Pasquillen. Das Lachen der Gelehrten war zugleich zentraler Bestandteil der die *community* konstituierenden Geselligkeit wie Ausdruck und Mittel sozialer Konflikte.[106] Die folgenden Unterkapitel veranschaulichen, wie sehr Rhetoriken des Exzesses diese Praktiken des Beschämens, des Humors und der Vergesellschaftung prägten und stützten.

Exkremente, Humor und Verachtung

Exkremente waren ein zentrales Element frühneuzeitlichen Humors.[107] Das bedeutet jedoch keineswegs, dass, wie Jeff Persels und Russell Ganim folgerten, Fäkalien, Urin oder Erbrochenes angesichts ihrer Ubiquität nicht negativ konnotiert waren.[108] Sie wurden ganz im Gegensatz sehr häufig für Schmähungen eingesetzt und galten entsprechend als extrem abwertend.

In der oben bereits kurz angeführten Antwort auf ein Pasquill gegen einen Pfarrherrn richtete sich die Schmähung gegen das Objekt, das abgenommene Pasquill. Die erste Intention des Autors, bei dem es sich vermutlich

104 Dicke, Fazetieren, 2005, S. 173.

105 Pauli, *Schimpf und Ernst*, 1942. Vgl. auch das Kapitel »Begegnen – Exzessivität als Praxis und das Geschlecht der Geselligkeit«.

106 Kühn, Formen des Lachens, 2012.

107 Roth, Obscene Humour, 2017.

108 Persels/Ganim (Hg.), *Fecal Matters*, 2004, S. xiii: »Our most educated forebears, different from ourselves, did not disdain [body's waste products (feces, urine, flatus, phlegm, vomitus)]«.

um Platter handelte, war, das Pasquill als Toilettenpapier zu verwenden. Davon wurde allerdings rasch Abstand genommen, war das Schriftstück doch so voll »gift […] gallen [und] höllischen Flammen«, dass es drohte, das Gesäß zu verletzen:

> »So findt ich am thor ein Pasquillen
> den reis ich ab, wolt in vertüschen
> vnd mit züchten das loch dran wüschen
> do ich zevor in aber las
> vndt fandt das sovil gift drin was
> so vil gallen vnd helscher flammen
> vnschuldig leut damit z'verdammen
> Bsorget ich, wan ich den ars mit rib
> das gift baldt an mir hangen blib
> vnd das die bitter gallen räs
> verserte mir vilicht mein gsäs
> vnd mecht das hellischs feur drin schlon
> derhalben warf ich in darvon
> docht by mir selbs, der also sticht
> Miest gentzlich sein von norren zicht
> vnd sy im d'gall gar über g'loffen
> der bös findt ihm ins hertz geschloffen
> der wert wer, wolt man gnadt bewyßen
> Man stalte in an das halsißen
> Strich in als dan hinus mit ruoten
> Bis ihm die lende wurden bluoten
> Domit er doch d'sündt nit kent bießen
> Man legt im dan den kopf zun fießen«[109]

Der Autor kritisiert hier in drastischer Art und Weise die Schärfe des ursprünglichen Pasquills und macht sie lächerlich. Er verknüpft sie mit einer Imagination des anonymen Autors, dessen Körperlichkeit auf mehrfache Weise korrumpiert wird: Seine Galle läuft über, ein dämonischer Feind hält Einzug in seinem Herzen, er wird am Leib gestraft und zuletzt aus der Stadt verbannt. Auch wenn von der Verwendung als Toilettenpapier letztlich doch abgesehen wird und diese zunächst ins Auge gefasste Reaktion durch das Wegwerfen und die Imagination der Körperstrafe ersetzt wird, gibt die Idee des beschämenden Bestreichens des Schreibens mit dem eigenen Kot die Lesrichtung vor. Für ein derartig entehrendes Besudeln unliebsamer Schriften mit Kot existierten Vorbilder, so etwa eine in der »Neuen Zeitung aus Leip-

109 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 25.

zig« geschilderte Reaktion Luthers auf ein gegen ihn gerichteteten Brief Johann Hasenbergs.[110]

Ein anderes Schmähgedicht beschreibt die weit verbreiteten Dedikationspraktiken von Büchern als exzessive Schmeichelei. Diese gleiche dem Kriechen in den Arsch eines Schweines und dem Verzehr von dessen Fäkalien, wobei letztere sinnbildhaft für den angestrebten finanziellen Gewinn aus der Dedikation stehen:

> »Contra adalatorem in dedicationibus
>
> Guth gsell wen du mit dim flatiehrn,
> Liebkosen schmeichlen vnd balbieren,
> Wilt dz man dir sol vil verehren,
> Vermein ich, du würst dich nit wehrn,
> Der sau In ars d'schliefen nach speck,
> Ja fressen gar doselbst den dreck.«[111]

Die Handhabung der Exkremente und der enge Kontakt mit ihnen – das Kriechen in den After des Schweines und das Verzehren des Kots in situ – bewirken auch hier die Schmähung. Unreinheit, die Grundlage der Ehrverletzung, wird nach Mary Douglas durch potenziell verunreinigendes »matter out of place«[112] hervorgerufen. Dieses stört die Ordnung der Dinge und erweist sich dadurch als gefährlich für den Einzelnen und seine innere und äußere Balance. Im Beispiel ist der Kot des metaphorischen Schweines »out of place«, da er zur imaginierten Nahrung des Geschmähten wird. Auf diesen überträgt sich durch die Einverleibung der Exkremente die Unreinheit, wodurch er aus seinem Platz in der gesellschaftlichen Ordnung katapultiert wird.

Das Pasquill *contra adalatorem in dedicationibus* greift mit seinem Bild des vorteilsuchenden Arschkriechens eine ikonographische Tradition auf, in der die exzessive Figur der *avaritia* – das Laster der Habsucht – verortet ist. Wie Lester Little in seiner Untersuchung der *avaritia* und ihrem Aufschwung vom 12. bis zum 14. Jahrhundert geschildert hat, wurde die *avaritia* gewöhn-

110 Walch (Hg.), *D. Martin Luthers sämtliche Schriften*, 1744, S. 1350. Ich danke Lyndal Roper für diesen Hinweis. Auf der selben Seite in Platters Manuskriptband findet sich ein weiteres Beispiel, in dem einem gleichfalls schlechten Spruch eine ähnliche Behandlung zugedacht wird: »von wegen seiner lamen schwencken / domit er bsudlet das papir / als mit dem hudelwerch ins feur / Man welte dan den ars dran wüschen / vnd s'narrenwerch domit vertüschen«, Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 25.

111 Ebd., S. 364.

112 Douglas, *Purity and Danger*, 2002.

lich durch einen weit geöffneten Schlund in Verbindung mit Schmutz, Exkrementen und (besudelten) Münzen in Geldsäcken illustriert. Geld ist hier ebenso wie im zitierten Pasquill als »filthy and disgusting waste« dargestellt.[113] Gerade in dieser mehrdimensionalen Exzessmetaphorik sieht Little einen Grund dafür, dass die Figur der *avaritia* Verachtung auf sich zog.[114]

Übertragen ins Pasquill wirkte diese Verachtung sozial strukturierend, indem sie den Ausschluss der Geschmähten bewirkte und zementierte. Gleichzeitig führte die gemeinsame Lektüre der Texte Autor und Publikum der Pasquillen in einer »Lachgemeinschaft«[115] zusammen, deren Ausgangspunkt ein textuell vermitteltes Überlegenheitsgefühl war.[116] Es entstand mithin ein Kollektiv, das sich dafür feierte, dass seine Mitglieder es nicht nötig hatten, der sprichwörtlichen Sau in den Arsch zu kriechen, um zu publizieren oder um mit wichtigen Leuten in Kontakt zu treten. Im Zentrum der sozialen Funktion der Pasquillen stand damit ein komplexes Zusammenspiel von sozialer Verachtung, humoristischer Ausgestaltung und gefeierter Überlegenheit.

Der exzessive Körper der Pantaleons – Inkompetenz, Unmännlichkeit und Völlerei

Die in Texten gegen Kollegen angeführten Kritikpunkte sind aufschlussreich, um zu verstehen, auf welche Art und Weise sich die Basler Mediziner zu konstituieren suchten und welche Werte in diesem Prozess betont wurden. Das gilt besonders für ein Beispiel aus dem Jahr 1579 – ein Pasquill gegen den Arzt Heinrich Pantaleon und dessen Sohn Johann Heinrich. Der Text führt drei zentrale Bereiche des Repertoires von Schmähschriften um 1600 zusammen: Unmännlichkeit, Unwissenheit und Völlerei:

> »Daß sprüchwortt ist gar altt vndt gwüß
> dem Bromen schlacht gern nach der griß
> der altt Pantlin gar vnuerschampt
> do im entran deß Pfarrhers ampt.
> hatt er gar baldt apostatiert
> Vnd In der artzney doctoriert

113 Little, Pride, 1971, zur Ikonographie S. 37f.
114 Ebd., S. 38.
115 Röcke/Velten (Hg.), *Lachgemeinschaften*, 2005.
116 Zur Vergemeinschaftungsfunktion von Emotionen vgl. besonders Rosenweins Konzept von »emotional communities«, Rosenwein, Problems and Methods, 2010.

darin er wenig hatt Verstandt
Thettsich deßhalben ins Welschlandt
In d'statt Valentz do man paßiert
Alle, esel die glicht nit gestudiertt
Wär nur geltt hatt so fält es keim,
Vnd schicken dnarren widerheim
Also doctor Pantaleon,
Vom kilchen dienst hatt sich gethon
Vnd in ein anderenstandt sich geben,
damit er mächt frölicher Leben,
Mit freß an sauffen vnd schmarotzen,
Vnd wie sein brauch ist ettwan kotzen
Also wies füle gleicht dem gaul
Sein son im gleicht mit weittemmaul
Mit wiß vndt bärdt vndt mit gestaltt
Daß einer d'art erkhennet baldt
Den vnderscheidt erkhent man bloß
Am Latz ist dem son nit so groß,
der hatt noch den Donat kum g'lesen
Vnd fiertt noch so ein kindisch wesen,
daß er noch nit soltt dexamieren,
der hatt schon miessen doctorieren
Gradt wie sein vatter an dem ortt,
do dwelschen habendt diß sprichwort,
Nim vom Narren Pecuniam.
Vnd schick in in Germaniam.[117]
Wär er glertt gsin hett ein Verstandt
hett Promouiert im Vatterlandt
wiewol der kunst ist er gewiß
daß heiße kiechlin drocknen dflüß
die hinderen offen sindt verborgen,
Vndt frißt Pastetten alle morgen
Glich wie sein Vatter gegen nacht
die hüppen zine schlafftrünck g'macht
Nüt dan man luog im umb ein frowen,
helff Gott dem er den seich wirt bschawen.«[118]

117 Hierbei handelt es sich um eine Redewendung, die Platter in seiner Autobiographie auch verwendet, um seine Entscheidung, für die Promotion nach Basel zurückzukehren, zu betonen. Sein Vater habe ihn brieflich an die »gmeine redt« erinnert, der zufolge »accipimus pecuniam et mittimus stultos in Germaniam.«, Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 250.

118 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 23f.

Den Kern des Textes bildet der Vorwurf fehlender Gelehrsamkeit. Kritisiert wird insbesondere die mangelhafte Ausbildung beider »Pantlins«, wobei das Motiv der ungerechtfertigten Anmaßung der Doktorenwürde im Vordergrund steht. Heinrich Pantaleon hatte zunächst Theologie in Basel studiert.[119] 1553 orientierte er sich jedoch neu: Einem kurzen Studium der Medizin folgte die Promotion in Valence. Als Gründe für den Wechsel führt Platter in seiner Autobiographie Pantaleons gescheiterte Ambitionen auf die Pfarrstelle zu St. Peter und seine angeblich mangelnde »lust, ein prediger zesein«, an. Dazu nannte er die durch den Wechsel gesicherte Möglichkeit, am Gesellenschießen oder an Spielen teilzunehmen.[120] Das Gedicht pointiert noch stärker und macht daraus die für Mediziner – offensichtlich aber nicht für Theologen – gegebene Möglichkeit zu Völlerei und Exzessivität, »damit er mächt frölicher Leben, / Mit freß an sauffen vnd schmarotzen, / Vnd wie sein brauch ist ettwan kotzen«, nicht ohne jedoch gleichzeitig auf das für die Entscheidung konstitutive Scheitern in der Ambition auf die Pfarrherrnstelle hinzuweisen: »do im entran deß Pfarrhers ampt«.[121]

Fressen und Saufen werden durch die Imagination des im »Kotzen« überlaufenden Körpers als exzessive Momente der Entgrenzung gekennzeichnet und kritisiert. Dass der Vorwurf der Völlerei handfeste Folgen haben konnte, zeigt das Beispiel des Vorgängers von Caspar Bauhin auf der Professur für griechische Sprache, Matthäus Meyer. Der Theologe, offenkundig eine wenig erfolgreiche Randfigur an der Universität, wurde 1580 von der Regenz »ebrietatis causa« von den Gastmählern ausgeschlossen.[122] Die Kritik an der Völlerei Pantaleons verbindet dessen Abkehr vom Theologenstand mit der Ermöglichung exzessiver Praktiken. Letzteren wird damit eine unmoralische Bedeutung zugeschrieben. Im Bedeutungszusammenhang der Laster- und Tugendlehre galt Völlerei – *gula* – aufgrund ihrer verschwenderischen Komponente, ihrer Sinnlichkeit sowie ihrer Ausrichtung auf den Körper als eine

119 Zu Pantaleon vgl. Buscher, *Der Basler Arzt*, 1946; Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917, S. 49–53; Jenny, Der Bibliothekar, 2005.

120 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 182.

121 Angespielt wird darauf, dass Pantaleon bei der Neubesetzung der Pfarrstelle von St. Peter bei Simon Sulzers Wechsel auf die Antistesstelle 1552 nicht berücksichtigt wurde. Vgl. Buscher, *Der Basler Arzt*, 1946, S. 30.

122 Hess, Kaspar Bauhin, 1860, S. 144. 1581 wurde Meyer außerdem suspendiert und 1582 entlassen – dies allerdings weil er die Konkordienformel, also das lutherische Bekenntnis, unterschrieben hatte, um sein Pfarramt in der Markgrafschaft zu behalten. Er hatte also politisch seine Exzessfähigkeit verspielt.

der sieben Todsünden.[123] Als solche stand sie in enger diskursiver Verbindung mit anderen Lastern. Ihren verschwenderischen Charakter teilte sie mit der seit dem 12./13. Jahrhundert dominierenden Sünde, der Habsucht.[124] Ihre dezidierte Fixierung auf den (entgrenzten) Körper verband Völlerei aber auch eng mit *luxuria* – sexueller Lust.[125]

Der seit dem frühen Mittelalter mit schwankender Intensität geführte Diskurs zu den mal sieben, mal acht Todsünden hatte sich mit der Reformation und der Konfessionalisierung verschoben. Die gewachsene Bedeutung der zehn Gebote über- und verlagerte den Lasterdiskurs.[126] Namentlich die enorme Intensivierung der Setzung der Ehe als alleinigem Ort von legitimer Sexualität und Reinheit schuf eine klarer konturierte Rahmung, als das die Frage nach einem relativen Gradmesser »unmäßigen« sexuellen Verlangens bisher vermocht hatte.[127]

Die AkteurInnen der konfessionellen Auseinandersetzung besetzten die jeweilige Gegenseite mit einer Rhetorik und Ikonographie der Entgrenzung, die die »unvernünftigen« Folgen unmäßigen Verhaltens attackierten.[128] Die Laster des Körpers, Sexualität und übermäßiges Essen und Trinken, wurden aufbauend auf den bestehenden traditionellen Verbindungen auch in der reformierten Tugend- und Lasterlehre weiterhin eng miteinander verknüpft.[129] Und auch im literarischen Diskurs lassen sich Kontinuitätslinien ziehen, bei denen die Verbindung zwischen *gula* und *luxuria* besonders wirkmächtig blieb.[130]

Völlerei bereitet auch im Pasquill den Boden für einen Verweis auf übersteigerte Männlichkeit. Was der Vater diesbezüglich zu viel zu haben schien – ausgedrückt in der Größe seines Latzes –, fehle dem Sohn jedoch noch weitgehend. Ausgehend vom körperlichen Mangel wird die Un-

---

123 Zur Völlerei vgl. Levy-Navarro, *The Culture of Obesity*, 2008, sowie zur antiken Vorgeschichte Hill, *The Meaning of Gluttony*, 2011. Zur Trunkenheit in der Reformation vgl. Tlusty, *Bacchus*, 2005, S. 85–89.

124 Little, Pride, 1971; Le Goff, *Wucherzins*, 1988. Für eine bereits sehr viel frühere Bedeutung der *avaritia* plädiert dagegen Newhauser, *The Early History of Greed*, 2004.

125 Roper, *Ödipus*, 1995, v.a. S. 115–117; Göttler/Schaffer, Die Kunst der Sünde, 2010, S. 48f.

126 Bossy, Moral Arithmetic, 1988.

127 Burghartz, *Zeiten der Reinheit*, 1999, S. 37–69; Burghartz, Wandel durch Kontinuität, 2000; Roper, *Das fromme Haus*, 1999.

128 Tlusty, Trinken und Trinker, 1998, S. 181f.

129 Burghartz, *Zeiten der Reinheit*, 1999, S. 18, 63, und z.B. S. 90 auch zur Intensivierung der Sündendiskurse.

130 Hoverd, *Gluttony and Sloth*, 2011, S. 18.

männlichkeit im nächsten Schritt mit fehlendem medizinischen Wissen kombiniert und betont, dass der Sohn sein Doktorat viel zu früh erlangt habe.[131]

Vater und Sohn hatten nicht in Basel promoviert, sondern in Valence. Daraus lässt sich schließen, dass wohl Pantaleons zweiter Sohn Johann Heinrich gemeint ist, der zunächst ebenfalls Medizin studierte, später jedoch als Theologe in Erscheinung trat, und nicht der jüngere Sohn, der Mediziner Maximilian.[132] Heinrich Pantaleon hatte versucht, seine Kontakte nach Bayern zu nutzen, um über Herzog Wilhelm V. von Bayern eine Finanzierung des Studienaufenthaltes in Padua für seinen älteren Sohn zu erhalten.[133] Als dies scheiterte, verbrachte Johann Heinrich seine auswärtigen Studien in Heidelberg und Tübingen.[134] Wie der finanziell angeschlagene Vater das Geld dafür und für die Kosten der Promotion letztlich aufbrachte, ist nicht bekannt.[135] Das Gedicht legt eine Promotion ebenfalls in Valence nahe, einem Ort, an dem, so das Pasquill, ein Doktortitel auch ohne entsprechendes Wissen gekauft werden könne. Der Vorwurf korrupter Graduierungspraktiken setzt das Pasquill in den Kontext zeitgenössischer akademischer Qualitätsdiskussionen.[136] Dieser wurde in Basel gegen Ende des 16. Jahrhunderts vor dem Hintergrund einer starken Zunah-

131 Auch denkbar ist hier eine Anspielung auf die sehr frühe Ernennung Johann Heinrichs zum Notar durch seinen Vater als *comes palatinus* im Alter von 14 Jahren. Pantaleons Verzeichnis seiner Tätigkeiten als *comes palatinus* gibt für den 4.4.1571 an, dass er seinen Sohn im 14. Lebensjahr ernannte, obwohl dieser den Eid noch nicht leisten konnte. Heinrich Pantaleon, Matricula palatinatus, UBB, O II 12, S. 31. Auch Maximilians Ernennung erfolgte im 14. Lebensjahr (ebd., S. 33).

132 Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917, S. 133, nennt zwar auch für Maximilian einen externen Promotionsort und vermutet Valence. Allerdings liegen von Maximilian studentische Disputationsthesen aus Basel von 1596 und 1598 vor, Pantaleon, *De variolis*, 1596; Pantaleon, *Theses de lumbricis*, 1598. Auch die Matrikel verzeichnet seine Promotion in Basel 1598, Wackernagel (Hg.), *Matrikel*, 1956, S. 342.

133 Lietzmann, Zu einem unbekannten Brief, 1994.

134 Wackernagel (Hg.), *Matrikel*, 1956, S. 191.

135 Beiden Söhnen wurde die Immatrikulationsgebühr erlassen, bei Johann Heinrich »propter pauperitatem«, bei Maximilian weil er sich unter dem Rektorat seines Vaters einschrieb. Vgl. Wackernagel (Hg.), *Matrikel*, 1956, S. 191, 342. Nicht in dieses Bild passt jedoch das umfangreiche Beschreibbüchlein des Hausinventars Pantaleons bzw. der Witwe Cleopha Kösins, das zumindest für spätere Jahre durchaus auf einigen Besitz schließen lässt, Beschreibbüchlein Pantaleon, StaB, Gerichtsarchiv K 16, S. 129v–137v. Ich danke Michael Schaffner für diesen Hinweis.

136 Füssel, Die Experten, 2012, S. 284.

me der Promotionen und auch hier verteuerter Prüfungsgelder besonders virulent.[137]

Die Basler Perspektive des Pasquills ist unverkennbar.[138] Heinrich Pantaleons Position in der Stadt war schwierig.[139] Als Sohn des aus Ravensburg zugewanderten Handwerkers Christian Pantlin verfügte er über keine familiären Verbindungen vor Ort. Durch seine Heirat mit Cleopha Kösin, der Nichte des Bürgermeisters Theodor Brand, konnte er das zumindest teilweise kompensieren.[140] Allerdings überschatteten ein Kindesmissbrauch von Seiten seines angeblich senilen Vaters und dessen Inhaftierung seinen Aufstieg. Als ihm ein Konkurrent bei der Nachfolge Sulzers zu St. Peter vorgezogen worden war, wandte er sich von der Theologie ab und der Medizin zu und reiste zu Studienzwecken in den Süden Frankreichs, wo er 1553 den deutlich jüngeren Platter bei seinen Studien in Montpellier antraf.[141]

Pantaleon war als Arzt auch nach erfolgreicher Promotion und der Rückkehr nach Basel beständigem Spott ausgesetzt. Er erhielt den Spitznamen »Dr. Giessfass«, weil er einer an Schlaflosigkeit leidenden Frau empfohlen hatte, Wasser aus einem Behälter tropfen zu lassen. Der monotone Klang sollte der Patientin in den Schlaf helfen. Der Spitzname fand sogar in Bonifacius und Basilius Amerbachs Auflistung der geladenen Personen bei den Amerbach'schen Rektoratsessen Verwendung.[142] Thomas Platter hielt seinem Sohn Pantaleon als warnendes Beispiel für eine mangelhafte Ausbildung vor und versuchte ihn so in seinen Studien in Montpellier anzutreiben.[143]

Heinrich Pantaleon bot sich also als Projektionsfläche von Kritik und Komik im Medium des Pasquills ganz besonders an. Dasselbe gilt auch für seine Söhne. Diese tauchen immer wieder in den Akten der Universität auf. So saß Johann Heinrich 1579 wegen einer Schlägerei im Karzer.[144] Maximilian Pantaleon kam 1600 ins Gefängnis wegen »büeberey« mit seinem

---

137 Zu den Basler Promotionen und Promotionsgebühren vgl. Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917, S. 155–160.

138 Das wird nur leicht verdeckt durch die Angabe, dass das Gedicht angeblich in der Nähe von Valence enstand. Diese Angabe diente vermutlich dazu, einen Bezug zum Promotionsort des Geschmähten herzustellen und Anonymität zu suggerieren.

139 Buscher, *Der Basler Arzt*, 1946.

140 Pantaleon, *Heldenbuch*, 1570, S. 531.

141 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 182, Anm. 269.

142 Schüpbach-Guggenbühl, Der Rektor bittet zu Tisch, 1996, S. 80.

143 Burckhardt, *Thomas Platters Briefe*, 1890, S. 38f.

144 Wackernagel (Hg.), *Matrikel*, 1956, S. 191.

Dienstmädchen.[145] 1636 wurde Maximilian schließlich wegen seines skandalösen Lebenswandels »ob uitam flagitiosissime actam, et in diem praesentem usque continuatam, fornicat: adulterijs, furtis conspurcatam« aus der Fakultät ausgeschlossen.[146]

Anhand der Pantaleons als Negativbeispiel wurde in dem Pasquill ein Idealbild medizinischer Ausbildung konstruiert, dem etwa Felix Platter und sein Halbbruder Thomas Platter, dessen Werdegang der ältere Bruder begleitete, entsprachen. Dafür waren sowohl Wissen als auch die institutionelle Bestätigung der Ausbildung – mit Bourdieu »inkorporiertes« und »institutionelles kulturelles Kapital«[147] – zentral. Das Ideal einer Promotion in Basel ist besonders auffällig, da Platter selbst zwar seine Studien im Ausland absolviert hatte, aber eigens für die Promotion nach Basel zurückkehrte, was seine Autobiographie zusammen mit der fast gleichzeitigen Heirat mit der Chirurgentochter Magdalena Jeckelmann als den grundlegenden Faktor für Platters erfolgreiche Positionierung in der Stadt herausstreicht.[148] Das Medizinerprofil, das durch die Negativfolie der Pantaleons hergestellt wurde, passt exakt auf Platters eigenen Lebensweg, den er in seiner Autobiographie zum idealen Weg eines Mediziners in Basel stilisierte.[149] Die Beschuldigungen gegen die Pantaleons – fehlendes Wissen und Unmännlichkeit, die im Gedicht mit Motiven von Völlerei und unpassender Körperlichkeit untermalt werden – sind genau diejenigen Aspekte, die in Platters Autobiographie in Wissen und Männlichkeit gewendet als Positiva verbucht und mit Promotion und Heirat als zentrale Integrationsmomente in die gelehrte Elite der Stadt präsentiert werden. Dass Platter letztlich selbst kinderlos blieb, wird in der Autobiographie von seinen beruflichen und sozialen Erfolgen überdeckt und tat seinem durch Heirat und professionelle Positionierung erlangten Status keinen Abbruch mehr.[150]

145 Ebd., S. 342. Der Fall wurde an das Ehegericht verwiesen, die Protokolle sind für dieses Jahr jedoch nicht erhalten.

146 Decreta medica, StaB, Universitätsarchiv Q 2, S. 101; Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917, S. 133, Anm. 5. Der Rauswurf erfolgte am 28. März und wurde am 16. Mai nochmals bestätigt. Vgl. auch im *liber conclusionum*, dem Protokoll der Regenz, vom 27.4.1636: »D. Maximilianus Pantaleon, ob factum scandalosum obiurgatus, & pro delictj grauitate mulctatus fuit«, Acta et Decreta, StaB, B 1 I, S. 175r.

147 Bourdieu, Kapital, 1983.

148 Platter, *Tagebuch*, 1976.

149 Ebd. Vgl. Walter, Ärztliche Selbstdarstellung, 2013, S. 285–287.

150 Seine Kinderlosigkeit motivierte um das Jahr 2000 mehrere psychoanalytische Studien zu Platter und unter anderem seiner angeblichen Kastrationsangst. Vgl. Frenken, *Kind-*

Zahlreiche Texte in Platters Sammlung feiern exzessives Trinken und damit in Zusammenhang stehende gesellige Praktiken. Letztere sind für ein Verständnis frühneuzeitlicher Trink- und Soziabilitätspraktiken neben der verkürzenden Sicht auf Maß und Mäßigungsdiskurse von zentraler Bedeutung, wie zum Beispiel Ann Tlusty herausgearbeitet hat.[151] Der Spott im Pasquill, ausgedrückt im Vers »Mit freß an sauffen und schmarotzen, / Vnd wie sein brauch ist ettwan kotzen«, zielt deshalb weniger auf die Praxis des Fressens und Saufens an sich. Problematisch ist nicht das »dass«, sondern das »nichts als«. Ähnlich funktioniert auch die Kritik an der ärztlichen Praxis Pantaleons. Diese beruhe ohne entsprechendes Wissen allein auf Basiskenntnissen, die sich in einer nur oberflächlichen Anwendung der Diätetik niederschlagen. So gründe Pantaleon seine Praxis lediglich auf rudimentäre diätetische und humoralpathologische Wissensfragmente, wenn er, so die spöttische Zeile, wisse, »daß heiße kiechlin drocknen dflüß«.

Die gegen den Sohn ins Feld geführte fehlende Männlichkeit trifft auch den Vater, der, so der Vorwurf, weder für die passende Ausbildung noch die Verheiratung seines Sohnes ausreichend Sorge trug. Die Erlangung von Status in der Gesellschaft Basels war, wie schon mehrfach betont, eng an Heirat gebunden.[152] Die Verbindung der beiden Aspekte – die versuchte Aneignung der Medizinerrolle und die Integration in die städtische Elite durch Heirat – kulminiert in der letzten spöttischen Zeile, die Eheanbahnung und Urinschau im Reimpaar verkoppelt. Das Gedicht endet so mit der Pointe: »Nüt dan man luog im umb ein frowen, / helff Gott dem er den seich wirt bschawen.« Damit werden die verschiedenen Fäden des Gedichts – Unwissenheit und Unmännlichkeit – im Diskurs der umstrittenen ärztlichen Praxis der Urinschau zusammengeführt. Letztere wies in der Imaginationswelt von Platters Pasquillen zugleich, wie das nachfolgende Beispiel aufzeigen wird, eine diskursive Nähe zu Betrug auf.

heit und Autobiographie, 1999, S. 487–537; Frenken, *Psychohistorie*, 2003, S. 254–278; Bumiller, Selbstanalyse, 2000.

151 Tlusty, *Bacchus*, 2005.

152 Burghartz, *Zeiten der Reinheit*, 1999. Vgl. das Kapitel »Besuchen – Mediziner in fremden und eigenen Häusern«.

Körperflüssigkeiten und Thurneyssers Harndestillation

Urinschau war eine seit Jahrhunderten angewandte und weit verbreitete Diagnosepraxis.[153] Auch Platter erhielt häufig Urin zugesandt, begleitet von Briefen, die den Zustand des Patienten oder der Patientin beschrieben und um medizinische Erklärungen sowie um Rat baten.[154] Das ins Licht gehaltene und begutachtete Uringlas kennzeichnete in der Bildsprache der Zeit den Mediziner, eine Bildtradition, die Platter auch in seiner Miniatur in der Rektoratsmatrikel von 1576 im rechten Bildteil aufgriff (Abb. 19).[155] Im Pasquill auf die Pantaleons wurde die Urinschau jedoch verächtlich ins Lächerliche gezogen.

Das Versenden des eigenen Urins und die Beschreibung von Körperfunktionen waren an sich alltägliche und unproblematische Praktiken. Wann und wie wurden Körperflüssigkeiten wie Urin jedoch zu exzessiv-grenzübertretenden Elementen von Schmutz, Humor und Schmähung? Die gängige Antwort mit Douglas wäre, immer dann, wenn sie »out of place« gerieten,[156] wenn sie also ihren vorgesehenen Platz verließen, die bestehende Ordnung durchbrachen und drohten, andere Personen zu verunreinigen. Im Falle von Urin war die frühneuzeitliche Situation allerdings komplexer. Urin verließ den Körper regelmäßig. Stoppte die Exkretion, musste sie aus humoralpathologischer Sicht unbedingt wieder in Gang gebracht werden – Urin war also beim Verlassen des Körpers nicht automatisch »out of place«. Er versprach stattdessen Einblicke in das Innere des menschlichen Körpers. Von ihm sollten Rückschlüsse auf die Balance der Körpersäfte gezogen werden.

153 Stolberg, *Harnschau*, 2009.

154 An Platter ist ein Band mit PatientInnenbriefen – alle von 1570 – überliefert, darunter viele Beispiele mit Urinsendungen, UBB, Frey-Gryn Mscr I 5. Vgl. Stolberg, *Harnschau*, 2009, S. 20–24.

155 Zur Harnschau in der Genremalerei vgl. ebd., S. 137–166. Ausführlicher zu der Matrikelminiatur vgl. das Kapitel »Anatomie aufführen – Repräsentation und soziales Event«.

156 Douglas, *Purity and Danger*, 2002.



Abb. 19: Eintrag zum Rektorat von Felix Platter, 1576, Rektoratsmatrikel, Bd. 2, S. 20r
© Universitätsbibliothek Basel, AN II 4.

Die medizinische Praxis der Harnschau geriet in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts allerdings vermehrt in Kritik.[157] Ein eindrücklich auf diese Auseinandersetzung rekurrierendes Pasquill aus der Sammlung wandte sich gegen Leonhard Thurneysser. Nach seiner Rückkehr aus Berlin nach Basel 1580 sah sich der Mediziner, Goldschmied und Alchemist, wie im Teil zum Haus bereits ausführlicher geschildert, mit einer zunehmend virulenter werdenden Diffamierungskampagne gegen seine Person konfrontiert.[158] Unter anderem wurden an sein Haus auf dem Kohlenberg nachts Schmähschriften angeschlagen.[159]

157 Vgl. Stolberg, *Harnschau*, 2009. Zu Pantaleons Kritik an der Urinschau vgl. Limbach, Advertising Medical Studies, 2017, S. 381.

158 Vgl. die Kapitel »Bedeuten – Häuser im Gefüge von Familie und Stadt« und »Bespielen – Fülle, Exotik und Brüche von Repräsentation«.

159 Thurneysser, *Ausschreiben*, 1584, zu den Schmähschriften S. LXXXVII. Das *Ausschreiben*, mit dem sich Thurneysser gegen die Vorwürfe zur Wehr zu setzen versuchte, trägt in seiner streckenweise derben Ausdrucksweise selbst Züge eines überdimensionierten, gegen die gesamte Stadt gerichteten Pasquills.

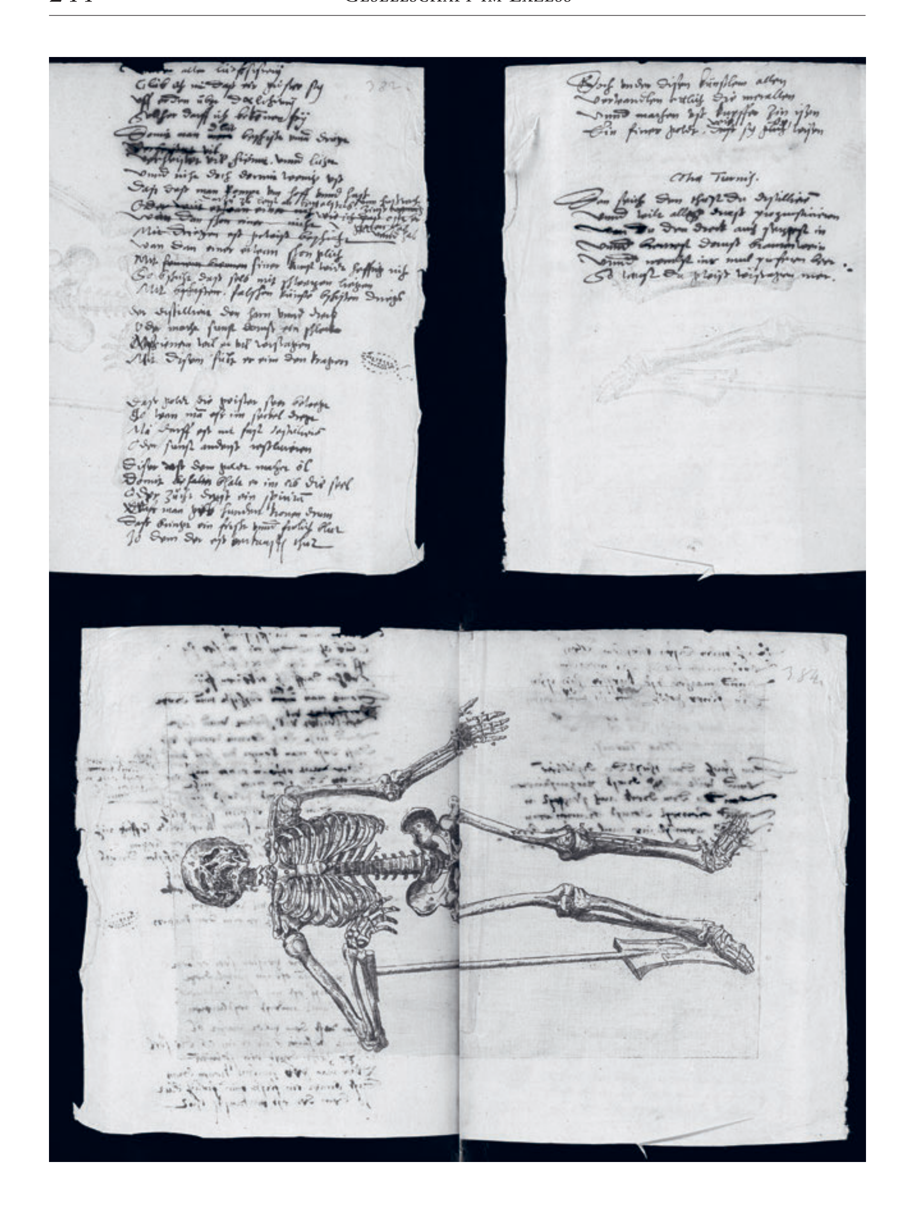


Abb. 20.: Pasquillentwurf auf Leonhard Thurneysser, in: Platter, *Sammlung*, S. 382–385. Rückseite: Platter, *De corporis*, 1581–1583, Tabula I © Universitätsbibliothek Basel, AG V 30.

Platter schrieb sein undatiertes Pasquill gegen Thurneysser auf die Rückseite einer der von Vesal übernommenen anatomischen Tafeln aus seinem eigenen Werk *De humani corporis structura et usu* (Abb. 20), das 1583, also auf dem Höhepunkt der Thurneysser-Affäre, erschienen war.[160] Bereits mit der Wahl seines Schreibpapiers nahm der Pasquillant also für sich ein im Vergleich zum Konkurrenten fundierteres medizinisches Wissen in Anspruch. Urin ist in dem Text sehr präsent:

> »wan dan einer etwan schon glich
> Mit siner kunst widt hefftig rich
> So beschicht daß selb mit schwerzen liegen
> Mit falschen künsten bschißen driegs
> der destilliret den harn vnnd dreck
> Oder macht sunst doruß ein schleck
> Auß ienen will er vil wißagen
> Mit dißem fült er eim den kragen
>
> daß goldt die geister seer bewegt
> So wan man eß im seckel dregt
> Man darff eß nit fast destiliren
> Oder sunst anderst resoluieren
> Dißer [unleserlich] dem goldt machet öl
> Domit bhalt er im lib die seel
> Oder zucht drust ein spiritum
> Waß man gib hundert kronen drum
> Daß bringet ein frischt vnnd frolich blut
> Jo dem der eß vmtauschen thut
>
> Doch vnder dißen künstlern allen
> verwandlen ettlich die meralten
> vnnd machen vß kupffer Zin ißen
> Ein finer goldt, wie sy wißen
>
> Contra Turnis.
> Den seich den thust du distillieren
> vnnd wilt alls druß prognosticieren
> wan du den dreck auch [unleserlich] in
> vnnd brenest doruß branntwein
> vnnd nemlich ins mul pufern brei
> so wust du gwiß wißagen mer.«[161]

160 Platter, *De corporis*, 1581–1583.
161 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 382–384v.

Das Gedicht setzt die Harnschau, die Destillation und insbesondere die angebliche alchemistische Verwandlung von Urin in den moralisch hoch aufgeladenen Bedeutungszusammenhang von Betrug, magischen Praktiken und den »falschen künsten« alchemistischer Transformation. Gleichzeitig wendet die Rückseite des Textes – die anatomische Bildtafel Platters – diese Diskurse in eine Auseinandersetzung zwischen zwei verschiedenen medizinischen Wissensformen. Thurneysser selbst hatte der Publikation zu seinem neuartigen Verfahren der Harndestillation, der *Confirmatio concertationis*, anatomische Abbildungen beigegeben. Diese konnten nach dem Vorbild anatomischer Einblattdrucke aufgeklappt werden, um Einblick ins Körperinnere zu nehmen (Abb. 21).[162] Allerdings blieb die Darstellung nach den Maßstäben der akademischen Anatomie in Detailgrad und Ausführung vergleichsweise rudimentär.

Im Zusammenspiel des Pasquills und der die Anatomie betonenden Rückseite wird die Harndestillation Thurneyssers als eine akademisch nicht anerkannte Praxis markiert und moniert. Zusätzlich wird sie durch die Imagination körperlich schmachvollen Kontaktes im Bild eines mit dem Destillat aus Harn und Exkrementen gefüllten Kragens oder durch das im Reim von Schleck und Dreck angedeutete Schlecken am Exkrement als unreine Grenzüberschreitung gekennzeichnet.

Den Hintergrund der Konkurrenzsituation zwischen Platter und Thurneysser bildeten sowohl die angespannte Position Thurneyssers in der Stadt als auch tiefergehende gelehrte Auseinandersetzungen. Mit seiner Kritik an Thurneysser unterstrich Platter außerdem, dass er nichts mit den kritisch beäugten okkulten Praktiken von Alchemisten und Betrügern zu tun hatte.[163] Der alchemistische Betrüger, von dem sich der Text abgrenzt, erweist sich

162 Thurneysser, *Bebaiōsis agōnismou*, 1576; Brancher, *Équivoques de la pudeur*, 2015, S. 641–644; Burghartz, Die Renaissance des Infamen, 2014, S. 340f. Zu den Klappbildern vgl. Carlino, *Paper Bodies*, 1999.

163 Im Gegensatz zu Theodor Zwinger, der sich den paracelsistischen Diskursen nach und nach öffnete, äußerte sich Platter in seinen Schriften vornehmlich als Gegner zumindest des radikalen alchemistischen und paracelsistischen Denkens. Vgl. zu Zwinger Gilly, Zwischen Erfahrung und Spekulation 1, 1977, S. 92–137; Gantenbein, Die alchemischen Briefwechsel, 2002; Portmann, Paracelsus, 1987; Portmann, Theodor Zwingers Briefwechsel, 1969. Platters Kritik wandte sich neben Thurneysser vor allem gegen den Paracelsus-Herausgeber Adam von Bodenstein, vgl. Anm. 33 im Teil »Gesellschaft schreiben – Der Text«. Gleichwohl nahm Platter beispielsweise an der privaten Promotion des Paracelsisten Joseph Duchesne (Quercetanus) im Hause Zwingers teil. Vgl. Gilly, Zwischen Erfahrung und Spekulation 1, 1977, S. 115f. Vgl. das Kapitel »Bespielen – Fülle, Exotik und Brüche von Repräsentation«.



Abb. 21: Anatomisches Klappbild, Thurneysser, *Bebaiōsis agōnismou*, 1576, S. 28r © Universitätsbibliothek Basel, Lk I 12:2.

dabei als eine weitere wichtige zeitgenössische Negativfolie für die Figur des frühneuzeitlichen Arztes.[164]

Die Figur des Mediziners und die Abgrenzung von der Konkurrenz

Drei weitere Kurztexte in Platters Manuskriptkonvolut reflektieren die Figur des Mediziners weiter. Der erste Text zeigt den Arzt in der imaginierten Bewertung durch den »gemeinen Mann«:

> »Vom artzet, wie man in haltet
>
> Der Artzet ist bim gmeinen man
> Ein Engel war er d'kunst prist an.
> Ein Menschs so er nit helfen kan
> hilft er, so ist gar ein Gott
> Ein Teufel wan man zalen solt.«[165]

Das Gedicht bezieht die verschiedenen Fremdwahrnehmungen des Arztes auf seine Handlungen, die sich je nach Erfolg oder Scheitern der Behandlung verschieben. Der Fokus des Textes liegt zwar auf dem Arzt und seinen »Wandlungen« von Engel über Mensch zu Gott und Teufel, verspottet wird jedoch in erster Linie die Wankelmütigkeit des Patienten oder der Patientin. Zuletzt richtet sich das Gedicht gegen den nicht zahlungswilligen »gemeinen Mann« selbst. Damit reagiert es aus der Sicht des Mediziners auf den verbreiteten Topos des übermäßig habsüchtigen Arztes. Zurückführen lässt sich dieser Topos auf die Wahrnehmung hoher Preise, die Unsicherheit des Heilungserfolges und das geltende frühneuzeitliche Barmherzigkeitsideal der Hilfe ohne finanzielle Vergütung.[166] Platter, der laut seinem Einnahmenverzeichnis sowohl selbst mitunter hohe Preise in Rechnung stellte wie auch

164 Asmussen/Burkart/Rößler, *Athanasius Kircher*, 2013, S. 12, identifizieren die Figur des Scharlatans als Gegenfigur zum Ideal des Gelehrten. Während der Scharlatan ein Begriff und eine Figur des 18. Jahrhunderts ist, handelt es sich beim – zumal alchemistischen – Betrüger um eine Gegenfigur zur Figur des Mediziners im 16. und 17. Jahrhundert. Zum Scharlatan vgl. auch Asmussen/Rößler (Hg.), *Scharlatan*, 2013. Vgl. zum Konzept der Figur den Abschnitt »Heterogene Figuren – Die Basler Mediziner, ihre Ambitionen, ihre Verflechtung« in der Einleitung.

165 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 41.

166 Vgl. Schütte, *Medizin im Konflikt*, 2017, S. 26. Dass das Barmherzigkeitsideal auch für medizinische Leistungen in Anschlag gebracht wurde, belegt die Leichenpredigt auf Theodor Zwinger, die dessen Bereitschaft, PatientInnen auch ohne Entgelt zu behandeln, ausführlich lobt, Grynaeus, *Leichpredig*, 1588, S. viiif.

häufig eine Bezahlung in Naturalien akzeptierte, blickt nicht ohne Sarkasmus auf diese Wahrnehmung von außen:[167]

> »Den Arzet sol man zalen. ein schimpf Spruch.
>
> wan man den arzet zalt zestundt
> Macht in lustig, den krancken gsundt
> wan man die zalung lang verzücht
> der kranck bleibt kranck, der arzet flücht
> wil man dan seinen wider g'nießen
> Muos man dem seckel s'mul ufschließen
> vnnd hafeckt Seckelsomen geben
> wes wolt der arm Artzet sunst pliben«.[168]

Das kulturelle Kapital einer angesehenen akademischen Ausbildung allein war angesichts dieser verbreiteten Stereotypen keine stabile Voraussetzung für die soziale Anerkennung des Mediziners. Die Wertschätzung des medizinischen Wissens musste immer wieder neu hergestellt werden. Schließlich bildete es das wichtigste Distinktionsmerkmal gegenüber den auf dem *medical marketplace* tätigen KonkurrentInnen.[169]

Platter schildert in seiner Autobiographie die Konkurrenzsituation, die sich ihm bei seiner Rückkehr 1557/58 aus Montpellier in Basel bot: Neben 13 studierten Ärzten praktizierten in der Stadt zwei »Empirici«, darunter die Witwe von Otto Brunfels, welche Platter wie auch seine eigene Person und den ein Jahr nach ihm beginnenden Theodor Zwinger mitzählt, um auf die Zahl von 17 Ärzten zu kommen. Desweiteren nennt er den »bur von Utzensdorf« und den »jud von Alßwiler«, die auch städtische PatientInnen anzogen, sowie »ein alt weib im Gerbergeßlin« und die beiden Nachrichter Wolf und Görg.[170]

Die Kritik an der Konkurrenz durch jene, die nicht an Universitäten Medizin studiert hatten (in Platters Aufzählung immerhin 7 zu 15, und das ohne Zählung der Chirurgen, Bader und Hebammen), jedoch praktizierten, ließ sich besonders gut in der Figur des »Juden« bündeln. Juden war die Niederlassung in Basel seit Ende des 14. Jahrhunderts verboten, was jüdische Ärzte besonders angreifbar machte.[171] Dennoch praktizierten sie wohl auch in Basel:

167 Platter, *Tagebuch*, 1976, Einnahmeverzeichnis S. 519–521.
168 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 409.
169 Zum *medical marketplace* vgl. Anm. 81 in der Einleitung.
170 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 335–338.
171 Meyer, Zur Geschichte der Juden, 2005.

»Pasquil über die Artzet

Ir Artzet waß habt ir gstudiert
die krancken man zu Juden fiert
auch bschikt man inen hinin in dstatt
do doch die altt Ordnung in hatt
das man kein Juden in sol loßen
daß hatt man ietz den Judt zu gloßen
welches alleß ist euwerem stand
Ein großer spot und große schandt
daß Juden hencker schelmen dieben
So Artzen, mer dan euch thut lieben
D eifer und abergleubischs leuth
Bringen darvon die beste beuth«[172]

Auch in diesem Pasquill bleibt in der Schwebe, wer eigentlich die Zielscheibe des Spottes ist. Deutlich ist die Herabsetzung des jüdischen Arztes. Zusätzlich wird aber der studierte Arzt, zumindest der, der sich gegenüber dem »Juden« nicht behaupten kann, als derjenige gekennzeichnet, der sich insgesamt nicht gegen die Konkurrenz durchzusetzen vermochte und deshalb erfolglos blieb. Nicht umsonst legt die Überschrift nahe, dass es sich um ein »Pasquil über die Artzet« handelt. Enthalten ist in dem kurzen Text schließlich auch eine Kritik an den Herrschaftsträgern, die allem Anschein nach die »alt Ordnung« nicht implementierten.[173]

Der Text wurde in die Manuskriptsammlung eingeklebt, allerdings lässt sich das Eck rechts unten umklappen, um eine lateinische Beschriftung auf der Rückseite des Blattes – »an eodem? Absinthium Ponticum Fuch.« – einzusehen. Die Beschriftung stammt aus Platters Herbarium und bezeichnet eine von Leonhart Fuchs' *De historia stirpium* übernommene Abbildung einer Wermutart.[174] Was hat sie jedoch auf der Rückseite des Pasquills, obendrein

172 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 373.

173 Die rechtliche Situation war allerdings nach wie vor umstritten: Vorstöße, neben der Niederlassung auch den Aufenthalt von Juden in Basel etwa an Markttagen zu verbieten oder die Juden auch vor den Toren der Stadt, insbesondere in Allschwil, wegzuweisen, verliefen vor dem Hintergrund diplomatischer und wirtschaftlicher Erwägungen immer wieder im Sande. Vgl. Meyer, Zur Geschichte der Juden, 2005, S. 47–52. Offensichtlich gelang es den Medizinern jedoch darauf hinzuwirken, dass der kleine Rat 1589 dem »Jud zu Alsweyl« das »artze[n]« in der Stadt untersagte – das Gedicht spielt wohl auf die Nichteinhaltung dieses Beschlusses an. StaB, Protokoll des Kleinen Rats 1, 1587–1589, 23.7.1589, S. 266. Vgl. Nordemann, *Zur Geschichte der Juden*, 1955, S. 35.

174 Platter, Herbarium, BUBB, ES 70, Bd. 9, S. 68. Fuchs, *Historia stirpium*, 1542; auf Deutsch: Fuchs, *New Kreuterbuch*, 1543. Zum Herbar vgl. Benkert, The »Hortus Sic-

mit der einleitenden Nachfrage »an eodem«, also ob sie an ebendiesen Ort gehöre, verloren? Gehen wir nicht von einem reinen Zufall – etwa der Folge eines chaotischen Schreibtischs – aus, so unterstreicht das Textfragment erneut die Gelehrtheit des Autors im Gegensatz zu dem im Pasquill kritisierten Misserfolg der nicht durchsetzungsfähigen Kollegen. Es zeigt – wieder auf der Rückseite des Textes – mit der Aneignung und Präsentation akademischen Wissens eine Strategie auf, mit Konkurrenz und Misstrauen umzugehen.

Platters Textsammlung als ein *theatrum* Basler Schriftlichkeit

Die in diesem Kapitel diskutierten Pasquillen stellen nur einen kleinen Teil der fast 500 Manuskriptseiten umfassenden Textsammlung Platters dar, aus der auch in den Teilen zum Bad und zum Haus verschiedentlich zitiert wurde. Diese Sammlung ist heterogen, ungeordnet, widersprüchlich. Verkehrungen sind häufig: Frauen werden zu Männern, Männer zu Frauen, Nonnen – typisch für den reformierten Kontext – zu Nymphomaninnen, Jungfrauen zu Schwangeren.[175] Mäßigung wird ebenso besungen, wie Unmäßigkeit gefeiert wird. Antike Vorlagen, Geschichten und Topoi werden aufgerufen, jedoch in neue Kontexte gestellt und umgedeutet. Neben derb-zotigen Gedichten stehen religiös-moralisierende Bemerkungen. Briefe, Druckseiten, Gedichte, Lieder sowie Ausschnitte aus Theaterstücken, die von Universitätsangehörigen aufgeführt wurden, finden sich ungeordnet auf engem Raum.

Doch gerade dieses Neben- und Durcheinander führt die Vielfalt und die Möglichkeiten von Texten als sozialen Situationen vor Augen. Vieles, wie beispielsweise die Regieanweisungen der Lieder, die Bezüge auf vergangene Treffen in den Briefen oder auch der Konzeptcharakter der Texte, deutet auf den geselligen Einsatz der Texte hin, darauf, dass etwa die Lieder gemeinsam gesungen und die Gedichte im engen Rahmen der gelehrten Elite weitergereicht wurden. Das in dieser Form im 18. Jahrhundert gebundene Konvolut ist daher mitnichten lediglich eine »Sammlung meist lächerlicher Gedichte«, wie eine Hand des 18. Jahrhunderts auf einem der Vorsatzblät-

---

cus«, 2016; Rytz, *Das Herbarium*, 1933; Burgerbibliothek (Hg.)/Dauwalder/Lienhard, *Herbarium*, 2016.

175 Vgl. zum Spiel mit Transformationen in Platters Gedichtsammlung auch das Beispiel der Zwillingsgeschichte, Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 276–299, das ich hier diskutiert habe: Schober, Hermaphrodites, 2016, S. 306–308.

ter vermerkte.[176] Vielmehr bilden die zunächst als kontingente Ansammlung von Partikeln wirkenden Textschnipsel und Auszüge, Einklebungen, Konzepte und Kritzeleien wie ein frühneuzeitliches *theatrum*[177] den Kosmos des gesellschaftlichen Schriftlichkeitsraumes der Basler Gelehrten um 1600 auf engem und verdichtetem Raum ab. Obwohl die Art und Weise der heutigen Zusammenstellung und Bindung – über frühere Stadien der Sammlung lässt sich lediglich spekulieren – nicht zeitgenössisch ist, sondern so erst im 18. Jahrhundert entstand, ermöglichen die hier versammelten Texte Einblicke in den sozialen Raum von Schriftlichkeit in Basel, der sich aus verschiedenen Genres und ihren Wechselwirkungen zusammensetzte.

Insbesondere die Pasquillen boten, wie dieses Kapitel aufgezeigt hat, Möglichkeiten, andere mehr oder weniger spielerisch zu diffamieren, die eigene soziale Rolle gemeinsam mit gesellschaftlichen Figuren wie der des Mediziners zu konstituieren, ordnende Hierarchien abzubilden und Grenzen auszutesten. Die in diesem Spiel aus Bewertungen, Diffamierungen und Identitätskonstruktionen verwendeten rhetorischen Mittel standen innerhalb der städtischen Gesellschaft einer vergleichsweise kleinen gelehrten Elite zur Verfügung. Über ihren Einsatz vergewisserten sich die Mitglieder dieser *community* auch gegenseitig, dass sie die Mittel des Spiels beherrschten, und demonstrierten so ihre Zugehörigkeit. Gleichzeitig stellten diese Texte immer nur einen einseitigen Versuch dar und geben nur sehr bedingten Einblick in wechselseitige Wahrnehmungen und Bewertungen. Sie zeigen die Gesellschaft aus der Perspektive derjenigen, die über Möglichkeiten und Fähigkeiten hör- und sichtbarer Bewertung bis hin zur Beschämung verfügten – und deren Äußerungen sich, wie im Fall Platters, erhalten haben.

Voraussetzung für die Fähigkeit, an den Geselligkeits- und Bewertungspraktiken der Elite teilzunehmen, war eine entsprechende soziale Stellung der AkteurInnen. Ein Weg, sich entsprechend zu positionieren, war die Herstellung und Sichtbarmachung von Kontakten zu hochstehenden und einflussreichen Persönlichkeiten, da diese als Multiplikatoren das Ansehen und die Zahl der Kontakte ihrer Klienten deutlich ansteigen ließen. Diesen für die Basler Mediziner überaus wichtigen Beziehungen wird am Beispiel des Adels im folgenden Kapitel, erneut ausgehend vom sozialen Agieren mit und in Texten, nachgegangen.

---

176 Zu Datierung, Materialität und Provenienz vgl. Kmetz, *Basel Songbooks*, 1995, S. 187–212.

177 Zum vieldeutigen Begriff des frühneuzeitlichen *theatrum* – unter anderem auch als erfolgreiche Bezeichnung für enzyklopädische Werke – vgl. u. a. Schock (Hg.), *Dimensionen*, 2008, und den Forschungsüberblick bei Asmussen, *Scientia Kircheriana*, 2016, S. 22–24.

Beeindrucken – Mediziner und Adlige

Exzessives Dedizieren – Gratwanderungen einer Beziehungspraxis

Bücher und Widmungen waren wichtige Bestandteile der frühneuzeitlichen Geschenkökonomie.[178] Insbesondere Natalie Zemon Davis hat vor dem Hintergrund anthropologischer und soziologischer Geschenktheorien die enorme Bedeutung von Buchgeschenken für die Verbindungen zwischen Gelehrten und ihren adligen PatronInnen aufgezeigt.[179] Bücher waren hierfür besonders geeignet, da sie – mittels Dedikation, Thema, Inhalt und Sprache – die bei anderen Geschenken lediglich in Begleitbriefen mögliche symbolische Ausdeutung gleich mit transportierten und auch für andere sichtbar machten.[180] Verschenkte und gewidmete Bücher waren soziale Medien par excellence und als eine effiziente Form des Beeindruckens eine von den Basler Akteuren viel genutzte Gelegenheit sozialen Handelns.[181]

Gegen diese Praktiken wandte sich jedoch in drastischer Weise das oben bereits besprochene Pasquill mit der Überschrift »Contra adalatorem in dedicationibus« aus Platters Textsammlung:

»Guth gsell wen du mit dim flatiehrn,
Liebkosen schmeichlen vnd balbieren,
Wilt dz man dir sol vil verehren,
Vermein ich, du würst dich nit wehrn,
Der sau in ars d'schliefen nach speck,
Ja fressen gar doselbst den dreck.«[182]

178 Die in den letzten Jahren stark angewachsene Literatur zur frühneuzeitlichen Geschenkökonomie ist kaum noch zu überblicken und umfasst verschiedenste Forschungsfelder. Eine Auswahl: Algazi/Groebner/Jussen (Hg.), *Negotiating the Gift*, 2003; Davis, *Die schenkende Gesellschaft*, 2002; Groebner, *Gefährliche Geschenke*, 2000; Häberlein/Jeggle (Hg.), *Materielle Grundlagen*, 2013; Krausman Ben-Amos, *The Culture of Giving*, 2008; Heal, *The Power of Gifts*, 2014; Munck, Artisans, Products and Gifts, 2014; Stollberg-Rilinger, Zur moralischen Ökonomie, 2010.

179 Davis, Beyond the Market, 1983. Vgl. zur Bedeutung von Geschenken und Tauschökonomie in der frühneuzeitlichen Gelehrtenkultur Findlen, The Economy of Scientific Exchange, 1991; Kühn, *Wissen, Arbeit, Freundschaft*, 2011, S. 47–70; Jancke, *Gastfreundschaft*, 2013, S. 216–272. Für eine sozialhistorische Analyse der Mainzer Gesellschaft anhand von Dedikationen vgl. Horch, *Buchwidmungen*, 2014.

180 Davis, Beyond the Market, 1983, S. 79.

181 Das gilt beispielsweise auch für die von Kaspar von Greyerz untersuchte Beziehung zwischen Theodor Zwinger und Lazarus von Schwendi, Greyerz, Schwendi, 1992, v. a. S. 189–191.

182 Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 364.

Die zahlreichen Schmeichelverben in dem Gedicht verweisen auf die Vielzahl der in Dedikationen und Briefen verwendeten Superlative und Titulaturen und verunglimpfen sie als berechnend, auf Gegengaben zielend, täuschend und unangebracht. Das Verb »balbieren« bezieht sich beispielsweise auf das pragmatische Vorgehen von Barbieren, ihre Kunden »über den Löffel« zu rasieren. Dabei wurde ein Löffel verwendet, um die Wange bei zahnlosen Männern nach außen zu drücken und so dem Rasiermesser Widerstand zu bieten. Bei Fischart finden sich entsprechend Belege für die Bedeutung im Sinne von »betrügen«.[183]

Die Schmähschrift operiert mit Metaphern des Exzesses. Die derbe Sprache des Eindringens in den After des Schweins, die zugleich eine penetrierend-sexualisierte Lesart andeutet, und das Aufrufen der metaphorischen Schmutzigkeit der Sau verstärken die sprichwörtliche Arschkriecherei, die auch in den weiteren Bedeutungsvarianten von »balbieren« – laxieren und klistieren – mit aufgerufen wird. Das »Fressen« der Exkremente schließlich macht den Vorgang zu einem körperlich-dreckigen Akt der Einverleibung. Damit wird die Praxis, über die exzessive Nutzung von Texten soziale Beziehungen herzustellen, selbst als exzessiv markiert.

Der Kritik ungeachtet wurden Bücher allerdings ständig dediziert und verschenkt und die Zeitgenossen waren sich der damit bezweckten Reziprozität vollauf bewusst.[184] Auch der Pasquillant Felix Platter selbst machte regen Gebrauch von Buchgeschenken und Widmungen, die er sowohl an Adlige als auch an Angehörige der städtischen Elite richtete. Der »Speck«, der fette Nutzen des exzessiven Dedizierens also, besaß in der Praxis überwiegend positive Bedeutungen. Die Frage ist demnach vielmehr, unter welchen Umständen diese Konvention problematisch wurde und wieso.

Eine Serie von Briefen aus den Jahren 1576–1584 dokumentiert die Bemühungen Platters, seinen Kontakt zum damaligen Basler Bürgermeister Bonaventura von Brunn auszubauen.[185] Neben Einladungen – etwa der Bitte an von Brunn, ihm zu helfen, »den guten cappunen [zu] vergraben«[186] oder

183 Lemma »Balbieren«, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, 1971, Onlineversion, http://woerterbuchnetz.de/DWB/?lemid=GB00314 (17.12.2018).

184 Caspar Bauhin bezeichnete in einer Dedikation an den Freiherrn Rudolf von Salis sein anatomisches Werk als Geschenk (»munusculum«) und Unterpfand (»benigne & gratae voluntatis pignus«), Bauhin, *Anatomes*, 1591.

185 Briefe F. Platter an B. von Brunn, UBB, G2 I 20a, S. 127–138.

186 F. Platter an B. von Brunn, 2.1.1579, UBB, G2 I 20a, S. 129. Zur besonderen Bedeutung von *food gifts* sowie zur Verbreitung von Kapaunen als Geschenken vgl. Heal, Food Gifts, 2008.

Würste oder Rehschlegel gemeinsam zu verzehren – und Versuchen, persönlichen Kontakt beim Kirchgang oder gemeinsamen Spazieren herzustellen, spielte auch die Verehrung von Texten eine wichtige Rolle. Offensichtlich auf Nachfrage von Brunns, der wohl etwas anderes als die zunächst übersandten »grüwlichen traiquen historien« wünschte, schickte Platter in einem zweiten Anlauf »etwaß fröhlichers«, wohl Klerikersatiren: »doruß man der Geistlichen andächtig wäßen erkennet«.[187] Außerdem schenkte Platter von Brunn ein Theaterspiel aus seiner Feder, das an gemeinsames Theaterspielen in der Jugend erinnern sollte.[188]

Platters beständiges Insistieren auf Besuche von Brunns zu »imeß«, »nachteßen« oder »obendt drunck« und die über Platters Antworten eruierbaren, angesichts der kurzen Wege recht halbherzig anmutenden Ausreden von Brunns, er könne aufgrund des Wetters nicht kommen,[189] zeigen, dass Platters Annäherungsversuche durchaus Beharrlichkeit erforderten. Seine letztlich guten Beziehungen zu von Brunn belegen jedoch, dass diese Beharrlichkeit durchaus erfolgreich war.[190]

Mangelnde Beharrlichkeit mag einer der Gründe dafür sein, dass es Heinrich Pantaleon nicht gelang, über Buchgeschenke einen Kontakt zum in Pruntrut residierenden Basler Fürstbischof Melchior von Lichtenfels aufzubauen. Folgt man den bischöflichen Missivenbüchern, die allerdings lediglich ausgehende, nicht eingehende Sendungen verzeichnen, versuchte Pantaleon dies mindestens zweimal – in den Jahren 1571 und 1572. Vermutlich übersandte er die gerade fertiggestellte zweite Ausgabe seines Werkes *Teutscher Nation Warhafften Helden*, eine dreibändige, über 1 500-seitige Heldengalerie, deren zweiter Teil Bischof Melchior von Lichtenfels sowie Christoph von Württemberg gewidmet war. Im dritten Teil erhielt der Bischof auch einen eigenen Eintrag.[191]

---

187 F. Platter an B. von Brunn, 14.5.1578, UBB, G2 I 20a, S. 128.

188 »wirt es dem herren dest bas gfallen / vnd das dest mer, dywil der herr / In spilen auch eriagt hatt eer. / darinnen er in iungen tagen die fürnembste person hatt dragen«, Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 117. Zum gemeinsamen Theaterspiel vgl. Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 82.

189 »Ess ist mir leidt daß daß heßlich wetter EW. verhinden zuo mir zekommen.«, F. Platter an B. von Brunn, 18.3.1581, UBB, G2 I 20a, S. 133.

190 Schüpbach-Guggenbühl, *Schlüssel zur Macht*, 2002, Bd. 1, S. 179; Walter, Ärztliche Selbstdarstellung, 2013, S. 298. Auch Platters Korrespondenz mit Egenolph von Rappoltstein, der über Platter seinerseits den Kontakt zu Brunn zu festigen suchte, belegt den engen Kontakt. Vgl. den nachfolgenden Abschnitt »Nutzen der Vernetzung – Das Beispiel Egenolph von Rappoltstein«.

191 Pantaleon, *Heldenbuch*, 1568, Widmung; Pantaleon, *Heldenbuch*, 1570, S. 471f.

In den Antwortschreiben des Bischofs wurde zwar freundlich, aber reserviert Dank für die angebotenen Dienste ausgesprochen und eine kleine Gegengabe geleistet, implizit aber wurde eine weiterführende Beziehung abgelehnt.[192] Im Gegensatz zu Lichtenfels' Leibärzten, Johannes Huber[193] und dessen Nachfolger Felix Platter, die, wie die Missiven bestätigen, regelmäßig nach Pruntrut bestellt wurden,[194] wurden Pantaleons Dienste als Arzt allem Anschein nach nicht in Anspruch genommen. Die Reaktion auf das zweite Buchgeschenk ist eine gekürzte Kopie des ersten Schreibens. Die Antwort war nun völlig auf die bei Geschenkgaben üblichen Formeln zusammengeschrumpft. Und dennoch erging es Pantaleon mit einer anderen Widmung noch schlechter: Der Großprior der Johanniter in Heitersheim lehnte Pantaleons Dedikation seiner historischen Arbeit zu dem Ritterorden schlichtweg ab.[195] Es lässt sich durchaus spekulieren, dass auch mit diesem Projekt das Anliegen verbunden war, als Arzt angefragt zu werden – zumal einige Zeit später Thomas Platter d. J. zwei goldene, edelsteinbesetzte Ringe in seinem Hauptbuch verzeichnete, die er von Johann Friedrich Hund von Saulheim, Großprior seit 1612, erhalten hatte, den ersten zunächst als Gegenleistung für die Besichtigung von Platters Kabinett und 1621 den zweiten, weil er eine »colica« geheilt hatte.[196]

Auch Johann Nicolaus Stupanus versuchte, mit einem Buchgeschenk Zugang zum fürstbischöflichen Hof in Pruntrut zu erhalten. Er dedizierte im Jahr 1580 ausgerechnet die zweite lateinische Ausgabe von Machiavellis *Principe* an Jakob Christoph Blarer von Wartensee, Melchior von Lichtenfels' Nachfolger.[197] Mit dem Wechsel auf dem Bischofssitz hatte sich der politische Kontext jedoch radikal verschoben. Es brach ein konfessionalisierter

192 M. von Lichtenfels an H. Pantaleon, Februar 1571 bzw. August 1572, AAEB, Missiven Cod. 340 (1570/71), S. 29r, 309 bzw. Cod. 341 (1572/73), S. 84v, 168.

193 Johannes Hubers Leibarztstellung, damals noch bei Philipp von Gundelsheim, war auch Thema in seiner Bestallungsurkunde. Reisen nach Pruntrut, wie auch zum Abt von Murbach, wurden ihm, da die jeweiligen Bestallungen bereits bestanden, genehmigt. Er solle aber von der Behandlung anderer auswärtiger PatientInnen absehen, Dr. Johann Huber wird als Stadtarzt angestellt, in: Thommen/Historisch-Antiquarische Gesellschaft (Hg), *Urkundenbuch*, Bd. 10, 1908, S. 380–383.

194 Die Bestallung Platters als Leibarzt von Melchior von Lichtenfels wurde in seiner Bestallungsurkunde als Stadtarzt geregelt, 11.6.1571, StaB, Erziehung AA 3.

195 Lüber, Die Basler Zensurpolitik, 1997, S. 138; Pantaleon, *Militaris ordinis Johannitarum*, 1581. Zum Werk vgl. Buscher, *Der Basler Arzt*, 1946, S. 94–96.

196 Hauptbuch, ab 1615, UBB, A λ V 9, S. 499r.

197 Die beanstandete Ausgabe ist Machiavelli, *Princeps*, 1580, UBB, Kd XII 5:2. Vgl. Almási, Experientia, 2016; Kaegi, Machiavelli in Basel, 1940; Thommen, *Universität Basel*,

Streit um die Herrschaftsrechte in der Basler Landschaft auf. Dieser führte insbesondere in den Jahren bis zum Badener Vertrag von 1585 zu einer angespannten Lage zwischen der Stadt und dem Fürstbistum Basel.[198] Im Gegensatz zu Lichtenfels verzichtete Blarer ganz auf einen regelmäßigen Kontakt zu einem Basler Arzt. Lichtenfels hatte, wie die Missiven über die Jahre aufzeigen, mindestens einmal im Jahr, häufig öfters, den Kontakt zu seinem Leibarzt Johannes Huber und nach dessen Tod zu Felix Platter gesucht. Regelmäßig ritten beide nach Pruntrut, um den Bischof zu purgieren oder ihn bei akuten Krankheiten zu behandeln. Einen Leibarzt vor Ort scheint es zu dieser Zeit nicht gegeben zu haben.[199] Blarer allerdings nahm erst in seinen späteren Amtsjahren die zuvor lange Zeit etablierte medizinische Verbindung nach Basel wieder auf.[200]

Dass Stupanus' Initiative nicht erfolgreich war, lag also in erster Linie am ungeschickten Timing. Zum gewählten Zeitpunkt waren die Aussichten, einen fruchtbaren Kontakt herzustellen, aufgrund der politischen Lage sehr gering. Umso bemerkenswerter ist, dass Stupanus die Dedikation überhaupt lancierte. Schließlich brachte sie ihm in Basel beträchtliche Schwierigkeiten mit der Zensur[201] und mit seinem Drucker Pietro Perna ein und führte zu einigen Verwicklungen innerhalb der gelehrten Elite – involviert in die brisante Angelegenheit waren unter anderem auch Theodor Zwinger und Basilius Amerbach.[202] Stupanus' Dedikation polarisierte und setzte den Mediziner ins Abseits. Er wurde 1581 öffentlichkeitswirksam getadelt und von seiner Professur für Organon (höhere Logik) suspendiert.[203] Erst zwei Jahre später wurde

1889, S. 247–249. Auszüge aus den Quellen: Gerber, *Niccolò Machiavelli*, 1913, S. 66–71, 123–127.

198 Berner, *Die gute correspondenz*, 1989, S. 153–185.

199 Allerdings sind längere Aufenthalte fremder Ärzte, wie der von Thomas Platter d. Ä. geschilderte Aufenthalt seines Mentors und Arbeitgebers Johannes Epiphanius als »Leibarzt« in Pruntrut 1531, auch am Ende des Jahrhunderts denkbar. Vgl. Burckhardt, *Thomas Platters Briefe*, 1890, S. 97–104; Platter, *Observationes*, 1963, S. 86f.

200 1605 bestallte Blarer Martin Chmieleck, eine Verbindung, die erst sein Nachfolger Wilhelm Rinck von Baldenstein, der 1608 Blarers Nachfolge antrat und den Arzt Claudius Deodatus fest zu sich nach Pruntrut berief, wieder aufhob. Claudius Deodatus wird in Wilhelm Fabrys Sendschreiben als »bestellter Medicus« des Bischofs von Basel bezeichnet, Fabricius Hildanus, *Gantzes Werck*, 1652, S. 1243. Er publizierte in Pruntrut und schrieb Briefe von dort, beispielsweise an Caspar Bauhin, 14.11.1616, UBB, G2 I 11, S. 69f.

201 Zur Basler Zensur vgl. Lüber, Die Basler Zensurpolitik, 1997; Thommen, Zensur und Universität, 1944.

202 Für Einzelheiten vgl. Almási, Experientia, 2016.

203 Kaegi, Machiavelli in Basel, 1940, S. 41.

er rehabilitiert. Gábor Almási, der den Fall eingehend untersucht hat, sieht die Skandalisierung der Vorfälle vor allem darin begründet, dass die Kunde von Stupanus' Dedikation nach Zürich und Genf gelangte und sich – angeheizt durch den Juristen François Hotman – zu einem unterschwellig konfessionellen Streit auch zwischen den verschiedenen reformierten Richtungen der Eidgenossenschaft auswuchs, anhand dessen die politische wie religiöse Orientierung der städtischen Oberschicht in Basel verhandelt wurde.[204]

Das oben zitierte Pasquill *contra adalatorem in dedicationibus* wandte sich in erster Linie gegen das exzessive Dedizieren, das im »Dreck« übermäßiger Schmeichelei nur den eigenen Gewinn suchte. Die kritische Reflexion des Widmungswesens und die Ablehnung des exzessiven Schmeichelns zielten in erster Linie auf die Ausrichtung der Interessen an auswärtige PatronInnen, auch wenn diese sich nur in seltenen Ausnahmen in einem derart ausgeprägten Herrschaftskonflikt mit der Stadt befanden wie im Fall Blarers. Der Text spricht zwar keinen konkreten Fall an, verunglimpft aber über den verwendeten Vergleich die Figur des Patrons allgemein als die »Sau«, in deren »Arsch« der Dedizierende zu kriechen sucht. Das Pasquill transportierte insofern eine politische Botschaft, als es sich auf drastische Art und Weise gegen ein als zu intensiv charakterisiertes Klientelwesen aussprach, das die Kapazitäten der Akteure für ihre Arbeit im städtischen Gemeinwesen beschränken konnte. Gleichzeitig diente das Pasquill aber auch dazu, die Superiorität einer *community* herauszustreichen, die es sich angesichts ihrer starken sozialen Vernetzung zumindest hinter verschlossenen Türen leisten konnte, diese Praktiken des Schmeichelns zu verschmähen, gemeinsam über ihre Exzessivität zu lachen und sie dann doch auch ganz individuell selbst zu verwenden.

Die rege Dedikationstätigkeit aller publizierenden Basler Mediziner zeigt nämlich, dass Beziehungen zu Adligen, die wohl ohne solche Gefälligkeiten wie Buchgeschenke nicht auskamen, nichtsdestotrotz sehr große Bedeutung beigemessen wurde. Die nachfolgenden Abschnitte nehmen diese Bedeutung auch in Hinsicht auf städtische Interessen in den Blick. Dabei werden Überlegungen aus der Einleitung aufgegriffen, die »Stadt« als weitreichendes Konglomerat von Beziehungen begreifen. Die in der Forschung bislang im Verhältnis zu ihrer Bedeutung für die städtischen AkteurInnen zu wenig beachteten auswärtigen Adligen besitzen zentralen Stellenwert für diesen Ansatz. Sie gilt es, in die Analyse der Basler Gesellschaft mit einzubeziehen.[205]

204 Almási, Experientia, 2016.
205 Vgl. den Abschnitt »Basel um 1600. Eine städtische Gesellschaft?« in der Einleitung.

Nutzen der Vernetzung – Das Beispiel Egenolph von Rappoltstein

Platter widmete sein anatomisches Lehrbuch *De corporis humani structura et usu* 1583 dem Herrn Egenolph von Rappoltstein (1527–1585), mit dem ihn eine langjährige intensive Bekanntschaft verband.[206] Trotz seiner Verpflichtungen als Stadtarzt und Rektor ließ es sich der Arzt nicht nehmen, selbst zu einem der Sitze des elsässischen Adligen in der Nähe von Colmar zu reiten, um das Buch zu übergeben.[207] Als Gegenleistung erhielt er einen Schimmel im Wert von 50 Pfund und Wein im Wert von 36 Pfund.[208] Diese hochpreisigen Gegengeschenke belegen Rappoltsteins Anerkennung der Buchwidmung und mithin die Konvergenz der Interessen der beiden Beteiligten.

Egenolph von Rappoltstein war der zentrale Knotenpunkt von Platters Vernetzung zum Adel im Elsass und in Württemberg. Rappoltstein, so Platter in der autobiographischen Rückschau, hatte ihm die Teilnahme an der Hochzeit des Grafen Christof von Hohenzollern im Jahr 1577 ermöglicht, eine Reise, die Platters Beziehungen zu den Adligen im süddeutschen Raum vervielfachte.[209] Der Adelskontakt verschaffte Platter außer- wie innerhalb Basels Ansehen und trug zu einer Steigerung seiner PatientInnenzahlen bei.

Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass die Vernetzung des Mediziners mit dem Adligen jenseits des Basler Herrschaftsgebiets auch im Interesse Rappoltsteins sowie des städtischen Magistrats lag.[210] Die Rappoltsteins waren als Lehensnehmer des Bischofs von Basel traditionell eng mit der Stadt verbunden. Diese Verbindung zu Basel hielten sie auch nach der Reformation und der Verlegung des Bischofssitzes nach Pruntrut aufrecht. Egenolph und seine Mutter Anna Alexandra bekannten sich zur Reformation und Egenolph führte diese 1563 am Hof von Rappoltsweiler ein.[211] Die Umsetzung im Herrschaftsgebiet der Rappoltsteins war jedoch aufgrund der Lehensnahme von mehreren geistlichen Herren sowie der Intervention Kaiser Ferdinands im Jahr 1562 nur in sehr begrenztem Ausmaß möglich – ein Balanceakt, der die stärkende politische Ausrichtung nach Basel sowie an den Hof in Stuttgart erklärt.[212]

206 Platter, *De corporis*, 1581–1583.
207 Landolt, Materialien, 1972, S. 273f.
208 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 524. Das Hauptbuch Thomas Platters d. J. verzeichnet außerdem einen »hohen Becher«, den Felix 1597 von Rappoltsteins Sohn erhielt, Hauptbuch, ab 1615, UBB, A λ V 9, S. 500.
209 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 456–466.
210 Zum verbreiteten Narrativ vom »adelsbefreiten« Basel vgl. Anm. 49 in der Einleitung.
211 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 456, Anm. 3.
212 Röhrich, *Geschichte der Reformation*, 1830–1832, S. 181–185.

Der gute Kontakt zum benachbarten Basel versprach für die Rappoltsteins auch ganz praktische Vorteile: Einige im Staatsarchiv Basel erhaltene Schreiben dokumentieren verschiedene Anliegen, anlässlich derer sich Egenolph von Rappoltstein oder Mitglieder seiner Familie an den Basler Rat wandten,[213] darunter beispielsweise die Bitte von 1550, eine Hebamme der Stadt zu Egenolphs schwangerer Gemahlin zu schicken.[214] 1585 erbat Maria von Rappoltstein juristischen Beistand aus Basel für die Nachlassregelung ihres Mannes Egenolph.[215] 1632 schließlich suchte dessen Sohn, Eberhard von Rappoltstein, wie viele andere Adlige aus der Region in Basel Zuflucht vor dem Einfall schwedischer Truppen ins Elsass.[216] Außerdem war die Stadt in den Silberbergbau in Markirch in der Herrschaft Rappoltstein involviert.[217]

In den zehn erhaltenen Briefen Egenolph von Rappoltsteins an Platter, die allesamt von 1581 datieren, fällt zunächst die Betonung einer gegenseitigen »Freundschaft« ins Auge. Werden Aussagen wie beispielsweise die Anrede »lieber besunder vnd gutter fründt«[218] allerdings vor dem Hintergrund der Briefkultur der Zeit betrachtet, wird ihre Formelhaftigkeit deutlich. Die Betonung von Freundschaft ist in erster Linie als zeitgenössisch übliche Rhetorik zu verstehen, die der Aufrechterhaltung der Korrespondenz an sich diente. Sie suggerierte lediglich einen gewissen Vertrautheitsgrad, erlaubt aber kaum Aufschluss über die Beziehung an sich.[219] Wie lässt sich diese stattdessen charakterisieren?

---

213 StaB, Adelsarchiv R 2, Rappoltstein 1423–1632.

214 E. von Rappoltstein an Bürgermeister und Rat der Stadt Basel, 19.3.1550 und 16.4.1550, StaB, Adelsarchiv R 2, Rappoltstein 1423–1632.

215 Brief M. von Rappoltstein 1585, StaB, Adelsarchiv R 2, Rappoltstein 1423–1632.

216 Dies wurde genehmigt und zum Anlass gemacht, ein Kanzleibuch über die Schutzsuchenden anzulegen und ein Bescheinigungssystem einzuführen. Vgl. Brief Rappoltsteins und Auszug aus dem Kleinratsprotokoll vom 7.1.1632, StaB, Adelsarchiv R 2, Rappoltstein 1423–1632. Das von seinem Vater mit Vermittlung Platters gekaufte rote Haus hatte Eberhard 1610 verkauft. Vgl. StaB, Privatarchive 100 1_3.

217 Brief des Hüttenverwesers Wilhelm Schira, 20.1.1571, außerdem Brief Rappoltsteins vom 21.1.1571, StaB, Adelsarchiv R 2, Rappoltstein 1423–1632.

218 E. von Rappoltstein an F. Platter, 9.6.1581, UBB, Frey-Gryn Mscr I 6, S. 161.

219 Eingehend mit frühneuzeitlicher Freundschaftsrhetorik am Beispiel des französischen Hofes im 17. Jahrhundert beschäftigt sich Kühner, *Politische Freundschaft*, 2013. Vgl. auch die weiteren im Kontext des Freiburger Graduiertenkollegs »Freunde, Gönner, Getreue« enstandenen Arbeiten, z. B. Descharmes/Heuser/Loy (Hg.), *Varieties of Friendship*, 2011.

Die Darstellung von Krankheiten und des körperlichen Befindens nimmt in der Korrespondenz nur geringen Raum ein.[220] Zentrale Themen des Briefwechsels bilden vielmehr die weitgespannten Aufgaben, die Rappoltstein Platter vor Ort übertrug. Diese reichten von der Abwicklung eines Hauskaufs über Aufträge an den Maler Hans Bock d. Ä. bis hin zur Zusendung von Weinlieferungen. Elisabeth Landolt sieht Platter angesichts dieser Aufgaben, die Platter für Egenolph wahrnahm, und der Interessen Rappoltsteins in Basel in der Rolle eines Vermittlers.[221] Der Arzt war für Rappoltstein wichtig, um seine politisch und wirtschaftlich zentrale Verbindung nach Basel aufrechtzuerhalten.[222] So vergaß Rappoltstein in keinem Schreiben, über Platter die »Herren Häupter« grüßen zu lassen.[223] Dieses Interesse wurde offensichtlich erwidert. Auch der Rat der Stadt bemühte sich um die Beziehung. Die Rechnungsbücher der Stadt verzeichnen über das gesamte 16. Jahrhundert hinweg Ausgaben für Geschenke an die Rappoltsteins, darunter auch ein teures Trinkgeschirr zur »Rappoltsteinische[n] hochzeit« im Rechnungsjahr 1589/90. Als Einnahmen aus der Verbindung wurde lediglich der Verkauf von Papier im Gegenwert von zwei Pfund im Rechnungsjahr 1538/39 festgehalten.[224]

In einem der Briefe an Platter drängt der schwer gichtkranke Rappoltstein auf die Zusendung einer Weinlieferung, während er im Postskriptum von einem erneuten schweren Podagraanfall berichtet.[225] Die zeitgenössische Behandlung der »patrician malady«[226] setzte vornehmlich auf Diätetik und schloss Wein aus dem Speiseplan klar aus, wie sowohl eine 1582 in Basel ab-

220 E. von Rappoltstein an F. Platter, 1581, UBB, Frey-Gryn Mscr I 6, S. 155–168. Im selben Band befinden sich außerdem zwei Briefe von Maria von Rappoltstein (ebd., S. 169f). Die Antwortschreiben sind meines Wissens nicht erhalten.

221 Landolt, Materialien, 1972, S. 270–283.

222 Die Rappoltsteins standen zu mehreren Angehörigen der Basler Elite über Jahre hinweg in einer Schuldnerbeziehung. Vgl. Rappoltsteinische Citation, 1646, Theodor Zwinger II, UBB, Frey-Gryn Mscr I 24, S. 107; Bestätigung eines Darlehens von 1564, L. Iselin, 1603, UBB, C VIb 39, S. 279. Die Mitgift Esther Rüdins bei der Heirat mit Basilius Amerbach ging beispielsweise direkt als ein Darlehen an Egenolph von Rappoltstein. Vgl. Quittung, 1561, UBB, C VIa 63, S. 123.

223 Platter war für Rappoltstein auch als Mittelsmann für andere Beziehungen wichtig – so leitete Platter beispielsweise ein Schreiben Bullingers an ihn weiter. Vgl. Walter, Ärztliche Selbstdarstellung, 2013, S. 296.

224 Burghartz (Hg), *Jahrrechnungen*, 2015, 1589/1590, S. 30v, 1538/1539, S. 9r.

225 E. von Rappoltstein an F. Platter, 8 7.1581, UBB, Frey-Gryn Mscr I 5, S. 163.

226 Porter/Rousseau, *Gout*, 1998.

gehaltene Dissertation[227] als auch ein Gedicht in Platters Textsammlung belegen.[228] Platters *Observationes* zeigen auf, dass er dies auch in seiner Praxis umzusetzen versuchte und dass seine PatientInnen den Zusammenhang zwischen dem Trinken von Wein und Podagra kannten.[229] Rappoltstein jedoch bestellte seinen Wein sogar während eines akuten Gichtanfalls über seinen Arzt.

Zum Zeitpunkt des Schreibens war Rappoltstein schon länger bei Platter in Behandlung. Es ist also wahrscheinlich, dass er dessen Diäthinweise schlicht nicht einhielt, Platter in medizinischen Angelegenheiten also zwar Gesprächspartner, aber keine Autoritätsperson war. Sonst hätte Rappoltstein zwar vielleicht noch immer Wein getrunken, ihn aber nicht auch noch bei Platter bestellt. Diese Deutung deckt sich mit Forschungen zu frühneuzeitlichen Arzt-PatientInnen-Beziehungen.[230] Der Arzt war demnach dem Patienten oder der Patientin in seiner Handlungsmacht untergeordnet, der sich zwar Expertise einholte, letztlich jedoch die Therapie selbst gestaltete.[231] Unklar bleibt allerdings, ob Platter überhaupt ein Weinverbot ausgesprochen hatte. Hatte er dies nicht getan, wäre allerdings die Unterordnung der medizinischen Sphäre unter andere Aspekte der Beziehung noch deutlicher. Platter jedenfalls tritt hier weniger als selbstständiger Akteur auf denn als untergeordneter Klient in einer Patronagebeziehung, aus der er neben finanziellem Gewinn auch soziales Kapital zog, da Rappoltstein ihn mit weiteren Adligen bekannt machte und Platters allgemeines Ansehen positiv beeinflusste. Dafür musste er Rappoltstein für zur Verpflichtung gewordene »Freundschaftsdienste« zur Verfügung stehen. Dass etwa seine Hilfe beim Hauskauf nichts mit seinem Beruf zu tun habe und eigentlich Aufgabe von Juristen und nicht von Medizinern sei, beklagte Platter entsprechend auch in einem Brief an Theodor Zwinger.[232] Die

227 Scribonius, *De podagra*, 1582, UBB, Diss 12:62, These 77. Den Zusammenhang beschrieb schon Hippokrates, vgl. Copeman, *Gout*, 1964, S. 4f., 12.

228 »wider das Podagran / wer die dry V recht halten kan / Ist sicher vor dem Podagran / Vinum, Venus, mießig gon / In victu snacht mol vnderlon«, Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 43.

229 Platter, *Observationum*, 1614, mehrere Fälle im Abschnitt »in habitus corporis dolore«, S. 458–482.

230 Jewson, Medical Knowledge, 1974. Vgl. zur PatientInnengeschichte Anm. 165 im Teil »Positionierungen im Fluiden – Das Bad«.

231 Beispielsweise ließ auch der schwer gichtkranke Karl V. trotz Anweisungen seiner Ärzte nicht ab von seinem »gluttonous and abnormal appetite which fostered his disease«, Copeman, *Gout*, 1964, S. 56.

232 F. Platter an T. Zwinger, UBB, Frey-Gryn Mscr II 19, S. 375. Dazu ausführlich Portmann, Ärztefreundschaft, 1991, S. 70f.

Beschwerde blieb jedoch auf die Korrespondenz mit dem Kollegen beschränkt und änderte nichts an der Tatsache, dass Platter wie seine Kollegen häufig von seinen Patronen in ähnliche nichtmedizinische Angelegenheiten eingespannt wurde und diese auch verlässlich erledigte.

Dennoch wird auch eine Charakterisierung als reine Patronagebeziehung der Beziehung nicht gerecht. Platters Verpflichtungen in seinen Ämtern als Stadtarzt, als Professor und fünfmaliger Rektor an der Universität waren breit gefächert. Rappoltsteins Inanspruchnahme stellte nur einen sehr kleinen und keineswegs prioritären Teil dieser Anforderungen dar. Dass Rappoltstein sich dieser Situation durchaus bewusst war, spiegelt sich auch in der Korrespondenz: Als seine Frau erkrankte, benötigte Rappoltstein Platter vor Ort.[233] Zu Beginn des entsprechenden Briefes überwiegt ein fordernder Tonfall (»euch hinlins alher mit hilff des almechtigen zuo forderen«), der sich jedoch im Verlauf des Briefes abschwächt und vorsichtiger wird. Rappoltstein erinnert und appelliert an die bisherige Konvention (»wie bisher mit euwerem Radt zuhilff kummen müggen«), an Platters Pflichtauffassung (»an euwerem fleyss nicht erwienden lassen vnd nit aussen bleyben«) und an die Vertrauensbasis der Beziehung (»wie denn unser beider verthreiwen zueuch sthehet«), um mit der bescheidenen Bitte zu schließen, falls Platter nicht kommen könne, solle er mit Thomas Erast den Fall besprechen und diesen schicken.

Der Charakter der Beziehung bleibt in den Briefen damit letztlich ambivalent. Weder das Bild gleichberechtigter Freunde noch das einer eindeutigen Klient-Patron-Beziehung vermag die Komplexität der Interessen und Ansprüche zur Gänze abzubilden. Deutlich wird jedoch, dass die *agency* des Arztes, seine persönliche Potenz zur Gestaltung seiner Karriere von vielen, nicht immer leicht in Einklang zu bringenden Faktoren abhängig war. Der Kontakt zu Adligen versprach vielfältige Möglichkeiten – gleichzeitig brachte er jedoch Anforderungen mit sich, die mit den Aufgaben der Mediziner vor Ort in Widerspruch geraten konnten.[234] Caspar Bauhin beispielsweise hatte seine auswärtigen Verpflichtungen unter anderem als Hofarzt der Herzö-

233 E. von Rappoltstein an F. Platter, 9.6.1581, UBB, Frey-Gryn Mscr I 6, S. 161.

234 In der ersten Hälfte des Jahrhunderts scheint das Verbot auswärtiger Tätigkeiten noch deutlich restriktiver gehandhabt worden zu sein. Nachdem in den 1530er Jahren bereits Verhandlungen zwischen dem Markgrafen und der Stadt Basel bezüglich der Pflichten von Albanus Torinus an der Universität und als »hoffartzt« der Markgrafen stattgefunden hatten, wurde Torinus 1545 seines Amtes enthoben, als er, ohne Urlaub zu nehmen, nach Mömpelgard zur Behandlung des Herzogs geritten war. Vgl. Koldewey, Torinus, 1894.

ge von Württemberg mit seiner Lehrtätigkeit an der Universität in Einklang zu bringen, wobei es zu Konflikten mit der Universität kam.[235] Und Platter musste bei seiner Bestallung als Stadtarzt 1571 mühsam einige Freiheiten zur prinzipiell in diesem Amt unzulässigen Behandlung auswärtiger PatientInnen aushandeln.[236] Trotz dieser Schwierigkeiten zogen sowohl Platter wie Bauhin das Leben in der Stadt und ihre enge Anbindung an die Universität einer festen Übersiedlung an einen Fürstenhof vor. Die Stadt bot ihnen nicht zuletzt die Möglichkeit, mehrere Beziehungssphären zu bedienen.

Am einfachsten gestaltete sich der Balanceakt zwischen den verschiedenen Beziehungen der Basler Mediziner in der Stadt und anderswo und den damit einhergehenden Aufgaben, sobald es ihnen gelang, gleichzeitig auch als Vermittlerfiguren im städtischen Interesse aufzutreten, die Interessen also zu harmonisieren. Wie der Fall Rappoltstein zeigt, konnten die Ärzte etwa dazu beitragen, auf informeller Ebene die nach dem Anschluss der Stadt an die Eidgenossenschaft eingeschränkten Verbindungen Basels zu traditionellen Einflussgebieten wie dem Elsass und dem Sundgau oder auch zu Herrschaften in der nördlichen Nachbarschaft, wie im Fall Bauhins zum Beispiel zu den Herzögen von Württemberg, aufrechtzuerhalten.[237]

Im Idealfall war es also möglich, die verschiedenen Ebenen der medizinischen und sozialen Praktiken in und jenseits der Stadtmauern produktiv zusammenwirken zu lassen und die eigenen Interessen mit denjenigen der PatientInnen und des städtischen Magistrats zu verbinden. Gelang dies, versprachen die Beziehungen zu Adligen umso größere gesellschaftliche Multiplikatoreneffekte. Um diese zu nutzen, setzten beispielsweise Heinrich Pantaleon und Felix Platter, wie an zwei Beispielen im nächsten Unterkapitel näher beleuchtet wird, auch in ihren Publikationen auf eine intensive Darstellung ihrer Beziehungen zu Adligen und wichtigen Persönlichkeiten. Sie

---

235 Fuchs-Eckert, Familie Bauhin, Teil II, 1979, S. 326; Fuchs-Eckert, Familie Bauhin, Teil IV, 1982, S. 146. Hess, Kaspar Bauhin, 1860, S. 160f., verweist in diesem Zusammenhang auch auf ein Schreiben des Grafen zu Ortenburg mit der Bitte, Bauhin auf eine Reise nach Kärnten als Leibarzt mitnehmen zu dürfen.

236 In seiner Antwort auf das Bestallungsschreiben des Rates für die Position des Stadtarztes bat Platter um die Erlaubnis, seine aktuellen Pflichten außerhalb der Stadt ausführen zu dürfen, zumindest so lange wie es dauern würde, die laufenden Behandlungen abzuschließen. Er versprach, seine Verpflichtungen danach zu beenden, StaB, 11.6.1571, Erziehung AA 3_1. Platters Einnahmeverzeichnis zeigt, dass er tatsächlich einige Jahre nach der Bestallung die Stadt kaum noch für PatientInnenbesuche verließ. Das änderte sich allerdings nach sieben Jahren wieder, wenn auch in geringerem Umfang. Siehe Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 520.

237 Kaiser, Gesellige Rivalität, 2002, v. a. S. 24–27.

präsentierten diese somit einem breiteren städtischen und gelehrten Publikum als wichtige Leistung – nicht jedoch ohne sich dabei auch der Möglichkeiten des Exzesses zu bedienen.

Adlige bewerten und verwerten

Die Geschichten der beiden Mediziner Felix Platter und Heinrich Pantaleon scheinen zunächst recht gegenläufig. Während Platter sich außerordentlich gut in der städtischen Elite vernetzen konnte, blieb Pantaleons Stellung trotz der Kontakte, die er über seine Heirat und seine Ämter aufbauen konnte, wenig profiliert. Platter brachte die Differenzen, die sich im Unterschied zwischen Pantaleons externer Promotion und Platters Doktorat in Basel verdichteten, in seinen im vorangegangenen Kapitel untersuchten Diffamierungen deutlich zum Ausdruck. In der lokalen Historiographie könnte die Einschätzung der beiden Akteure ebenfalls kaum unterschiedlicher ausfallen: Wurde hier Platter über Jahrhunderte hinweg und bis in die Gegenwart zum strahlenden und in jeglicher Hinsicht erfolgreichen Supermann stilisiert,[238] so fungiert Pantaleon nach wie vor als zwar in seinen Ordnungsanstrengungen für das Universitätsarchiv verdienstvoller, zugleich aber doch merkwürdiger Querschläger.[239]

Trotz aller Unterschiede lassen sich allerdings auch Parallelen zwischen den beiden Medizinern beobachten. Als Söhne von Einwanderern mussten sich beide ihre Stellung in der Stadt mühevoll erarbeiten und sichern. Als Mittel dafür wählten sie auch Texte – Pantaleon beispielsweise sein *Heldenbuch*, Platter die *Observationes*.[240] Die auffällige Gemeinsamkeit dieser an

238 So fungiert Platter sogar als zentraler Held des Computerspiels »Basel 1610. Ein serious game zum Basler Merianplan«. Historisches Museum Basel, Kunsthistorisches Seminar der Universität Basel, http://www.basel1610.com (25.10.2016).

239 Andreas Staehelin charakterisiert Pantaleon als »munteres Kind«, das »zeit seines Lebens nie ein großer Gelehrter [gewesen sei], weder als Mediziner noch als Historiker«, Staehelin, *Professoren der Universität Basel*, 1960, S. 46. Jenny, Der Bibliothekar, 2005, S. 114, weist auf die zeitgenössische Bezeichnung Pantaleons als »Schellenkönig« in einer Marginalie der von anonymer Hand stark annotierten Sammlung von Epitaphien von Paul Cherler hin, Cherler, *Epitaphia*, 1565, UBB, Kd IX.2:1, S. A3r. Der gesamte Band ist mit derben Versen versehen, die sich vor allem gegen Cherler und seine Dichtkunst wenden, z. B. »du Eselskopff«, S. E1r, oder »hast offt drein gfurzet«, S. H2v.

240 Ich verwende die in der Universitätsbibliothek Basel zusammengebundenen Ausgaben von 1578 (Teil 1), 1568 (Teil 2), 1570 (Teil 3), Pantaleon, *Heldenbuch*, 1568–1578. Platter, *Observationum*, 1614.

sich sehr verschiedenen Texte ist, dass ihr sozialer Wirkmechanismus auf der Darstellung und der Bewertung anderer Personen beruhte. Darunter befanden sich in beiden Fällen viele Adlige und bei den Zeitgenossen bekannte Persönlichkeiten.

Beide Werke sind bereits in ihrem Umfang exzessiv. Pantaleon stellt auf insgesamt über 1 500 Druckseiten das Leben berühmter Männer – Herrschende, Kleriker, Kriegsherren, Gelehrte – aus Geschichte und Gegenwart vor.[241] Der dritte Band setzt mit Kaiser Maximilian I. ein und umfasst die Zeitgenossen Pantaleons. Er endet mit Pantaleons Darstellung seiner eigenen Person. Die Anlage in drei Bänden ermöglichte es, das zunächst 1565 auf Latein und 1567–1570 auch auf Deutsch erschienene Werk, das rasch hintereinander drei Neuauflagen (1571, 1573, 1578) erfuhr, einer großen Anzahl von Adligen zu dedizieren: Der erste Band wurde Marquard, dem Bischof von Speyer, sowie dem Markgrafen Carl zu Baden und Hochberg gewidmet, der zweite Bischof Melchior von Basel und Herzog Christoph von Württemberg, der dritte schließlich den beiden Pfalzgrafen Johann Kasimir und Christoph bei Rhein.

Das Werk steht in verschiedenen Traditionen, wie der des mittelalterlichen Heldenbuchs, des hagiographischen Schreibens oder antiker biographischer Vorbilder wie Sueton oder Plutarch.[242] Wichtige Anleihen werden auch beim Genre der Porträtgalerie gemacht.[243] Die Einträge folgen meist einem einheitlichen Schema und schildern Ausbildung, Karrierestufen, wichtige Werke und die Tugenden der Gewürdigten. Mitunter werden ergänzend Informationen zu deren Erscheinungsbild gegeben.

Die Wertung der dargestellten Personen ist durchweg positiv. Hervorgehoben werden Wissen, Fleiß, Gelehrsamkeit, Zucht, Erfolg, Aufstieg, Bekanntheit, Frömmigkeit, Familie sowie bei Kriegsleuten deren kräftige Körper. Negative Charakterisierungen erfolgen fast durchgehend nicht. Wenn es die Hartnäckigkeit eines Gerüchts jedoch erforderte, wurde es zu erklären versucht, wie im Fall des Juristen Ulrich Zasius, dessen exzessive Vorliebe für den Wein »in seinem letsten alter« Pantaleon »seinem ehrlichen alter vnnd bloeden magen billich zu[zu]messen« sucht.[244] Weniger als der konkrete Inhalt des Textes und die alles in allem betrachtet recht austauschbaren Cha-

241 Vgl. zu Pantaleons Heldenbuch Buscher, *Der Basler Arzt*, 1946; Pohlig, *Zwischen Gelehrsamkeit und Identitätsstiftung*, 2007, S. 259–268.

242 Buscher, *Der Basler Arzt*, 1946, S. 112–135.

243 Den meisten Beiträgen wurden Porträtmedaillons beigefügt. Vgl. zu dieser Gattung Pelc, *Illustrium imagines*, 2002, der gelegentlich auch auf Pantaleons Heldenbuch verweist.

244 Pantaleon, *Heldenbuch*, 1570, S. 25.

rakterisierungen der Personen ist also die Aufnahme in das Konvolut der entscheidende Moment der Beurteilung.

Pantaleon führte eigens für die Recherchen an seinem *Heldenbuch* Reisen durch, bei denen er sowohl gezielt Persönlichkeiten aufsuchte, andererseits aber auch Material zu ihm bislang Unbekannten zusammentrug. Aufgenommen zu werden war für die von Pantaleon besuchten Personen ein wichtiges, ihr Sozialprestige steigerndes Ziel. Entsprechend kursierten Gerüchte, dass sie wohl auch vor dem exzessiven Mittel der Bestechung nicht zurückschreckten: Ein kritischer Zeitgenosse notierte am Rand der Auflistung des Reichskammergerichtspersonals in Speyer: »es hatt mir ied ein bätzlij verehrt, dass ich ihre namen hie her gesezt«.[245]

Inmitten der exzessiven Fülle an gewürdigten Personen gibt es allerdings auch auffallende Lücken. Von den Basler Medizinern schafften es beispielsweise weder Felix Platter noch Theodor Zwinger in das Konvolut, obwohl beide zur Zeit des Erscheinens bereits auch überregional bekannt waren. Porträtiert wurde stattdessen der heute kaum noch bekannte Johannes Huber, Platters Vorgänger im Amt des Stadtarztes und sowohl Pantaleons als auch Platters Mentor, dessen Vater wie die Pantlins aus Ravensburg stammte. Huber wird als praktizierender Arzt beschrieben. Hervorgehoben werden seine guten Beziehungen zum Adel in der Region und sein aufrechtes, freundliches und fröhliches Wesen. Hier findet sich außerdem ein Hinweis auf die hohe Bedeutung von Geselligkeit für die Figur des Mediziners und die soziale Wirksamkeit auch exzessiver Praktiken: Huber könne, wohl in Anlehnung an Johannes Paulis breit rezipierte gleichnamige Fazetiensammlung,[246] »schimpff und ernst« verstehen.[247]

Die in den Publikationen sichtbar gemachten Beziehungen der Mediziner waren auch für ihre lokale Positionierung innerhalb der politischen *communities* der Stadt wichtig. Schüpbach-Guggenbühl untergliedert die Basler Elite in eine eidgenössische Gruppe, eine französische Gruppe und eine Reichsgruppe.[248] Folgt man dieser Einteilung lässt sich Pantaleon, dessen Auswahl präsentierter Helden seine Orientierung zum Reich widerspiegelt, eindeutig der Reichsgruppe zuordnen.

245 Jenny, Der Bibliothekar, 2005, S. 114. Jenny zitiert das Exemplar mit der Signatur UBB, Fins 30, Bd. III, S. 465.

246 Pauli, *Schimpf und Ernst*, 1942.

247 Pantaleon, *Heldenbuch*, 1570, S. 432f.

248 Schüpbach-Guggenbühl, *Schlüssel zur Macht*, 2002, Bd. 1, S. 185–198.

Den größten Erfolg seines *Heldenbuches* feierte Pantaleon, als ihm die Dedikation der lateinischen Ausgabe des Werkes an den Kaiser Maximilian II. 1566 den Dichterlorbeer und die deutsche Übersetzung 1570 den Titel eines *comes palatinus* eintrug.[249] Als solchem war es ihm unter anderem erlaubt, kaiserliche Notare einzusetzen – eine Funktion, die er auch im eidgenössischen Basel wahrnahm.[250] Außerdem ernannte Pantaleon *poeta laureati*, beispielsweise auch seinen Sohn Maximilian, stellte Testamente aus und legitimierte eine Reihe von unehelichen Kindern. Unter letzteren befand sich auch Cordula von Lichtenfels, die Tochter des Kanonikus und späteren Bischofs Melchior von Lichtenfels.[251] Der Status als *comes palatinus* und die Beziehung zu Maximilian II. bildeten auch die zentralen Elemente des auf Pantaleon verfassten Lobes durch Jakob Zwinger. Beide fanden zudem Erwähnung in seiner Grabinschrift im Münsterkreuzgang.[252] Seine auswärtigen Beziehungen waren somit auch für Pantaleons Position und Wahrnehmung in Basel von enormer Bedeutung. Letztlich konnten so über Pantaleon alte Reichstraditionen nach wie vor in der seit mehreren Jahrzehnten eidgenössischen Stadt Wirkkraft entfalten und Kontakte zum Reich auf politisch unverbindliche Weise aufrechterhalten werden.[253]

Die von Felix Platter kurz vor seinem Tod 1614 herausgegebene Sammlung von rund 700 Fallgeschichten, seine *Observationes*, beschrieb ebenfalls Personen.[254] Kein Porträt und kein Heldennarrativ, stattdessen stellt hier al-

249 Der Kontakt Pantaleons an den Wiener Hof geht zurück auf den Kaiserbesuch 1563, bei dem Pantaleon den kaiserlichen Rat Christoph Kuepacher und den Sekretär Ulrich Weinburger in seinem Haus beherbergte. Vgl. Pantaleon, *Heldenbuch*, 1570, S. 484; Lietzmann, Zu einem unbekannten Brief, 1994, S. 79.

250 In den Urkunden des Staatsarchivs Basel finden sich sowohl Pantaleons Ernennungsurkunde durch Kaiser Maximilian wie die Ernennung Sebastian Küens durch Pantaleon zum »kaiserlichen Notarius, öffentlichen Schreiber, und ordentlichen Richter«, Kaiser Maximilian giebt Heinrich Pantaleon von Basel, der freien Künste u. der Arznei Doctor […] die Vollmacht und Gewalt, öffentliche Notarien, Schreiber und ordentliche Richter zu setzen und zu erwählen, 17.7.1570, StaB, ohne Signatur; Heinrich Pantaleon […] ernennt den Sebastian Küen […], 3.3.1595, StaB, St. Urk. 3597. gr.

251 Heinrich Pantaleon, Matricula palatinatus, UBB, O II 12, zur Legitimation Cordulas S. 110r.

252 J. Zwinger, Laus Panthaleonis, 1594, UBB, Frey-Gryn Mscr I 22, S. 36v. Zur Grabstätte im Kreuzgang vgl. Buscher, *Der Basler Arzt*, 1946, S. 56f. Zu Pantaleon als *comes palatinus* vgl. Arndt, *Hofpfalzgrafen-Register*, 1964, S. 113–129.

253 Für weitere Informationen zu Pantaleons Beziehungen nach Wien, v.a. aber damit zusammenhängend nach München, siehe Lietzmann, Zu einem unbekannten Brief, 1994.

254 Platter, *Observationum*, 1614. Vgl. dazu Huber, *Felix Platters Observationes*, 2003; Koelbing, Felix Platters Patienten, 1991. Die 1614 auf Latein erschienenen Fallgeschichten

lein die Beschreibung einer Krankheit, ihres Verlaufs und der Konstitution des Patienten oder der Patientin, nur mitunter ergänzt durch einige wenige Informationen zum Lebensverlauf, die Personen vor. Die Fälle sind dabei so gruppiert, dass jeweils eine Reihe ähnlicher Erzählungen zu einem Thema zusammengefasst ist, um medizinische Grundfragen zu bearbeiten. Die Bedeutung der einzelnen Krankengeschichte ist dadurch zwar nicht abgelöst, wird aber gleichzeitig ergänzt durch die Suche nach allgemein gültigeren Mustern von Krankheitsabläufen und der Beispielhaftigkeit von Diagnosen und Therapien.[255] Die Ausführlichkeit, mit der die einzelnen Fälle beschrieben werden, dient vor allem dazu, die für die Diagnose und die Erklärung grundlegenden Hintergründe und Umstände der Erkrankung sowie die Konstitution der Patientin oder des Patienten zu klären, um letztlich in der Lage zu sein, allgemeine Aussagen zu treffen.

Dennoch liegt mit den *Observationes* keine rein medizinische Publikation vor. Den LeserInnen wird hier nämlich zugleich eine Vielzahl anschaulicher und unterhaltsamer Erzählungen präsentiert. Platter beschreibt keineswegs nur Krankheiten, sondern eben auch die Handlungen, Körper und Entscheidungen von Personen.[256] Zugleich bettet der Text seinen Autor in ein soziales Gefüge ein und bezeugt so eindrücklich dessen soziale Position und Vernetzung.

Die einzelnen Geschichten ereigneten sich meist in Basel oder in der Region. Zumindest teilweise dürften sie ihrem Latein lesenden Publikum in

---

wurden von Günther Goldschmidt übersetzt, veröffentlicht wurde allerdings nur der erste Band (Platter, *Observationes*, 1963), die restlichen beiden Bände liegen als Typoskripte im Nachlass von Heinrich Buess (UBB, NL Buess, ohne Signatur).

255 Die große Bedeutung, die der detaillierten Wiedergabe der Krankengeschichte zugewiesen wurde, spiegelt sich auch in den im Verlauf der Frühen Neuzeit immer ausführlicheren Darstellungen in den PatientInnenbriefen, die sowohl dem Anspruch der Ärzte, möglichst viel über die Hintergründe zu erfahren, wie auch der über die Narrativierung erfolgenden Sinnstiftung der PatientInnen Rechnung trugen, Stolberg, Patientenbriefe, 2007, S. 29f.; Stolberg, *Homo patiens*, 2003, S. 22, 53, 66–69.

256 Platter, *Observationum*, 1614, Dedikation, S. 4rv, im direkten Vergleich mit der früheren Publikation, Platter, *Praxeos*, 1602–1608: »ac Observationes, in affectibus homini incommodantibus, quorum affectuum descriptionem priùs generatim in Praxi mea complexus fueram, nunc etiam particulatim, in certis hominibus quo pacto haec euenerunt, atque à me obseruata tractaque fuerunt, historicè descripta, publici iuris facere volui«. Platters programmatische Absicht und epistemische Form der *Observationes* ist – darauf deutet nicht zuletzt das Wort »historicè« hin – vor dem Hintergrund des zeitgenössischen *historia*-Begriffs und dessen Bedeutung in der Medizin zu verstehen. Vgl. Seifert, *Cognitio historica*, 1976; Pomata/Siraisi (Hg.), *Historia*, 2005; Siraisi, *Renaissance Learning*, 2007.

der Stadt und teils auch darüber hinaus bekannt gewesen sein, etwa in Fällen von Impotenz oder Kindsmord, die vor den Gerichten der Stadt verhandelt wurden, oder auch wenn von der Norm abweichende, auffallende Körper beschrieben und diagnostiziert wurden.

Nur bei sehr wenigen Fallgeschichten wird ein Name genannt, was der einleitenden Charakterisierung durch Geschlecht, Beruf und/oder Stand sowie gelegentlich Herkunftsort, Wohnort oder Alter besonderes Gewicht verleiht. Während das Geschlecht durchgängig angeführt wird, erfolgen die weiteren Angaben allerdings lediglich dann, wenn sie erzählerische Aufgaben erfüllen. Für das medizinische Verständnis der Fälle sind sie nicht nötig, wohl aber für die sozialen Funktionen des Textes. Zwar werden auch Bäuerinnen, Winzer, Mägde, arme Spitalinsassen, Bürgerinnen, Studenten oder Gelehrte aufgeführt, im Zusammenhang dieses Kapitels interessieren mich aber besonders die in den *Observationes* auffallend präsenten Adligen und andere zeitgenössisch bekannte Persönlichkeiten. Von den knapp 700[257] Fallgeschichten finden sich bei etwa der Hälfte Angaben zum Stand. Darunter sind mit etwa 40 Prozent[258] überproportional viele Adlige vertreten. Die häufig, aber bei weitem nicht immer angegebene Datierung weist eine Konzentration dieser Fälle in den 1590er Jahren auf – das Jahrzehnt, in dem Platter aufgrund seiner Reisen und der dort gemachten Bekanntschaften besonders viel an den Höfen jenseits der Stadtgrenzen tätig war.[259] Platter verfolgte mit dem Schwerpunkt auf der Darstellung angesehener, reicher und bekannter PatientInnen eine Werbestrategie, die seine Praxis nicht zuletzt auch gegenüber seinen Kollegen in ein günstiges Licht rückte. Schließlich zeigten diese Fälle und ihre positiv verlaufene Heilung oder zumindest er-

257 Huber, *Felix Platters Observationes*, 2003 nennt einmal insgesamt 698 (S. 29), einmal 697 (S. 273) Fälle. Die Ermittlung einer exakten Fallzahl ist schwierig, da manchmal in einer einzelnen *observatio* mehrere Fälle behandelt und verglichen werden und andere *observationes* allgemeine Beobachtungen beschreiben statt Einzelfälle.

258 Einen exakten Prozentsatz zu ermitteln, ist schwierig. Zum einen sind die Adjektive, die auf einen adligen Stand schließen lassen, nicht immer eindeutig, zum anderen gibt es eine Reihe von Fällen mit mehreren Personen oder auch Fälle, die zwar am Hof situiert sind, aber bei denen nicht notwendig Adlige behandelt wurden.

259 Der Befund korreliert mit den in Platters Autobiographie geschilderten Reisen nach Stuttgart und Hechingen 1596 und 1598, Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 467–513. Die erste Phase hoher Aktivität am Ende der 1560er und zu Beginn der 1570er Jahre spiegelt sich allerdings nicht in den Fallgeschichten wider. Einerseits wurde diese Phase zumindest zu einem gewissen Grad mit der Anstellung als Stadtarzt im Januar 1571 unterbrochen. Andererseits ist anzunehmen, dass Platter seine Fälle erst später – insbesondere mit der Arbeit an den *Praxeos* (1602–1608) – ausführlich dokumentierte.

folgreiche Diagnose neben Platters Expertise auch seine weitreichende Vernetzung besonders nachdrücklich auf.[260]

Gerade die Unterhaltsamkeit der pikanteren Erzählungen über die Körper bekannter Persönlichkeiten sollte der Publikation Aufmerksamkeit und werbewirksame Attraktivität verschaffen. Breiten Raum nehmen moralisch brisante Krankheitsbilder und Themen ein: Syphilis, Eheprobleme verschiedenster Art, Schwierigkeiten beim Wasserlassen, Erkrankungen an den Genitalien, Impotenz, Ehebruch oder Vergewaltigungen. Mitunter unterstreicht Platter die gesellschaftliche Brisanz zusätzlich, etwa wenn er erklärt, wieso Impotenz vor dem Ehegericht zunächst meist nicht eingestanden wurde, da sie »Spott und Gelächter« nach sich zöge.[261]

Mehrere *observationes* erwähnen Unmäßigkeit beim Genuss von Wein, seltener auch von exzessiv genossenen Speisen. Oft werden die Personen gerade in diesen Erzählungen als sozial hochstehend markiert: Adlige, hohe Beamte, Ratsherren, reiche Kaufleute, Gelehrte und Kleriker. Einem Ratsherrn und »primarius quidam nostrâs« beispielsweise wurde angeblich das übermäßige Trinken zum Verhängnis. Ein Fieber ergriff ihn am 12. November 1602 und nach Fehldiagnosen anderer verstarb er.[262] Laut Schüpbachs Prosopographie starb 1602 lediglich ein Ratsherr – der schlüsselzünftige Oberstzunftmeister, Kleinrat und langjährige Dreizehner Christman Fürfelder.[263] Dessen Identität war für die Zeitgenossen daher leicht zu erschließen.

Den Adel nahm Platter in seinen *Observationes* regelrecht in Generalverdacht in Bezug auf einen unmäßigen Lebensstil:

> »Nachdem ich während so vieler Jahre häufig von sehr vielen Kranken, Fürsten, Vornehmen und andern großen Herren, bei denen üppig gelebt wird, zugezogen worden war, bin ich oft gefragt worden, wie ich mich davor hüten konnte, daß ich bei den gebräuchlichen Einladungen vom Trinken keinen Schaden davongetragen hätte und wohlbehalten zu diesem hohen und munteren Alter gelangen konnte.«[264]

Exzessives Trinken wurde in der von Platter zitierten allgemeinen Wahrnehmung auf die Höfe außerhalb der Stadt ausgelagert und dort durchaus kritisch beäugt. Gleichzeitig fungiert Exzessivität, die nur in einem Bruchteil der Einträge mit der Diagnose überhaupt argumentativ verknüpft wird, in Platters Text aber als eine die Fallgeschichten anreichernde und für die Lese-

260 Huber, *Felix Platters Observationes*, 2003, S. 260–269.
261 Platter, *Observationes*, 1963, S. 153.
262 Platter, *Observationum*, 1614, S. 542.
263 Schüpbach-Guggenbühl, *Schlüssel zur Macht*, 2002, Bd. 2, S. 23f.
264 Platter, *Observationes*, 1963, S. 55.

rInnenschaft interessant machende Komponente, etwa im Fall der Komtesse, die einen »trunksüchtigen Grafen« heiratete, der Purgation eines »Priesters mit liederlichem Lebenswandel« oder eines »Burgundische[n] Baron[s] […], der schlemmerhaft lebte [und] aus einem wilden coitus eine virulente Gonnorhoe acquiriert[e]«.[265] Die auswärtigen Vornehmen begegnen hier keineswegs als tugendsame Helden wie bei Pantaleon, sondern werden gerade anhand ihrer lasterhaften Handlungen vorgestellt – eine Form der Bewertung, die auf ihren Sensationsgehalt setzte. So deckt Platter nicht zuletzt auch Abläufe auf, die von den beteiligten AkteurInnen bislang verschleiert wurden, wie beispielsweise die geheim gehaltenen Umstände eines während des Geschlechtsakts erfolgten Erstickungstodes eines Landammanns.[266]

Die in den Fallgeschichten geschilderten Laster beschränken sich weitgehend auf die beiden im zeitgenössischen Diskurs eng verzahnten körperlichen Todsünden *gula* und *luxuria*.[267] *Luxuria* wird auf durchaus humoristische Art und Weise in vielen Fällen anhand von Klerikern dargestellt, beispielsweise wenn der Fall eines ehebrechenden Priesters geschildert wird, der vom betrogenen Gatten ins Gesicht gebissen wurde.[268] Durch die harsche und doch heitere Kritik an katholischen Geistlichen auch in anderen Fällen wird den *Observationes* eine zusätzliche, für den zeitgenössischen Humor charakteristische Konfessionalisierungsebene eingezogen. Insbesondere die sexualisierten Stellen weisen zudem Parallelen zu den Fazetiensammlungen des 16. Jahrhunderts – etwa von Bebel oder Pauli – auf, was die enge Verbindung der primär medizinischen Publikation mit zeitgenössischen Vorstellungen von Witz und Geselligkeit noch mehr unterstreicht.[269] So taucht sogar ein im 16. Jahrhundert im süddeutschen und eidgenössischen Raum weit verbreiteter Witz über die Vertauschung eines Potenz- und eines Abführmittels nur leicht abgewandelt als medizinischer Fall in Platters Publikation auf.[270]

265 Platter, *Observationum*, 1614, S. 619, 411, 771, Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 3, Fall 512; Bd. 2, Fall 313; Bd. 3, Fall 633.

266 Platter, *Observationes*, 1963, S. 133f. Im lateinischen Original wird das Verhalten mit *luxuria* in Verbindung gebracht, da der Patient sein Atemnotleiden als Strafe Gottes für sein luxuriöses Leben interpretiert: »Fatebatur quidem, hoc poenae causâ sibi à Deo, cùm admodum dissolutè & luxuriosè vixerit, pluresque illegitimos liberos procrearit immissum «, Platter, *Observationum*, 1614, S. 171.

267 Vgl. den Abschnitt »Der exzessive Körper der Pantaleons – Inkompetenz, Unmännlichkeit und Völlerei« im Kapitel »Beschämen – Spott, Spaß und der entgrenzte Körper«.

268 Platter, *Observationum*, 1614, S. 558.

269 Pauli, *Schimpf und Ernst*, 1942; Bebel, *Fazetien*, 2005.

270 Platter, *Observationes*, 1963, S. 163. Zu dem Witz vgl. Roth, Obscene Humour, 2017, S. 39f., 63f.; Pauli, *Schimpf und Ernst*, 1942, Bd. 2, S. 13; Bebel, *Fazetien*, 2005, S. 101.

Was aber wird in den *Observationes* überhaupt als »unmäßig« beschrieben? Wo liegt die Grenze, die die Überschreitung markiert – und wie wird sie festgelegt? Schließlich wird Wein in den Schilderungen der Behandlungen auch als Heilmittel verschrieben und sexuelle Aktivität, zumindest bei Verheirateten, durchaus positiv bewertet.

Sexueller Exzess ist in dem Konvolut bemerkenswerterweise nicht durchgängig an Sexualität außerhalb der Ehe gebunden. In einem auf das Jahr 1570 datierten Fall beschwert sich eine Fürstin über die »unmäßige Beanspruchung« durch ihren alten und kinderlosen Ehemann.[271] Platter rät in einem anderen Fall einer seit einem »violenten Coitus« durch einen blutigen Urin und Schmerzen gepeinigten Frau »dem Gatten, dass er sie seltener excercieren solle, wenn es schon nicht erlaubt [sei], dies ganz zu verhindern«.[272] Übermaß wird in Fällen wie diesen an krankhafte körperliche Auswirkungen gebunden, wie auch in einem Fall von Impotenz infolge »allzu großen Liebesgenuß[es]« eines Mannes, der »sich in unmäßiger Weise der Liebe hingegeben habe«.[273]

Im Fall der *Gula* – in den *Observationes* meist Völlerei durch Trunksucht – ist die Korrelation von krankhaften Folgen und der Definition als Übermaß noch deutlicher. Diese Medikalisierung von Übermaß knüpfte den Exzess dezidiert an Körperlichkeit.[274] Dasselbe tat auch der moraltheologische Diskurs der Zeit. Moraltheologisch wurde der Charakter einer Todsünde nämlich gerade mit der fehlgeleiteten Ausrichtung der Aufmerksamkeit weg von Gott hin auf den eigenen Körper erklärt. Das Überschreiten des medizinisch definierten Maßes sah auch die negative Folge im kranken eigenen Körper. Während auch der Todsündendiskurs die körperlichen Auswirkungen durchaus benannte, lag hier die Chance auf Heilung allein in der Hinwendung zu Gott und in der Hoffnung auf Christus in seiner Rolle als Arzt.[275] In Plat-

---

271 Platter, *Observationes*, 1963, S. 164–166.

272 Verantwortlich für die durch den Verkehr ausgelösten Beschwerden war laut der Diagnose Platters ein Nierenstein, Platter, *Observationum*, 1614, S. 785–787, Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 3, Fall 638.

273 Platter, *Observationes*, 1963, S. 157f.

274 Zu den Zusammenhängen von Medizin, Gesundheit, Sünde und Moral sowie dem schlechten Einfluss von Exzess auf den Körper vgl. Thomas, Health and Morality, 1997. Ein drastisches Beispiel aus den *Observationes* beschreibt den Tod einer Frau als durch übermäßiges Essen verursacht: »aber als sie gierig übermässig Speise zu sich nahm und sich damit an einem Tag sehr toll und voll gefressen hatte, kam Erbrechen und cardialgia über sie. Plötzlich nahmen ihre Kräfte ab und sie starb«, Platter, *Observationum*, 1614, S. 612, Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 3, Fall 540.

275 So Luthers Hauspostillen. Vgl. Müller, Die sieben Todsünden, 2010, S. 27.

ters *Observationes* wird die Heilung jedoch beim weltlichen Arzt gesucht – und, folgt man der Darstellung des Mediziners, auch in den meisten Fällen gefunden.

Die Publikation ermöglichte es Platter, seine Erfolge zur Schau zu stellen. Mithilfe des Sensationsgehalts seiner sich immer wieder am Exzess und dessen aufmerksamkeitsgenerierenden Mechanismen bedienenden Erzählungen gelang es Platter hier auf besonders eindrucksvolle Art und Weise, seine guten Beziehungen für die Stärkung seiner sozialen Position und seiner Autorität als Arzt nutzbar zu machen. Im Gegensatz zu der hierarchischen Ambivalenz der Beziehung zu Rappoltstein, die sich aus der Korrespondenz rekonstruieren ließ, bot die Publikation der Fallgeschichten eine Gelegenheit für Platter, sich erneut in der überlegenen Arztrolle zu präsentieren. Die in den *Observationes* auch deutlich spürbare Kritik an exzessiven Praktiken erinnert dabei an die Distanzierungsstrategien der Mediziner im Bad.[276] Auch dort nutzten Platter und seine Kollegen zugleich den exzessiven Imaginationsraum als Aufmerksamkeitstrigger, wie sie sich über Formen ironischer Distanzierung besondere Autorität zuzuschreiben suchten.

Wie auch Pantaleons *Heldenbuch* widmeten sich die *Observationes* der geradezu massenhaften Bewertung anderer Personen. Im Gegensatz zu Pantaleon, bei dem dies nach einem stereotypen Muster des Lobs erfolgt, das die Attraktion in den Leistungen des Einzelnen sucht, ist Platters Darstellung sehr bildhaft und spricht mitunter provokativ die Sinne und Emotionen der Leser an. Beide Autoren aber konstituierten ihren eigenen Status aus der Präsentation ihrer Beziehungen zu Adligen und anderen sozial hochstehenden Persönlichkeiten. Platters *Observationes* zeigen, dass diese Form des Beeindruckens nicht nur durch Heldenerzählungen möglich war, sondern sich dafür gerade auch der Exzess eignete.

Fazit: Textmengen, Textverflechtungen, Textexzesse

In Texten wurden soziale Ordnungen behauptet, aufgezeichnet und entfalteten Wirkung. Erwähnungen und Auslassungen von Personen, die Anordnung von Informationen auf der Textseite, die Größe der Schrift oder der

276 Vgl. den Abschnitt »Mediziner im Bad – Zwischen Distanzierung und Identifizierung« im Kapitel »Verfestigung – Badwissen, medizinische Praktiken und Autorität«.

Grad der Exzessivität von Titulaturen schrieben Hierarchien fest. Die Demonstration der Sprachmacht des Einzelnen innerhalb eines Textes stand emblematisch für seine beanspruchte soziale Position. Und Buchgeschenke, Marginalien oder Pasquillen gestalteten Beziehungen ebenso wie die Zusammensetzung von *communities*.

Der Teil »Gesellschaft schreiben – Der Text« befasste sich mit diesen verschiedenen Modi sozialen Handelns in und mit Texten. Die Schwerpunkte der drei Kapitel lagen auf den sozialen Mechanismen textuellen Bewertens, Beschämens und Beeindruckens. Die Kritik in Annotationen oder die Evozierung negativer Emotionen in Pasquillen erwiesen sich dabei als ebenso sozial produktiv wie Praktiken des Schmeichelns, Dedizierens oder des Präsentierens der eigenen Vernetzung im Medium Buch.

Die ausgeprägte Mobilität von Briefen, verschickten Manuskripten und zirkulierenden Büchern macht immer wieder aufs Neue deutlich, wie stark die AkteurInnen in Basel um 1600 mit den Menschen in der näheren Region verflochten waren und wie weit die Netzwerke mit anderen Gelehrten reichten. Die in diesem Teil in drei Kapiteln voneinander getrennten Sphären der neben der familiären Bindungen primären sozialen Beziehungen der Mediziner – Gelehrtenrepublik, Medizinerkollegen vor Ort und Adlige – waren dabei in Wirklichkeit eng miteinander verknüpft. Texte besaßen die Fähigkeit, soziale Bereiche miteinander zu verknüpfen. Wissenschaftliche Publikationen etwa waren Adligen gewidmet, umfassten Lobgedichte von Kollegen sowie Bezüge auf verschiedenste Gelehrte und deren Texte.

Ineinander verflochten waren auch die Textgattungen. Briefe, medizinische Drucke, handschriftliche Textkompilationen, Gedichte, Rezeptbücher, Dedikationen, Fallgeschichten standen in einem ständigen Wechselverhältnis untereinander. »Bücher im Buch«, *observationes* in Korrespondenzen oder Überblendungen von Genres zeigen auf, dass sich die Quellen oft nur schwer Kategorien oder Gattungen zuordnen lassen. Überschneidungen und Übertragungen dienten als Ausgangspunkt für ein Gesellschaftsspiel mit Kategorisierungen, Brüchen und vielfältigen Anspielungen, wofür Platters *Observationes* etwa mit ihren Bezügen zu Fazetienbüchern ein markantes Beispiel bieten.

Die oft konstatierte Exzessivität von Texten in der Frühen Neuzeit umfasst zunächst besonders sichtbar quantitative Aspekte: den durch die verstärkte Druckproduktion und die Informationsflut intensivierter Forschung erzeugten *information overload*, das epistemische Arbeits- und Darstellungsmodell der sammelnden statt selektionierenden Wissensanhäufung, den

enormen Zuwachs an Korrespondenzen. Diese Phänomene waren in der für ihre Druckereien und eine reichhaltige Wissensproduktion berühmten Universitätsstadt Basel ganz besonders präsent.[277] Das zeigt sich bis zum heutigen Tag in den ungewöhnlich reichhaltigen Beständen der Universitätsbibliothek Basel aus dem 16. und 17. Jahrhundert, den vielen erhaltenen und außerordentlich umfangreichen Gelehrtenkorrespondenzen und an dem enzyklopädischen Charakter vieler Buchprojekte, wie insbesondere Zwingers *Theatrum vitae humanae*.

Gleichzeitig lassen sich allerdings auch Beispiele für inhaltliche Grenzaustestungen ausmachen. Diese fielen in den Basler Gelehrtenkreisen mit ihren geselligen Tischrunden und der Freude am doppelbödigen epistolaren Austausch auf überaus fruchtbaren Boden. Der Exzess energetisierte die sozialen Mechanismen von auf Bewerten, Beschämen und Beeindrucken setzenden Textstrategien. Gelegenheitsgedichte und Schmähschriften, aber auch iocose Briefe und mitunter sogar Fallgeschichten machten sich eine exzessive Metaphorik zu eigen, die in einer intensiv körperlichen Bildsprache präsentiert und genutzt wurde. Anspielungen, Mehrdeutigkeiten und Ironie ermöglichten das spielerische Ausreizen der Überschreitung bis hin zu Derbheit und Grobianismus. Textexzessivität vergesellschaftete dabei über das gemeinsame Teilen von Transgressionsmöglichkeiten, aber auch aufgrund ihrer sozialen Exklusivität. In der Entgrenzung der Exzessfähigen wurde Zugehörigkeit demonstriert, Bewusstsein für Konventionen gezeigt und deren Beherrschung bewiesen. In exzessiven Texten konstituierten sich somit gesellschaftliche Ordnungen.

Der folgende Teil verfolgt das Begriffspaar Ordnung und Exzess weiter, wechselt jedoch erneut die soziale Situation. Ausgehend von der Anatomie werden in diesem abschließenden vierten Teil Aspekte und Ergebnisse aus den vorangegangenen Teilen wieder aufgenommen und aus einer anderen Perspektive neu beleuchtet. Zentraler Gegenstand ist erneut der Körper, der in einem soziale Ordnung spiegelnden und vollziehenden Prozess aus Auflösung und Neuordnung gezeigt wird. Ein weiteres Mal geht es um Soziabilität, um Autorisierungsstrategien, um Beziehungen, um Fluidität, um Gestalten und Eindringen, kurz: um das teilweise Gegen- doch vielmehr Zusammenspiel von Exzess und Ordnung.

---

277 Carlos Gilly nennt Basel deshalb eine »europäische Buchdruckerstadt«, Gilly, *Spanien und der Basler Buchdruck*, 1985. Vgl. auch Bietenholz, *Blütezeit des Buchdrucks*, 1959; Steinmann, Der Basler Buchdruck, 2010.

Die Ordnung des Körpers – Die Anatomie

Einführung

Anatomie erlebte als Praxis und Wissensform in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ausgehend von Italien einen enormen Boom nördlich der Alpen, zunächst in Frankreich, dann auch in den deutschsprachigen Universitätsstädten, den Niederlanden, in England und in Schottland. Obwohl die frühneuzeitliche Anatomie auf bereits im späteren Mittelalter fest etablierten Praktiken der Körperzergliederung aufbaute, entwickelte sie jetzt eine neue Dynamik. Im Zuge dieses im späteren 17. Jahrhundert allmählich wieder abflauenden Siegeszuges sollte sie zu einer Leitkategorie wissenschaftlicher Wahrnehmung und Deutung werden.[1]

Anatomien waren aber auch zentrale gesellschaftliche Ereignisse, die in vielen europäischen Städten ein breites Publikum und großes Interesse mobilisieren konnten – und zugleich aufgrund ihrer negativen Implikationen wie Tod, Unreinheit oder Leichenraub als Imaginationsraum hochgradig brisant waren. Gemeinsam mit dem Anatomen und vermittelt durch seine Deutungsangebote drangen Ratsmitglieder, Hebammen, Gelehrte, Chirurgen, Studenten, Adlige und Angehörige der Verstorbenen mit Blicken, Worten, Bildern und Händen in den menschlichen Körper ein, lösten ihn imaginativ, analytisch und ganz reell mit Säge und Skalpell auf, um ihn in einem zweiten Schritt mit Bedeutungen versehen neu zusammenzusetzen. Dabei handelten sie gleichzeitig die Ordnung ihrer Gesellschaft im anatomischen Laboratorium mit aus und stützten diese Ordnung, indem sie dem Körper Bedeutun-

1 Die Forschung zur frühneuzeitlichen Anatomie ist dementsprechend umfangreich. Zentrale Literatur wird im weiteren Verlauf zitiert. Einen ersten Zugang bietet Findlen, Anatomy Theaters, 2008. Zum Übergang von spätmittelalterlicher zu frühneuzeitlicher Anatomie vgl. Park, *Secrets*, 2006.

gen zuschrieben. Das gelang deshalb besonders gut, weil der menschliche Körper um 1600 immer auch als Gesellschaftskörper fungierte.[2]

Anatomie war alles andere als die marginale Praxis einer kleinen Gruppe verschworener Anatomen und Medizinstudenten. Erstens existierte diese Gruppe, wie die vorangegangenen Teile aufgezeigt haben, in dieser Abgeschlossenheit und klaren Kategorisierbarkeit nicht, und zweitens war die Anatomie als an sich zunächst subversive Praxis nur denkbar als ein breites vergesellschaftendes städtisches Ereignis, an dessen Voraussetzungen, wie der Bereitstellung von Körpern, an dessen Ausübung und weiterführenden Wahrnehmung breite Teile der städtischen Bevölkerung partizipierten. Neben der Anwesenheit vieler Personen im Seziersaal selbst betraf dies das weite Feld anatomischer Repräsentationen. Die bereits am Anfang des 16. Jahrhunderts sehr erfolgreichen anatomischen Flugblätter informierten beispielsweise keineswegs nur Universitätsangehörige über den Aufbau des Körpers. Sie ermöglichten jedem Betrachter und jeder Betrachterin, den Körper mit den eigenen Fingern aufzuklappen und seine Teile als jeweils einzeln aufklebbare Papierschnipsel zu erkunden, den fragmentierten Körper also selbst in die Hand zu nehmen.[3] Das anatomische Bildrepertoire war insgesamt ein wichtiger Bestandteil der frühneuzeitlichen visuellen Kultur.[4] Anatomische Atlanten, vor allem, aber längst nicht nur Vesals *Fabrica*, gehörten nicht zuletzt aufgrund ihrer Bilder zu den am meisten bewunderten und einflussreichsten Druckwerken des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts.

Anatomien folgten auf die Inszenierungen städtischer Hinrichtungen und nahmen auch auf diesem Weg Anteil an den städtischen Diskursen. Diese Diskurse waren, wie in den vorangegangen Teilen gezeigt, immer wieder auf den Körper und seine Form hin ausgerichtet. Fragmentierte, schmutzige, schöne, hässliche, sich auflösende, ideale oder auffällige Körper bilde-

2 Das Verhältnis zwischen Anatomie und gesellschaftlicher Ordnung vor dem Hintergrund des *body politic* wird in der Literatur immer wieder diskutiert. Vgl. z. B. Schirrmeister/Poszgai, Perspektiven der Zergliederung, 2005, S. 4: »Denn in der Ordnung des Körpers durch die Wahrnehmung der Anatomie wird eine Ordnung des Menschen vollzogen.«

3 Carlino, *Paper Bodies*, 1999.

4 Zwijnenberg, How to Depict Life, 2010; Böhme, *Der anatomische Akt*, 2012. Allgemeiner zum Zusammenhang von Kunst und Wissenschaft in der Frühen Neuzeit vgl. Smith, Art, Science and Visual Culture, 2006. Am Beispiel seines »Engelssturzes« betont Emil Maurer die Bedeutung der Anatomie auch für das Werk des Basler Manneristen Hans Bock d. Ä., auf dessen enge Verbindung zu den Basler Medizinern bereits in der Einleitung hingewiesen wurde, Maurer, Painting Learns to Fly, 1992.

ten einen zentralen Fluchtpunkt sowohl für Geselligkeitspraktiken wie für gesellschaftliche Ordnungsanstrengungen. In diesem Teil spreche ich daher, aufbauend auf Jonathan Sawdays Überlegungen, von einer für die Zeit um 1600 charakteristischen »culture of dissection«.[5]

In Basel war diese breite Ausrichtung und Bedeutung der Anatomie ganz besonders zu spüren. Sektionen fanden regelmäßig statt, Vesals *Fabrica* und viele spätere anatomische Werke wurden hier – vor allem zwischen etwa 1580 und 1600 – gedruckt und die Anatomie war in der universitären Lehre spätestens seit der Einrichtung des Lehrstuhls für Anatomie und Botanik 1589 ebenso fest verankert, wie sie die wissenschaftlichen und repräsentativen Interessen von Einzelpersonen bediente. Zugleich war Anatomie auch eine fast schon alltägliche Praxis und ein symbolisch aufgeladenes Referenzfeld. Basel war unbestreitbar eines der anatomischen »cultural centers«, die der Hype um die Anatomie und den Körper um 1600 hervorbrachte.[6]

Eine soziale Situation war die Anatomie im doppelten Sinn, da sie zugleich ein besonderer Begegnungsort (oft, aber bei weitem nicht immer das in Basel 1589 eingerichtete anatomische Theater) war und ein nicht an einen festen Ort, sondern an Praktiken, Personen, Dinge, Imaginationen und Konventionen gebundenes Ereignis. Ihr Eventcharakter ist für die Vergesellschaftungsfunktionen der Anatomie von großer Bedeutung. Die Mediziner standen dabei als Orchestratoren und Initiatoren im Mittelpunkt. Mit der Anatomie, so soll in diesem das Buch abschließenden Teil gezeigt werden, konnten sie die soziale Produktivität ihrer Exzessfähigkeit ganz besonders unter Beweis stellen.

Der anatomisierte Körper als materielles Objekt

Versucht man sich an einer Gegenstandsbestimmung der Anatomie, kristallisiert sich der menschliche Körper, sein Aufbau und seine Funktionsweisen als ihr zentrales Interesse heraus. Der anatomisierte Körper um 1600 war dabei ein Körper dezidiert »unter der Haut«,[7] aufgeschnitten und fragmentiert. Gleichzeitig blieb aber auch der nicht zergliederte, lebendige Körper, seine

5 Sawday, *The Body Emblazoned*, 1996.

6 Jan C. C. Rupp verwendet den Begriff des »cultural center« für die Anatomie, versteht darunter aber vielmehr die anatomischen Theater und nicht die Städte, Rupp, Matters of Life and Death, 1990, S. 263f.; Rupp, Body Politics, 1992, S. 32.

7 Duden, *Geschichte unter der Haut*, 1987.

Form und sein Potenzial zur Verformung, als Ausgangs- und Zielpunkt der Anatomie bedeutungsvoll.

Der Rhetorik der frühneuzeitlichen Anatomen nach basierte das akademische Verständnis des Körpers und seines Aufbaus auf konkreten Beobachtungen in den Sektionen. Damit verstanden sie ihren Gegenstand – wenngleich die bereits existenten Wissensbestände als Wahrnehmungsmuster und Kategorisierungen gültig und bedeutend blieben[8] – als prinzipiell ergebnisoffen und verhandelbar. Der Körper, der sich ohnehin beständig im Mittelpunkt von Aushandlungsprozessen beispielsweise in Bezug auf Ehrdiskurse, Geschlechterordnungen oder den klassisch Kantorowicz'schen Herrschaftskörper befand, wurde im Seziersaal und in den breit rezipierten Publikationen der Anatomen zum Aushandlungsort, zum »site of mediation« par excellence.[9] Als »verhandelbares Objekt« war er hier zugleich Projektionsfläche und Laboratorium gesellschaftlicher Ordnungsprozesse.[10] Gleichzeitig knüpften sich an den Körper Vorannahmen, die quasi über die Hintertür immer wieder den Schauplatz Anatomie betraten – nicht zuletzt wenn es um geschlechtlich konnotierte Körper ging.

Diese Vetomacht des Körpers im Blick, lässt sich konstatieren, dass der Körper als Objekt tatsächlich *agency* besaß und zwar insofern, als dass er erstens Bedeutungen in Situationen transportierte und diese mithin beeinflusste und sich zweitens ohne das Zutun des Menschen mitunter selbst als »exzessiv« erwies, etwa wenn einzelne Körper nicht den gängigen Normvorstellungen entsprachen. Außerdem bewegte er sich als dezidiert an den Menschen geknüpftes »Objekt« stets an der Grenze des Dinghaften. Der Anatom beschäftigte sich mit der Materialität von Leichen und schrieb ihr Bedeutungen zu – gleichzeitig war der Körper aber immer auch der Körper einer Person, gleichgültig in welchem Zustand der Fragmentierung er sich befand. So überrascht es zunächst nicht, dass der Körper innerhalb des Forschungsfeldes der *material culture* bislang kaum als Gegenstand Beachtung gefunden hat. Der Körper als Bezugspunkt ist zwar zentral für verschiedene Forschungsfelder der *material culture*, die sich mit Kleidung, Ge-

8 Zur Bedeutung der Rezeption antiker Schriften für die Anatomie und damit gegen das Ablösungsnarrativ der *scientific revolution*, das in der Anatomie als autoptischer Wissenschaft quasi den ersten Schritt der Generalüberholung der Wissenschaften sieht, vgl. z. B. Cunningham, *The Anatomical Renaissance*, 1997.

9 Burghartz/Burkart/Göttler (Hg.), *Sites of Mediation*, 2016.

10 Stefanie Stockhorst spricht gleichfalls vom »verhandelbaren Objekt« in der Anatomie, meint damit aber den »leibhaftigen Tod«, Stockhorst, Unterweisung und Ostentation, 2005, S. 273.

genständen des täglichen Gebrauchs oder der Sinnlichkeit verschiedenster weiterer Materialien beschäftigen, er selbst begegnet aber nur selten dezidiert als Objekt.[11] Betrachtet man Körper als Objekte, so hat es Igor Kopytoff bereits 1986 aufgezeigt, als er sich mit Körpern und Körperteilen in seinem klassischen Beitrag zur kulturellen Biographie von Dingen am Beispiel von Sklaverei und Organhandel auseinandersetzte, bewegt man sich auf den moralisch hochgradig brisanten Feldern der Objektifizierung und Entpersonalisierung von Menschen.[12]

Die Betrachtung von Körpern als Objekten verspricht trotz dieser Probleme eine Reihe von analytischen Vorteilen. Während die Körpergeschichte sich traditionell für Bedeutungen interessiert, ermöglicht ihre Verbindung mit *material culture*, die Bedeutung spezifischer Körperobjekte in bestimmten Situationen auch mit Blick auf die Materialität und die daran geknüpften Konventionen der Situationen zu erfassen. Dass diese Verknüpfung bislang kaum stattgefunden hat, hat neben dem zumindest diskutablen Dingcharakter von Körpern auch disziplinäre Gründe. Diese sind den Gründen sehr ähnlich, die Merry Wiesner-Hanks für die bislang unzureichende Verzahnung von Geschlechter- und Globalgeschichte – trotz all ihrer Verwandtschaften – identifiziert hat.[13] Körpergeschichte und *material culture* sind jeweils mit aus diesen breiteren Entwicklungen hervorgegangen und gehören so zwei Forschungsbereichen an, die jeweils Komplexitäten ins Zentrum rücken und Großnarrative in Frage stellen. Sie richten sich damit jeweils gegen ähnliche Forschungstraditionen, mussten ihren Weg dabei aber, um erfolgreich zu sein, methodisch zunächst deutlich konturieren und sich damit auch voneinander abgrenzen. Dabei gehen sie auch insofern unterschiedlich vor, als sie einmal Verbindungen (Globalgeschichte; das gilt auch für *material culture*), einmal vor allem Ungleichheiten und Brüche (Geschlechtergeschichte; beziehungsweise auch Körpergeschichte) fokussieren. Als dritten Grund erinnert Wiesner-Hanks daran, dass die Geschlechtergeschichte einer kritischen Tradition entstammt, die vom *cultural, linguistic* und *performative turn* her kommend zunächst materialkritisch eingestellt war. Dies ist bei der Übertragung von der Betrachtung der Unterschiede zwischen Global-

11 Eine Ausnahme ist Groebner, Vermarktete Körperteile, 2007/2008, sowie die in Valentin Groebners Luzerner SNF-Projekt »Menschen als Ware. Die Geschichte des verkauften Körpers in der Schweiz 1400–1700« entstandenen Dissertationen Hitz, *Kämpfen um Sold*, 2015, und Kopp, *Menschenfleisch*, 2014.

12 Kopytoff, The Cultural Biography of Things, 1986.

13 Wiesner-Hanks, Gender and the Global Turn, 2015, S. 59f.

geschichte und Geschlechtergeschichte auf den Gegensatz zwischen *material culture* und Körpergeschichte besonders virulent. Die genannten Gräben werden zwar längst zugeschüttet und die Zusammenführung gerade über die Verbindungen, die der *material turn* wiederum betont, fruchtbar gemacht, dennoch wirken sie insofern nach, als es nach wie vor erklärungsbedürftig erscheint, den Körper (auch) als Ding und Materie zu konzeptualisieren und ihn eben nicht nur als Perzeptionsmuster und Projektionsfläche zu betrachten.

Zur Verknüpfung der beiden Forschungstraditionen und ihrer Fragestellungen sollen in diesem Teil Anatomien und anatomisierte Körper als soziale Situationen betrachtet werden. Damit liegt der Fokus nämlich gleichermaßen auf dem Körpermaterial, auf Sinnen und Emotionen wie auf der Lesart von Körpern als Aushandlungsorte eines Spiels aus Bedeuten und Deuten. Im Zentrum steht erneut der Exzess, der gleich im ersten Kapitel »Grenzen überschreiten – Der anatomische Exzess« analytisch dazu genutzt wird, verschiedene exzessive Aspekte der Anatomie miteinander in Beziehung zu setzen und auf ihre gesellschaftliche Wirkkraft zu befragen.

Ordnung und Exzess als analytisches Duo

Während in den vorangegangenen Teilen zu Bad, Haus und Text die imaginative Auflösung der Grenzen des Körpers aufgezeigt wurde, löste sich in der Anatomie der menschliche Körper ganz konkret und realiter auf. Er verlor seine ihn nach außen definierende Gestalt, um anschließend in anatomischen Atlanten, Präparaten, Abbildungen, Texten und Erklärungen in neuer Form wieder zusammengesetzt zu werden. Anatomie war immer auch Ordnung, die sich an exzessiven, unterschiedlichen und dynamisch sich verändernden Körpern vollzog.

Die Erfolgsgeschichte der Anatomie im frühneuzeitlichen Basel erschöpft sich nicht in ihrer Bedeutung für die medizinische Fakultät und die Selbstinszenierung der Anatomen, auch wenn diese von ihren Möglichkeiten rege Gebrauch machten, was in den beiden Kapiteln »Ekel verwenden – Inszenierung von Überschreitung und Überwindung« und »Anatomie aufführen – Repräsentation und soziales Event« nachgezeichnet wird. Soziale Situationen waren Anatomien nicht zuletzt auch deswegen, weil hier gesellschaftliche Ordnungsprozesse eine Bühne fanden. Beispielsweise stärkten sie die *communities* der Beteiligten, ordneten den *medical marketplace*, waren Bestand-

teil des im gesamtstädtischen Kontext sehr bedeutungsvollen Komplexes von Körperstrafen, erklärten geschlechtliche Unterschiede und wirkten als Distinktionsmarker der gelehrten Elite. Mein zentrales Argument ist, dass all diese Ordnungsleistungen Exzess nicht nur voraussetzten, sondern dass ihre Initiatoren gezielt mit Exzess agierten. Gerade in der Betrachtung der Anatomie zeigt sich sehr plastisch, wie sehr Ordnung um 1600 durch Aufgliederung und Entgrenzung ermöglicht wurde, wie sehr sie also in sozialen Situationen, für die Auflösungsprozesse zentral waren, nicht nur gefährdet, sondern auch gefördert wurde.

Grenzen überschreiten – Der anatomische Exzess

Körperauflösungen und die Suche nach Erklärungen

Felix Platter sezierte 1557, eben zurückgekehrt von seinen Studien in Montpellier, den Leichnam eines herzkranken und »bauchwassersüchtigen« Jungen. Er führt das Ereignis in seinen *Observationes* als seine erste Anatomie in Basel an und erläutert:

»Der Sohn des Buchdruckers Parcus[14], ein Jüngling, da er häufig mit beiden Händen sich auf die Erde stützte, wie es Knaben, um zu spielen, gewohnt sind, und dann den Körper herumdrehte, sich in die Höhe aufrichtend, begann Herzklopfen und heftiges Pulsieren in der linken Seite ungefähr in der Magengegend zu spüren. Dass diese Pulsation vom Herzen ausging, das bis dorthin vorhing, zeigte zu Genüge die Section nach dem Tode, aber auch dass, wenn er sich auf den Kopf stützte, das Herz von neuem zu den oberen Teilen geführt wurde. Denn als ich ihn nach seinem Tode sezierte, stellte sich heraus, dass er bauchwassersüchtig war und ich entdeckte, dass das Herz, da seine Hüllen und Gefässe erschlafft waren, an denen es aufgehängt ist, sich gesenkt hatte und mit seiner Spitze an die umschliessende tunica in der Gegend des Zwergfells angewachsen war. Weiter fand ich, dass [sic] ausser den übrigen Fehlern der Leber, Milz und der Nieren, wie sie bei Bauchwassersüchtigen gewöhnlich sind, auch in der Mitte des Herzens, nachdem es zerschnitten war, einen Stein aus 3 Gliedern bestehend und hohl und mit einer sandigen Materie gefüllt. Dies war meine erste Anatomie, die ich in Basel anno 1557 im November in Gegenwart der Ärzte

14 Es handelt sich um den aus Lyon eingewanderten Jacob Parcus. Vgl. Jacob Parcus, in: *Index typographorum editorumque Basiliensium. Der Basler Buchdrucker- und Verleger-katalog*, http://www.ub.unibas.ch/itb/druckerverleger/jacob-parcus (17.12.2018).

im Hause des Verstorbenen ausführte, wobei zugleich der Vater desselben dabeistand und mit Tränen das Herz seines Sohnes, als es enthüllt war, benetzte.«[15]

Ausführlich schildert Platter den Befund, bevor der letzte Teil der Fallgeschichte den Umständen der Sektion gewidmet ist. Der Vater des sezierten Jungen erfährt dabei besondere Betonung. Nur sehr selten nennt Platter in seinen *Observationes* Namen – in diesem Fall wird der Vater jedoch gleich zu Beginn sowohl namentlich als auch mit Angabe des Berufs vorgestellt. Die Sektion fand außerdem in seinem Haus statt. Damit nicht genug: Der Vater stand währenddessen so nahe am Seziertisch, dass seine Tränen, folgen wir Platter, auf das freigelegte Herz seines toten Sohnes tropften.

Bei dem Beispiel handelt es sich um mehr als nur um eine sentimentale Anekdote oder eine ornamentale Ausschmückung der Platter'schen Selbstdarstellung. Die Anwesenheit des Vaters bei der Anatomie des Sohnes und die vergossenen Tränen stehen beispielhaft für die Bedeutung von Sektionen bei der Suche nach Erklärungen für Krankheit und Tod, die man im Inneren des Körpers verborgen wähnte. Der Wunsch nach Erkenntnis ging keineswegs nur von den Medizinern aus. In einem weiteren Fall, dem eines an Dysenterie verstorbenen, erst vierjährigen Barons, stellt Platter klar, dass es der Wunsch des Vaters war, die Sektion vorzunehmen, und zwar obwohl an der Todesursache angesichts der Epidemie von ärztlicher Seite kein Zweifel bestand.[16] Auch in diesem Fall war der Vater bei der Sektion anwesend – und das obwohl der »entsetzliche Gestank« die Beschau der inneren Organe weitgehend unmöglich machte.

Derartige Sektionen im Anschluss an krankheitsbedingte Todesfälle kamen, nimmt man die Angaben in den *Observationes* als Indiz, sehr häufig vor. Die Unterschiede dieser Obduktionen zu den großen öffentlichen Lehranatomien, die an den Leichen Hingerichteter vorgenommen wurden, waren fließend.[17] Auch hier waren meist mehrere Ärzte und häufig Studieren-

15 Platter, *Observationum*, 1614, S. 597, Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 3, Fall 490b.

16 Platter, *Observationum*, 1614, S. 821f., Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 3, Fall 666.

17 Die Unterschiede und Überschneidungen zwischen den großen öffentlichen Anatomien und den Sektionen von PatientInnen sind trotz des starken Interesses an der frühneuzeitlichen Anatomie vergleichsweise schlecht untersucht, was sich mit der deutlich schlechteren Dokumentation der Obduktionen erklärt. Für verschiedene Arten von Anatomie, darunter auch Varianten »privater« Sektionen, im spätmittelalterlichen Italien vgl. Park, *Secrets*, 2006. Zu öffentlichen und privaten Sektionen in Padua vgl. Klestinec, *Theaters of Anatomy*, 2011.

de anwesend. Und auch diese Sektionen wurden neben der Suche nach der Todesursache dazu genutzt, um weitergehende Kenntnisse über das Innere des menschlichen Körpers zu erlangen. Anatomien in Basel fanden also keineswegs nur im 1589 eingerichteten anatomischen Theater oder der Elisabethenkirche statt, die Platter vor der Einrichtung des *theatrum anatomicum* für seine große öffentliche Anatomie von 1559 nutzte, sondern auch in den Häusern der verstorbenen PatientInnen, bei den Medizinern zuhause, auf Friedhöfen und sogar in Pfarrhäusern.[18] Trotz dieser Verbreitung wurden sie, wie ich in diesem Kapitel argumentieren möchte, als Praktiken wahrgenommen, die mit ihrem von den Zeitgenossen als exzessiv wahrgenommenen Wunsch nach Wissen an physischen, emotionalen und moralischen Grenzen sowie am angstbesetzten Übergang zwischen lebendem und totem Organismus operierten.

Die Tränen des Vaters, die das offengelegte Herz des Sohnes benetzten, symbolisieren eine doppelte Auflösung: Die Integrität des Körpers des toten Sohnes ist zerstört – im gleichen Moment zerfließt auch der Körper des Angehörigen. Tränen entstanden, so die zeitgenössischen Vorstellungen, im Herzen, das als von Flüssigkeit umgeben imaginiert wurde. Das Fehlen von Tränen wurde als eine Austrocknung des Herzens interpretiert, nach aristotelischer Auffassung Sitz von Seele und Empfindungen, und mithin als ein ernster Zustand, der insbesondere Hexen zugeschrieben wurde.[19] Die Benetzung des Herzens des verstorbenen Sohnes lässt sich vor diesem humoralen Hintergrund auch als eine therapeutische Maßnahme *post mortem* lesen, die das geschädigte Herz des Sohnes mit zusätzlicher Flüssigkeit versorgte.[20] Zusätzlich wird der exzessive Charakter der Anatomie als Moment körperlicher Auflösung über die Tränen als Ausdruck emotionalen Zerfließens unterstrichen. Die Schilderung des Befundes durch den Anatomen überführte

18 Die von Platter geschilderte Anatomie in Riehen fand im Pfarrhaus statt, vgl. Anm. 50 im Teil »Die Ordnung des Körpers – Die Anatomie«. Dass trotz der Versuche am Ende des 16. und im beginnenden 17. Jahrhundert, die Anatomie zu formalisieren, Sektionen noch in den 1620er Jahren auch im Spital, in den Häusern der Anatomen oder auf dem Friedhof von St. Elisabethen abgehalten wurden, zeigen die Einträge in den Rechnungsbüchern der medizinischen Fakultät aus dem Rechnungsjahr 1621–1622, Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 158.

19 Rublack, Erzählungen vom Geblüt, 2001, S. 222–224. Ausführlich zu Tränen in der Renaissance Lange, *Telling Tears*, 1996. Ob der Sitz der Empfindungen und der Seele das Herz oder das Gehirn war, war unter den Basler Ärzten umstritten. Conrad Gessner hatte 1541 in Basel über diese Frage promoviert. Vgl. Leu, *Gessner*, 2016, S. 77, 80.

20 Zur Versorgung des Herzens mit Flüssigkeit vgl. auch Bauhin, *Theatrum anatomicum*, 1605, S. 408–414.

diese Auflösung in einem zweiten Schritt in Erklärung – in der nun sprachlichen Zusammensetzung und Neuordnung des Körperinneren.

Belastete Kontexte – Moralische Implikationen oder die Furcht vor Vivisektion

Aus theologischer Sicht war das Aufschneiden von Leichnamen in der Frühen Neuzeit unproblematisch.[21] Anatomie war durch keine Verordnungen verboten.[22] Ganz im Gegenteil existierten selbst von päpstlicher Seite die anatomische Praxis unterstützende Aussagen, die von Ärzten in den schriftlichen Legitimationen ihres Tuns begierig aufgegriffen wurden.[23] Dass derartige Legitimationen allerdings überhaupt nötig waren, lag an den verschiedenen, in den folgenden Abschnitten zu erläuternden problematischen Kontexten, in die die Anatomie eingebettet war. Diese belasteten das anatomische Handeln und verliehen ihm einen bitteren Beigeschmack. Sie konnten zwar, wie weiter unten zu zeigen sein wird, durchaus auch als Faszinosum positiv umgedeutet, ja selbst zu Werbezwecken verwertet werden, erst einmal standen sie jedoch als potenzielle Hindernisse und als Gefahr für das Image des Anatomen quasi gespenstisch im Raum beziehungsweise mitten im Seziersaal.

Um den Komplex von belasteten und belastenden Kontexten und moralischen Implikationen aufzuschlüsseln und in seinen Ursachen besser zu verstehen, setze ich zunächst bei einer Szene in Basel an: Ein junger Medizinstudent, Maximilian Pantaleon, notiert die Ausführungen seines Anatomieprofessors, Caspar Bauhin, in seine Ausgabe des Lehrbuchs, das der Vortragende genau zu diesem Zweck in Druck gegeben hatte: *De corporis humani fabrica*.[24] Das Buch ist durchschossen; eigens waren also zusätzliche

21 Carlino, *Books of the Body*, 1999, S. 219f., 224f.

22 Zu den wissenschaftsinternen Ursachen des Mythos über ein angebliches Verbot vgl. Buschhaus, Über den Körper im Bilde sein, 2005, S. 60f.; Rupp, Body Politics, 1992.

23 Carlino, *Books of the Body*, 1999, S. 222–224, zu Sixtus' IV. Schreiben an die Universität Tübingen von 1482, in dem er die Erlaubnis zur Überlassung von Körpern zur Anatomie erteilte, S. 185.

24 Bauhin, *De corporis humani fabrica*, 1590, Lb XII 6:2. Der Band ist mit einem zweiten, gleichfalls von Pantaleon annotierten Text zusammengebunden, Bauhin, *Anatomes*, 1591, UBB, Lb XII 6:1. Der Besitzvermerk Pantaleons findet sich auf dem vorderen Spiegelblatt. Die Länge und Ausgefeiltheit der Einträge vor allem im durchschossenen zweiten Buch sowie die explizite Nennung »sententia D. D. Bauhini« (zwischen S. 102 und 103) legen nahe, dass es sich um Vorlesungsmitschriften handelt. Maximilian Pantaleon ist der Sohn von Heinrich Pantaleon.

leere Seiten eingebunden worden, um von der emsigen Hand des Studenten mit enggesetzten Buchstaben gefüllt zu werden. Unter anderem hielt Maximilian eine Anekdote aus dem Leben des berühmten Anatomen Andreas Vesal fest:[25] Während seines Aufenthaltes in Spanien wird Vesal zu einem Adligen gerufen, dessen Frau soeben gestorben ist. Er soll den Körper der Verstorbenen öffnen, um die Todesursache herauszufinden. Im Eifer vergisst Vesal jegliche Vorsicht und beginnt die Sektion, bevor der Tod der Frau als sicher gelten kann. Als er den Schnitt am Uterus ansetzt,[26] bewegt sich die Frau – und schreit. Bei den Einwohnern der Stadt gerät Vesal daraufhin in den bedrohlichen Verdacht, Menschen auch bei lebendigem Leib zu sezieren.

Bei der Geschichte handelt es sich um eine Legende, die, immer wieder erzählt und berichtet, zur Mystifizierung Vesals beitrug. Sie findet sich sowohl in Melchior Adams Medizinerviten in Form eines Briefes von Hubertus Languetus an Caspar Peucer von 1565 als auch bei Ambroise Paré.[27] In der Biographik zu Vesal diente die Geschichte neben anderen Erklärungen dazu, Vesals Pilgerreise ins Heilige Land, von der er nicht zurückkehren sollte, auf dramatische Art und Weise mit dem Verdacht der Vivisektion, der ihn zum Verlassen Spaniens zwang, zu begründen.[28] Ähnliche Gerüchte und Vorwürfe wurden im 16. Jahrhundert auch gegenüber anderen berühmten Anatomen, namentlich Berengario da Carpi und Gabriele Fallopio, erhoben,

25 Bauhin, *De corporis humani fabrica*, 1590, Lb XII 6:2, zwischen S. 8 und 9: »Historia de Vesalio: Cum Vesalio uixerat per aliquot annos in Hispania: accidit semel, ut uocatus fuerat ad Nobilem quandam matronam, q erat mortua, ut corpus appeuinet, ac indagaret causam mortis. Itaque Vesalius uolens cultrum in Vterum infligere incipiebat se illa seipsam mouere ac clamare. Hinc factum est ut bonus Vesalius in suspectu fuerat habitus apud omnes incolas, quasi uolut secare homines viventes, cum tamen hoc casu, et non studio ei acciderat. Propterea omnes Medici debent sibi ipsis cauere, ut uocati ad appenienda corpora et causam mortis indagare, ne ante 24 horam cultrum infligant, praesertim quo ad mulieres, quae existimantur obijsse exstrangulatu vteri [Erstickung des Uterus]: Nam certum e illas posse per 24 horas absque motu et respiratione ita iacere, quasi essent sublate.«

26 Dass der Schnitt ausgerechnet am Uterus der toten Frau ansetzt, verweist – neben der grundsätzlichen Unheimlichkeit dieses Körperteils und seiner starken Bedeutungsaufladung in der Frühen Neuzeit – auch auf die intensiv geführte Debatte darüber, ob und wie Kaiserschnitte *in mortuo* möglich sind. Vgl. Lehmann, *Der Kayserliche Schnitt*, 2006, S. 23–37. An dieser Diskussion beteiligte sich auch Bauhin, vgl. Anm. 184 im Teil »Die Ordnung des Körpers – Die Anatomie«.

27 Vgl. O'Malley, *Andreas Vesalius*, 1964, S. 304f. Im von Melchior Adam zitierten Brief ist die Leiche männlich, nicht weiblich, Adam, *Vitae germanorum medicorum*, 1620, S. 133.

28 O'Malley, *Andreas Vesalius*, 1964, S. 304f.

was deutlich macht, dass es sich hier um einen zeitgenössischen, der Figur des Anatomen angelagerten Topos handelt.[29]

Die Notiz des Studenten veranschaulicht, dass der Praxis der Zergliederung des menschlichen Körpers, obwohl sie inzwischen auch nördlich der Alpen universitär etabliert war,[30] eine für den Mediziner spürbare unterschwellige Prekarität innewohnte. Und sie zeigt auch einige der Ursachen dieser Belastung auf: Furcht vor Vivisektion, vor dem Verlust jeglicher Körpergrenzen beim Aufschneiden der Leiche, der »Unheimlichkeit« des Blicks inbesondere in das weibliche Körperinnere[31] und der Gier des in der *Historia de Vesalio* als voreilig gezeigten Anatomen. Diese bildeten die zentralen Stoßrichtungen des Verständnisses der Anatomie als eines Agierens an Grenzen.

Im Dreiklang von Pantaleon, Bauhin und Vesal, von ambitioniertem Student, dem den anatomischen Exzess propagierenden und zugleich zur Vorsicht mahnenden Lehrer und der in einem prekären Moment der Anschuldigung gezeigten Medizinerlegende, erlaubt es die *Historia de Vesalio* aber auch, mögliche Antworten auf die Ängste vor Überschreitung und die Formung anatomischer Konventionen in den Blick zu nehmen. Die Überschreitung von Körpergrenzen, das Aufschneiden des Körpers also, wird in der Annotation nämlich nicht rundweg abgelehnt, sondern gerade in ihrer Notwendigkeit und prinzipiellen Durchführbarkeit bestätigt. Die Annotation resultiert in der abschließenden pragmatischen Ermahnung, Ärzte dürften erst 24 Stunden nach Eintritt des Todes die Leichenöffnung beginnen. Damit ist sie zugleich auch eine Aufforderung zur Anatomie trotz aller möglichen Widerstände. Die Sicherheitszeitspanne ist bemerkenswert, bedenkt man die Geschwindigkeit des nicht durch chemische Konservierung gebremsten körperlichen Zerfalls, der die Anatomen um 1600 zur Eile antrieb. Die Textstelle plädierte dennoch für Besonnenheit. Gleichzeitig skizzierten die hier vorgelegten Anweisungen einen Weg, der es ermöglichte, trotz aller Prekarität beharrlich zu bleiben. Dass Sektionen durchzuführen waren, ist hier überhaupt keine Frage, diskutiert wird lediglich das Wie. Die anatomische Praxis wird damit als feststehende gesellschaftliche Aufgabe, als Konvention, vorgestellt.

29 Ebd.

30 In Basel fanden spätestens seit der Reformation Anatomien statt. Lehrstuhl und anatomisches Theater wurden 1589 eingerichtet. Vgl. Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951.

31 Park, *Secrets*, 2006; Sawday, *The Body Emblazoned*, 1996.

Die Referenzfigur Vesal fungiert in der *Historia de Vesalio* als Gegenbeispiel anstatt als Vorbild.[32] Durch sie wurden die Studenten vor den potenziellen Gefahren der Anatomie gewarnt und ihnen wurde erklärt, worauf diese Gefahren beruhten und wie sie sie umgehen konnten. Der Arzt balancierte als Grenz- und Vermittlerfigur stets auf dem schmalen Grat zwischen Leben und Tod.[33] Gerade diese Grenzbewegung wurde im anatomischen Theater vorgeführt. Es fällt auf, dass Vesals Handeln zunächst analog zu Platters Darstellung der Sektion des vierjährigen Barons als Ausführung des Wunsches des Hinterbliebenen und dementsprechend als an sich unproblematisches Vorgehen geschildert wird. Erst im zweiten Schritt wendet sich der Körper der vermeintlich Verstorbenen gegen den Arzt und artikuliert in Bewegung und Schrei eine *agency*, die die Durchführung der Sektion vereitelt. Prekär ist in diesem Beispiel der Körper, das Objekt des anatomischen Vorhabens selbst, der als keineswegs passive Körpermasse in das Geschehen eingriff und Vesal und seine Gier nach Leichen in Verruf brachte.

Die Gier des Anatomen – Leichenbeschaffung um 1600

Ausgehend vom Beispiel der *Historia de Vesalio* lässt sich das maßgebliche Problem der Anatomie in dem Topos der Unbesonnenheit des Anatomen bei der Leichenbeschaffung und der damit verbundenen Furcht vor Vivisektion lokalisieren. Und in der Tat operierten die Anatomen bei der Beschaffung der Leichen oftmals an einer ganzen Reihe von Grenzen.

Für die großen, vor Publikum stattfindenden Inszenierungen der menschlichen Anatomie wurden die Leichen Hingerichteter verwendet.[34]

32 Bauhins Haltung gegenüber Vesal war ambivalent. Während er vor allem in seinen frühen anatomischen Publikationen auf Vesal aufbaute und teilweise sogar sein Bildmaterial reproduzierte, annotierte er seine Ausgabe der *Fabrica* mit heftiger inhaltlicher Kritik. Vgl. Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 42–46.

33 Vgl. Stockhorst, Unterweisung und Ostentation, 2005.

34 In vielen Städten griff die Regelung, dass die zur Sektion freigegebenen Personen nicht aus der Stadt selbst stammen und keine Angehörigen in der Stadt haben durften. Vgl. Carlino, *Books of the Body*, 1999, S. 92–98. Das war in der Praxis meistens, wenn auch nicht immer, auch bei den Basler Anatomien an Hingerichteten der Fall, allerdings nicht im Fall von Platters Sektion von 1558, von der das Skelett in seinem Haus stammte. Vgl. Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 352f. Die Mutter des Hingerichteten war »kirchenmuoter« im Spital. Viele Leichen für die Basler Anatomie kamen zudem aus der benachbarten Markgrafschaft, für die entsprechenden Anfragen vgl. Anm. 191 im Teil

Der Umgang mit den Körpern Straffälliger fiel allerdings traditionell in den Aufgabenbereich des Henkers.[35] Dieser nutzte die Leichen auch zur Herstellung von Medikamenten und führte in manchen Fällen selbst Sektionen durch.[36] Das Aufschneiden gerade der Körper von Hingerichteten rückte den Anatomen mithin in die Nähe der innerhalb der städtischen Gesellschaft am deutlichsten mit dem Stigma der Unehrlichkeit versehenen Figur.

Die Frage, woran sich Unehrlichkeit in frühneuzeitlichen Gesellschaften festmachte und wie sie sich erklären lässt, ist in der Forschung nicht abschließend beantwortet. Manche sehen hier eine wenig konturierte Möglichkeit zünftischer Distinktion,[37] andererseits wird gerade in Bezug auf die von Richard van Dülmen als »dritte Personengruppe« Unehrlicher gefassten Berufsgruppen – Henker, Abdecker, Totengräber oder Straßenreiniger – auch der Kontakt zu Körpern, Unreinheit und Tod als Erklärung in Anschlag gebracht.[38] Der Mediziner als Anatom wurde nicht mit denselben Stigmata belegt wie der gleichfalls medizinisch und anatomisch tätige Henker, doch musste er beständig darauf bedacht sein, die Grenzen, die ihn von den Nachrichtern trennten und die angesichts der Überschneidungen der Tätigkeiten zunächst nicht offenkundig waren, zu betonen.[39]

Bei Sektionen, die in kleinerem Rahmen vor Kollegen und Studierenden durchgeführt wurden, sezierte man in erster Linie die Leichen verstor-

---

»Die Ordnung des Körpers – Die Anatomie«. Ob auch Leichen aus den Spitälern für öffentliche Anatomien Verwendung finden sollten, gab auch in Basel Anlass zu langanhaltenden Diskussionen. Vgl. Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 39f. Dass selbst die Übergabe der Leichen Hingerichteter nicht selbstverständlich war, zeigt die Ablehnung von entsprechenden Gesuchen Johann Caspar Bauhins aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, ebd., S. 54, Anm. 54.

35 Zum Henker in Basel vgl. Lötscher, Der Henker von Basel, 1969; Historisches Museum Basel (Hg.), *Schuldig*, 2012, S. 39–42.

36 Sawday, *The Body Emblazoned*, 1996, S. 81. Zum Henker als Heilkundigen vgl. Nowosadtko, *Scharfrichter*, 1994, S. 43–74, 163–194; Herzog, Scharfrichterliche Medizin, 1994.

37 Nowosadtko, Umstrittene Standesgrenzen, 1995, S. 172f., 182 mit weiteren Literaturhinweisen.

38 Dülmen, *Der ehrlose Mensch*, 1999, S. 25.

39 Z. B. Platter, *Observationum*, 1614, S. 685, Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 3, Fall 559: »Und weil sie dann [nach erneutem Ausbruch der Syphilis] den Rat eines Chirurgen, und danach sogar [sogar scheint mir eine Hinzufügung von Buess zu sein, es steht lediglich postmodus] den eines Henkers einholte, kümmerte ich mich nicht mehr um sie [neglexi].«

bener PatientInnen.[40] Einschränkungen gab es, sofern die Angehörigen einverstanden waren, keine.[41] Die Körper Adliger wurden ebenso seziert wie die von BürgerInnen oder Nichtbürgerlichen, Männern, Frauen und Kindern. Diese informelle Art der Leichenbeschaffung von verstorbenen PatientInnen bot sich allerdings für Verdächtigungen, welche die Gier des Anatomen mit dem Topos des Leichenraubs verknüpften, besonders an. Dieser das Bild der Anatomie bis hin zu Stevensons Erzählung von Dr. Jekyll und Mr. Hyde nachhaltig prägende Topos sollte besonders im georgianischen England zu trauriger Berühmtheit gelangen. [42] Er war jedoch auch im Basel des späten 16. Jahrhunderts wirkmächtig.

Felix Platter schilderte in seiner Autobiographie, wie ihre anatomische Leidenschaft die Studenten in Montpellier zum Raub von Leichen aus frischen Gräbern verleitete.[43] Für Platters Vater, der die anatomischen Ambitionen seines Sohnes nicht nur unterstützte, sondern mit seinen Briefen intensiv förderte und forderte, war hier der Moment erreicht, an dem er das Handeln seines Sohnes nicht mehr guthieß. Mit dem Leichenraub war eine moralische und in den Augen von Thomas Platter d. Ä. auch religiöse Grenze überschritten, die Gefahr verhieß: »den das ist zuo vill gott versuocht und gefräfflet. Summa volg mier, lass dich nit zuo wyt ne nimium inusitata prae-

40 Ein Beschluss in den *Decreta medica* von 1571 legte fest, dass Sektionen für Studierende nicht »privato«, sondern »publico« durchzuführen seien, Decreta medica, StaB, Universitätsarchiv Q 2, S. 1. Dies zeigt, dass durchaus ein Unterschied zwischen den beiden Formaten gemacht wurde, auch wenn der Beschluss wohl nicht eingehalten wurde.

41 Dass die Angehörigen nicht immer einverstanden waren, belegt eine Textstelle in Platters Fallgeschichten, der zufolge er »ohne Wissen der Eltern […] allein, mitten in der Nacht, mit den Händen scharrend« die Leiche eines jungen Patienten zur Sektion ausgrub. Die Grenzüberschreitung legitimierte in diesem Fall lediglich Platters sich selbst zugeschriebene »so grosse Glut zur Erkenntnis«, welche durch die Bereitschaft zum Exzess zusätzlich Betonung fand, Platter, *Observationum*, 1614, S. 407, Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 2, Fall 306.

42 Die Literatur zur Geschichte des Leichenraubs bezieht sich überwiegend auf England im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Vgl. zum Beispiel die Biographie von John Hunter, Moore, *The Knife Man*, 2005. Berühmt sind insbesondere die sogenannten West-Port-Morde der 1820er Jahre in Edinburgh. Der 1832 erlassene *anatomy act*, der die Leichenbeschaffung regelte, setzte den immer wieder als exorbitant beschriebenen Zahlen des Leichenraubs dann schließlich auf den britischen Inseln ein Ende, indem der Anatomie Körper aus den *workhouses* zur Verfügung gestellt wurden. Vgl. Richardson, *Death, Dissection and the Destitute*, 1987.

43 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 209–212.

sumas, ich han gar gernn tuum studium in anatomia et ardorem, sed quod fiat citra periculum.«[44]

Zu viel »ardorem« und »periculum« – Thomas Platter evoziert hier mit drastischen Worten die in ihren Auswirkungen allerdings merkwürdig undefiniert bleibende Gefahr, die die jungen Studenten mit ihrem Tun angeblich auf sich nahmen und die auch Felix immer wieder in seiner Autobiographie aufgreifen sollte. Die Gefahr war wohl sogleich eine in diesen Textstellen nicht weiter ausgeführte moralische und rechtliche Gefährdung als eine handfeste gesundheitliche. Man war sich der von Leichen ausgehenden Ansteckungsgefahr durchaus bewusst. Der jugendliche Platter und seine Studienkollegen nahmen etwa Abstand von der Sektion einer Leiche, die von Syphilis befallen war: »Wir wolten in anatomieren; wil aber die red gieng, er were voller Frantzosen, lies man in bleiben.«[45] Trotz oder gerade wegen der Gefahr stellte Leichenraub allerdings eine Mutprobe gerade für Medizinstudenten dar, mit deren Bestehen Platter sich in seiner Autobiographie dann auch schmückte.

Als Exzess gekennzeichnet wird die durch Felix Platter geschilderte anatomische »Leidenschaft« der Studenten in Montpellier und deren Raub von Leichen aus frischen Gräbern auch dadurch, dass das Ereignis von einem die Gruppendynamik befördernden Zechgelage begleitet war. Beim ersten Mal ist die Passage kurz: »Wir thaten heimlich im [in der Nähe des Friedhofs gelegenen] closter ein schlafdrunck, der wert bis mitnacht.«[46] Das zweite Mal wird der Umtrunk etwas ausführlicher geschildert und dient auch dazu, der Hilfe eines »verwegenen Mönches« des Klosters, der den Studenten bei ihrer Unternehmung und dem Diebstahl von Naturalien aus dem Kloster half, Kontur zu verleihen:

> »Wil uns die sach [also der erste Leichenraub] geroten, ließen wir nit noch und alß wir fünf tag hernoch innen warden, daß ein student und ein kindt, aber uf s. Denis kilchhof begraben war, zogen wir aber znacht zum thor hinus, den 16 decembris in das Augustiner kloster. In seiner zell zechten wir ein guot huon mit köl, den wir aus dem garten holten [die Mönche wurden also auch bestohlen], gekocht und guotem wein, deßen er uns provision macht.«[47]

Auf exzessive Handlungen zurückgreifende Vergesellschaftungsrituale im Moment der Grenzüberschreitung sind für frühneuzeitliche Schwellensitua-

44 Burckhardt, *Thomas Platters Briefe*, 1890, S. 68.
45 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 126.
46 Ebd., S. 209.
47 Ebd., S. 210.

tionen häufig zu beobachten. Der Aufbau des Galgens wurde in frühneuzeitlichen Städten beispielsweise oftmals von Festen und Saufgelagen begleitet. Laut Joel Harrington konnten so die Risiken der potenziell unehrlichen Tätigkeit auf viele anwesende Köpfe verteilt werden.[48] Der Mut der Studenten in Montpellier schien jedenfalls kaum angreifbar: Selbst als die Mönche von Saint Denis den Studenten auf die Schliche gekommen waren, zogen sie erneut aus – allerdings bewaffnet, um den Mönchen gegebenenfalls entgegentreten zu können.[49]

Als zusätzlicher Marker von Exzessivität findet sich in Platters Autobiographie auch Erbrechen. In der Schilderung einer bereits 1546 in Anwesenheit seines Vaters Thomas Platter im Riehener Pfarrhaus durchgeführten privaten Sektion ruft Platter zunächst die auch in der *Historia de Vesalio* dominierende Furcht vor Vivisektion auf:[50] In einem furchteinflößenden Setting – es ist kalt, der Schnee liegt hoch und angeblich bedrohen Wölfe das Ereignis – kommt ein Bettler zufällig zu der Sektionsszene hinzu. Als er die zerstückte Leiche sieht, wird ihm im Spaß gedroht, man würde dasselbe mit ihm tun, sofern er sich nicht freikaufe. Der Bettler fällt daraufhin auf die Knie und bittet um sein Leben.

Felix berichtete von der Riehener Sektion lediglich auf Grundlage der wohl mündlichen Beschreibungen seines Vaters; es handelte sich nicht um eine eigene Erfahrung. Umso erstaunlicher ist, dass Platter auch das sich an die Sektion anschließende nächtliche Erbrechen seines Vaters notierte, das die für die Anatomie programmatische Überschreitung der Körpergrenzen nachvollzog. Im Anschluss an das Ereignis träumte Thomas Platter nämlich, er habe Menschenfleisch gegessen und sei »dorab erwacht und [habe] sich über die moßen erbrochen«.[51] Ausgelöst wurden Traum und körperliche Reaktion von der anatomischen Erfahrung. Die Anatomie wird hier also mit dem transgressiven Motiv schlechthin – Kannibalismus – verbunden und durch das, zudem übermäßige, Erbrechen zusätzlich markiert.

Wenn man der narrativen Logik der Textstelle folgt und den Traum mit der vorangehenden Episode mit dem Bettler verknüpft, wird deutlich, dass

48 Harrington, *Die Ehre des Scharfrichters*, 2014, S. 164f.

49 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 210f.: »Zogen darnoch aber mit weren, dan die münchen zu s. Denis waren gwar worden, das wir zefor ein frauw doselbst ausgraben hatten«. Allerdings waren sie auch schon beim ersten Mal bewaffnet (ebd., S. 209).

50 Ebd., S. 103–105.

51 Ebd., S. 104f.

sich auch hier der besonders prägnant markierte Exzess der Anatomie maßgeblich an die Angst vor der Gier der Anatomisierenden band. Hauptverantwortlich für die Sektion im Pfarrhaus war Hans Leuw, Pfarrer in Riehen. Einer leider nicht belegten Aussage von Karl Gauss im *Basler Jahrbuch* von 1913 zufolge wurde Leuw von den katholischen Kantonen als »geschickter Anatomikus« dann auch »wegen einer besondern Begegebenheit mit einem Bettler verklagt«.[52] Der »Scherz«, den Bettler glauben zu machen, man wolle ihn sezieren, hatte also durchaus auch reale Folgen.

Frontispiz mit Schwein – Exzess in der Vermarktung anatomischen Wissens

Spätestens seit Vesals *Fabrica* stieg die Zahl der Publikationen zur Anatomie sprunghaft an.[53] Um 1600 intensivierte sich die Buchproduktion nochmals und brachte besonders monumentale Werke auf den Markt. Hier diskutierten und präsentierten die Anatomen ihr Wissen und ihre Vorschläge zur Ordnung dieses Wissens.

Die Basler Mediziner – allen voran Caspar Bauhin und Felix Platter – steuerten wichtige, in ganz Europa rezipierte und teils im 17. Jahrhundert ins Englische übersetzte Werke bei.[54] Das in diesen Publikationen versammelte Wissen generierten sie zum einen vor Ort, über Sektionen, medizinische Praxis und Gespräche mit Kollegen, zum anderen über Briefe und die Lektüre neu veröffentlichter Bücher, die sie aus ganz Europa erreichten. Ihre wissenschaftliche Neugier richtete sich auf die Regelmäßigkeiten, aber auch auf die »Spiele« der Natur, die sich am und im menschlichen Körper zeigten, und verband sich gleichzeitig mit ihrem starken Interesse an der eigenen Darstellung als Anatom und der damit ermöglichten sozialen Profilierung innerhalb der städtischen Gesellschaft und der Gelehrtenrepublik.

---

52 Leuw hatte demnach sogar zuvor bereits um Entlassung als Pfarrer gebeten, um sich der Anatomie zu widmen. Vgl. Gauss, Reformierte Baselbieter Kirchen, 1913, S. 55; Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 18, Anm. 3.

53 Einen Überblick über die Werke von Basler Medizinern unterteilt nach Personen bietet Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917. Vgl. zur Übersicht auch Stolberg, Die Basler Universitätsanatomie, 2010. Zu Bauhins anatomischen Publikationen vgl. Reetz, Kaspar Bauhin, 2012.

54 Crooke, *Microcosmographia*, 1615; Cole/Culpeper, *A Golden Practice of Physick*, 1662.



CASPARVS BAVHINVS BASILEENSIS D. EIVSDEMQ. REIPVB. ARCHIATROS ET ACAD. PROFES. ORD. ÆT. LIV. A° 1614

VIVAE
IMAGINES PARTIUM
CORPORIS HUMANI
aeneis formis expressæ,
&ex
THEATRO ANATOMICO
CASPARI BAUHINI
BASILIEN. ARCHIATRI
desumptæ.
Opera sumptibusque
IOHAN. THEODORI DE BRY.
M. DC XX.

Abb. 22: Titelblatt, Bauhin, *Vivae imagines*, 1620 © Universitätsbibliothek Basel, Lb III 4.

Das Frontispiz einer dieser anatomischen Publikationen – Caspar Bauhins 1620 nun separate Ausgabe der anatomischen Abbildungen, die er 1605 bereits seinem *Theatrum anatomicum* beigefügt hatte – zeigt beispielhaft auf, mit welchen visuellen Mitteln das anatomische Wissen vermarktet wurde (Abb. 22).[55] Der Holzschnitt von Matthäus Merian d. Ä. ist in drei Teile gegliedert.[56] Der obere Bereich zeigt zwei sitzende Skelette und das Autorenporträt Bauhins, in der Mitte befinden sich ein männlicher Muskelmann und eine Frau mit geöffnetem Unterbauch.[57] Im unteren Teil wird ein Schwein dargestellt, das umgeben von anatomischen Instrumenten auf einem Brett aufgespannt und festgezurrt die Sektion erwartet.[58] Doch der geordnete erste Eindruck des Frontispizes täuscht. Die Figuren sind sehr dynamisch. Der Muskelmann reckt, im Kontrapost stehend und die Hände ausgestreckt, in Agonie seinen Kopf gen Himmel. Die ihm in der für anatomische Abbildungen üblichen Referenz auf Adam und Eva[59] auf der anderen Seite beigesellte Frauenfigur schaut direkt auf den Betrachter und hält die linke Hand einladend geöffnet, während die rechte Hand ihre Scham in der Tradition der anatomischen *pudica*[60] zu verbergen sucht. Ihr Unterleib ist geöffnet, dennoch ist außer einem überproportionierten, den Blicken aber verschlossen bleibenden Uterus kaum etwas zu erkennen. Das Versprechen der Enthüllung, das beide Figuren geben, wird auf der Titelseite nicht eingelöst. Vielmehr versuchen die Bilder mit ihrer Rhetorik des gleichzeitigen Zeigens und Verbergens, den Betrachter dazu zu verleiten, das Buch zu kaufen, seine Seiten aufzuschlagen und zu studieren. Den gleichen Impetus weisen auch die sitzenden Skelette

55 Die Erstausgabe, Bauhin, *Theatrum anatomicum*, 1605, verfügt über ein ähnliches, aber deutlich gröber gezeichnetes Frontispiz noch ohne Schwein. Die Titelblätter der *Vivae Imagines* von 1620 und der zweiten Auflage des Gesamtwerkes von 1621 sind miteinander identisch, Bauhin, *Vivae imagines*, 1620; Bauhin, *Theatrum anatomicum*, 1621.

56 Der Aufbau ist typisch für die Frontispize der de Bry. Vgl. Christadler, Die Sammlung zur Schau gestellt, 2004.

57 J. T. de Bry an C. Bauhin, 11.1.1619, UBB, G 2 I 2, S. 274: »so sint oben zwej doten Cörper eins ist ein man vnd das ander di frau hette woll vil klein Arbeit drein gebrocht aber habs mitt fleiß grose bilder kann man von weidem sehen stehet alzeit beser«.

58 Die Instrumente ähneln denen aus der Abbildung von Vesals Instrumententisch aus der *Fabrica* (Abb. 31).

59 Zur Adam und Eva-Tradition und zur Verbindung mit dem Sündenfall vgl. Brancher, Adam dénudé, 2012; Brancher, *Équivoques de la pudeur*, 2015, S. 597–602; Christadler/Brancher, Sünde der Wissenschaft, 2014.

60 Valerie Traub beschreibt die »anatomical pudica« als Verkörperung der »tension between chastity and obscenity, scientific inquiry and illicit knowledge«, Traub, *The Renaissance of Lesbianism*, 2002, S. 117–124.

im oberen Bildteil auf. Der Blick des linken, leicht nach vorn gebeugten und in der Wirbelsäule gedrehten Skeletts richtet sich auffordernd zum Betrachter, während das rechte Skelett sich in Denkerpose bereits dem Inhalt des Buchs zuwendet. Bauhins Autorenporträt ist in dieser Ausgabe von den ersten Seiten im Buchinneren auf den Titel gewandert, den er von oben, zentral gesetzt und von den beiden Skeletten eingerahmt, mit ruhigem, freundlichem Blick dominiert und orchestriert.



Abb. 23: Initiale Q, Putti sezieren ein Schwein, Vesal, *Fabrica*, 1543, S. 384 © Universitätsbibliothek Basel, Lb I 1.

Das für die Sektion bereit auf einem Brett aufgespannte Schwein mit weit aufgerissenem Maul im unteren Bildteil geht auf eine Initiative des Druckers Johann Theodor de Bry zurück. Dieser informierte Bauhin in einem Schreiben darüber, dass er es »um einige veränderung wille« der Ausgabe hinzugefügt habe.[61] Die Abbildung lehnt sich an eine der berühmten Putti-Initialen aus

61 J. T. de Bry an C. Bauhin, 11.1.1619, UBB, G 2 I 2, S. 274: »Ich weiß nicht ob dem herrn das gefallen wiert diweiln Ich hab ein Sau vnder aufm titel gemacht mit samt di Instramentn habs gethon vm einige veränderung willn«.

Vesals *Fabrica* an (Abb. 23), in der eine Sau den menschlichen Leichnam als Sektionsobjekt ersetzt. Einen weiteren Kontext der Darstellung bieten die parallel zu den Humansektionen in Basel durchgeführten zahlreichen Sektionen auch tierischer Körper.[62] Bauhin verfolgte als überzeugter Galeniker im Nachklang von Vesals Einwänden gegen die alleinigen Tiersektionen Galens das Ziel, deren Nutzen zu rehabilitieren, und führte häufig Sektionen an Tieren – etwa an Hunden oder Kälbern – durch.[63] In der die Bildtafel XXIX seines *Theatrum anatomicum* begleitenden Textpassage beschreibt Bauhin beispielsweise den Uterus einer Hündin, deren Sektion Schülern als Übung diente.[64]

Dass für die visuelle Repräsentation der Anatomie auf dem Frontispiz aber ausgerechnet ein Schwein gewählt wurde, besaß zusätzliche symbolische Bedeutungen. Schweine waren in der Frühen Neuzeit *das* tierische Symbol für Exzess.[65] Auf Abbildungen, die Trinken, Erbrechen und Völlerei thematisierten, wurden häufig Schweine als Repräsentanten unmäßigen menschlichen Verhaltens abgebildet. Schweine galten als Symbol der Unreinheit und wurden als solches, wie im bereits besprochenen Pasquill *contra adalatorem in dedicationibus*, für Beschämungen eingesetzt.[66] Erinnert sei außerdem an das im Teil zum Bad besprochene Bild des fressenden Narren, auf dem ein sich übergebendes Schwein dargestellt ist (Abb. 7). Das Schwein verweist auch auf Bauhins Frontispiz auf exzessives Verhalten. Dieses wurde jedoch, so das Versprechen des aufgespannt liegenden Schweines, im nachfolgenden Buch anatomisiert und damit in Ordnung überführt. Das Schwein in Fesseln diente als Verkaufsargument, das darauf verwies, dass die Anatomie eine – gezähmte – Grenzüberschreitung darstellte.

Als Platzhalter anstelle der anatomisierten menschlichen Leiche unterstrich das traditionell unreine Schwein auch das Ekelpotenzial des menschlichen zergliederten Körpers.[67] Schweine standen in der Frühen Neuzeit nämlich angesichts ihrer symbolischen Exzessivität auch für menschliches

62 Die Tiersektionen lassen sich z. B. anhand der Rechnungsbücher der medizinischen Fakultät nachweisen, Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 146–179.

63 Vgl. Anm. 75 im Teil »Die Ordnung des Körpers – Die Anatomie«. Zur Sektion und Vivisektion von Tieren vgl. French, *Dissection and Vivisection*, 1999.

64 Bauhin, *Vivae imagines*, 1620, S. 60, Text zu Tabula XXIX: »Canis uterum exhibet, cum in canum sectionibus ob defectum cadaverum humanorum sese exercere soleant juvenes.«

65 Stewart, Dogs and Pigs, 2014.

66 Vgl. das Kapitel »Beschämen – Spott, Spaß und der entgrenzte Körper«.

67 Für Menninghaus, *Ekel*, 1999, S. 7, ist die menschliche Leiche »*die* Chiffre« der Bedrohung, die dem Ekel zugrunde liegt.

»disgusting behavior«.[68] Wie mit dem Ekel, der nicht zuletzt angesichts seiner engen Bezüge zu Körperauflösungen und Erbrechen eng mit dem Exzess verwandt ist,[69] vor dem geöffneten Leichnam, seinen Körperflüssigkeiten und seinem Gestank im anatomischen Theater und im anatomischen Diskurs umgegangen, wie er vom einzelnen Anatomen benutzt und für eigene Zwecke verwertet wurde, ist Gegenstand des nachfolgenden Kapitels.

Ekel verwenden – Inszenierungen von Überschreitung und Überwindung

Platter lacht – Der Ekel des Anatomen

In einer weiteren Fallgeschichte Felix Platters stehen die Furcht vor der Unkontrollierbarkeit des eigenen Körpers und der Ekel vor seinem Inneren im Mittelpunkt. Ausgelöst wurden diese Emotionen, die im Hass der Patientin auf den eigenen Körper mündeten, von einem Blick ins Körperinnere geschlachteter Tiere. Die *observatio* trägt den Titel »Geistesverwirrung bei einer anderen Frau, die sich abhärmte, weil sie glaubte, sie trüge in ihrem Leib schmutzige Abfälle«:

»Ich kannte eine vornehme Frau, die übermäßig auf Sauberkeit erpicht und sehr heikel war. Sie quälte sich mit folgender Vorstellung ab: Als sie gesehen hatte, daß Schweine oder andere Tiere geschlachtet und ausgeweidet wurden, so bildete sie sich ein, daß sie derartige Eingeweide und schmutzige und garstige Abfälle, wie sie sie nannte, im eigenen Leib eingeschlossen mit sich herumtrüge. Davon hatte sie einen derartigen Ekel bekommen, daß sie ihren eigenen Körper dauernd mit Haß betrachtete. Sie behauptete, sie wisse nicht, wie sie von solcher Unreinigkeit befreit werden könne, und wurde ständig von dieser Vorstellung heimgesucht. Darüber beklagte sie

68 Stewart, Dogs and Pigs, 2014, S. 21.

69 Vgl. zur Theorie des Ekels beispielsweise Kolnai, *Ekel*, 2007; Menninghaus, *Ekel*, 1999; Miller, *Anatomy of Disgust*, 1997; Ngai, *Ugly Feelings*, 2005, S. 332–354; Kristeva, *Pouvoirs de l'horreur*, 1980; Ahmed, *Cultural Politics*, S. 82–100. In der Frühneuzeitforschung ist das Thema noch kaum untersucht. Vgl. Robinson, Disgust, 2014; Greenblatt, *Schmutzige Riten*, 1991, S. 31–53. Für den zeitgenössisch engen Zusammenhang von Ekel und Erbrechen vgl. z. B. den Eintrag zu »Eckel« im Zedler: »Mehr hiervon siehe unter dem Articel, Brechen […]. Denn Eckel und Brechen sind nur Grad-weise von einander unterschieden.«, Lemma »Eckel«, in: Zedler, *Universallexicon*, 1731–1754, Bd. 8, S. 149.

sich ganz ernstlich bei mir unter großer Gemütsbewegung und war beleidigt, als ich das Lachen kaum zurückhalten konnte.«[70]

Was an dieser Geschichte besonders fasziniert, ist die Art und Weise, wie Platter die Wahrnehmungen der heiklen Dame schildert. Zunächst scheint er die Empfindung der Frau lediglich nachzuzeichnen, ohne sie zu werten. Er beschreibt die Gefühlsregung der Patientin und ihre eigene Deutung von deren Ursache. Dann verweigert er sich jedoch – eine Behandlung wird überhaupt nicht in Betracht gezogen. Das ist auffällig, weil Platter auch andere Fälle verzeichnet, die er als nicht ernstzunehmende Beschwerden schildert, aber dennoch behandelt.[71] Stattdessen lacht er und stellt damit das Narrativ der Patientin völlig bloß. Bei genauerem Hinsehen wird deutlich, dass die Geste des Lächerlich-Machens die Schilderung insgesamt durchzieht. Die Frau wird bereits zu Beginn als übertrieben heikel und reinheitserpicht und daher als nicht ernstzunehmend eingeführt. Der Zusammenhang zwischen Unordnung, Unreinheit und Ekel steht im Mittelpunkt der Erzählung, wird jedoch als übertrieben abgelehnt. Weshalb? Und wieso zeichnet Platter die Geschichte überhaupt auf, obwohl sie gar nicht zum »Fall« wurde, er gar nicht behandelte, sondern die Frau auslachte?

Worum es hier tatsächlich geht, ist weniger der Ekel der Frau, sondern Platters eigener Ekel,[72] der von ihm selbst verlacht wird.[73] Indem Platter nämlich zeigte, dass er über den Ekel und die Ängste anderer vor ihrem Körperinneren lachen konnte, stellte er seine Identität und Überlegenheit als Körperexperte unter Beweis.[74]

Das in dem Beispiel geschilderte Betrachten von geschlachteten und ausgeweideten Tierkadavern war eng mit den Praktiken der Anatomen ver-

70 Platter, *Observationes*, 1963, S. 56f.

71 Der auffallendste Fall ist Platters ausführliche Beschreibung der »Behandlung« eines Patienten, der sich einbildete, über viele Jahre einen lebenden Frosch in seinem Körper zu beherbergen, ebd., S. 57–60. Vgl. das Kapitel »Verfestigung – Badwissen, medizinische Praktiken und Autorität«.

72 In der Biographik zu Platter wird immer wieder hervorgehoben, dass Platter in seiner Autobiographie seine »Katzreinheit« betont, Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 54.

73 Zum Zusammenhang von Lachen und Anatomie inklusive eines kurzen Exkurses zum Ekel, bei dem sie auch Platter zitiert, vgl. Brancher, *Équivoques de la pudeur*, 2015, S. 331–339. Zur großen Bedeutung des Lachens für den Ekel vgl. z. B. Menninghaus, *Ekel*, 1999, in seiner Einleitung »Zwischen Erbrechen und Lachen. Fluchtlinien einer Philosophie des Ekels«.

74 Ekel ist eng mit Identitätsbildungsprozessen verwoben. Vgl. Kristeva, *Pouvoirs de l'horreur*, 1980; Ahmed, *Cultural Politics*, S. 82–100.

knüpft. Immer wieder erwähnten diese in ihren Publikationen neben ihren Erfahrungen aus den Tiersektionen auch Beobachtungen beim Schlachter.[75] Beispielsweise berichtet Platter in einer anderen *observatio* von Leberbläschen und Leberverletzungen bei Affen, Schweinen und Hunden, die teils von ihm selbst während der Sektion entdeckt wurden, ihm teils von Fleischern gezeigt wurden:

»Ich habe oft gefunden, dass dünnste, durchsichtige, von Wasser gespannte Blasen, die zuweilen der Grösse eines Apfels gleichkommen, bisweilen kleinere an die Substanz der Leber angewachsen sein […]. Aber ich habe auch ähnliche, sehr viele, aus der Leber und der Milz des Affen ohne Schnitt ausgedrückt und unversehrt mit den Händen herausgenommen […]. Einigemale zeigten mir die Fleischer und versicherten, dass sie das öfters beobachtet hätten, dass derartige (Blasen), aber voll von ganz hellem Wasser an die mesenteriis der Schweine angewachsen sind. Dass dies auch bei Menschen sich ereignen kann, da der Mensch allen Krankheiten und mehr verfallen ist, denen das Tier verfallen ist, gewährte mir Gelegenheit, zuerst darüber nachzudenken, dann auch es zu erforschen. Wie auch, dass verwundete und zum Teil in Verlust geratene Substanz der Leber geheilt und evtl. auch wiederhergestellt werden kann, schliesse ich aus folgendem: Der Jagdhund eines Vornehmen war auf der Jagd von einem Eber verletzt worden, sodass ein Teil seiner Leber aus der Wunde herausragte. Der Hund frass diesen Teil der Leber auf, während er die Wunde, wie Hunde gewohnt sind, leckte. Trotzdem wurde er danach geheilt und ich erinnere mich, dass ich ihn überlebend gesehen habe. Dies kann vielleicht bei einer so verletzten Leber geschehen, da durch die Wunde Eiter und Schmutz, die von da hervorgehen, ausserhalb wieder gereinigt werden können und man der verletzten Partie topica auflegen kann.«[76]

Das Beispiel zeigt, welchen Stellenwert die Beobachtungen an Tieren für das Wissen über menschliche Körper besaßen und wie eng diese ineinander griffen. Vor diesem Hintergrund mussten die Furcht und der Ekel der Frau aus der Fallgeschichte vom Anatomen verlacht werden. Schließlich wurden

75 Dagegen nutzt Vesal in der Dedikation der *Fabrica* die Figur des Schlachters als eine negativ konnotierte Folie, um seine Überlegenheit als Experte gegenüber der alten Methode, nach der der Anatom lediglich dozierte, während ein Chirurg oder Scherer sezierte, ironisch herauszustreichen. Man würde immer noch mehr von einem Metzger lernen als bei diesen mangelhaften Sektionen, Vesal, *Fabrica*, 1543, Dedikation. Für Vesal waren Tiere keine Alternative für menschliche Körper, sondern lediglich eine Ergänzung, womit er in erster Linie die durch Tiersektionen erworbenen Fehler Galens kritisierte. Bauhin positionierte sich in dieser Debatte klar auf Seiten Galens, vgl. Reetz, Kaspar Bauhin, 2012.

76 Platter, *Observationum*, 1614, S. 596, Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 3, Fall 490a.

in der Geschichte sowohl die Beobachtung des tierischen Körperinneren als auch der menschliche Körper und dessen Inneres mit negativen Emotionen belegt. Indem Platter lachend Distanz herstellte, verhinderte er, dass sich diese Emotionen auch auf ihn als denjenigen, der die Körper öffnete, projizierten.

Wie die Anatomen dem Ekel im Einzelnen entgegentraten, möchte ich im Folgenden weiter aufschlüsseln. Dabei wird deutlich werden, dass es sich bei den Umdeutungen des Ekels nicht einfach um ein Aufheben des Ekels handelte, sondern um eine Verwertung. Schließlich erzählte Platter die Geschichte der sich ekelnden Frau, anstatt sie seinem LeserInnenpublikum einfach zu unterschlagen. Für den Anatomen war Ekel ein Argument.

Ekel als Argument

Als Caspar Bauhin sich in einem Schreiben vom 6. März 1592 gegenüber der Regenz für seine Arbeit rechtfertigte und für eine geringere Lehrbelastung und bessere Gestaltungsmöglichkeiten für seine auswärtige Praxis kämpfte, führte er unter anderem den Grad seiner Belastung durch die Lehrsektionen an. Dabei versäumte er es nicht, seine Mühen in drastischen Worten zum Ausdruck zu bringen. Auf die Vorwürfe mangelnder Pflichterfüllung und Müßiggangs reagierte der Professor für Anatomie und Botanik mit einer Reihe von Gegenfragen. Darunter etwa: »Ob die Herren der Regenz das noch Müßigkeit nennen? Ob es etwa ein Vergnügen sei, im Leichengestank zu verweilen?«[77]

Das Schreiben zeigt, dass die Erwähnung negativer Begleiterscheinungen der Sektionstätigkeit dafür genutzt werden konnte, Aufmerksamkeit zu generieren und die eigenen Vorstellungen von einem angebrachten anatomischen Unterricht und Lehrpensum durchzusetzen, ja sogar um die Bedeutung dieser Tätigkeit zu unterstreichen. Der im lateinischen Original verwendete Begriff »foetor«, der neben Gestank auch Ekelhaftigkeit bedeutet, oder ähnliche Umschreibungen der olfaktorischen und visuellen Begleiterscheinungen der um 1600 nicht durch Konservierungsmethoden

77 »Hoc ne viri Ampliss. est feriare? quaenam quaeso delectatio in tali foetore cadaverum observari?«, Antwortschreiben C. Bauhin an die Regenz, Universitätsarchiv X3, medizinische Fakultät, Dozenten und Professoren, Allgemeines und Einzelnes, zitiert und übersetzt bei Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 37f.

vor dem Zerfall geschützten Leiche finden sich relativ häufig in den schriftlichen Äußerungen der Anatomen. Auch in Platters *Observationes* erfüllt die Nennung von »foetor« argumentative Zwecke. Im Fall des bereits erwähnten vierjährigen Barons etwa verhinderte der Gestank des von Dysenterie befallenen Körpers weiterführende Ergebnisse der Sektion. Dennoch – und obwohl die Todesursache bereits klar war – nahm Platter die Sektion auf Drängen des Vaters des verstorbenen Jungen vor. Er setzte sich also pflichtbewusst einer ekelhaften Situation aus und inszenierte sich damit in seiner schriftlichen Darstellung. Sektionsberichte in den *Observationes* hatten in vielen Fällen die Funktion, vom Behandlungsmisserfolg, dem Tod des Patienten oder der Patientin, abzulenken und diesen durch einen postmortalen diagnostischen Erfolg in der Sektion zu ersetzen. Der Autor konnte so seine Autorität behaupten. Im Falle des kleinen Barons und dessen durch den Gestank der Leiche stark beeinträchtigter Sektion war die Strategie jedoch noch eine andere: Platter präsentierte sich hier in erster Linie als, selbst unter widrigen Umständen, getreuen Gefolgsmann seines adligen Auftraggebers.

Dieses Argumentationsmuster, bei dem der Ekel und die Fähigkeit, sich Ekel auszusetzen, für die Selbstinszenierung genutzt wurde, begegnet auch in Paratexten anatomischer Drucke. In der Dedikation seines Werks *De corporis humani structura et usu* an Egenolph von Rappoltstein betont Platter seine anatomische Leidenschaft, indem er die Schrecken, die Abscheulichkeit und die Gefahren der anatomischen Tätigkeit hervorhebt: »tantóque cognoscendi ardore hoc studium prosequutus sum, vt me neque operatio ipsa, per se aliàs horrenda, & humano generi non nihil abominanda, nec pericula etiam, quibus saepè, vt secandi materiam consequerer, me exposui«.[78]

Vorbild für eine derartige Selbstcharakterisierung bot eine Äußerung Vesals in der Dedikation der *Fabrica*. Eine »delikate Natur« war demzufolge nicht geeignet, um Arzt zu werden.[79] Es hat für Überraschung und Entsetzen gesorgt, dass Platter bereits als Zehnjähriger Hinrichtungen beiwohnte und Bauhin im Kindesalter den Sektionen seines Vaters zusah.[80] Vor dem

78 Platter, *De corporis*, 1581–1583, Dedikation.

79 Vesal, *Fabrica*, 1543, S. 4r.

80 Das Historische Museum widmete der an sich recht neutralen Beschreibung dieser Sektion in Platters Autobiographie einen eigenen Eintrag in einem Ausstellungsband mit der effektvollen Überschrift »Der zehnjährige Felix Platter bei einer Hinrichtung«, Historisches Museum Basel (Hg.), *Schuldig*, 2012, S. 73. Vgl. auch Frenken, *Psychohistorie*,

Hintergrund, dass das Ablegen von heiklen Empfindungen als für die Figur des Arztes unerlässlich erachtet wurde, ist das allerdings wenig erstaunlich. Die in der *Fabrica* ausgedrückten Vorstellungen dessen, was einen Arzt ausmachte, waren mit Sicherheit auch den Vätern von Platter und Bauhin, dem Arzt Johann Bauhin d. Ä. und dem Schulmeister Thomas Platter d. Ä., bekannt. Dass in der Folge sowohl Felix Platter als auch Caspar Bauhin ihre kindlichen Erfahrungen als Teil ihrer Selbstdarstellung auch schriftlich einsetzten, überrascht nicht. Zunächst scheint aber wohl erklärungsbedürftig, dass in den Publikationen wie den Manuskripten der Ekel nicht komplett ausgeblendet wurde, womit die Gefahr, die eigene *persona* einer potenziell prekären Wahrnehmung auszusetzen, umgangen worden wäre. Stattdessen wurden die Prozesse der Überwindung gezielt dargestellt und die Selbstdarstellung erfolgte gerade nicht jenseits, sondern *mit* dem Ekel. Trotz oder nein gerade wegen der beharrlichen Betonung der Fähigkeit des Anatomen, mit Ekel umgehen zu können, und des Versuchs, sich über diese Fähigkeit zu distinguieren, blieb die Spur des Ekels sichtbar.

Inszenierte Überwindung statt Ästhetisierung und Aufhebung

Ekel eignete sich in seiner charakteristischen Ambivalenz von Abscheu und gleichzeitiger starker Anziehungskraft besonders gut für die Repräsentation des Mediziners.[81] Mehrfach wird in den *Observationes* der Gestank der zu sezierenden Leichen erwähnt oder ausführlich beschrieben, wie während einer Anatomie der Eiter aufspritzte oder es im Körperinneren vor Würmern wimmelte.[82] In seiner Autobiographie stellt Platter den Prozess, mit dem er seinen Ekel vor dem Körperinneren weniger vollständig überwand als in neue Bedeutung transformierte, ausführlich dar. Ekel wird bereits bei der ersten Schilderung einer Sektion, der bereits oben beschriebenen Anatomie im Riehener Pfarrhaus, evoziert. Felix führt die Anatomie hier als per se ekelerregend ein, indem er den kannibalistischen Traum seines Vaters

2003, S. 261f. Zu Bauhin siehe Hess, Kaspar Bauhin, 1860, S. 117f. Die Angabe stammt von Bauhin selbst in Bauhin, *De corporis humani fabrica*, 1590, praefatio.

81 Vgl. Plato, *Republic*, IV, Vers 439e-440a; Kolnai, *Ekel*, 2007, S. 527f.; Korsmeyer, *Savoring Disgust*, 2011. Ausführlicher zur Ambivalenz des Ekels am Beispiel des animalischen Duftstoffes Ambra vgl. Schober, Begehrt und ekelhaft, 2019.

82 Platter, *Observationum*, 1614, S. 616, Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 3, Fall 507.

und das sich anschließende Erbrechen beschreibt und mit dem Erlebnis der Körperzergliederung narrativ verknüpft. Ekel wird also in der Autobiographie gleich bei der ersten Beschreibung einer Anatomie aufgerufen und mit ihr in Beziehung gesetzt. Bezeichnenderweise handelt es sich dabei um eine Sektion, bei der Platter gar nicht anwesend war. Dennoch war Platter selbst aber keineswegs von der Reaktion ausgenommen. Im Gegenteil sind die Beschreibungen der Basler Kindheit des Anatomen immer wieder durchzogen von Bemerkungen über seinen »Abscheu« vor Körpern, Krankheiten und (vor allem verstümmelten und weiblichen) Körperteilen.[83] Das kulminiert in Platters Darstellung seiner ersten eigenen Sektionsteilnahmen in Montpellier:

»Derhalben allerley glegenheit suocht, nit allein in thieren, sunder auch menschen, so man die im collegio anatomiert, flisig acht zehaben, auch do man etwan heimlich ein corpus aufschneidt, darby zesein, auch selbs anzegrifen, ob mir glich wol anfangs solchs seer abschüchlich was.«[84]

Platter unterstreicht hier, dass er sich inmitten eines Prozesses befand. Als »abschüchlich« gekennzeichnet wird der direkte Kontakt mit der Leiche. Immer mutiger nahm Platter allerdings gemeinsam mit einigen Kommilitonen an dem bereits im Zusammenhang mit dem begleitenden Saufgelage beschriebenen Raub von Leichen vom Friedhof teil. Die Sektion des Unterleibs einer auf diese Art beschafften Frauenleiche schildert Platter in einer merkwürdigen Mischung aus wissenschaftlichem Interesse an den deformierten Eileitern und persönlicher Reaktion auf einen zur Stabilisation des Uterus eingeführten Pessar, die er als »unlust« fasst:

»Die anatomierten wir und fanden under andrem auch ettlich oderen alß vasorum spermaticorum [Eileiter], die nit nitsich schlecht, sunder auch krum und by sitz giengen. Sy hatt ein bligenen ring[85] an, dorab mir, will ich sy haßen von natur, seer unlustet.«[86]

83 Ausführlich Frenken, *Kindheit und Autobiographie*, 1999, S. 499–504; Frenken, *Psychohistorie*, 2003, S. 254–265. Allerdings folge ich Frenkens Deutung, dass Platters Ekel ein Hindernis für seine Aneignung der Arztrolle darstellte (ebd., S. 254), nicht, weil ich den Ekel vielmehr als narratives Element der Selbstkonstituierung als Mediziner denn als psychisch hinderliche Konstellation lese.

84 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 209.

85 Gemeint ist mit dem »bleiernen Ring« ein Pessar zur Stabilisation des Uterus bei einem Prolaps. Vgl. Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 210, Anm. 497.

86 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 210.

Platter baute hier den Ekel zunächst auf, um ihn im weiteren Verlauf der Autobiographie und folgender anatomischer Übungen als überwunden darstellen zu können. Dem Studenten gelang es, so die Botschaft, nach und nach und auch mittels der exzessiven Praktiken des Leichenraubs seinen Ekel zu meistern. Dabei wird die anatomische Praxis als Siegerin über die eigenen Emotionen in Szene gesetzt. Zentral in diesem Mechanismus ist die Funktionalisierung des Ekels, der zwar zum einen zu überwinden ist, zum anderen aber gerade in einer Textstrategie, die den Prozess der Überwindung regelrecht zum Alleinstellungsmerkmal des Anatomen fetischisiert, als Spur aufrechterhalten wird.[87] Der Ekel symbolisiert zunächst die Distanz des Anatomen zu dem Objekt seiner Tätigkeit, in seiner Überwindung überschreitet dieser jedoch seine »normale« menschliche Konstitution und wird in der nun möglichen besonderen Nähe zum Körper zur Medizinerpersona. Der Umgang mit dem Ekel diente damit als soziales Distinktionsmittel, mit dem außerdem Aufmerksamkeit auf die anatomische Praxis gelenkt werden konnte. Er wurde deswegen keineswegs ästhetisiert und überboten,[88] sondern strategisch aufgerufen. Die Spuren der Auflösung und der Grenzüberschreitung, die in dem wühlenden Eintauchen des Anatomen in den Körper auf Vesals berühmtem Frontispiz (Abb. 24) besonders augenfällig werden, blieben präsent und wurden zum Bestandteil der anatomischen »gesture of ownership«, die den Körper umso enger an die Figur des Mediziners band.[89]

87 Katharine Park konstatiert analog zu Vesal: »His gratuitous stress on the repugnant, sometimes shocking features of his work allowed him to demonstrate his personal dedication to his subject and to claim special epistemological authority gained from immersing himself in the dirty stuff of nature, body and soul.«, Park, *Secrets*, 2006, S. 218. Zu Ekel, Anatomie und dem Anatomen vgl. auch Carlino, *Books of the Body*, 1999, S. 156–170, 213–225.

88 So beispielsweise Böhme, *Der anatomische Akt*, 2012; Böhme, Nacktheit und Scham, 2011, S. 452.

89 Sawday, *The Body Emblazoned*, 1996, S. 27.



Abb. 24: Titelblatt, Vesal, *Fabrica*, 1543 © Universitätsbibliothek Basel, Lb I 1.

Faszinierende Transgression

Ein Scheibenriss aus einem Zyklus für Leonhard Thurneyssers Haus von 1579 setzt das doppelt transgressive Eindringen in Gräber und Körper in Szene (Abb. 25). Die Abbildung ist allerdings überraschend unaufgeregt. Sie veranschaulicht, dass die Selbstdarstellung des Mediziners beides nutzte: Überschreitung und als selbstverständlich gesetzte Ordnung.

Der Oberkörper des Leichnams lagert völlig unbeachtet unter dem provisorisch mitten in der Landschaft aufgestellten Tisch, während einzelne Gliedmaßen auf der Tischfläche liegen. Im Fokus steht die Figur Thurneyssers, der sich vom Betrachter halb abgewandt direkt am Tisch und in der Bildmitte befindet. Thurneysser zeigt auf einen Körperteil, während er gleichzeitig die Hand seines nur spärlich bekleideten Gegenübers schüttelt. Erst dadurch wird deutlich, dass es sich hier um keine eigentliche Sektionsszene handelt, sondern um eine Verkaufsszene. Der Schauplatz – Obelisken, leicht pyramidenförmige Gräber und die als »Mecha«, »Berg Synai« und »Iervsalem« beschrifteten Stätten im Hintergrund – erlaubt die Klärung des Geschehens. Thurneysser spielt hier nicht nur auf seine angeblichen Reisen und medizinischen Erfahrungen im Vorderen Orient an, sondern zeigt sich zudem beim Kauf eines der umworbensten und zugleich umstrittensten Heilmittel der Zeit – *mumia vera*.[90]

Verschiedene Medikamente in der Frühen Neuzeit beruhten auf menschlichen Ausgangsstoffen. Ägyptischer Mumie wurde seit dem Mittelalter besondere Heilkraft zugesprochen.[91] Die durch ihre Mumifizierung vor Zerfall geschützten Leichenbestandteile sollten den lebendigen Körper ebenfalls vor Zerfall schützen. *Mumia* findet sich in verschiedenen Apothekerinventaren und Arzneitaxen,[92] so beispielsweise auch in Basel, wo einige Überreste im Pharmaziehistorischen Museum besichtigt werden können.[93] Ob es sich dabei allerdings tatsächlich um ägyptische Mumie – *mumia vera* – handelt, ist fraglich. Aufgrund der hohen Preise sowie Überlegungen zur möglichen Ansteckungsgefahr durch Leichen, deren Todesursache unklar war, wurden

90 Schumacher, *Thurneysser*, 2011, S. 101–103, zur Problematik von Thurneyssers Reisebehauptungen u. a. S. 86f.

91 Sugg, *Mummies*, 2011; Sugg, Medicinal Cannibalism, 2013; Noble, *Medicinal Cannibalism*, 2011; Meyer-Hicken, *Herkunft der MUMIA*, 1978; Dannenfeldt, Egyptian Mumia, 1985. Für die Schweiz vgl. Kopp, *Menschenfleisch*, 2014; Groebner, Körper auf dem Markt, 2005; Mischke, *Mumienharz und Schädelmoos*, 2010.

92 Kopp, *Menschenfleisch*, 2014, S. 67–77.

93 Ebd., S. 81f.

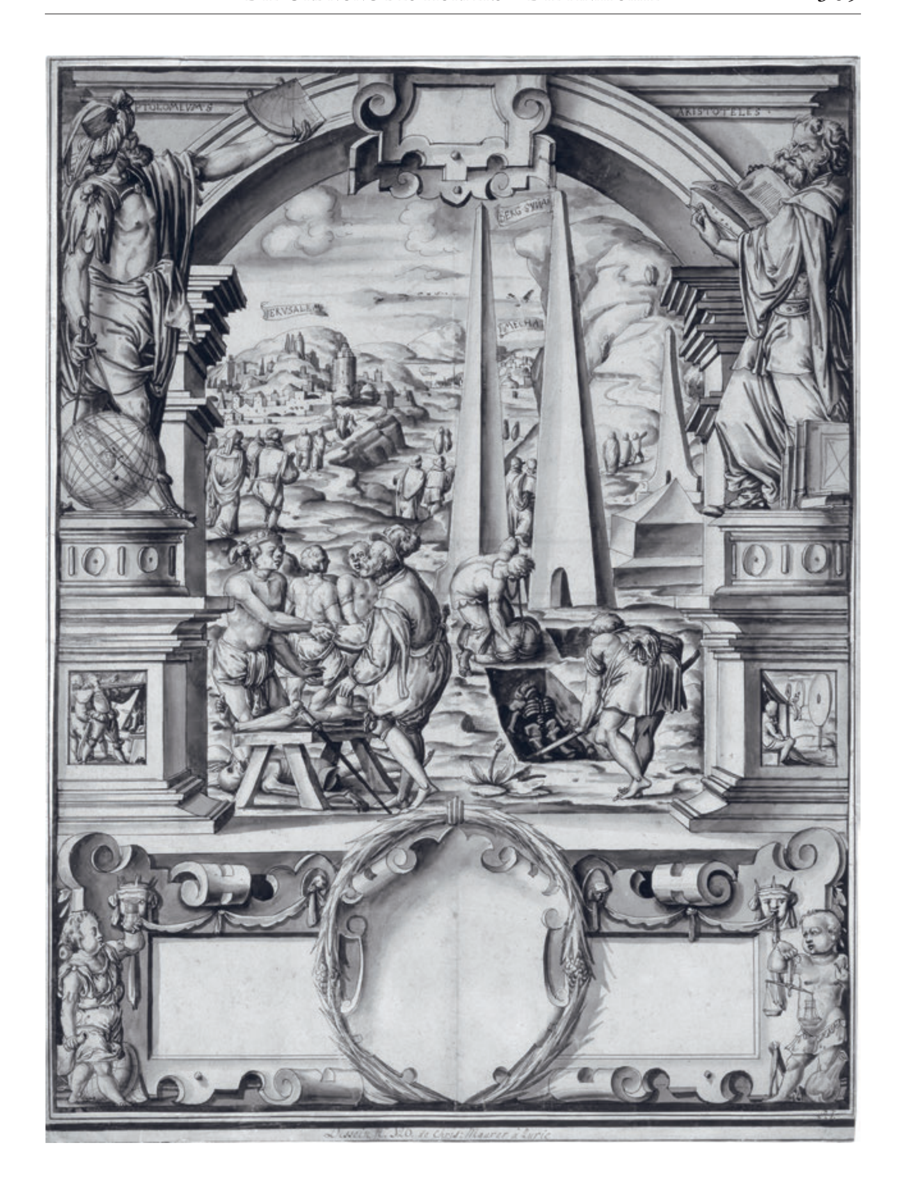


Abb. 25: Christoph Murer, *Scheibenriss mit Darstellung des Leonhard Thurneysser beim Erwerb von Mumien im Orient*, um 1579 © Kunstmuseum Basel, Kupferstichkabinett, Inv. 2007.22.

auch Leichen von in Spitälern Verstorbenen und von Hingerichteten zur Fabrikation des bröseligen medizinischen Rohstoffs verwendet.

Allgemein war die Nachfrage nach Körperteilen groß. Haaren, Glückshauben und Nachgeburten wurden magische Fähigkeiten zugeschrieben und bestimmte Körperteile, etwa Penis, Zehen oder Fingernägel von Hingerichteten, waren als Talismane begehrt.[94] Die starke Anziehungskraft und die besonderen Fähigkeiten, die den vom Körperganzen isolierten Objekten – Reliquien in gewissem Sinne vergleichbar – zugeschrieben wurden, sind dabei auch auf die Überschreitung, die eine derartige Verwendung von Körperteilen bedeutete, mit zurückzuführen.

Die auf Thurneyssers Scheibenriss gezeigte Zergliederung der Mumien erinnert an anatomische Zergliederungen. Nicht zuletzt galt Ägypten als sagenhafter Ursprungsort der Anatomie.[95] Die Überblendung des Kaufes von *mumia vera* mit der Anatomie erweiterte die Möglichkeiten, das Bild zur Selbstdarstellung zu nutzen. Das Eindringen in den Körper und dessen Auflösung werden hier nämlich zum Argument der repräsentativen Ausgestaltung der Figur Thurneyssers sowohl als Mediziner, der selbst die Mühen und emotionalen Belastungen der Mumienbeschaffung nicht scheute, wie auch als Anatom.

Ob *mumia vera*, Schädelmoos, Menschenfett oder Talismane aus menschlicher Materie eklig waren oder nicht, war zwischen den Befürwortern und den Gegnern des frühneuzeitlichen »medicinal cannibalism«[96] umstritten.[97] Thurneyssers Scheibenriss zeigt jedoch auf jeden Fall, dass die transgressiven Elemente der Körperzergliederung faszinierten und für die Bewerbung des Mediziners genutzt wurden. Auch deshalb setzte Thurneysser wohl auf eine Darstellung, die trotz ihrer durch die Vertrautheit der Verkaufsszene zunächst scheinbaren Alltäglichkeit Grenzüberschreitungen in Form von abgetrennten Gliedmaßen und der Öffnung von Gräbern betont in Szene setzte.

94 Z. B. Roper, *Ödipus*, 1995, S. 198f.

95 Z. B. Bauhin, *Anatomes*, 1591, Dedikation.

96 Den Begriff verwenden Sugg, *Mummies*, 2011; Sugg, Medicinal Cannibalism, 2013; Noble, *Medicinal Cannibalism*, 2011.

97 Vgl. Sugg, *Mummies*, 2011; Dannenfeldt, Egyptian Mumia, 1985.

Culture of Dissection – Sektionen als Signaturen der frühneuzeitlichen Stadt

Die Mumia-Glasscheibe war Teil einer Serie von Glasmalereien, die Leonhard Thurneysser für sein Haus am Kohlenberg in Auftrag gegeben hatte. Die Scheibe richtete sich mit ihrem Bildprogramm also keineswegs nur an Thurneyssers Fachkollegen, die er etwa über Frontispize ebenfalls erreichen konnte, sondern an ein breites Basler Publikum.

Das vorangegangene Kapitel »Grenzen überschreiten – Der anatomische Exzess« startete mit der Beobachtung, dass die Beteiligung von Nichtmedizinern an Sektionen viel weiter in die Bevölkerung hineinreichte, als gemeinhin angenommen wird. Sie beschränkte sich nicht allein auf den Voyeurismus bei großen Anatomien, sondern umfasste auch die Anwesenheit bei kleineren Sektionen und Obduktionen in Privathäusern und die Beauftragungen, diese durchzuführen. Anatomie und die an sie geknüpften Bilder, Wahrnehmungsmuster, Diskurse und Denkschemata waren für weite Teile der Basler Gesellschaft ein wichtiger und sichtbarer Referenzrahmen. Isolierte Körperteile waren präsent, ob als Medikamente, als Talismane, Bildelemente oder, wie in anderen Teilen dieses Buches untersucht, als Gegenstand der Gespräche geselliger Runden.[98]

Wenn man nun, wie das insbesondere Studien aus dem englischsprachigen Bereich vormachen,[99] die Anatomie nicht allein innerhalb der Medizin verortet, sondern die sehr viel breitere Beteiligung in den Blick nimmt, wird die Bedeutung der Anatomie als sozialer Situation offensichtlich. Jonathan Sawday, einer der wichtigsten Vertreter des kulturwissenschaftlichen Ansatzes in der Anatomieforschung, verortet seine Analyse der »culture of dissection«[100] zwar am Hof. Seine Ergebnisse einer breiten kulturellen und gesellschaftlichen Bedeutung der Anatomie um 1600 lassen sich aber auch mit Blick auf eine städtische Gesellschaft wie die Basels verifizieren.

Gerade indem die Anatomie an Grenzen und Grenzsetzungen operierte, war sie ein zentraler Aushandlungsort von Erklärungsmustern, von Wahr-

98 Vgl. vor allem die Beispiele im Kapitel »Begegnen – Exzessivität als Praxis und das Geschlecht der Geselligkeit«.

99 Diese Studien gehen meist von der Literatur aus, z. B. Sawday, *The Body Emblazoned*, 1996; Nunn, *Staging Anatomies*, 2005; Cregan, *The Theatre of the Body*, 2009; Calbi, *Approximate Bodies*, 2005. Ein frühes Beispiel für die Blickweitung auf den städtischen Rahmen, hier am Beispiel des Karnevals, ist auch Ferrari, Public Anatomy Lessons and the Carnival, 1987.

100 Sawday, *The Body Emblazoned*, 1996, S. ix, 2.

nehmungsmodellen und zugleich von sozialen Ordnungen. Wie das genau funktionierte, ist Gegenstand des abschließenden vierten Kapitels. Zuvor möchte ich aber einem bereits mehrfach angedeuteten Komplex näher nachgehen: dem Zusammenspiel der Nutzung der Anatomie für die Repräsentation des Mediziners und dem Charakter der Anatomie als einem sozialen Event. Das nachfolgende Kapitel bringt diese beiden Aspekte zusammen, indem es sie gerade nicht als Gegensatz begreift, sondern ihre Synergien untersucht.

Anatomie aufführen – Repräsentation und soziales Event

Zergliedern – Körperteil und Körperganzes

Nochmals zurück zu Caspar Bauhins durchschossenen anatomischen Lehrbüchern und den Annotationen seines Schülers Maximilian Pantaleon:[101] Bereits die beiden zusammengebundenen Werke selbst, die *Anatomes* und *De corporis humani fabrica*, zeichnen sich durch ihre betonte Ordnung des präsentierten Wissens aus. Dabei folgt Bauhin in den einzelnen Kapiteln wie in der Binnenunterteilung der Publikationen einem Zergliederungsprozess seines Gegenstandes, des menschlichen Körpers, der im Text quasi erneut einer anatomischen Sektion unterworfen wird.[102] Das wird am Aufbau des Textes ebenso deutlich wie am Gebrauch einer »zergliedernden« Sprache: an zentral gesetzten Begriffen wie »pars« oder »dividere«. Die Annotationen Pantaleons unterstreichen dies: Hervorhebungen und Marginalien folgen dem sezierenden und zugleich ordnenden Vorgehen, indem sie in erster Linie die sprachlichen Elemente der Fragmentierung unterstreichen und Bauhins Ordnungsangebote etwa in der Wiederholung von wichtigen Begriffen und Kategorien in der Randzeile betonen.

Diese Beobachtungen fügen sich in ein Bild von Anatomie als zergliedernder Wissenschaft ein, die gerade mittels der Fragmentierung bestrebt war, das »Ganze« des Körpers zu erfassen.[103] Allerdings: Bauhin ordnete die

101 Bauhin, *Anatomes*, 1591, UBB, Lb XII 6:1; Bauhin, *De corporis humani fabrica*, 1590, UBB, Lb XII 6:2.

102 Zu Bauhins *Theatrum anatomicum* vgl. Reetz, Kaspar Bauhin, 2012.

103 Vgl. die Gegenstandsbestimmung der frühneuzeitlichen Anatomie bei Buschhaus, Anatomische Operationen, 2005, S. 178f. Zergliederung war demzufolge für die Anato-

Teile keineswegs dem »Ganzen« unter. Beide stehen bei ihm gleichberechtigt nebeneinander: »De ordine. In corpore humano duo consideranda, vel Totum, vel Partes: quare de illo prius, de hoc posterius agendum.«[104]

Bauhins Texte sind Versuche anatomischer Wissensordnung mit dem Ziel, das Ganze und die Teile zu beschreiben und miteinander in Beziehung zu setzen. Der Anatom musste beides beherrschen – Einzelbeobachtung und Synthese.

Das Nachvollziehen der Sektion im Text und die Bedeutung, die dabei den einzelnen Körperteilen zugeschrieben wird, standen in Analogie zu anderen zeitgenössischen Textgattungen, in denen der explizit weibliche Körper in seine Einzelteile zerlegt wurde.[105] Dieser Zergliederungsprozess erfüllte, wie in den vorangegangenen Teilen aufgezeigt, zwei miteinander zusammenhängende Funktionen: die Aneignung des weiblichen Körpers sowie eine männliche Gemeinschaftskonstituierung, die über das Medium dieses mit Worten anatomisierten Körpers erfolgte. Auch in den Schwerpunktsetzungen, die Pantaleon durch Hervorhebungen und Marginalien vornimmt, ist es vornehmlich der weibliche, sexualisierte Körper, der im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des Lesers steht: Das reicht über am Rand notierte Fragen, wieso die Lippen rot seien,[106] warum es zwei Brüste gebe,[107] woher überhaupt die Bezeichnung »mammae« stamme[108] bis hin zur Unterstreichung der Ausführungen zu den weiblichen Genitalien.[109]

---

mie das zentrale Charakteristikum – »bloße Oberflächenanatomie« war nicht denkbar. Dabei zielte die Zergliederung, so Buschhaus, letztlich auf das Ganze, die Schöpfung. Dass im Teil das Ganze Ausdruck findet, ist bei Bauhin in seiner betonten Analogie von körperlichem Mikrokosmos und Makrokosmos ein sehr präsenter Gedankengang. Vgl. dazu Reetz, Kaspar Bauhin, 2012. Allgemeiner zur Anatomie als Mikrokosmos Stockhorst, Unterweisung und Ostentation, 2005. Allerdings ermöglicht die Argumentation von David Hillman und Carla Mazzio eine alternative Lektüre, die dem Körperteil an sich ebenfalls einen eigenständigen und kulturell wichtigen Platz im frühneuzeitlichen Diskurs einräumt, Hillman/Mazzio, Individual Parts, 1997, S. xiv: »What we would like to emphasize here [instead of a pure age of synecdoche], however, is precisely the way in which the impossibility of fully integrating parts into wholes brought about a privileging of the body as such.«

104 Bauhin, *De corporis humani fabrica*, 1590, S. 9.

105 Sawday, *The Body Emblazoned*, 1996; vgl. auch Vickers, Members Only, 1997.

106 Bauhin, *Anatomes*, 1591, LB XII 6:1, S. 55.

107 Ebd., S. 75.

108 Ebd., S. 77.

109 Ebd., S. 101.

Eine derartige Faszination an – in erster Linie – weiblicher Körperlichkeit begegnet, wie bereits ausführlicher diskutiert, in verschiedenen Basler Quellen, so beispielsweise in dem von Clément Marot inspirierten Gedichtpaar »von schönen brüstlenen« bzw. »heßlichen dutten« in Platters Textsammlung.[110] Das Imaginieren und Sprechen über Körperteile stellte in der städtischen Gesellschaft Basels eine Form des elitären *community building* dar. Der zergliederte Körper wurde als soziale Situation genutzt, in der Gemeinschaft konstituiert wurde und zugleich Positionierungen einzelner Protagonisten vorgenommen werden konnten.

Die Ärzte wirkten im Zentrum dieser Körperfaszination. Wie sie diese en detail für ihre sozialen Interessen nutzten, ist Gegenstand dieses Kapitels. Dazu gehe ich zunächst von der Repräsentation des einzelnen Anatomen aus, um im zweiten Schritt aufzuzeigen, dass diese nur deswegen funktionierte, weil Anatomien soziale Ereignisse waren.

Körper und Körperteile als Mittel der Selbstinszenierung der Mediziner

Ausführlich schildert Felix Platter in seiner Autobiographie den Umgang mit dem ersten von ihm in einer öffentlichen Anatomie angefertigten Skelett.[111] Dieses aufwändig hergestellte[112] Artefakt stand über Jahrzehnte in einem »schön kensterlin« in Platters »stuben«.[113] Die Rahmung durch den eigens angefertigten Schrank unterstreicht, dass aus dem wieder zusammengesetzen anatomisierten Körper etwas Neues entstanden war. Das Ob-

110 Siehe das Kapitel »Begegnen – Exzessivität als Praxis und das Geschlecht der Geselligkeit«.

111 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 352f. Zur Anfertigung des Skeletts als »anatomische Selbstinszenierung« vgl. Stolberg, Eine anatomische Inszenierung, 2011, S. 148–151, v. a. 150f. Auch Wilhelm Fabry schenkte mit Profilierungsabsichten und zur allgemeinen Förderung der Anatomie ein Skelett, und zwar an die Berner Bibliothek: »Daweil ich ein sceleton in diese bibliothecam gebe, hab ich auß beweglichen Vrsachen einen discursum anatomicum dorzu machen, vnd zugleich mit presenteren wollen, Ob villiecht ich alhir, vnd an andren ordten, den Magistratum konte bewegen, solches studium mehr als nicht beschieht, zu promoueren, wie dan auch die gemeine barbierer zu ermahnen, sich mit allem fleiß auff solches zulegen.«, W. Fabry an C. Bauhin, 14.10.1624, UBB, G2 I 2, S. 150.

112 Zur zeitgenössischen Skelettpräparation vgl. Kurz, *Historische Schätze*, 2005, S. 21–25; Stolberg, Eine anatomische Inszenierung, 2011, S. 150.

113 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 353. Vgl. auch den Einstieg in das Kapitel »Bespielen – Fülle, Exotik und Brüche von Repräsentation«.

jekt wurde in das häusliche Umfeld Platters eingepasst und dadurch für die Repräsentation des Anatomen vereinnahmt. Platter hatte durch Anatomie, Wiederaufbau des Skeletts und Einfügung in seinen hölzernen Rahmen ein neues Objekt erschaffen, das im Ergebnis vielmehr Erinnerungsträger an das anatomische Event als an den Körper des Hingerichteten war.[114] Das Skelett als Artefakt Platters erhielt in Platters Haus eine neue Funktion – für die besuchenden PatientInnen war es Ausweis der Kompetenz des Mediziners.[115]

Eine ähnliche Verwertung von Körpern, diesmal als visuelle Elemente, lässt sich auch in der Darstellung von Körpern als Ornamente der Eintragungen von Medizinern in der Basler Rektoratsmatrikel beobachten.[116] Auch hier dienten Körper und Bezüge zur Anatomie der Selbstinszenierung der Mediziner. Obwohl die Rektoren prinzipiell über den Fakultäten standen, wurde in den kunstvollen Rektorenminiaturen die Fachzugehörigkeit des einzelnen Gelehrten dennoch stets aufgerufen. Augenfällig wird dies zum Beispiel in der Miniatur für Christian Wurstisen, die mit Zahlentafeln, Gradstock, Zirkel, Oktant, Jakobsstab und Astrolab die mathematisch-astronomischen Tätigkeiten Wurstisens ins Bild setzt (Abb. 26).[117] Besondere Dynamik erhält die Miniatur dadurch, dass die Objekte im Gebrauch gezeigt werden: Putti fixieren mit Oktant und Jakobsstab das mittig gesetzte Astrolabium.

---

114 Häufig werden mit ähnlichen Objekten beide Aspekte, Anatomie und mit moralischer Intention Verbrechen und Hinrichtung, thematisiert. Vgl. am Beispiel der Haut Bohde, Pellis Memoriae Peccatorum, 2005. Deutlich wird das auch am Beispiel der Skelette Platters und Vesals im unteren Collegium. Die Inschrift in der Übersetzung von Lötscher, *Felix Platter*, 1975, S. 140: »Unserer eigenen Vergehen wegen wurden wir getötet, aber wir leben durch die Kunst fremder Hand, vermehrt um die Gebeine eines Knaben und um das Skelett eines wendigen Affen, als Beispiele für Eure Zwecke, Ihr frommen Ärzte und Ethiker, so sind wir Dokumente der Majestät Gottes, die wir Werkzeuge der Schande waren.«

115 Stolberg, Eine anatomische Inszenierung, 2011, S. 150.

116 Rektoratsmatrikel, UBB, AN II 4, Bd. 2 (1568–1653); vgl. Ganz, *Miniaturen*, 1960.

117 Ebd., S. 158–160.

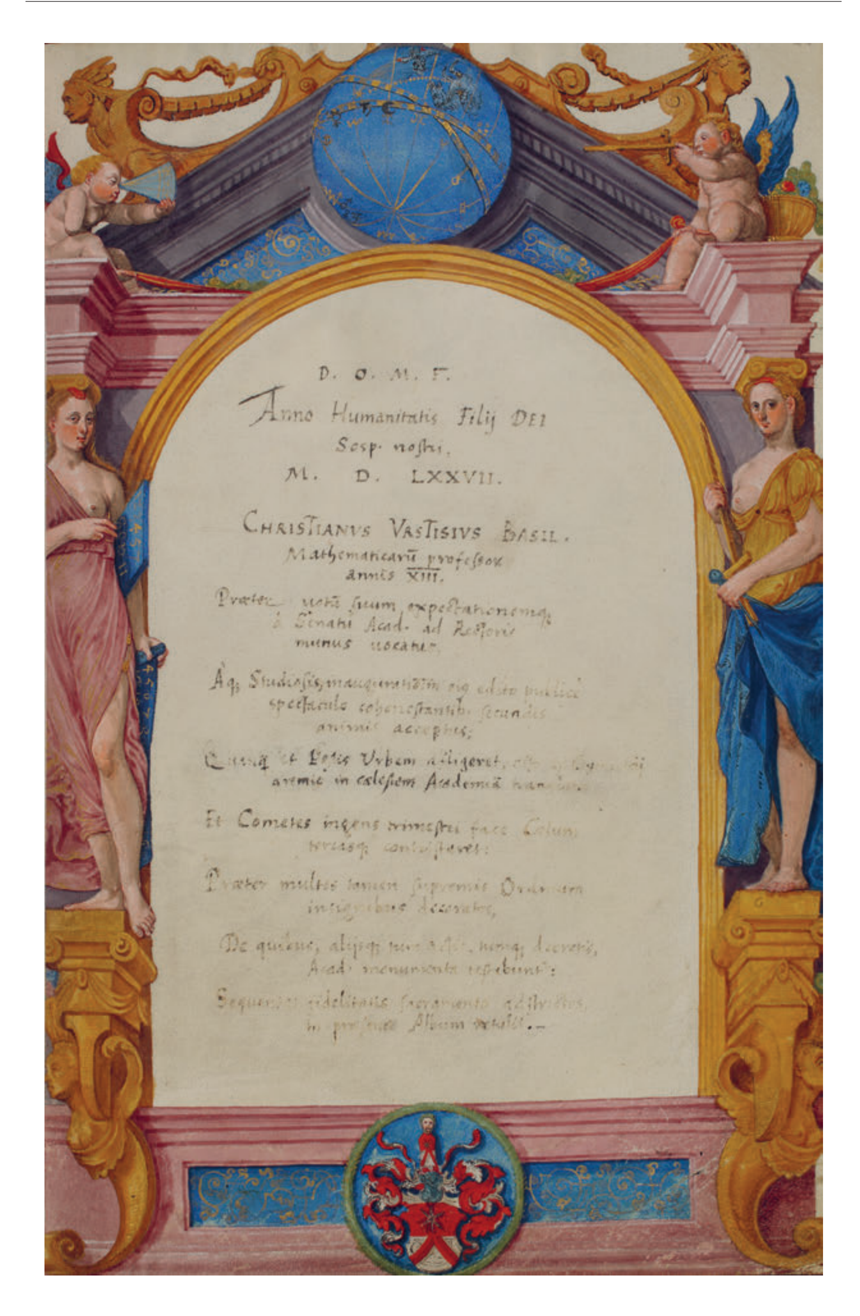


Abb. 26: Eintrag zum Rektorat von Christian Wurstisen, 1577, Rektoratsmatrikel, Bd. 2, S. 22r © Universitätsbibliothek Basel, AN II 4.

Ähnlich symbolisiert ein Puttipaar in der bereits kurz besprochenen Kartusche zum zweiten Rektorat Platters von 1576/77 die Praktiken des Mediziners (Abb. 19). Rechts im Bild sitzt ein Putto mit einem geöffneten Buch auf dem Schoß, das, mit der linken Hand gehalten, als Grundlage für die durch den Blick betonte Urinschau dient.[118] Ein weiteres Buch liegt zu Füßen des Puttos. Der Gegenpart dieser Darstellung der auf Buchwissen beruhenden Diagnosefähigkeit des Arztes befindet sich auf der linken Bildseite. Hier kauert ein zweiter Putto vor einem langgestreckten nackten Männerkörper, in der Hand ein gezücktes, aufrecht gehaltenes und leicht gebogenes Messer. Paul Ganz interpretiert die Szene als Operationsszene an einem kranken Mann.[119] Doch vor dem Hintergrund zeitgenössischer Zuständigkeitsdiskurse, die dem studierten Mediziner den »inneren«, dem Chirurgen und Wundarzt aber den »äußeren« Körper und damit die üblichen Operationen zuwiesen, ist eine Selbstdarstellung Platters über das Operationsmesser wenig wahrscheinlich. Vielmehr handelt es sich um eine Sektionsszene. Der Körper ist noch unversehrt; das erhobene Messer, das sich in Anlehnung an die Darstellungskonventionen von Anatomien und angesichts der auffälligen Genitalverwischung des Putto auch als Phallussymbol deuten lässt, lenkt jedoch besondere Aufmerksamkeit auf den bevorstehenden, den Körper penetrierenden Akt. Dieser kann zugleich als eine Behauptung anatomisch-medizinischer Potenz gelesen werden. Der Eintrag enthält zudem einen expliziten Verweis darauf, dass der Schriftteil der Feder Platters selbst entstammte. Das unten klein hinzugefügte »manu propria« kommt direkt über den Gliedmaßen des Körpers zu liegen. Es wird damit nicht nur zum Ausweis der Eigenhändigkeit des Eintrags, sondern rückt die persönliche Tätigkeit und vor allem die Einlösung des im Anschluss an Vesal propagierten Ideals eigenhändiger anatomischer Erfahrung in den Mittelpunkt der Darstellung.[120]

---

118 Die Geste ist typisch – Mediziner wurden häufig im Moment der Harnschau, das Glas ins Licht gehoben, abgebildet. Vgl. Stolberg, *Harnschau*, 2009. Auch wenn Platter sich, wie bereits beschrieben, über die Praktiken der Harndestillation Leonhard Thurneyssers lustig machte, erhielt er dennoch häufig den Urin seiner PatientInnen zugeschickt. Vgl. Anm. 154 im Teil »Gesellschaft schreiben – Der Text«.

119 Ganz, *Miniaturen*, 1960, S. 158.

120 Vgl. zur Bedeutung der Eigenhändigkeit des Anatomen auch die Dedikation von Platter, *De corporis*, 1581–1583: »quinquaginta amplius humanorum corporum sectionibus manus adhibui«. Zum von Vesal geprägten Topos der Hand des Anatomen und der Bedeutung des Tastsinns für die Anatomie vgl. z. B. Harvey (Hg.), *Sensible Flesh*, 2003; Knoeff, Touching Anatomy, 2015; zu Vesal besonders Mathes, Swan's Neck, 2003, S. 112–114.

Die Bedeutung, die sowohl in der rechten Harnschauszene als auch in der Sektionsszene dem Blick des jeweiligen Putto als Stellvertreterfigur des Mediziners zukommt, legt eine Einordnung der hier vorgeführten »Erfahrung« in den Bereich des »Augenscheins«, der zeitgenössisch so zentralen *autopsia*-Diskurse, nahe.[121] Die beiden Putti symbolisieren zwei Formen der *autopsia*, stehen sie doch jeweils für je unterschiedliche Blicke ins Körperinnere mit je eigenen Mitteln. Die Körpergrenzen werden in beiden Fällen überwunden – sei es über das genau betrachtete Exkrement des Urins oder den Schnitt durch die Haut. Die hier gezeigte *autopsia* steht, wie die abgebildeten Bücher aufzeigen, nicht im Gegensatz zum »Buchwissen«, sondern der Fokus liegt auf der mittlerweile von der Wissensgeschichte favorisierten Interdependenz der beiden Wissensformen.[122] *Autopsia* war überhaupt erst über das entsprechende Buchwissen, das den Blick formatierte, verfügbar.[123]

Über die Beschäftigung des messerzückenden Putto mit dem Leichnam wird außerdem die Beziehung des Anatomen zu seinem Objekt, dem toten Körper, ins Bild gesetzt. Eine ähnliche Interaktion mit dem Tod findet sich auch bei der Miniatur Peter Stöcklins zu Thomas Platters d. J. Rektorat von 1623/24 (Abb. 27).[124] Das Porträt in der Mitte des oberen Teils der Texteinfassung wird eingerahmt von zwei Putti. Unterhalb des Porträts fungieren zwei Totenschädel als deren Pendants. Der linke steht in Blickkontakt mit dem linken Putto, während der rechte Totenschädel den Blick auf den Betrachter bzw. die Betrachterin gerichtet hält und der zugehörige Putto einen Singvogel am rechten Bildrand fixiert. Hier finden also zugleich Zwiegespräche mit dem Tod und mit der Natur statt.

---

121 Vgl. zur *autopsia* aus bildmedialer Perspektive Buschhaus, Über den Körper im Bilde sein, 2005, S. 74–89, 104–123; zum Augenschein als Bestandteil der frühneuzeitlichen »Kultur der Evidenz« vgl. Rößler, *Kunst des Augenscheins*, 2012; zum Zusammenhang von *autopsia* und Autorität vgl. Angelis, *Anthropologien*, 2010, S. 228f., 253–256.

122 Die Dopplung von Buch- und Erfahrungswissen wird inzwischen anstelle des für das Narrativ der *scientific revolution* so bedeutungsvollen angeblichen Triumphs der Empirie vehement als signifikant betont. Vgl. z. B. Krämer, *Ein Zentaur in London*, 2014, z. B. S. 21; Rößler, *Kunst des Augenscheins*, 2012.

123 Z. B. Buschhaus, Über den Körper im Bilde sein, 2005, v. a. S. 86f.

124 Ganz, *Miniaturen*, 1960, S. 180f.; Schober, Hermaphrodites, 2016, S. 321–324, dort auch zu der hier nicht diskutierten Exotik der abgebildeten Figuren und Tiere aus der neuen Welt.



Abb. 27: Eintrag zum Rektorat von Thomas Platter, 1623, Rektoratsmatrikel, Bd. 2, S. 154r
© Universitätsbibliothek Basel, AN II 4.


20 ANDREAE VESALII BRVXELLENSIS

DE OCTO CAPITIS OSSIBVS, & suturis haec committentibus. Caput VI.

PRIMA SEXTI CAPITIS FIGVRA, QVAE DVAS VERTICIS ossium portiones inuicem nonnihil seiunctas commonstrat, ut commodius artificiosissima suturae fabrica oculis subijceretur.

SECVNDA FIGVRA. HAEC OSTENDIT CALVARIAE portionem à reliquo capite serra diuisam, ut ossis appareret cōstructio duabus densis solidisq; squamis seu laminis a & a notatis efformata, in quarum medio fistulosa seu fungosa ossis consistit substantia aa indicata. Caeterùm huiusmodi squamae uulgò capitis tabulae uocantur. ac superior quidem exterioŕue squama a notata, prima appellatur tabula. interior uerò, quae durae cerebrum inuestienti membranae est proxima, & a insignitur, secundae tabulae loco habetur, & quidam hanc diploā quoque uocant. Neque desunt interim qui fungosam fistulosamq; ossis substantiam aa indicatam, unius etiam tabulae uice recensent, hanc mediam seu secundam appellantes, hacq; ratione tres caluariae tabulas constituentes, quae crassitie duritiaq; in omnibus hominibus neutiquam pares cernuntur.

TERTIA SEXTI CAPITIS FIGVRA.

TERTIA figura integrā caluariam capitis naturalis figurae (quae oblongam sphaeram utrinque leuiter in anteriora compressam refert) absque inferiori maxilla in sinistro latere depictam exhibet, suturas in externa capitis sede spectandas pulchrè proponens.

QVAR

Abb. 28: Vesal, *Fabrica*, 1543, S. 20 © Universitätsbibliothek Basel, AN I 15.

Die Kopplung von Anatomie und betont lebendiger Natur wurde häufig visuell präsentiert. Beispielsweise ist ein Exemplar der *Fabrica* in der Universitätsbibliothek Basel aufwändig mit Pflanzenornamenten verziert (Abb. 28). Caspar Bauhin, der erste Basler Professor für Anatomie und Botanik, ließ sich in seinen Autorenporträts zugleich mit Totenköpfen und mit Pflanzen abbilden. Dies geschah zum einen, um die Spannbreite seines Expertenwissens zu demonstrieren, zum anderen aber auch, um aufzuzeigen, dass die Bereiche seinem Verständnis nach zusammengehörten (Abb. 29).

Auch im Fall der Matrikel von Thomas Platter verbindet, ermöglicht und kontrolliert die Figur des Mediziners mit Platters zentral gesetztem Porträt die einzelnen Bestandteile. Das Schwebende – und doch fest verankerte – Moment der Binnenstellung der Tätigkeit des Mediziners im Spiel zwischen Leben und Tod ist in einem ungewöhnlichen Detail der Miniatur repräsentiert. Zwischen dem eben besprochenen oberen Teil der Miniatur und der Textkartusche ist eine Hängematte gespannt, in der ein Körper liegt. So wie sich das Element der Hängematte zwischen den Teilen der Miniatur befindet, so oszilliert es auch aufgrund der Uneindeutigkeit der dort liegenden Person zwischen zumindest vermeintlichen Dichotomien: Unklar bleibt sowohl ihr Geschlecht als ihr Zustand – ist sie wach, schläft sie, ist sie krank oder gar bereits tot? Indem sie mit schwebenden Zuständen und Uneindeutigkeiten agiert, spielt die Miniatur mit dem Vermittlungspotenzial des Mediziners, dessen Porträt – eingerahmt von den Totenköpfen, den Putti, den Singvögeln und der Hängematte – das Zentrum des oberen Bildteils bildet.

Die Matrikelminiaturen markierten jeweils den Beginn eines neuen Rektorats. Dass anatomische Praktiken, Körper (etwa in Caspar Bauhins Matrikel, die sich an die Adam und Eva-Darstellungen anatomischer Frontispize anlehnt; siehe Abb. 30) und Skelette als Bildgegenstände weit vorne rangierten, überrascht nicht. Schließlich bot auch die anatomische Praxis eine Bühne der Positionierung, die die Mediziner gerade zu Beginn neuer Tätigkeiten in Basel fleißig bespielten.



Abb. 29: Johann Theodor de Bry, *Autorenporträt Caspar Bauhin*, in: Bauhin, *De hermaphroditorum*, 1614 © Universitätsbibliothek Basel, Lb X 7.



Abb. 30: Eintrag zum Rektorat von Caspar Bauhin, 1598, Rektoratsmatrikel, Bd. 2, S. 71r
© Universitätsbibliothek Basel, AN II 4.

Anatomie und Karrierebeginn

Viele Basler Mediziner führten, kaum zurück von ihren Studienreisen, öffentliche Anatomien in der Stadt durch. Eine solche Inszenierung der Niederlassung als Arzt war wohl als erste dieser Art die öffentliche Anatomie Felix Platters kurz nach der Rückkehr aus seinem Studienort Montpellier im Jahr 1558. Sie fand vor einem großen Publikum – »vil volck, daß zuosach«[125] – in der alten Elisabethenkirche statt. Auch die Initiation von Platters jüngerem Bruder Thomas als Basler Mediziner erfolgte über die Anatomie: Zunächst hielt er seine Antrittsrede Über das Lob der Anatomie im November 1614 und ein knappes halbes Jahr später folgte die öffentliche Anatomie.[126] Dasselbe gilt für die gemeinsam mit Felix Platter durchgeführte Anatomie des eben von seinen Studienjahren in Padua, Bologna, Montpellier, Paris und Tübingen zurückgekehrten Caspar Bauhin 1581, der damit dem Beispiel seines Bruders Johann nacheiferte.[127]

Die jungen Mediziner demonstrierten in den öffentlichen Sektionen das im Ausland erworbene Wissen vor einem breiten Publikum. Dabei nutzten sie die performativen Möglichkeiten der Anatomie, um zurück in der Heimatstadt ihren Statusanspruch geltend zu machen, und erreichten damit lokal ein wesentlich breiteres Publikum als über die Disputation und Publikation ihrer Dissertationsthesen.[128] Die Gestaltung als Event unterstrich, welche Bedeutung die Anatomie für die Attraktivität der Universität hatte. Die Sicherstellung anatomischen Unterrichts machte eine Universität und mit ihr die entsprechende Stadt zu einem Anziehungspunkt für Studenten auf ihrer *peregrinatio academica*.[129] Auch damit lassen sich die hohen Zuwächse der medizinischen Fakultät in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erklären.[130]

---

125 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 353. Außerdem waren die »doctoren und wundartzeten« anwesend.

126 Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 51.

127 Caspar Bauhins einführende Anatomie fand bereits vor seinem Doktorexamen im Februar 1581 statt. Vgl. Hess, Kaspar Bauhin, 1860, S. 134; Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 30. Johann Bauhin d. J. hatte bereits seit Jahren in Lyon praktiziert und kam also nicht direkt von seinen Studienreisen zurück. Seine Anatomie von 1571 (ebd., S. 24) markierte dennoch seine Rückkehr nach Basel.

128 Zu den Basler Disputationen und deren Werbefunktion vgl. Limbach, Advertising Medical Studies, 2017.

129 Die wichtigsten Zentren für eine anatomische Ausbildung waren Padua und Montpellier sowie Paris und zunehmend auch Basel, später Leiden, Edinburgh, Göttingen und London. Zur *peregrinatio medica* und ihren Zentren vgl. Grell/Cunningham/Arrizabalaga (Hg.), *Centres of Medical Excellence*, 2010.

130 Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917, S. 153f.

Die aus dem Ausland zurückgekehrten jungen Anatomen zeigten gleich zu Beginn ihrer Karriere, dass sie dieses Bedürfnis bedienen konnten.

Das Potenzial der Anatomie für die eigene Positionierung war den Beteiligten dabei durchaus bewusst. Platter konstatierte über seine erste öffentliche Anatomie, dass sie ihm »ein großen ruom bracht«.[131] Zugleich setzte er den Erfolg in Beziehung zu Vesals aufsehenserregender Anatomie 1543, »wil lange jar von den unseren allein einest von D. Vesalio ein anatomy ze Basel gehalten«.[132] Über Jahre hinweg hatten die Briefe Thomas Platters d. Ä. seinen Sohn in Montpellier auf die Bedeutung dieses initiierenden Moments vorbereitet. In neun von insgesamt 32 Briefen aus den Jahren 1552–1555 ermahnte Thomas seinen Sohn zu einem intensiven Studium der Anatomie. Diese verstand er, gerade weil sie den Arzt auch gegenüber Wundärzten autorisierte, als wichtiges Distinktionsmittel, das Felix auch bei der späteren Interaktion mit den Chirurgen behilflich sein sollte:

»Crede mihi si obtemperaveris, usui quandoque erit quam maxime, praesertim cum ista non sint aliena a tuo proposito. Wie ist es so holtzelig wen ein medicus eim schärer darff in reden und causas erratorum aut rectefactorum anzeigen, so redent sy den von eim under den Civibus, und machend eim lichtlich ein grossen namen und ruoff.«[133]

Die Appelle – an mehreren Stellen wechselt Thomas Platter gerade an diesen Stellen ins Deutsche – sind sehr eindringlich, wie etwa im folgenden Beispiel vom 24. Oktober 1553:

»Wie fröwt mich so woll quod scribis te exerceri anatomia, simplicibus cognoscendis, ut audeas cum multis de ea re contendere, qui apud nos sibi videbantur esse gross pfnurpfen. perge strenuo ut vincas multos, et quod nuper scripsi, multi novi exoriuntur medici, welcher der best wird, der wirdt brut heimfieren, drum sich uff, tu habes exoptatam occasionem, tandummodo dum licet fruaris, in qua re te invabo pro viribus libentissime.«[134]

131 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 353.

132 Platter unterschlägt hier sowohl die bereits besprochene Anatomie durch den Pfarrer Leuw in Riehen wie die Anatomie durch den Mediziner Oswald Bär 1531. Zu dieser im Tagebuch von Johannes Gast erwähnten Anatomie vgl. Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 9–11. Während erstere laut Platter nicht »von den unseren«, also nicht von Medizinern, ausgeführt wurde, wird Bär offensichtlich bewusst ausgelassen, um sowohl die Novität wie den direkten Bezug zu Vesal zu betonen. Selbst wenn es sich bei Bärs Anatomie nicht um eine öffentliche Anatomie gehandelt hat, wie Kolb (ebd., S. 11) argumentiert, ist es doch auffällig, dass Platter an keiner Stelle auf die bereits 1536 in Sinckelers Gutachten als Aufgabe der medizinischen Fakultät gefasste Forderung nach Sektionen einging (ebd., S. 15).

133 Burckhardt, *Thomas Platters Briefe*, 1890, S. 21.

134 Ebd., S. 29.

Besonders ins Auge fällt hier die in Aussicht gestellte und an den beruflichen Erfolg geknüpfte »Heimführung« der Braut. Thomas setzt die Ehe – selbst wichtiger Karrierekatalysator[135] – in direkte Beziehung zum vorangegangenen Studienerfolg.

Ähnliches lässt sich auch in den werbenden Untertönen beobachten, die in Caspar Bauhins Briefen an seine in Mömpelgard lebende Verlobte Barbara Vogelmann anklingen. In einem Brief berichtet Bauhin von der gemeinsam mit Felix Platter kurz nach seiner Rückkehr nach Basel durchgeführten Anatomie. Dies geschieht zwar en passant, dennoch ist die Textstelle bemerkenswert: »Diewil ich aber Tugentriche Jungfrauw, auff dißmol mitt sehr veil geschefften beladen bin, als namlich mitt einer Anatomey vnnd dz ich bald Docter zuwerden in sinn hab, vnnd verhoff auch, in kurtzer zeitt villeichtt bey euch zuosein.«[136]

Bauhin verbindet Anatomie, die anstehende Promovierung und das Wiedersehen der Verlobten, also die geplante Heirat, in einem einzigen Satz. Anatomie, Medizin und der Ehestand teilen dabei ihre enge Verbindung mit Körperpraktiken, Körperdiskursen und Körperimaginationen. Das Aufrufen der aktuell ausgeführten Anatomie gegenüber der »tugentrichen Jungfrau«, ja die Verbindung körperzergliedender »gescheffte« mit der ersehnten baldigen Zusammenkunft ist mehr als bloßes Prahlen vor der Zukünftigen, sondern zugleich auch ein Versprechen, die zukünftigen Rollen als Mediziner, Hausvater und Ehemann gut ausfüllen zu können.

Enthüllend verhüllen – Das Wissen des Körperexperten

Nach dem Tod Felix Platters im Juli 1614 folgte ihm Caspar Bauhin, bislang Professor für Anatomie und Botanik, im Oktober desselben Jahres auf der Professur für praktische Medizin sowie im Amt des Stadtarztes nach.[137] Mit seiner Antrittsrede *De homine oratio*[138] betrat Bauhin wenig später, am 16. November 1614, die Bühne, die es ihm ermöglichen sollte, sich in seiner neuen Rolle zu positionieren.

135 Burghartz, *Zeiten der Reinheit*, 1999, S. 133f. Vgl. auch das Kapitel »Besuchen – Mediziner in fremden und eigenen Häusern«.

136 C. Bauhin an B. Vogelmann, 28.2.1581, UBB, G2 I 13a, S. 18.

137 Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917, S. 98.

138 Bauhin, *De homine oratio*, 1614.

Wie bei den in großem Rahmen abgehaltenen öffentlichen Anatomien war auch bei dieser Veranstaltung ein breit gefächertes Publikum anwesend. Die Druckfassung von Bauhins Rede listet eine Anzahl illustrer Gäste auf, darunter der Rektor der Universität und der für seine Gelehrsamkeit berühmte Widmungsträger Moritz Landgraf von Hessen[139] mit seinen Söhnen Wilhelm und Philipp – beide Schüler Bauhins, die sich zum Zeitpunkt der Rede in der Tat in Basel aufhielten – sowie weitere »Generosi Comites & Barones, Reverendi Theologi«, Mediziner und Philosophen.[140] Gemeinsam bildeten sie das Publikum der »Auditores Nobilissimi & doctissimi«.[141]

Das leitende Thema der Rede Bauhins ist der menschliche Körper.[142] Bauhin arbeitet auch hier an der Dialektik von Teil und Ganzem. Er setzt zunächst bei der These der gleichzeitigen Entstehung aller Teile des Körpers im Mutterleib an,[143] um dann zu einer Vereinzelung überzugehen, in der die einzelnen Körperteile nacheinander beschrieben werden. In einer zirkulären Bewegung endet der inhaltliche Teil der Rede erneut beim Ausgangsorgan der menschlichen Generation – dem Uterus. Der Schlusspunkt besteht in der betonten Auslassung (»reliqua, sciens volensque praetereo«) einer ausführlicheren Beschreibung der weiblichen Genitalien, wobei auf die bereits erfolgten Demonstrationen in Bauhins Publikationen *Institutiones anatomicae* und *Theatrum anatomicum*[144] verwiesen wird:

»Uterus verò, arvum Naturae, dividitur in fundum, qui nullis Cellulis donatur, ut sibi multi persuadent; sed unam Cavitatem habet, lineâ superficiariâ distinctam: habet os duplex, internum, & externum: intermedium est Collum, in quo maximè notatur Virginitatis claustrum in Virginibus, quod Hymen dicitur: reliqua, sciens

139 Diesem widmete Bauhin auch sein wichtigstes anatomisches Werk: Bauhin, *Theatrum anatomicum*, 1605. Dafür, dass Moritz tatsächlich 1614 in Basel war, konnte ich keine Belege finden – möglicherweise wurde er nur später in der Druckschrift ergänzt.

140 Bauhin, *De homine oratio*, 1614, S. 39. Die beiden Hessensöhne trugen sich 1614 in die Matrikel ein und erhielten wohl einige Sonderbehandlung. So wurden sie »mit Rücksicht auf ihren Vater«, den bekannten Patron der Künste und Wissenschaften, zum Rektoratsessen geladen, Wackernagel (Hg.), *Matrikel*, 1956, S. 157. In Platters Gedichtband findet sich außerdem ein Lobgedicht von Wilhelm und Philipp von Hessen auf Platter, in dem sie ihn als Äskulap ihrer Zeit loben und sich selbst als Platters Klienten bezeichnen, Platter, Sammlung, UBB, AG V 30, S. 59f.

141 Bauhin, *De homine oratio*, 1614, S. 39.

142 Albrecht von Haller bezeichnete die Rede als ein »brevissimum compendium anatomicum«, Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 40f., Anm. 6.

143 Für einen Überblick über zeitgenössische Prokreationstheorien siehe Renzi, Women and Medicine, 2004, S. 205–213.

144 Bauhin, *Institutiones anatomicae*, 1609; Bauhin, *Theatrum anatomicum*, 1605.

volensque praetereo, in Anatomicis nostris Institutionibus, maximè verò in Theatro nostro Anatomico, fusissimè, ut caetera omnia, explicata; quare de his satis.«[145]

Dieser Schlusspunkt, der die Geheimnisse des weiblichen Körpers durch das Aufrufen und gleichzeitige Auslassen einer eingehenderen Beschäftigung mit dessen »heimlichen Orten«[146] besonders betont, ist ganz bewusst gesetzt. Zunächst unterstreicht Bauhin seine besondere Kompetenz als Arzt mit seiner detaillierten Aufgliederung des menschlichen Körpers, die hier zwar ohne das Demonstrationsobjekt einer anatomischen Zergliederung, aber in der Abfolge der Argumente doch in sehr ähnlicher Form erfolgt. Dem Gestus des Enthüllens und Erklärens wird dann aber abrupt ein Ende bereitet, indem das Körperinnere – gerade als es spannend zu werden verspricht – erneut rhetorisch verhüllt wird.

Dieses Spiel von gleichermaßen sprachlichem Enthüllen wie Verbergen, das nicht zufällig ausgerechnet am Jungfernhäutchen endet, ist typisch für den frühneuzeitlichen Anatomen. Im anatomischen Theater wurde der Körper zum einen demonstrativ gezeigt, zum anderen behielt der Anatom die letztendliche Deutungsmacht für sich. [147] Die Anatomie lässt sich als ein Spiel nur scheinbarer Aufdeckung verstehen. Dieses Spiel bediente sich der *curiositas* des Publikums, während das »Heimliche« des Körperinneren als Pfand des Anatomen immer ein Stück weit gewahrt blieb.[148] Bekannt ist dieses Vorgehen auch von bildlichen Darstellungen, die wie beispielswei-

145 Bauhin, *De homine oratio*, 1614, S. 38.

146 Das Interesse der Mediziner an den häufig als »heimlichen Orten« bezeichneten intimen Körperstellen ihrer Patientinnen lässt sich in einem bereits im Spätmittelalter zu konstatierenden, seit dem 16. Jahrhundert verstärkten und im 17. Jahrhundert weiter intensivierten Prozess verorten, im Zuge dessen männliche Mediziner sich sowohl aufgrund ihrer anatomischen Fragestellungen – v. a. ihres Interesses an der Prokreation – als auch im Wettstreit mit weiblichen Heilerinnen und Hebammen immer intensiver für weibliche Körper interessierten. Vgl. etwa Green, *Women's Medicine*, 2008; Park, *Secrets*, 2006; Brancher, *Équivoques de la pudeur*, 2015, S. 265–301. King, *The One-Sex Body*, 2013, S. 51, spricht von weiblichen Körpern gar als »ultimate challenge, with their revelation being the holy grail for anatomy«. Diesen Gral jagten die Basler Mediziner sowohl in ihrer täglichen Praxis als auch in ihren Sektionen und anatomischen Publikationen. Vgl. Stolberg, Down to Her Bones, 2003.

147 Elaine Leong und Alisha Rankin haben ein derartiges rhetorisches Vorgehen als »trope of openness« beschrieben, das einerseits dazu diente, sich von abgeschlosseneren Wissenszirkeln abzuheben, andererseits aber gleichzeitig ein anhaltendes Bedürfnis der Geheimhaltung von Wissen unter »a chosen few« nicht untergrub, Leong/Rankin, Secrets and Knowledge, 2011, S. 9.

148 Vgl. zur Funktionalisierung des Geheimen in der frühneuzeitlichen Wissenschaft Asmussen/Burkart/Rößler, Schleier des Wissens, 2011.

se Klappbilder auf anatomischen Einblattdrucken häufig mit der Dialektik von Enthüllen und Verhüllen operierten.[149] Bauhins Rede unterstreicht diese Konvention mit der betonten Leerstelle eindrücklich.

Gemeinsames Sezieren

Trotz all ihrer strategischen Nutzung für die Selbstdarstellung des einzelnen Anatomen – die Zergliederungen selbst wurden meist in Gemeinschaftsarbeit ausgeführt. Dies wurde in vielen, die Leistungen Einzelner betonenden Darstellungen nicht reflektiert, ist aber gerade vor dem Hintergrund der Frage nach dem Umgang mit prekären Situationen wie Leichenraub oder Vivisektionsvorwürfen von großer Bedeutung. Das Kollektiv wirkte zum einen als Absicherung des Einzelnen, zum anderen als gemeinschaftlicher Rahmen, der die Konstituierung von *communities* prägte.

Dass in der Praxis die Anatomie in den meisten Fällen eine gemeinschaftliche Aufgabe des *collegium medicum* war, zeigen etwa die Formulierungen der Gesuche um Leichen, die darauf erhaltenen Antworten und die Eintragungen zur Überlassung von Leichen in den Basler Kleinratsprotokollen. Namen werden in diesen Dokumenten selten angeführt und wenn dies geschieht, dann stellt die Namensnennung lediglich eine Erläuterung der Funktionsbezeichnung »Dekan« dar, welche zusätzlich um das Kollektiv der Assessoren oder der Fakultät ergänzt ist – so zum Beispiel die Unterzeichnung einer Anfrage nach Rötteln vom 6. November 1571: »E. F. G. gantz vnderthenige Theoder Zwinger Decanus & Assessores Collegij Medici Basiliensis«.[150] Das Antwortschreiben richtete sich in diesem Fall wiederum an den Dekan und die Assessoren, obwohl es direkt in Zwingers Haus überbracht wurde.[151]

Auch die Protokolle des Kleinen Rates verzeichnen die Überlassung von Leichen an die »Doctoren« oder »Medicis« im Plural und nicht an einzelne Anatomen.[152] Die Mediziner traten also als Kollektiv auf und wurden auch als Kollektiv wahrgenommen. Vor diesem Hintergrund wird die von Platter

149 Vgl. Brancher, *Équivoques de la pudeur*, 2015; Carlino, *Paper Bodies*, 1999.

150 Gesuch um Überlassung einer Leiche, 6.11.1571, StaB, Universitätsarchiv XII, 9, 2, Bü 1.

151 Die Adresse lautet: »Den Hochgelerten, vnd Ersamen vnsehrn lieben besondern Dechan vnd Assessoren Collegij Medicj zu Baßel. Auf S. Petersberg Jnn herr D. Joder Zwingers behaus zuantwürten«, Antwort des Markgrafen, 29.11.1571, StaB, Universitätsarchiv XII, 9, 2, Bü 2.

152 Z. B. StaB, Protokoll des Kleinen Rats 3, 1591–1593, 9.3.1591, S. 88r; Protokoll des Kleinen Rats 3, 1591–1593, 26.3.1593, S. 212v.

geschilderte Überraschung auf Seiten des Bürgermeisters Franz Oberrieths, »[d]er sich verwundert, daß ich allein solches underston wolte«,[153] verständlich, als Platter, so zumindest in seiner nachträglichen Schilderung, persönlich und für sich allein um eine Leiche für seine erste öffentliche Anatomie anfragte. Allerdings bleibt unklar, ob dieses frühe Beispiel in den späten 1550er Jahren tatsächlich Erstaunen hervorgerufen hatte oder ob diese Schilderung nicht vielmehr Platters Reaktion auf andersartige Praktiken zur Zeit der Niederschrift der Autobiographie spiegelte oder auch bloß seiner Selbstdarstellung geschuldet war. Auf jeden Fall aber zeigt der Eintrag, dass die Anatomie von 1559 vom städtischen Magistrat und nicht von der Universität orchestriert wurde. Der Rat gab in diesem Fall nämlich die äußeren Umstände vor:

»Glich alß der roth auf war, kompt mein schwecher, zeigt an, man habe mir daß corpus bewilliget und werde eß zuo S. Elsbethen in die kirchen, nach dem er gericht, fieren, do solte ichs anatomieren, aber solches den doctoren und wundtartzeten anzeigen laßen, das sy auch, wan sy wolten, darby erschinen.«[154]

Um 1600 war es hingegen das medizinische *collegium*, das die Umstände festlegte. Die Wundärzte, die, wie die Mithilfe Franz Jeckelmanns bei Vesals Anatomie 1543 bezeugt,[155] Mitte des Jahrhunderts noch viel stärker involviert waren, wurden dabei in eine Zuschauerposition abgedrängt.

Das bedeutete allerdings nicht, dass die Anatomie aus dem Bewusstsein der Menschen in der Stadt verschwunden war. Sie nahmen weiterhin rege Anteil an den entsprechenden Anlässen. Bei Anatomien kamen mehrere Dutzend Gäste zusammen, teils ist sogar von über 100 Anwesenden die Rede.[156] Darunter waren auch vielfach Adlige, die in den Rechnungsbüchern der Fakultät als Teilhabende an Sektionen verzeichnet sind.[157]

Für den Besuch der öffentlichen Anatomien waren Eintrittsgelder zu entrichten.[158] Diese garantierten die Wahrnehmung einer gewissen Exklusivität

153 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 352.
154 Ebd., S. 352f.
155 Ebd., S. 103f.
156 Bauhin, *Anatomica virilis et muliebris*, 1597, ad lectorem. Vgl. Hess, Kaspar Bauhin, 1860, S. 156f.
157 Rationarium medicum, 1559–1618, StaB, Universitätsarchiv Q 6. Die Passagen zur Anatomie sind gedruckt bei Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 150–158.
158 Ebd., S. 147: »Diese [Eintrittsgelder] waren recht unterschiedlich im Laufe der Zeit: Medizinstudenten z. B. bezahlten für den Besuch der Anatomie von 1571/72 sechs Batzen, die übrigen Zuschauer nur zwei Batzen; in den achtziger Jahren zahlten alle Teilnehmer fünf ›solidi‹. Von 1590 an waren die Kosten für den Eintritt in der Regel 7 ½ ß, sanken dann 1606–07 wieder auf 5 ß. […] Selten geschah es, daß Studenten gratis zugelassen wurden.

der Veranstaltung, die sowohl das vorgeführte Wissen privilegierte, als auch den bezahlenden Besucher in ein Kollektiv integrierte. Der Akt des Zahlens machte dem Besucher wie eine zusätzlich eingezogene Schwelle bewusst, dass er eine eigene soziale Situation mit spezifischen Konventionen betrat. Hartmut Böhme geht sogar einen Schritt weiter und sieht in den Eintritten einen wichtigen Aspekt der Vergesellschaftung des anwesenden Publikums: »Das Eintritt zahlende Publikum formierte sich im Theatrum Anatomicum zur [sic] einer ›Gemeinde‹. Über der Leiche kreuzten sich die Blicke der Zuschauer und es liefen Prozesse der Selbstvergewisserung als Individuum und Kollektiv ab.«[159]

Noch viel stärker gemeinschaftsbildend als das Zahlen eines Eintrittsgeldes wirkte die gemeinsame körperliche Erfahrung der Sinneseindrücke einer Anatomie, die in dem Zitat Böhmes bereits im Kreuzen der Blicke im anatomischen Theater mit anklingen. Die Evozierung dieser Sinnesreize bildete einen wichtigen Bestandteil der anatomischen Inszenierung.[160]

Geteilte Sinneswahrnehmung – Das Setting des anatomischen Events

Der Anatom und die an der Ausgestaltung des anatomischen Ereignisses beteiligten Personen schufen eine spezifische Atmosphäre, die das Motiv der immer unvollständig bleibenden Enthüllung nutzte.[161] Im anatomischen Theater waren daher Lichtverhältnisse von zentraler Bedeutung.[162] Aspekte wie Beleuchtung und Illumination spielten auch in Basel eine wichtige

---

Wollten aber reiche Fremde der Anatomie beiwohnen, so kostete es sie wesentlich mehr als der übliche Betrag, z. B. zahlte anno 1590/91 der Baron von Zerotin 2 lb 5 ß.« Honoratioren mussten wohl nicht bezahlen – so der Eintrag zu einer Anatomie von Caspar Bauhin 1589 im Rechnungsbuch der Fakultät, der auch angibt, dass weitere Personen nur einen symbolischen Beitrag entrichteten: »Spectatoris alios, habuit honorarios, qui gratis; alios vero qui symbolo dato admissi fuere«, Rationarium medicum, 1559–1618, StaB, Universitätsarchiv Q 6, gedruckt bei Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 153.

159 Böhme, Nacktheit und Scham, 2011, S. 449.

160 Die Literatur zum vergleichsweise neuen Feld der Sinnesgeschichte wächst rasant. Vgl. für einen ersten Überblick Classen (Hg.), *History of the Senses*, 2014; Jütte, *Geschichte der Sinne*, 2000; Missfelder, Ganzkörpergeschichte, 2014. Vgl. zu den bislang vergleichsweise selten thematisierten Sinnen Geruch und Tasten in der Anatomie Keating, *The Performative Corpse*, 2014, S. 54f., 76–86.

161 Atmosphären werden in der neueren Kulturforschung vor allem im Anschluss an Gernot Böhmes Überlegungen zur Ästhetik und im Zusammenhang mit den Diskussionen des *spatial turn* als über Sinne vermittelte kulturelle Bedeutung der Dingkonstellationen einer Situation definiert. Vgl. Böhme, *Atmosphären*, 2013.

162 Rößler, Der anatomische Blick, 2011; Rößler, *Kunst des Augenscheins*, 2012.

Rolle. Marco Baggiolini hat, aufgrund unklarer Datierungen seines Materials allerdings auf unsicherer Quellenlage, die plausible These aufgestellt, dass das 1589 im unteren Collegium am Rheinsprung eingerichtete *theatrum anatomicum* lediglich über ein Fenster verfügte.[163] Dieses sei zudem, was nicht verwunderlich ist, da das Zimmer möglichst kalt sein musste, um den Leichenzerfall zu verzögern, nach Norden ausgerichtet gewesen.[164] Die natürliche Beleuchtungssituation war damit während der vornehmlich in den Wintermonaten durchgeführten Anatomien sehr schlecht. Die Rechnungsbücher der medizinischen Fakultät, die die Ausgaben und Einnahmen anlässlich anatomischer Sektionen verzeichnen, belegen den entsprechend enormen Bedarf an Kerzen: Für die Anatomie vom 5. Dezember 1586 wurden beispielsweise 4ß 6d für Kerzen und 11ß 6d für Räucherkerzen ausgegeben.[165] Mag auch die tatsächliche Ausleuchtung im Basler *theatrum anatomicum* ebenso wenig befriedigend rekonstruierbar sein wie der exakte Ablauf einer Anatomie, liegt hier doch zumindest ein Hinweis auf die große Bedeutung des Einsatzes künstlichen Lichts und entsprechend undeutlicher, das Geschehen dramatisierender Lichtverhältnisse vor.

Auffällig – und angesichts der starken Geruchsentwicklung während der mehrere Tage andauernden Sektionen nicht verwunderlich – ist zudem der große Anteil von Rauchwerk in den Ausgabelisten. Verbrannt wurde neben den bereits erwähnten Räucherkerzen auch Mastix, das Harz des im Mittelmeerraum verbreiteten Pistazienbaums, das Johann Bauhin in seiner *Historia plantarum universalis* unter anderem als Mittel gegen Erbrechen und Übelkeit (»vomitum et nauseam«) anführt,[166] und aromatisches Wacholderholz. Mastix wie Wacholder wurden auch zum Ausräuchern etwa bei der Pestbekämpfung verwendet.[167] Die Gerüche standen in einem weiten Assoziationsfeld von Krankheit, Medizin, Magie und Tod.[168] Vermischt mit den nur unzureichend überdeckten Leichenausdünstungen unterstrich der Rauch von Mastix und verbrennenden Wacholderholzes das spezifische anatomische Setting.

163 Baggiolini, Über die Stätten, 1972, v.a. S. 34–39. Zum anatomischen Theater in Basel siehe auch Kurz, *Zur Geschichte des Anatomischen Instituts*, 1995, S. 10–12.

164 John Hunter empfahl für anatomische Theater aus diesem Grund eine Ausrichtung nach Norden. Vgl. Moore, *The Knife Man*, 2005, S. 78.

165 Rationarium medicum, 1559–1618, StaB, Universitätsarchiv Q 6, gedruckt bei Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 153.

166 Bauhin/Cherler, *Historia plantarum universalis*, Bd. 1, 1650, S. 290.

167 Häfliger, Hausapotheke, 1939, S. 27f.; Vadianus, *Ein kurtz und trüwlich underricht*, 1519, S. 9; Lehmann, *Beiträge*, 1935.

168 Ebd.

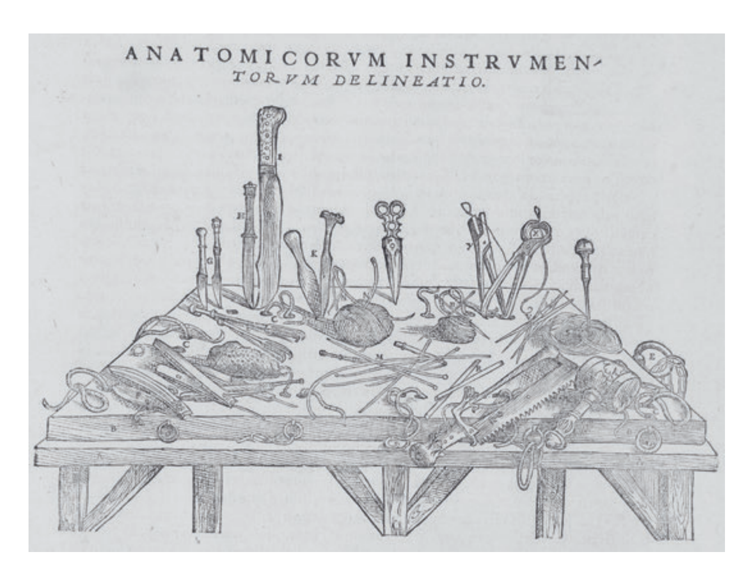


Abb. 31: Anatomische Instrumente, Vesal, *Fabrica*, 1543, S. 235 © Universitätsbibliothek Basel, Lb I 1.

Tücher und Werkzeuge, wie sie von der Illustration von Vesals Instrumententisch (Abb. 31) bekannt sind, komplementierten die Requisite der anatomischen Inszenierung. Als unabdingbar für eine Sektion führt Caspar Bauhin lediglich Messer, Nadel und Faden an. Der Student Maximilian Pantaleon ergänzte diese Auflistung handschriftlich am Rand um eine »Säge«, welche Bauhin lediglich in der weit mehr Objekte umfassenden Liste optionaler Instrumente nennt.[169] Dass Maximilian die Säge so zentral setzt, deutet darauf hin, dass diese sehr häufig verwendet wurde und ihr Einsatz Eindruck auf den Studenten machte. Die Höreindrücke während einer Anatomie umfassten auf jeden Fall nicht nur die erläuternde Stimme des Anatomen und das Rascheln der Notizblätter, sondern auch die sägenden und schneidenden Geräusche der Leichenzergliederung.

169 Bauhin, *De corporis humani fabrica*, 1590, S. 11: »DE INSTRVMENTIS. Ad sectionem autem certa requiruntur instrumenta, quorum quaedam ad neceßitatem, quaedam ac commoditatem requiruntur. Ad neceßitatem, eiusmodi sunt culter, acus [in LB XII 6:2 am Rand handschriftlich serra], et filum. Ad commoditatem, quo meliùs et expeditiùs sectio peragatur, expetuntur forcipes, stili, hamuli, scalpella, serra, malleolus, modiolus, terebra, spongia, calami, et eiusmodi, de quibus Vesalius capite vltimo libri primi suae Anatomes«. Die verwendeten Instrumente und Materialien lassen sich auch über die Rechnungsbücher erschließen, Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 146–166.

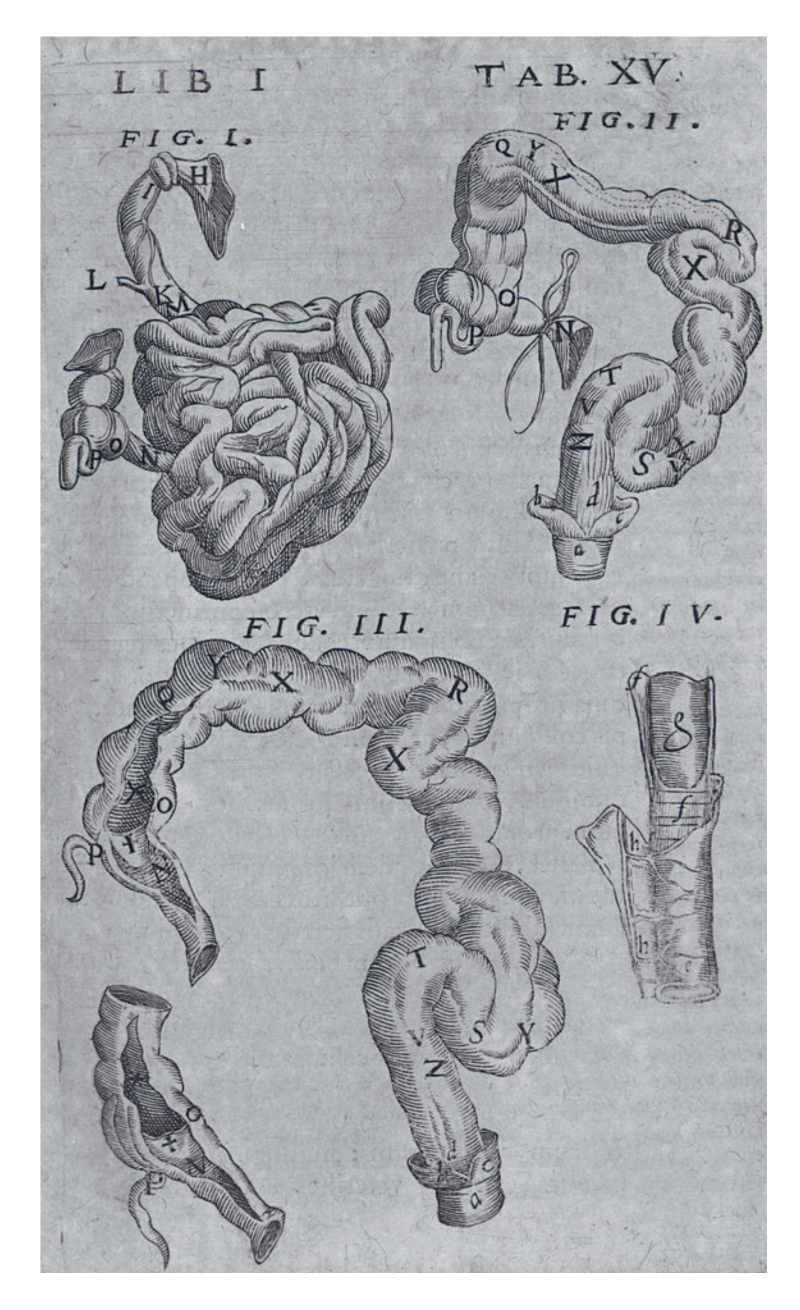


Abb. 32: Ileocoecalklappe, Bauhin, *Theatrum anatomicum*, 1605, Tabula XV, S. 117 © Universitätsbibliothek Basel, Lb XII 10.

1571 verbot das *collegium medicum*, dass die Zuschauer Körperteile während der Sektion berührten.[170] Trotzdem wurden auch nach dem Verbot Körper und Körperteile durchaus angefasst und betastet, wie die Ausführungen Bauhins zu der von ihm entdeckten, beziehungsweise erstmalig ausführlich beschriebenen, Ileocoecalklappe zwischen Dünn- und Dickdarm aufzeigen (Abb. 32).[171] Im Anhang seiner Übersetzung von François Roussets Arbeit zum Kaiserschnitt beschrieb Bauhin zunächst ausführlich seine Entdeckung der Klappe in Paris, bevor er sich ihrer Demonstration in seinen Basler Anatomien zuwandte:

»Als ich in Paris studienhalber verweilte und mich, zusammen mit Thomas Coccius im Anatomieren übte, geschah es 1579, daß ich beim Zergliedern unter anderem die Struktur der Gedärme genauer untersuchte, sie völlig vom Mesenterium befreite, und, um ihre Zotten und ihre Häute betrachten zu können, sie mit Wasser reinigte, das ich bald durch den Dünndarm, bald durch den Mastdarm einfließen ließ. Dabei beobachtete ich, daß das Wasser, welches in den Dünndarm eingegossen war, leicht und schnell herausfloß, das in den Mastdarm gegossene jedoch den Dickdarm nicht passierte, auch wenn man den Darm leicht zusammendrückte. Deshalb forschte ich nach, was für ein Hindernis sich denn an diesem Orte entgegenstelle. So fand ich im Dickdarm, dort wo der Dünndarm endet und der Wurmfortsatz am sogenannten Blinddarm ansetzt, also am Anfang des Colons, eine auffallende Klappe, so groß wie der Nagel eines Daumens, dick, häutig usw. Ich zeigte dies als etwas Neues, bis dahin noch nirgends Beschriebenes vor allem meinem Lehrer, dem Medizinprofessor Wilhelm Capellus. Aber auch bei den öffentlichen Anatomien an unserer Universität habe ich sie erwähnt, besonders bei den zwei Anatomien, welche ich im Jahre 1586 veranstaltet habe. Nachdem die Gedärme von meinem Assistenten Daniel Pyrnusius gereinigt worden waren, demonstrierte ich die Klappe allen Anwesenden, ließ Wasser auf beide Wege einfließen und ließ sie auch betasten. Auch ließ ich bei diesen Anatomien die Därme (ich maß die Länge von 24 Ellen) mittels eines Blasebalges aufblasen, womit ich zeigte, daß die Luft die Klappe auch nicht passieren könne.«[172]

Sowohl bei der Entdeckung der Klappe als bei ihrer Demonstration spielten das Berühren und Betasten, das Reinigen, Anfüllen und Zudrücken des Darms eine grundlegende Rolle. Bauhin kümmerte sich nicht weiter um das Verbot. Ganz im Gegenteil regte er die Anwesenden dazu an, mit den

170 Decreta medica, StaB, Universitätsarchiv Q 2, S. 3.

171 Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät*, 1917, S. 118. Vgl. zur Bedeutung der Hand des Anatomen und des Tastens für die Anatomie Anm. 120 im Teil »Die Ordnung des Körpers – Die Anatomie«.

172 Die Stelle aus dem Appendix der erweiterten Ausgabe der *Hysterotomotokia* (Bauhin, *Gynaeciorum libri*, 1597, S. 490) ist hier zitiert in der Übersetzung von Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 48f.

eigenen Händen anzufassen und die Funktionsweisen der Klappe selbst zu erfahren.

Alle sinnlichen Komponenten zusammen – Sehen, Riechen, Hören und Tasten – erzeugten im anatomischen Theater eine vom Alltag der Besucher entrückte Atmosphäre, die der anatomischen Inszenierung den Eindruck eines die Anwesenden privilegierenden Ausnahmezustands verlieh. Das multisensorische Erleben dieses Zustandes schuf eine spezifische Gemeinschaft aus Anatom, Leiche und den Anwesenden.

Geteilte Körper – Anatomie und Körperwissen in der Gelehrtenrepublik

Bisher hat das Kapitel gezeigt, wie die Anatomie – trotz oder gerade wegen all ihrer Implikationen – als Initiations-, Repräsentations-, Marketing- und zuletzt als Vergemeinschaftungsevent im städtischen Rahmen nutzbar gemacht werden konnte. Die sozialen Funktionen der Anatomie konnten sich allerdings zusätzlich auch auf die Kontaktpflege zu nicht anwesenden Personen erstrecken, in erster Linie zu den adligen PatronInnen der Mediziner und zu anderen Gelehrten.

Einen Einblick in die sozial konstitutiven Möglichkeiten der Anatomie ermöglichen die Paratexte der anatomischen Werke Caspar Bauhins – Dedikationen, Vorworte, beigegebene Lobgedichte. In ihnen wird deutlich, welch weiten Radius die Anatomie als imaginierter Raum auch jenseits der »Anwesenheitsgesellschaft« der Stadt besaß.[173] Gerade Bauhin nutzte die Anatomie intensiv, um seine weitreichenden Beziehungen zu pflegen. Die Körperlichkeit der Thematik spielte dabei eine entscheidende Rolle.

In der Widmungsepistel seiner 1591 erschienenen *Anatomes* an den Freiherrn und kaiserlichen Kriegsrat Rudolf von Salis[174] beispielsweise parallelisierte Bauhin die Verdienste, die sich Salis um die Anatomie erworben habe, mit der legendenhaften Unterstützung der Anatomie durch den römischen Präfekten Paulus Sergius, den Kaiser Marc Aurel sowie Alexander den Großen.[175] Bauhin kam daraufhin auf den Nutzen der Anatomie zu sprechen:

173 Schlögl, *Anwesende und Abwesende*, 2014.

174 Vgl. Färber, Rudolf Salis (Soglio), in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16957.php (17.12.2018).

175 Bauhin, *Anatomes*, 1591, Dedikation. Dabei ruft Bauhin auch die besondere Verbindung zwischen der Anatomie und dem Adel auf: Angeblich hatten Könige früher selbst seziert. Vgl. auch Rupp, Matters of Life and Death, 1990, S. 266. Ähnlich argumentiert auch Al-

»Hoc autem idcirco voluêre, quod agnoscerent Anatomen ad diuini opificij admirationem, ad morum temperandorum iudicium, ad humanae naturae penitiorem contemplationem, ad tuendam sanitatem, ad curanda corporis mala, denique ad scriptorum exquisitiorem cognitionem vtilem & necessariam esse.«[176]

Die Passage verbindet die Diskussion um die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Anatomie, auf die ich weiter unten zurückkommen werde, mit der Bewerbung von Bauhins Werk. Zusätzlich fällt die für Bauhins Paratexte typische Hervorhebung der religiösen Legitimierung des anatomischen Werks als »divin[um] opifici[um]« ins Auge.[177] Die weiteren Argumente beziehen sich vor allem auf den angestrebten Erkenntnisgewinn, wobei erneut die Verbindung von empirischem Wissen – dem Blick ins Körperinnere – mit dem Buchwissen (»scriptorum«) wichtig ist. Angeführt wird jedoch nicht nur abstraktes naturphilosophisches Wissen, das generiert werden soll, sondern praktisches Heilungswissen (»ad tuendam sanitatem, ad curanda corporis mala«). Mit dieser Konkretisierung wendet sich Bauhin schließlich direkt an den Adressaten, dessen körperliches Wohl er gegen Ende der Dedikation aufgreift.

Über den Rekurs auf Körperlichkeit gelingt es Bauhin, auch über räumliche Distanz hinweg Nähe zu seinen Bezugspersonen herzustellen. Ganz besonders gilt das für die Dedikationen, die an adlige Schüler Bauhins gerichtet sind und in denen er an die geteilte körperliche Erfahrung anatomischer Sektionen erinnert. Bauhin widmete seine *Institutiones anatomicae* in der

banus Torinus: »Ist aber solche Anatomey nit allein den Artzeten vnd der weyßheit liebhaberen hoch von noeten / sunder allen menschen ehrlich / nutz vnd lieblich zuowüßen / Also das ouch vorzeyten / Keyser vnd Künig vil fleyß darauff gelegt haben / Bezeüget der Groß Alexander / vnd Marcus Antonius der best Keyser / wie die Historici von ihm schreiben. Ich wil hie geschweygen der Küngen in Egypten / welche mit ihren eignen henden vich vnnd menschen auffgeschnitten / fleyßig zuoschowen vnd zuobetrachten / des Obersten werckmeysters kluogheit / vnd wunderbarlich vnd goettlich werck / ein zeytliche beausung vnd wagen (wie es Plato nennt) der seelen.«, Torinus, *Von des menschen coerpers*, 1543, Dedikation. Der Vergleich mit adligen Herrschern war in Basel zudem keineswegs ungewöhnlich; Leichenreden auf Häupter stellten diese gern in eine Reihe mit adligen Herrscherfiguren. Vgl. Schüpbach-Guggenbühl, *Schlüssel zur Macht*, 2002, Bd. 1, S. 81f.

176 Bauhin, *Anatomes*, 1591, Dedikation.

177 Besonders ausgeprägt ist das beispielsweise auch in der Dedikation des zweiten Buches der *Anatomes* an den Ritter Hartmann von Halwill, Bauhin, *Anatomes*, 1592, Dedikation. Vgl. für die »sacred anatomy« Sawday, *The Body Emblazoned*, 1996, S. 85–140.

Ausgabe von 1609 den Brüdern Georg und Franz von Lycke,[178] in der letzten Ausgabe von 1616 den Herren Zbygneus Adam, Martianus und Johannes de Goray.[179] Die *Anatomes* von 1597 wurden den Fürsten Georg und Johannes Radziwiłł zugeeignet.[180] In all diesen Dedikationen nimmt Bauhin Bezug auf die mit seinen ehemaligen Schülern durchgeführten Sektionen. Besonders ausführlich geschieht dies im Fall der Widmung an die Radziwiłłs. Hier wird die gemeinsam erlebte Anatomie nicht nur kurz aufgerufen, sondern – unter Angabe der zusammen im anatomischen Theater verbrachten Zeit während der achttägigen Sektion einer männlichen Leiche – auch etwas näher beschrieben.[181]

Die über die Anatomie hergestellte Gemeinschaft wird außerdem in den zahlreichen, den Werken voran oder seltener nachgestellten Gedichten verschiedener Kontaktpersonen Bauhins revitalisiert. In diesen wird zwar die Leistung des jeweiligen Werkes und seines Autors gewürdigt, zugleich wird aber auch die Bedeutung des anatomisch gelehrten und auf gemeinsamem Körperwissen beruhenden Kollektivs in den Druck hinein übertragen und schriftlich verfestigt. Die Gedichte dienen nämlich neben dem Lob des Autors immer auch der Selbstvergewisserung des Kollektivs, das sich der Bedeutung der Anatomie vor dem Hintergrund unterschwelliger Gefahren immer wieder neu vergewissert. So Christopher Rösslers Beitrag »gratitudinis & amoris causa«:

> »Svnt qui grande nefas & poena ingente piandum,
> Humanum corpus diuidere arte, putant.
> Errant: namque decet mirari condita cuncta,
> Atque creditori pangere dulce melos.«[182]

---

178 Bauhin, *Institutiones anatomicae*, 1609. Die beiden jütischen Großgrundbesitzer auf *grand tour* trugen sich 1608 in die Matrikel ein, Wackernagel (Hg.), *Matrikel*, 1956, S. 96f.

179 Bauhin, *Institutiones anatomicae*, 1616. Die polnischen Adligen trugen sich gemeinsam 1615 in die Matrikel ein, Wackernagel (Hg.), *Matrikel*, 1956, S. 172. Zu polnischen Adligen an der Universität Basel vgl. Włodarski, Polen an der Universität Basel, 2010; Kot, Polen in Basel, 1942.

180 Bauhin, *Anatomes*, 1597. Vgl. zu den Radziwiłłs, denen auch Platter und Polanus Werke widmeten, Włodarski, Polen an der Universität Basel, 2010, S. 11f.

181 »Inter tot tantosque Heroes, vos DUCES ILLVSTRISSIMI, merito vestro collocamus, vt qui elapso Nouembri, postpositis omnibus, nostris dissectionibus Cadaueris virilis in octauam diem (pro more Academiae nostrae) celebratis, quotidie per quatuor horas adesse, dicam rectiùs praeesse, & omnia perspicati intueri volueritis.«, Bauhin, *Anatomes*, 1597, Dedikation.

182 Bauhin, *Anatomes*, 1592, am Ende des Buches, unpaginiert.

Auch in den Briefen, die Bauhin von ehemaligen Schülern erhielt, wurden anatomische Aspekte neben der dominierenden Botanik öfters aufgegriffen. Die Autoren der Briefe erinnerten an vergangene, gemeinsam erlebte Anatomien in Basel und frischten damit die Beziehung zum ehemaligen Lehrer neu auf.[183] Diese Briefe bildeten das Rückgrat der Bauhin'schen Wissensgenese. Über sie erreichten Bauhin Körperwissen und botanische Erkenntnisse aus ganz Europa, die er in seinen Publikationen verarbeitete.[184] Die ehemaligen Schüler wiederum erhofften sich von der Aufrechterhaltung des Kontakts Zugang zu Bauhins Wissen und seinen Publikationen.[185]

Die Verwertung der Anatomien für die Festigung von Beziehungen zwischen ehemaligen Lehrern und Schülern ist allerdings nur eine von vielen sozialen Leistungen der Anatomie. Das nachfolgende abschließende Kapitel beleuchtet die Funktion der sozialen Situation der Basler Anatomien für verschiedene gesellschaftliche Ordnungsprozesse in den miteinander verknüpften Bereichen *medical marketplace*, Körperstrafen und Rechtsfindungsprozesse sowie Geschlechterdiskurse. Es setzt dazu am bereits kurz erwähnten Begriffspaar »notwendig und nützlich« an.

183 So beispielsweise der Breslauer Jeremias Barth, der sich auf Anatomien während seiner Basler Zeit 1607 bezog, J. Barth an C. Bauhin, 4 5.1607, UBB, Frey-Gryn II 1, S. 21. Zu Barth vgl. Wackernagel (Hg), *Matrikel*, 1956, S. 69. Vgl. auch die Briefe Caspar Bartholins an C. Bauhin, 1608–1612, UBB, Frey-Gryn Mscr II 1, S. 50–57. Vgl. dazu Schober, Penis muliebris, 2018.

184 Siraisi, *Communities*, 2013, S. 17. Für die Botanik vgl. Benkert, *Ökonomien botanischen Wissens*, 2016. Für die Anatomie kann das beispielsweise an den Briefen aufgezeigt werden, die zu einem der Interessen Bauhins in Basel eintrafen, dem Kaiserschnitt. Bauhin erwähnte im Anhang seiner Übersetzung von Roussets Abhandlung zum Kaiserschnitt die verschiedenen Quellen der Fallgeschichten oder druckte die Briefe gleich selbst ab, Bauhin, *Hysterotomotokia*, 1588. Einige der Informationen erhielt er aber auch mündlich, etwa von Felix Platter.

185 Vgl. z. B. die überschwenglichen Briefe von Hercules Saxonia oder Julius Placentinus (Casserius) an C. Bauhin, UBB, Frey-Gryn Mscr II 1, 25.6.1596, S. 83, 20.7.1590, S. 78f.

Körper vergesellschaften – Anatomie als Ordnungsprojekt

Notwendig und nützlich – Die Sektion der Kindsmörderin Susanna Spenglerin

Am 18. Dezember 1616 wurde die Kindsmörderin Susanna Spenglerin aus Schaffhausen »weill sie ihre leibs [sic] erstöket vd ermördet zuo haben bekantlich gewesen« in Basel mit dem Schwert gerichtet. Das Urteil war am selben Tag vom Kleinen Rat gefällt worden und wurde umgehend vollstreckt.[186] Das Ratsprotokoll verzeichnet außerdem, dass der Körper der »armen Maleficantin« der medizinischen Fakultät »zur Anatomei vergönstiget« wurde, und zwar »als eine nottwedig vd nutzliche sach«.[187] An dieser Stelle lohnt es sich aufzumerken: Warum betrachtete der Kleine Rat die Anatomie der Hingerichteten als »notwendig und nützlich« – für wen und wofür?

Die Zahl von Kindsmordprozessen war seit dem 16. Jahrhundert sprunghaft gestiegen.[188] Neben der Hexerei stellte Kindsmord das weibliche Verbrechen schlechthin dar. Kindsmord wurde als letzte Möglichkeit wahrgenommen, die Folgen von Sexualität außerhalb der Ehe zu verschleiern. Gerade deswegen war er für die frühneuzeitlichen Gesellschaften Westeuropas besonders brisant. Die Strafen waren dementsprechend hart. Die auch in Basel gebräuchliche *Carolina* von 1532 sah die Todesstrafe vor.[189] Im Zusammenhang mit der in nachreformatorischer Zeit intensivierten Sittenzucht verschärfte sich die gesellschaftliche Sprengkraft des Delikts. Das hatte auch in Basel Auswirkungen. So wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die bis dahin übliche Bestrafung durch Ertränken im Rhein als zu milde erachtet, da sich mehrere Delinquentinnen lebend aus dem Wasser hatten retten können. Infolge wurden Kindsmörderinnen wie Susanna Spenglerin in

186 StaB, Protokoll des Kleinen Rats 15, 1616–1617, 18.12.1616, S. 118r, siehe zum Fallverlauf auch S. 114v, 115r, 116v. Den Fall erwähnt auch J. U. Falkner, Merckwürdige Geschichten, UBB, AA III 8, unveröffentlichte Transkription der Archivübung »Merckwürdige Geschichten«, Eintrag zum 18.12.1616, S. 49.

187 StaB, Protokoll des Kleinen Rats 15, 1616–1617, 18.12.1616, S. 118r.

188 Rublack, *Magd, Metz' oder Mörderin*, 1998; Dülmen, *Frauen vor Gericht*, 1991. Zu den Zusammenhängen zwischen den typisch weiblichen Delikten und Weiblichkeit in der Frühen Neuzeit vgl. Roper, *Witch Craze*, 2006, sowie zu den Problemen illegitimer Mutterschaft und ausgesetzter Kinder vgl. Harrington, *The Unwanted Child*, 2009.

189 Dülmen, *Frauen vor Gericht*, 1991, S. 17.

Basel enthauptet.[190] Häufig gelangten ihre Leichen im Anschluss an die Enthauptung zur Sektion an die Anatomen – ein Vorgehen, das der Ratsschreiber der Stadt also als »notwendig« und »nützlich« verzeichnete.

Hinter dieser Charakterisierung der Anatomien als »notwendig« und »nützlich« verbargen sich mindestens drei in der Anatomie verhandelte Ordnungsprozesse: die immer auch soziale Ordnung des *medical marketplace*, die Ordnung der Gesellschaft anhand von rechtlichen und moralischen Normierungen, ausgedrückt in Körperstrafen, sowie die Ordnung der Gesellschaft nach Geschlecht.

Die Ordnung des *medical marketplace*

Ein prominenter Aspekt, auf den die beiden Adjektive verwiesen, war die Notwendigkeit und der Nutzen der Anatomie für die medizinische Ausbildung, Erkenntnis und Praxis. Die Einträge in den Ratsprotokollen beantworteten die Gesuche um die Überlassung von Leichen zur Sektion von Seiten der Anatomen, die eine ganz ähnliche Rhetorik verwendeten.[191] Die Dopplung (»hoch vonnöthen«, »zuo großem Nutz gereihen«) findet sich beispielsweise in einem Schreiben der medizinischen Fakultät an den Kleinen Rat, mit dem die Mediziner um die Überlassung »eines Cörpels« einer »gefangenen Maleficantin« baten. Das undatierte Schreiben stammt aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, also aus demselben Zeitraum, in den auch die Anatomie der Susanna Spenglerin fiel.[192] Im Laufe der Zeit – die Ratsprotokolle belegen die Regelmäßigkeit der Gesuche – bildete sich ein Formu-

190 Buxtorf-Falkeisen, *Baslerische Stadt- und Landgeschichten*, 1888, S. 133f.; Lötscher, Der Henker von Basel, 1969, S. 85. Der Eintrag im Ratsprotokoll vom 9.5.1601, in dem geschildert wird, wie eine Verurteilte das Ertränken überlebt hat, wurde später ergänzt um einen Eintrag zu dem Beschluss von 1634, mit dem die Strafe durch Ertränken für die Zukunft in eine Hinrichtung durch das Schwert umgewandelt wurde, StaB, Protokolle Kleiner Rat 7, 1600–1602, 9.5.1601, S. 55v. Das zeigt auch, dass die Protokolle Nutzgegenstände waren, die noch Jahre später gelesen und ergänzt wurden.

191 Leichen, StaB, Universitätsarchiv XII 9, 2; StaB, Anatomische und physiologische Anstalt, Erziehung DD 13. Zu einem großen Teil, aber nicht ganz vollständig sind diese Quellen ediert bei Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 199–204. Vgl. außerdem K. Herwagen an T. Zwinger, 11.9.1577, UBB, Frey-Gryn Mscr I 13, S. 11.

192 Gesuch um Überlassung einer Leiche, StaB, Anatomische und physiologische Anstalt, Erziehung DD 13, Bü 1. Das Schriftbild und die Art und Weise der Argumentation lassen Kolbs Einordnung der Quelle am Anfang des 17. Jahrhunderts plausibel erscheinen, Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 203.

lierungsmuster für derartige Anfragen heraus.[193] Dies lässt sich anhand der Gesuche um Leichen an den Markgrafen von Baden nach Rötteln nachvollziehen. Von diesen sind mehrere in Kopie erhalten. Frühe Entwürfe wurden offensichtlich von späteren Händen abgeändert und damit wohl als Vorlagen für weitere Anfragen verwendet.[194]

Nützlichkeit und Notwendigkeit begegnen in diesen Schreiben in unterschiedlichen Ausprägungen immer wieder, werden dabei jedoch kaum näher ausgeführt: »daruß alle Liebhaber der Artzney und menschlicher Natur erforscher nit ein geringen nutz«,[195] »auch allen liebhaberen der Arzney vnnd erforschern Menschlicher natur zu guoten«.[196] Allenfalls wird auf die Notwendigkeit der Anatomie für das medizinische Studium verwiesen: »welches dan hoch zu dem studio Medico vonöten«[197] oder »zu beforderung des studij Medicj«.[198] Wo genau die Mediziner den Nutzen darin, »so dem Menschlichem geschlecht zuguotem, die geheymnussen der Natur [zu] erforschen«,[199] sahen, wird also meist nicht weiter erklärt, was darauf hindeutet, dass die Vagheit der Aussagen beabsichtigt war. So konnte der Adressat die Nützlichkeit nach seinen eigenen Vorstellungen auslegen.

Konkreter argumentiert das bereits angeführte undatierte Schreiben an den Kleinen Rat. Es bezieht Nützlichkeit und Notwendigkeit insbesondere auf die Unterweisung der Hebammen als einem städtischen Anliegen:

»Nun würd aber hierzuo erforderet; daß nicht nur allein die praelectiones gehalten: sondern es müessen auch vnderweilen Menschliche Cörpel, wie auff allen wolbestelten Universiten in der gantzen Christenheit, üblich vnnd herkommen, zur offentlichen Anatomey gegeben worden; damit man also, waß es mit dem Menschlichen leyb für ein beschaffenheit habe, augenscheinlich sehen könne. Dieweil nun über dises die hebammen vnnd geschwornen weiber alhir nun ein zeithero verenderet worden, vnnd Jhnen augenscheinliche inspection sonderlichen hoch vonnöhten; sich

193 Vgl. zum Beispiel ein Schreiben der Professoren Johann Rudolf Zwinger und Johann Rudolf Mieg an den Bürgermeister von 1727: »zur auffnahm der so nöthig & nutzlichen Anatomie«, zitiert bei Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 182.

194 Ebd., S. 200, Anm. 1.

195 Theodor Zwingers Gesuch an den Markgraf von Baden um Überlassung einer Leiche, 6.11.1571, Leichen, StaB, Universitätsarchiv XII 9, 2, Bü 1.

196 Brouillon zu einem Gesuch für Leichenmaterial, 11.11.1584, Leichen, StaB, Universitätsarchiv XII 9, 2, Bü 6.

197 Brouillon zu einem Gesuch um Lieferung einer Leiche, verfasst von Peter Ryff, 8.10.1619, Leichen, StaB, Universitätsarchiv XII 9, 2, Bü 9.

198 Gesuch des *collegium medicum* an den Markgraf von Baden um Überlassung einer Leiche an die Anatomie, 27.8.1585, Leichen, StaB, Universitätsarchiv XII 9, 2, Bü 7.

199 Ebd.

aber diser zeiten die gelegenheit zutregt: Alß ist an E. G. Strg. F. E. Wht. vnser vnderthänig dienstliches bitten: Es wollen dieselben gnedig dahien gewillet sein; damit vnserer Facultet der jetzigen Maleficantin einen Cörpel zur Anatomey gegeben werden möchte. Solches würd ohnzweifenlichen vielen Personen, deren ein zimliche Anzahl von frömbden sich alhie befinden, wie auch den geschwornen Weiberen vnnd hebammen zu großem nutz gereihen«.[200]

Die Hebammen wurden in dieser Argumentation der Wissens-Ägide der männlichen Mediziner unterstellt, die sich die Ausbildung der Frauen anzueignen versuchten. Damit einher ging auch, dass den Hebammen und geschworenen Weibern unter dem Einwirken der Mediziner allmählich verschiedene Aufgaben, wie die der Begutachtung der Körper von Frauen und toten Neugeborenen zur Aufklärung von Anklagen wie Notzucht oder Kindsmord, entzogen wurde. Dieser Prozess war um 1600 im Übergang begriffen. Während in den frühen Mitteilungen über Begutachtungen in erster Linie von dem Befund der Hebammen und geschworenen Weiber die Rede ist, wurden diese nach und nach durch den Arzt ergänzt – und von diesem in der offiziellen schriftlichen Dokumentation zunehmend unterschlagen.[201] Platter beispielsweise führte in einer *observatio* zu einem Vergewaltigungsfall die Untersuchung der Hebammen zwar an, in seinem offiziellen Bericht erwähnte er diese aber mit keinem Wort.[202]

Katharine Park hat für den Zeitraum vom 13. bis zum 16. Jahrhundert die Anatomie vornehmlich in Italien untersucht und gelangte zu dem Ergebnis, dass von Seiten der männlichen Anatomen ein besonderes Interesse am weiblichen Körper bestand, über den und von dem sie abwechselnd »alarmiert, inspiriert, angezogen, abgestoßen und fasziniert« waren.[203] Diese Faszination ist keineswegs nur als Folge der erotischen Aufladung der Anatomie zu verstehen. Sie hat zum einen viel mit den brennenden Fragen der Zeit rund um die menschliche Fortpflanzung zu tun, zum anderen wurde die anatomische Rollenteilung gleichermaßen genutzt, um eine projektierte, wenngleich noch lange Zeit nicht reale, vom männlichen Mediziner dominierte »Ordnung« auf dem *medical marketplace* herzustellen.[204] Hebammen

200 Gesuch um Überlassung einer Leiche, StaB, Anatomische und physiologische Anstalt, Erziehung DD 13, Bü 1.

201 Guggenbühl, *Gerichtliche Medizin*, 1963, S. 99–103.

202 Platter, *Observationum*, 1614, S. 562; Guggenbühl, *Gerichtliche Medizin*, 1963, S. 100–102.

203 Park, *Secrets*, 2006, Zitat S. 38 (meine Übersetzung).

204 Frauen waren als Heilerinnen sehr wichtig. Rankin, *Panaceia's Daughters*, 2013, spricht von ihrem Erfolg aufgrund und nicht trotz ihres Geschlechts. Zur allmählichen »Ver-

sollten im anatomischen Theater Basels zwar anwesend sein, allerdings wurden sie dort als Publikum betrachtet, das von der Präsentation der Mediziner zu lernen hatte. Es ging darum, die weiblichen Akteurinnen auf dem *medical marketplace* unter die Leitung männlich-akademischer Experten zu stellen, deren Autorität ihnen im anatomischen Theater vor Augen geführt wurde.

Gleichzeitig war die »Männlichkeit« medizinischer Praxis alles andere als gefestigt. Weibliche Heilerinnen wurden von den Medizinern nach wie vor als Konkurrenz wahrgenommen. Sonst wäre es kaum nötig gewesen, dass sich das *collegium medicum* im Frühjahr 1578 eingehend mit dem letzten Endes recht pragmatischen Umgang mit einer Heilerin beschäftigt hätte, einem Fall, dem der Dekan Theodor Zwinger verglichen mit vielen anderen Einträgen relativ viel Platz in den *Decreta medica*, den Beschlussfassungen der medizinischen Fakultät, einräumte.[205]

Ausführlich thematisierte auch bereits Albanus Torinus 1543 die Anatomie als Instrument für Positionierungsversuche auf dem medizinischen Markt der Stadt Basel, der neben den Heilerinnen und Hebammen noch eine ganze Reihe weiterer Konkurrenten umfasste. In der Dedikation seiner Übersetzung von Auszügen aus Vesals *Fabrica* griff Torinus nicht autorisierte Heiler scharf an. Die Kenntnis der Anatomie solle, so Torinus, die Mediziner als Experten distinguieren und ihnen als »meysteren« analog zu der Organisationsweise des strikt hierarchischen zünftischen Handwerks die Kontrolle über andere zueignen:

»Weßhalben ein grosse erwartung / E. F. G. [Christoph von Württemberg] werde durch sein reich die heylsame Artzney raechen / sollche Aesopische kraeyen / vnglert / vnerfaren kelberartzt vnnd landstreicher / die on alle kunst / die Göttliche artzney geschendend / jederman freuenlichen betriegend / veriagen / also das nieman moege Practicieren / er habe dann mit rechter prob / vor den gelerten artzeten erheüschete kunst vnnd erfarnüs bewisen. Wie dann auch in anderen handtwercken gewon ist. Dann in allen wolgeordneten stetten / darff kein Sattler / kein Schuomacher / kein verachtister handtierer kein handtwerck treyben / der nitt vorhin von den meysteren der selbigen handtierung seye gnuogsam bewaert. Vnd die aller vngelertisten / verzweyflisten buoben / haben / freyheit / die Artzney / das heylig werck zuotreiben. O zeyt / o zucht vnd sitten / Seind wir also verzaubert vnd vnsinnig / das ein sattel / ein schuoch / vnd andere werckstuck / die allein zuo beschirmung des leybs dienend / sollend hoeher dann der leyb selbs / geachtet werden. So aber die Anatomey der recht anfang vnnd das fundament aller Artzney ist / on welches eintweders nichts gebauwen mag werden / oder was gebauwen / umbfelt / Habend wir dem

männlichung« der Medizin vgl. Green, *Women's Medicine*, 2008.

205 Decreta medica, StaB, Universitätsarchiv Q 2, S. 12f.

gantzen Teütschen land zuo wolfart / diß aller nützlichest Compendium / von des menschen cörpers history […] auff dz aller treülichest verdolmetscht«.[206]

Der anatomisierte Körper wird hier in Analogie zum zünftischen Handwerk zum sichtbaren und trotz aller Ephemeralität materiellen »Meisterstück« des Mediziners und mithin zum Ausweis seiner Kennerschaft. Dieses den Mediziner auszeichnende, im anatomischen Theater erworbene und vorgeführte Körperwissen ergab sich im zeitgenössischen Diskurs aus der auf den geöffneten Körper gerichteten *autopsia*.[207] *Autopsia*, also der durch die Autoritäten geleitete Augenschein,[208] wurde als Kennzeichen der Medizinerschaft im anatomischen Theater in Szene gesetzt und für die Anwesenden miterlebbar vorgeführt. Anatomien wurden folglich auch damit begründet, dass man dort »waß es mit dem Menschlichen leyb für ein beschaffenheit habe, augenscheinlich sehen könne«.[209]

Der anatomische Augenschein begegnet in Basel als Argument für die Durchführung von Anatomien bereits vor Vesals angeblicher Einführung der Thematik, und zwar in einem um 1536 von Sebastian Sinckeler verfassten Gutachten der medizinischen Fakultät. Laut dem Schreiben waren regelmäßige Anatomien »von großen nöten […] domit alle ding offenbar augenschynlich zu gegen wären […] da durch man erkennen lerne, dy verletzte oder geschädigte glider von innen und ussen wendig des menschen«.[210] Auch in der bereits oben zitierten, an den Kleinen Rat gerichteten Bitte um Überlassung des Körpers wurde der Augenschein angeführt, um die »Notwendigkeit« der Sektion zu unterstreichen und als Aufgabengebiet der medizinischen Experten zu konturieren. Die Anatomen wurden dabei zwar nicht als diejenigen dargestellt, die allein zur *autopsia* befähigt seien, aber sie stellten als Vermittler gerade auch für andere AkteurInnen auf dem *medical marketplace* die Möglichkeit zum augenscheinlichen Lernen bereit. *Autopsia* war nur möglich, wenn entsprechendes, über Bücher vermitteltes Vorwissen vorhanden war, da dieses die Wahrnehmung und Deutung des Geschehens

206 Torinus, *Von des menschen coerpers*, 1543, Dedikation.

207 Vgl. zur *autopsia* Anm. 121 im Teil »Die Ordnung des Körpers – Die Anatomie«.

208 Angelis, *Anthropologien*, 2010, S. 228f., 253–256.

209 So das oben ausführlicher zitierte Gesuch an den Kleinen Rat, das insbesondere die Hebammen und ihren Augenschein unter die Wissens-Ägide der Anatomen zu stellen versuchte, Leichen, StaB, Anatomische und physiologische Anstalt, Erziehung DD 13, Bü 1.

210 Sincklersches Gutachten, zitiert nach Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, S. 15.

strukturierte und zu großen Teilen vorgab.[211] Sie war insofern eng an die Figur des Anatomen als Experte geknüpft, der sich die Deutungs- wie die Ausbildungshoheit in der Anatomie zu sichern suchte.

Die diesen Erklärungen und folglich der Anatomie zugeschriebene Nützlichkeit wurde, so Karin Stukenbrock, in Übereinstimmung mit den zeitgenössischen philosophischen Diskursen als Gemeinnutz aufgefasst.[212] Denn letztlich zielten die anatomischen Ergebnisse auf die erfolgreiche Heilung oder zumindest Linderung von Krankheiten ab. Nützlichkeit in diesem Sinne war auch ein zentraler Aspekt der Figur des guten Arztes. So brachte Caspar Koch in einem Kondolenzschreiben an die Brüder Jakob und Bonifacius Zwinger nach dem Tod von Theodor Zwinger dessen ärztliche Qualitäten mit dem Verweis darauf zum Ausdruck, dass der Verstorbene »von wegen seiner herlichen Tugenden so in Jme waren […] Jederman nutzlich vnd niemandz schädlich gweßen« war.[213] Wieder zurück auf die Anatomie gewendet, verwies die wiederholte Begriffsverwendung der »Nützlichkeit« somit auch darauf, dass die Anatomie für den gemeinen Nutzen – die Gesundheit der PatientInnen – unabdingbar war. Damit wurden die Tätigkeiten des Anatomen, sobald sie ins Kleid der Begriffe Nützlichkeit und Notwendigkeit gehüllt wurden, auch ostentativ als im Dienste der städtischen Gesellschaft stehend präsentiert. Die Autorisierungsanstrengungen der Anatomen wurden damit breit legitimiert.

Sektionen bedienten neben dem medizinischen Erkenntnisgewinn und den Distinktions- und Legitimationsanliegen der Mediziner auf dem *medical marketplace* aber auch weitere Interessen. Jan Rupp fasst die zeitgenössischen Nützlichkeitsdiskurse der Anatomie als »morally [und] scientifically […] common good«[214] zusammen. Er betont damit die weite Strahlkraft und die Bedeutung der Anatomie als wissenschaftlicher, aber auch moralischer Leitinstanz. Auf Letztere möchte ich im folgenden Abschnitt näher eingehen.

211 Buschhaus, Über den Körper im Bilde sein, 2005, v. a. S. 86f.

212 Zu Nützlichkeit und gemeinem Nutzen der Anatomie vgl. Stukenbrock, *Der zerstückte Cörper*, 2001, S. 211–220. Die Formulierungen der von Stukenbrock angeführten Quellenbeispiele, darunter zum Beispiel von Wilhelm Fabry, ähneln den Basler Quellen.

213 C. Koch an J. und B. Zwinger, 25.6.1588, UBB, Frey-Gryn Mscr I 5, S. 5.

214 Rupp, Matters of Life and Death, 1990, S. 267.

Recht und Strafe

Für die frühneuzeitliche Rechtsfindung und den Strafvollzug waren Körper und Körperteile von großer Bedeutung. Das betraf nicht nur die gut bekannten Folterverhöre, Züchtigungen und Leibesstrafen, sondern auch weniger spektakuläre Praktiken. Der Basler Stadtarzt begutachtete beispielsweise aufgefundene, möglicherweise getötete Leichen und beschaute Wunden oder vermeintliche Notzuchtsopfer. Diese Tätigkeiten waren wie auch andernorts an das in Basel bereits seit dem 14. Jahrhundert bestehende Stadtarztamt gebunden.[215] Dass Felix Platter von der Lokalforschung gerne als erster Basler Gerichtsmediziner bezeichnet wird, ist also irreführend.[216] Zwar führte Platter die beschriebenen Tätigkeiten durchaus durch, diese hatten jedoch bereits zu den Aufgaben seiner Amtsvorgänger gehört. Allerdings räumte Platter ihnen auch einen Platz in seinen Publikationen, vor allem den *Observationes*, ein. Dadurch gelang es ihm, sie in der langfristigen Wahrnehmung eng an seine Person zu binden, während in der Praxis überdies zum Beispiel nach wie vor auch Hebammen und geschworene Weiber Begutachtungen vornahmen.[217]

215 Leuthardt, *Das Stadtarztamt*, 1940. Zum Stadtarztamt in Basel seit dem 16. Jahrhundert vgl. Bubb, *Das Stadtarztamt*, 1942. Vgl. allgemein Schilling/Schlegelmilch/Splinter, Stadtarzt oder Arzt in der Stadt, 2011.

216 Dirnhofer, Vater der helvetischen Gerichtsmedizin, 1991.

217 Da er bei Geburten nicht anwesend war, war Platter in den Fällen, in denen mutmaßlicher Kindsmord verhandelt wurde, auf die Aussagen der Hebammen und geschworenen Weiber angewiesen, die das Kind entbunden hatten und somit bezeugen konnten, ob es lebendig oder tot geboren worden war und ob es gesund und kräftig oder kränklich und schwächlich war. Während Platter in einem undatierten Schreiben, das er vermutlich, da es in ein Konvolut von Briefen an diesen eingebunden ist, an seinen Kollegen Caspar Bauhin weiterleitete, die Aussagen einer geschworenen Frau und zweier Hebammen minutiös und in aller Redundanz (alle gaben beispielsweise an, dass das Kind die »euglin […] auff vnnd zuo« getan habe) wiedergab und keinerlei eigene Beobachtungen einfließen ließ, ordnete er in der Publikation eines anderen Falles die Aussagen der Hebammen seiner eigenen Analyse vollständig unter, Aussage einer geschworenen Frau und zweier Hebammen, undatiert, UBB, G2 I 13b, S. 177; Platter, *Observationum*, 1614, S. 704f., Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 3, Fall 578. Der Umdeutungsprozess von der in der gerichtsmedizinischen Praxis durchaus wichtigen Aussage der bei der Geburt anwesenden Frauen hin zur Nutzung des Falls für die Selbstdarstellung der Diagnosefähigkeit des männlichen Arztes wird in der Gegenüberstellung dieser beiden Dokumente besonders deutlich. Während den Hebammen zwar die Fähigkeit zur Beobachtung zugestanden wurde, wollte Platter zumindest nach außen den Eindruck erzielen, daß er allein diese Eindrücke deuten konnte.

Ein weiterer körperbezogener Bestandteil der Basler Rechtsfindung war auch die Wahrzeichenentnahme am Körper des Opfers. In mutmaßlichen Mordfällen beispielsweise wurde der Leiche ein Körperstück, laut Gerichtsordnung »eine Locke Haare und ein Stück von der blutigen Wunde, oder [dem] Hemd«,[218] als Wahrzeichen entnommen. Dieses wurde sorgfältig aufbewahrt und nahm beim Gerichtsprozess die Stelle des Opfers ein (»solches, anstatt der Todtenbahr, in Gericht gestellt werden könne«).[219] Das Wahrzeichen stand also als *pars pro toto* für den zu Tode gekommenen Menschen und verwies zudem auf das aufzuklärende mutmaßliche Verbrechen. Der Körperteil erhielt damit eine Bedeutung als Stellvertreter im Strafprozess zugeschrieben, die seine bloße Materialität transzendierte.

Den für diesen Abschnitt wichtigsten Zusammenhang von Recht, Strafe und Körperlichkeit stellte allerdings die anatomische Zergliederung der Körper von Hingerichteten dar, die als integraler Teil der Bestrafung betrachtet werden kann.[220] Der Wahrzeichenentnahme in gewissem Sinne ähnlich blieb auch hier das Verbrechen noch im Nachhinein über den Körper präsent – allerdings handelte es sich dabei nun um die Leichen der zum Tode verurteilten Straftäter.[221] Andrea Carlino und Jonathan Sawday haben sich intensiv damit auseinandergesetzt, wie die Anatomie in der Praxis – auch wenn das nicht schriftlich, etwa in der *Carolina* festgelegt war – zu einem Bestandteil des Exekutionsritus und der Anatom so zum verlängerten Arm der Justiz

218 Ordnung wie man über den Todtschlag oder Mord richtet, bestätigt 1639, schwarzes Buch, in: Ochs, *Geschichte*, 1821, S. 782–803, Zitat S. 784.

219 Ebd., S. 784. Vgl. zur Wundzeichenentnahme auch Guggenbühl, *Gerichtliche Medizin*, 1963, v.a. S. 49f. Guggenbühl führt zusätzlich das Gerichtsverhandlungsprotokoll wegen Tötung vom 7.5.1599 an, das die Praktiken ausführlich schildert, ebd., S. 21, StaB, Gerichtsarchiv A 104: »mit einem latten stuckh inn due rechte seiten vnden bey der leistenn gestoßen vnd verletzt worden Inmasen er von diser zeit gescheiden, vnd nachdem man ußerthalben am leib den schaden nit besichtigen oder recht erkhennen mögen, ist der todte Cörpel durch die Herren Doctores vnd wundtartzet vfgeschnitten inwendig besichtiget, auch folgents mit einhelliger vrtheil zu recht erkant worden vnd gesprochen worden daß ermelter Jacob Kuntert dises stoßes todt vnd gestorben seye, vnd daß mann von ihm ein wahrzeichen nemmen soliches an ort vnd endt sich gebürt stellen vnd verwahren solle, also wann inn das künftig iemants gegn dem theter vmb recht anrüeffen wurde, Alls dann das wahrzeichen anstat der bahr inn recht gestellt vnd darüber was recht ist ergehen solle hiemit ist die seel Got dem Almechtigen vnd der todte leib der erden befolchen worden«.

220 Carlino, Leichenzergliederung, 2011.

221 Die Übergaben von Leichen an die Anatomen wurden in den Protokollen des Kleinen Rates verzeichnet, StaB, Protokolle Kleiner Rat.

wurde.[222] Die frühneuzeitliche Anatomie erhielt demzufolge einen zusätzlichen Zweck innerhalb des Komplexes von Sühne und Vergebung, der dem Strafverfahren zugrunde lag.[223] Dieser Zusammenhang von Anatomie und Strafe lässt sich in einer kurzen Eintragung zur Anatomie in Johann Ulrich Falkners handschriftlich überlieferten *Merckwürdigen Geschichten* nachvollziehen. Falkner schilderte hier einen Fall, in dem die Todesstrafe aufgrund des bereits eingetretenen Todes des Täters nicht mehr durchführbar war und folglich auf die Anatomie verlagert wurde: »Hat einer, einen zum Kopff erstochen der thäter ist zum Fenster hinauß gsprungen, vnd auch zu tod gfallen, ist folgets Anatumiert worden.«[224]

Die kurze Erwähnung der Anatomie in Falkners chronikalischen Aufzeichnungen belegt auch ein Interesse an der Erinnerung anatomischer Ereignisse. In diesen Kontext von Strafe und Erinnerung lässt sich eine Reihe von drei in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel erhaltenen, losen Aquarellen einordnen.[225] Abgebildet sind die Köpfe zweier Delinquentinnen – die 1615 und 1616 hingerichteten und anatomisierten Kindsmörderinnen Catarina von Aarau (Abb. 33) und Madlena von Liestal (Abb. 34) – sowie auf dem dritten Blatt Catarinas Herz (Abb. 35). Zweck, Rezeption und Nutzung sowie das intendierte Publikum der Abbildungen aus dem 17. Jahrhundert lassen sich nicht mehr ermitteln. Dennoch geben die Bilder einige Hinweise darauf, welche Aspekte in der Repräsentation der Anatomie in den Vordergrund gerückt und welche Funktionen dadurch hervorgehoben wurden.

Die gewählten Körperteile – vor allem die vom Körper abgetrennten Köpfe – verweisen auf die erlittene Enthauptungsstrafe. Doch auch die Anatomie als Teil der generalpräventiven Wirkung der Körperstrafe ist dargestellt: Catarinas Schädeldecke ist abgehoben und gibt den Blick frei auf das Hirn der Delinquentin. Ihr Herz ist noch viel deutlicher isoliert. Die Auswahl der beiden Körperteile überrascht nicht, wurden doch Hirn wie Herz zeitgenössisch als Sitz der Seele und der Affekte gehandelt.[226] Ihre Beschaffenheit rief offensichtlich gerade bei einem Verbrechen wie dem Kindsmord Interesse hervor.

222 Sawday, *The Body Emblazoned*, 1996, S. 54–66, 78–84.
223 Carlino, Leichenzergliederung, 2011.
224 J. U. Falkner, Merckwürdige Geschichten, UBB, AA III 8, unveröffentlichte Transkription der Archivübung »Merckwürdige Geschichten«, Eintrag zum 23.6.1590, S. 13.
225 Ich danke Maike Christadler für ihren Hinweis auf die Abbildungen.
226 Vgl. Anm. 19 im Teil »Die Ordnung des Körpers – Die Anatomie«.

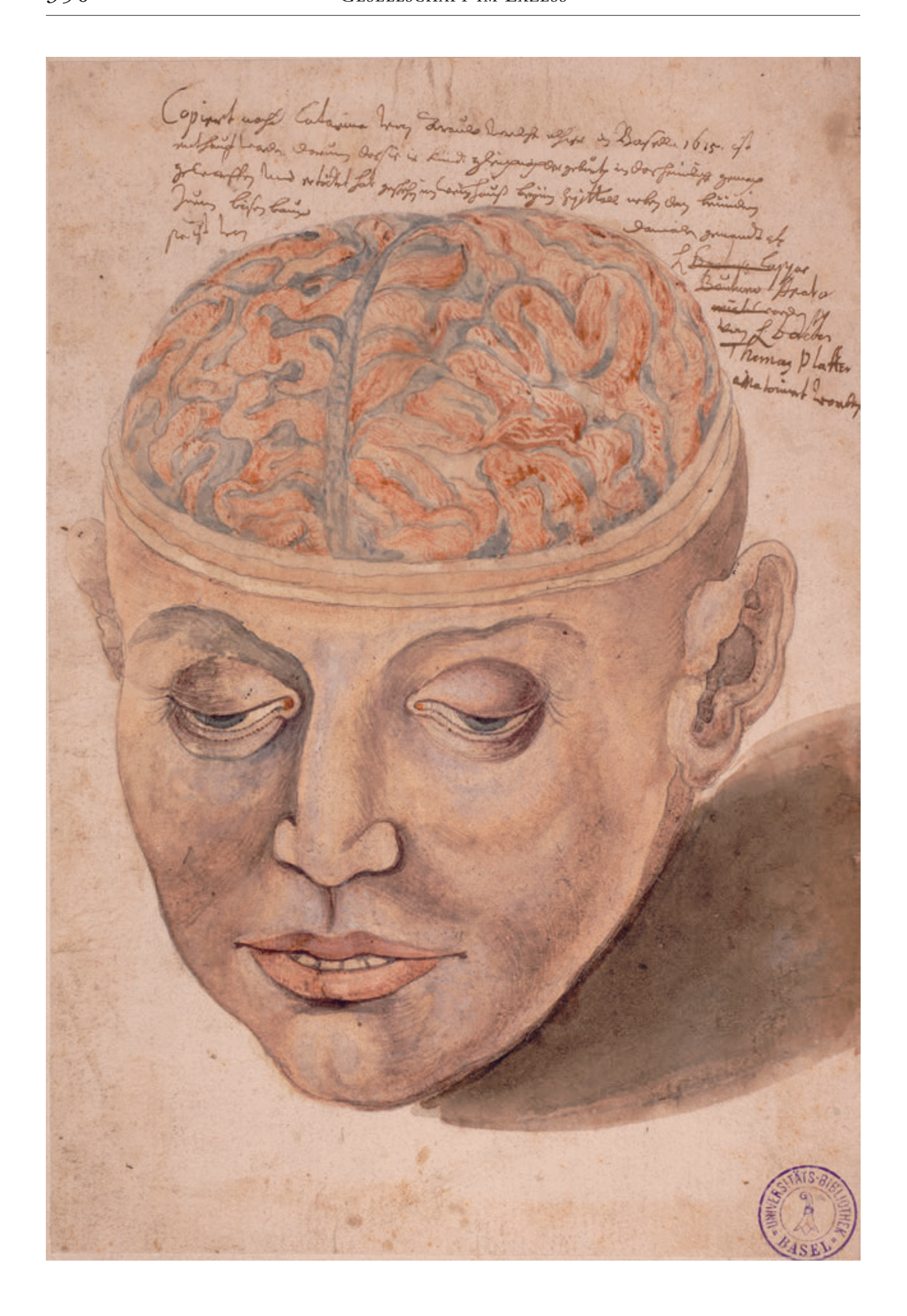


Abb. 33: Kindsmörderin Catarina von Arau, drei anatomische Aquarelle von Geköpften, undatiert © Universitätsbibliothek Basel, D III 69.



Abb. 34: Kindsmörderin Madlena von Liestal, drei anatomische Aquarelle von Geköpften, undatiert © Universitätsbibliothek Basel, D III 69.



Abb. 35: Herz Catarina von Andlau, drei anatomische Aquarelle von Geköpften, undatiert © Universitätsbibliothek Basel, D III 69.

Die drei Blätter fungierten als Erinnerung an das Verbrechen, aber auch an dessen Bestrafung bis hin zur Anatomie. Der Name des Anatomen war dabei offensichtlich von Bedeutung: In einer der knappen Beschriftungen wurde die Angabe, wer Catarina von Aarau anatomisiert habe, nachträglich von Caspar Bauhin in Thomas Platter korrigiert. Im Zentrum der Abbildungen stehen aber die mahnenden Körperteile der beiden Kindsmörderinnen. Als anatomisierte Objekte gekennzeichnet wurden sie genutzt, um das Verbrechen des Kindsmordes eindrucksvoll zu stigmatisieren.

Herzförmige Brustbeinlöcher – Besonderheiten erklären, Körper einordnen

Die Ausgangsthese der Körpergeschichte, dass Körper und Körperteile historisch mit immer wieder anderen Bedeutungen aufgeladen und als ein Ort der wechselnden Aushandlung von sozialen, kulturellen und politischen Vorstellungen genutzt wurden, ist mittlerweile fester Bestandteil historischen Forschens.[227] Wie aber wurden solche Bedeutungszuschreibungen konkret und aus der jeweiligen sozialen Situation heraus vorgenommen? Mediziner waren in diese Prozesse nicht nur eingebunden, sondern beeinflussten sie über ihre anatomische Expertise in besonderem Maße. Bei der Anatomie wurden Körper aufgeschnitten, ihre Teile benannt und mit Erklärungen versehen, die ebenso abhängig von bestehenden Wahrnehmungsmustern waren, wie sie diese ihrerseits beeinflussten.

Anatomische Sektionen stellten eine Praxis dar, bei der nicht zuletzt immer wieder körperliche Besonderheiten entdeckt oder zumindest Entdeckungen behauptet wurden. Eigentlich erforderte die Verallgemeinerung von Beobachtungen, die in der vorhandenen Literatur fehlten, den direkten Vergleich mit anderen Körpern. Dieser wurde dadurch erschwert, dass in der Regel nicht mehrere Leichen gleichzeitig zur Verfügung standen und oft größere Zeiträume zwischen den einzelnen Anatomien lagen. Deshalb war es schwierig, allgemeine Entdeckungen von spezifischen Abweichungen am einzelnen Körper – *ludi naturae*[228] – zu unterscheiden.

227 Zur Einführung vgl. Lorenz, *Leibhaftige Vergangenheit*, 2000. Beispielsweise fanden diese Perspektiven auch in der Globalgeschichte Aufmerksamkeit. Vgl. z. B. Wiesner-Hanks, Gender and the Global Turn, 2015; Traub, Mapping the Global Body, 2000.

228 Findlen, Jokes of Nature, 1990; Adamowsky/Böhme/Felfe (Hg.), *Ludi naturae*, 2011, darin v. a. der Findlens Ergebnisse von 1990 aktualisierende Aufsatz Findlen, Ludic Post-

Auch wenn neue allgemeine Entdeckungen wie Bauhins Ileocoecalklappe oder Platters *stapes* (Steigbügel, einer der Gehörknöchelchen) mehr Prestige versprachen,[229] zog auch die im positiven Sinn als *copia* und Spiellust verstandene, sich am Einzelfall manifestierende Exzessivität der Natur enorme Aufmerksamkeit auf sich.[230] Dabei war es dem aristotelisch beeinflussten Denken nach wichtig, danach zu fragen, ob der exzessiven Materie eine Funktion zukam und welche.[231]

Als Felix Platter am Skelett der Frau, das er 1573 nach dem Vorbild Vesals der Universität gemeinsam mit den Skeletten eines Kindes und eines Affen als Ausstellungsstück ins untere collegium schenken sollte,[232] ein Loch im Brustbein fand, dokumentierte er den Befund nicht einfach, sondern machte die Besonderheit zu einem der Aspekte seiner Beschreibung der körperlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau.[233] Das Loch ermögliche den Zufluss von Blut in die Brüste, um dort, wie es die zeitgenössische Vorstellung von der Transformation von Körperflüssigkeiten vorsah, in Milch umgewandelt zu werden.[234] Platter beschrieb das Loch zudem als herzförmig, was Michael Stolberg zu der Vermutung veranlasste, dass Platter es als Ausdruck der am Körper ablesbaren mütterlichen Liebe interpretierte.[235] Möglich ist aber auch, dass das herzförmige Loch im Sternum sowohl in Hinblick auf die Herzform wie als Loch eher auf die Vulva verwies, der ursprüngliche-

---

script, 2011. Die maßgeblich auf Plinius beruhende Vorstellung von der spielenden Natur besaß für Platter einen hohen Stellenwert. Vgl. z. B. einen Brief Platters an Renward Cysat vom 25.8.1593, abgedruckt bei Liebenau, Felix Platter, 1900, S. 102f.

229 In beiden Fällen waren die entsprechenden Körperteile bereits von anderen erwähnt worden, von den Baslern wurden sie allerdings jeweils das erste Mal ausführlich beschrieben und ihre Entdeckung beansprucht. Vgl. Kolb, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes*, 1951, zu Platters Stapes S. 26, v. a. Anm. 7, zu Bauhins Ileocoecalklappe S. 48–50. So konnten derartige »Funde« zur eigenen Selbstdarstellung genutzt werden. Vgl. Stolberg, Down to Her Bones, 2003, S. 291.

230 Zur zeitgenössischen Diskussion über die anatomische Diversität des menschlichen Körpers vgl. Siraisi, Vesalius and Human Diversity, 1994.

231 Für Aristoteles handelte es sich beispielsweise bei Hermaphroditen um Menschen mit exzessiver zusätzlicher Materie, die keine Funktion besaß und daher monströs war. Vgl. Long, *Hermaphrodites*, 2006, S. 13f.

232 Kurz, Die ältesten Skelett-Präparate, 1992; Kurz, Historische Schätze, 2005, S. 27–30.

233 Stolberg, Down to Her Bones, 2003; Stolberg, Eine anatomische Inszenierung, 2011.

234 Platter, *De corporis*, 1581–1583, Buch 3, Tafel II, S. 2, Tafel VIII, S. 8.

235 Stolberg, Eine anatomische Inszenierung, 2011, S. 161. Platter verwendet andernorts die Herzsymbolik tatsächlich als Ausdruck von Liebe. Vgl. Anm. 156 im Teil »Gestalten und Eindringen – Das Haus«.

ren Bedeutung des Herzsymbols.[236] Markiert wird also die Weiblichkeit des anatomischen Befundes. Dass die Herzform im 16. Jahrhundert durchaus noch an das weibliche Genital gebunden war, belegt die Abbildung der weiblichen Geschlechtsteile, die Platter von Vesal übernahm und veränderte. Bei beiden weist das weibliche Genital an der Schnittfläche eine deutliche Herzform auf (Abb. 36 und 37). Dass sich nicht bei allen weiblichen Skeletten ein derartiges Loch im Sternum befand, bereitete Platter offensichtlich kein weiteres Kopfzerbrechen. Zumindest hinderte ihn die fehlende Universalität des Befundes nicht daran, das herzförmige Loch als einen der generellen anatomischen Unterschiede der Geschlechter in seiner Publikation *De humani corporis structura et usu* anzuführen und diesen Befund auch visuell zu stützen (Abb. 38, im Kontrast zum männlichen Sternum).

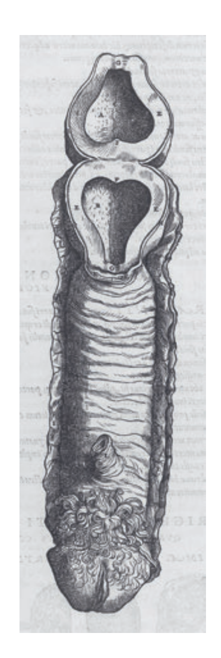




Abb. 36 (links): Weibliche Geschlechtsteile, Vesal, *Fabrica*, 1543, S. 381 © Universitätsbibliothek Basel, Lb I 1.

Abb. 37: Weibliche Geschlechtsteile mit Klitoris, Platter, *De corporis*, 1581–1583, Tabula XLII, Abb. V © Universitätsbibliothek Basel, lr 189.

236 Sanyal, *Vulva*, 2009, S. 43–45, 148f.

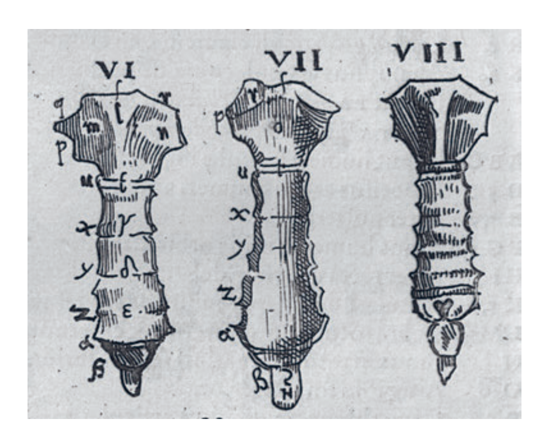


Abb. 38: Sternum mit herzförmigem Loch, Platter, *De corporis*, 1581–1583, Tabula VIII, Abb. VIII © Universitätsbibliothek Basel, lr 189.

Dass Platter sich, wie übrigens auch Caspar Bauhin, so viel Mühe gab, den anatomischen Unterschieden zwischen Mann und Frau nachzugehen und sie in Publikationen zu dokumentieren, hat in der intensiv geführten Debatte um Thomas Laqueurs Modell vormoderner Eingeschlechtlichkeit, das Laqueur zufolge erst im 18. Jahrhundert von einem binären Körpermodell abgelöst worden sei, für erheblichen Zündstoff gesorgt. Diese Debatte scheint mittlerweile nachzulassen, da zumindest innerhalb der Körpergeschichte kaum noch jemand die größere Komplexität von *sex* in der Frühen Neuzeit bestreitet und die Kritik an Laqueur zum Allgemeinplatz geworden ist.[237] Zudem hat das verstärkte Interesse der Forschung an dem im 16. Jahrhundert auf außerordentlich intensive Aufmerksamkeit gestoßenen Themenfeld der Hermaphroditen die Debatte von der Vordatierung der Ablösung vom *one sex model* zum *two sex model*, wie sie beispielsweise von Michael Stolberg und Londa Schiebinger ausgehend von Platters und Bauhins anatomischen Publikationen diskutiert wurde,[238] weg- und hin zur Betrachtung von Gleichzeitigkeiten, Überschneidungen, Brüchen, aber auch alternativen Geschlechtskonzepten geführt.[239]

237 Die lange Auseinandersetzung mit Laqueurs Thesen (Laqueur, *Making Sex*, 1990) scheint mit der konzisen, die Diskussion sowohl ergänzenden wie bündelnden Arbeit von Helen King, die neben aller Kritik auch die wichtigen Verdienste von *Making Sex* ausführlich diskutiert und würdigt, zu einem Abschluss gefunden zu haben, King, *The One-Sex Body*, 2013.

238 Stolberg, Down to Her Bones, 2003; Stolberg, Eine anatomische Inszenierung, 2011; Schiebinger, Skelettestreit, 2003.

239 Z. B. Simons, *The Sex of Men*, 2011.

Vor dem Hintergrund dieser komplexeren Forschungen – allen voran denjenigen von Helen King und Patricia Simons – ist es trotz der Bedeutung geschlechtlicher Unterschiede in seinen anatomischen Werken nicht weiter überraschend, wenn Platter als vermeintlicher Pionier des *two sex models* in einer *observatio* selbst genau die zeitgenössisch beliebte Analogie verwendet, die Laqueurs Thesen und damit die Debatte um das Modell des *one sex models* überhaupt ausgelöst hat – die Vorstellung einer Analogie weiblicher und männlicher Körperteile:

»Als wir den Uterus inspicierten, der sonst gesund war, sahen wir, dass er die Grösse eines Taubeneis nicht überschritt, dicht, weiss, von geringer Höhlung, sein orificium eng war, oblong, runzelig, geschlossen, aussen gerötet. Dieses drückte zusammen mit dem Uterus, nachdem sein invertierter Cervix abgeschnitten war, den Glans des penis geeignet aus. Da dies die natürliche Form des Uterus war, so schien es mir angezeigt, diese auch hier anzumerken, da das Volk eine bei weitem andere ihr zuerteilt.«[240]

Platter, der so viel Energie auf die Suche nach körperlichen Unterschieden von Frau und Mann verwandte, scheint hier auf den ersten Blick das *one sex model* gegenüber dem nicht näher charakterisierten »Volk« zu verteidigen. In der Tat erklärt er die »natürliche« Beschaffenheit des Uterus, indem er den Vergleich zu männlichen Geschlechtsteilen sucht. Damit ist jedoch nicht automatisch eine Gleichsetzung beabsichtigt. Ähnlich verfährt auch Bauhin bei seiner Beschreibung der Klitoris.[241] Diese bezeichnet Bauhin als »virga muliebris« beziehungsweise »penis muliebris«.[242] Allerdings greift er diese Bezeichnung nur als eine der gängigen Bezeichnungen unter vielen von ihm in einer längeren Aufzählung zitierten auf. Bauhin zeigt also seine breite Kenntnis der verschiedenen möglichen Deutungen des Körperteils. Er vergleicht Klitoris und Penis zwar durchaus, wenn er sich mit den verschiedenen zu seiner Zeit gängigen Bezeichnungen auseinandersetzt, führt dabei aber gerade Unterschiede zwischen den männlichen und weiblichen Genitalien an.

Insbesondere die genauere Lektüre des Bauhin'schen »penis muliebris« zeigt, dass Laqueur unterschätzt hat, dass eine Analogisierung zwischen zwei Gegenständen im Körperverständnis um 1600 keine völlige Gleichsetzung darstell-

240 Platter, *Observationum*, 1614, S. 595f., Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 3, Fall 489.

241 Bauhin, *Institutiones anatomicae*, 1609, S. 92f.; Bauhin, *Theatrum anatomicum*, 1605, S. 258–260.

242 Vgl. auch King, *The One-Sex Body*, 2013, S. 68, ausgehend von der englischen Übersetzung Bauhins durch Helkiah Crooke, wo die Klitoris als »womans yard« bezeichnet wird.

te.[243] Im Falle der Genitalbeschreibungen Platters und Bauhins mittels analoger Begriffsverwendungen handelte es sich vielmehr um eine Erklärungshilfe zu den weiblichen Geschlechtsteile für die männlichen Adressaten der Publikationen. Diese Erklärungshilfe griff bekannte Wahrnehmungsmuster auf, um funktional zwar Analoges (im Zentrum stand die für die Fortpflanzung zentrale Auslösung von Lust und Samenfluss), aber doch Anderes zu erklären.

Platter und Bauhin waren sich, was die prinzipielle Bedeutung am Körper ablesbarer Unterschiede nach Geschlecht anbelangt, zwar einig, aber nicht in allen Details. Im dritten Teil habe ich auf die beiden Marginalien von Bauhins Hand in Platters *De corporis humani structura et usu* hingewiesen und eine davon – Bauhins Randnotiz, dass auch er bei einer von Platter für sich in Anspruch genommenen Anatomie beteiligt war – analysiert.[244] Die zweite der beiden Marginalien findet sich bezeichnenderweise gerade auf der Seite, auf der Platter die anatomischen Besonderheiten des Skeletts der Frau zusammenfasst.[245] Die begleitende Abbildung eines weiblichen Skeletts ist eine der wenigen, die Platter nicht von Vesal übernommen hat, sondern neu hinzufügte (Abb. 39). Bauhin widerspricht in seiner Marginalie Platters Behauptung, dass Frauen über weichere Knorpel zwischen den Schambeinästen verfügten, diese aber nicht, »wie viele lügen« würden, bei der Geburt dislozierbar seien. »Non nugantur« – sie lügen nicht – setzt Bauhin ein und belegt seine Ansicht, indem er trotz der Enge des Platzes am Seitenrand recht ausführlich darauf eingeht, in welcher Sektion er das beobachtet habe und welche Autoren diesen Befund bestätigten. Dabei verweist er auch auf seine Übersetzung von François Roussets Abhandlung zum Kaiserschnitt, die sogenannte *Hysterotomotokia* mit ihrem langen, von Bauhin verfassten Anhang, der zahlreiche Fallgeschichten verschiedener Informanten enthält.[246] In der *Hysterotomotokia* werden unter anderem die Geburtsprobleme aufgeführt, die einen Kaiserschnitt nötig machten, – darunter auch Fälle, in denen eben diese Weitung des Schambeins nicht richtig funktioniere.[247]

243 Ausführlicher und mit weiterführenden Literaturhinweisen Schober, Penis muliebris, 2018.

244 Vgl. das Kapitel »Bewerten – Die Textexzesse der Gelehrtenrepublik«.

245 Platter, *De corporis*, 1581–1583, UBB, lr 189, Buch 3, Tabula 2.

246 Bauhin, *Hysterotomotokia*, 1588.

247 Ebd., S. 5–8, zum Schambein S. 6. Zur Geschichte des Kaiserschnitts vgl. Trolle, *Caesarean Section*, 1982; Lehmann, *Der Kayserliche Schnitt*, 2006, zu der Indikation einer durch die Biegung des Schambeinknochens nach innen verursachten Verengung des Beckens nach Scipio Mercurio, den Bauhin ebenfalls anführt, ebd., S. 72f.

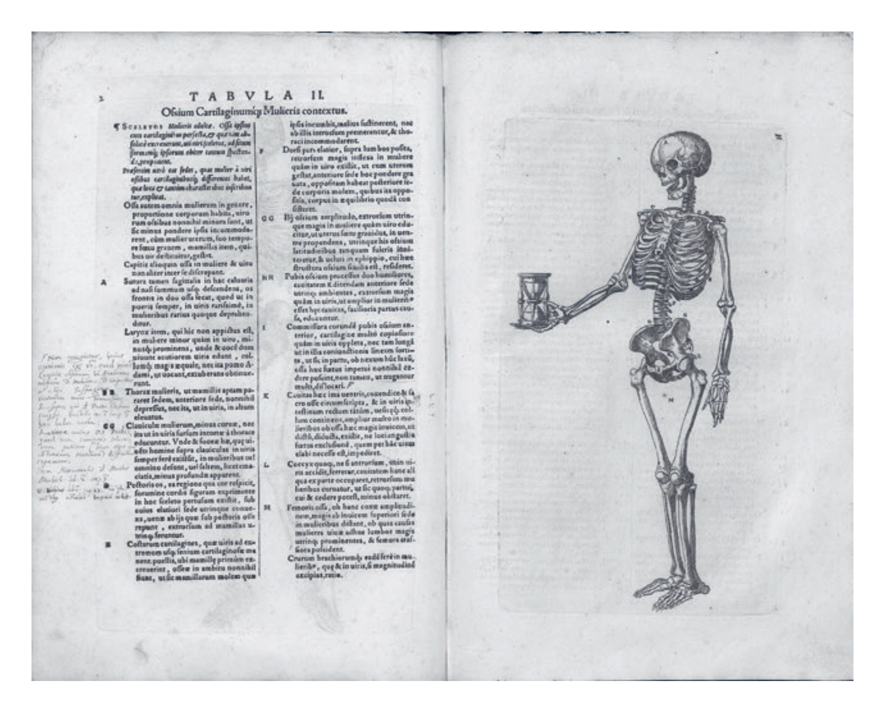


Abb. 39: Weibliches Skelett und Marginalie Caspar Bauhin, Platter, *De corporis*, 1581–1583, Tabula II © Universitätsbibliothek Basel, lr 189.

Körperfragmentierung und Körperdeutung hingen eng mit darüber vermittelten gesellschaftlichen Ordnungsangeboten zusammen. In der Anatomie ordneten die Mediziner die Natur und mit ihr auch den als so geheimnisvoll und potenziell unkontrollierbar empfundenen weiblichen Körper.[248] Sie gaben ihren Lesern Deutungsmuster an die Hand und bewerteten sie. Diese Deutungsangebote sind für das Verständnis der Basler Gesellschaft um 1600 zentral. Die anatomischen Erkenntnisse dienten nämlich auch dazu, die Unterschiede zwischen den Geschlechtern herauszuarbeiten und mithin die bestehende gesellschaftliche Ordnung, die klar zwischen Männern und Frauen und ihren je spezifischen Aufgaben und Handlungsoptionen unterschied, beständig zu aktualisieren und in eine am Körper sichtbare Ordnung zu überführen.

248 Vgl. auch Brancher, *Équivoques de la pudeur*, 2015, S. 265–301.

Die Anatomie eignete sich angesichts ihrer Betonung von Beobachtungen besonders gut dazu, zur Aushandlung dieser Fragen herangezogen zu werden. Anatomische Sektionen und ihre schriftlichen Dokumentationen führten, zumindest wenn man ihnen mit den entsprechenden Vorannahmen begegnete, die körperliche Basis der sozialen Zweigeschlechtlichkeit immer wieder aufs Neue vor Augen und stärkten sie, indem sie sie etwa an theologische Grundlagen von Zweigeschlechtlichkeit rückbanden. Adam- und Eva-Darstellungen gehörten beispielsweise zum festen ikonographischen Formenrepertoire der Anatomie und nahmen in anatomischen Publikationen zentrale Positionen ein, wie im bereits besprochenen Frontispiz von Bauhins *Theatrum anatomicum*.[249] Das Motiv bot sich auch für die Selbstdarstellung der Basler Mediziner an. So ist etwa Bauhins Rektoratsmatrikel von zwei großen Akten – Frau und Mann – eingerahmt (Abb. 30).[250]

Platters Auseinandersetzung mit dem Skelett der Frau und seinen Besonderheiten, seine *observationes* zu geschlechtlich markierten Körpern, Bauhins Abhandlungen über weibliche und männliche Körper[251] sowie das visuelle Programm der Anatomie – all das sollte aber gerade nicht als Ergebnisse, als feste Standortbestimmungen der Autoren gelesen werden. Stattdessen handelt es sich um Zeugnisse der fortlaufenden Auseinandersetzung mit einem zeitgenössisch brisanten und wichtigen Thema, das die Basler Gesellschaft in der Aushandlung von Hierarchien, Arbeitsteilung und der Konstituierung von *communities* konstant beschäftigte.

An keinem anderen Gegenstand der frühneuzeitlichen Medizin entzündeten sich derartig viele Diskussionen wie an den Unterschieden und der Erklärung der Körper von Frauen und Männern. In wohl keiner anderen Hinsicht wurde der Körper so sehr zu einem gesellschaftlichen »site of mediation«[252] oder gar zu einem »site of struggle«[253] wie im Bereich der Geschlechterunterschiede. Auffällig und keinesfalls selbstverständlich ist hingegen, dass trotz ihrer gesellschaftlichen Bedeutung beispielsweise Standesunterschiede von den Basler Medizinern nicht anatomisch zu kategorisieren versucht wurden.

249 Vgl. das Kapitel »Grenzen überschreiten – Der anatomische Exzess« und die Anm. 59 im Teil »Die Ordnung des Körpers – Die Anatomie«.

250 Ganz, *Miniaturen*, 1960, S. 166. Die Visualierung des Paares von Frau und Mann als zentrales gesellschaftliches Gliederungsschema im europäischen Denken stellte auch im Diskurs der Expansion ein zentrales Motiv dar. Vgl. Traub, Mapping the Global Body, 2000.

251 Bauhin, *Anatomica virilis et muliebris*, 1597; Bauhin, *Institutiones anatomicae*, 1609.

252 Burghartz/Burkart/Göttler (Hg.), *Sites of Mediation*, 2016.

253 Den Begriff verwendet Livingstone, *Putting Science in its Place*, 2003, S. 37, für einen der von ihm untersuchten »venues of science«, das Museum.

Die Klitoris als Gänsehals – Die Deutungspluralität exzessiver Körper

In den Kontext der Aushandlung geschlechtlicher Ordnung mithilfe anatomischer Deutungen gehört auch eine ganz besondere Geschichte, die ich ans Ende dieses Buches stellen möchte, um an ihr aufzuzeigen, wie sehr diese gesellschaftlichen Aushandlungsdiskurse und Deutungsprozesse am exzessiven Körper mit den Autorisierungsversuchen der Basler Mediziner verzahnt waren. Es geht um den Fall einer Baslerin mit einer stark vergrößerten, »gänsehalsgroßen« Klitoris.

Zunächst zum Kontext: Um 1600 war die Klitoris Gegenstand einer intensiv geführten Diskussion. Diese nahm ihren Ausgangspunkt bei den anatomischen Besprechungen des Körperteils, einem Diskurs, den Katharine Park als die »Wiederentdeckung« der Klitoris bezeichnet hat und der ausgehend von Italien rasch auch die anatomischen Zentren nördlich der Alpen erreichte.[254] Die Wiederaufnahme der in antiken Schriften bereits erwähnten Klitoris in medizinische Publikationen verband sich diskursiv und imaginativ mit der Figur der Tribade.[255] Diese sei, so die Vorstellung der Zeitgenossen, aufgrund ihrer vergrößerten Klitoris zur Penetration von Frauen fähig. Der in der patriarchalischen Gesellschaft angstbesetzte Komplex rund um die, so die entsprechende Deutung, sexuell unabhängigen Tribaden befeuerte die ohnehin schon angeregt geführte gelehrte Debatte über geschlechtlich uneindeutige Körper. Um 1600 boomten Publikationen zu Hermaphroditen.[256] In der berühmten Auseinandersetzung um den vermeintlichen Hermaphroditen Marie/Marin le Marcis zwischen den beiden Medizinern Jean Riolan und Jacques Duval wurde beispielsweise die Frage verhandelt, ob Marie/Marin als Tribade eine Frau geheiratet habe oder ob sie ein Hermaphrodit sei.[257] Duval plädierte für Letzteres, womit er Marie/Marin vor der Todesstrafe bewahrte, während Riolan, der in seiner *Anthropographia* sogar für allgemeine Klitoridektomien eintrat,[258] Marie lediglich eine vergrößerte Klitoris zugestand.

254 Park, Rediscovery, 1997. Vgl. auch Traub, *The Renaissance of Lesbianism*, 2002, S. 188–228.
255 Die Figur der Tribade wurde mit Leo Africanus' Beschreibung der Zauberinnen von Fez nach Afrika imaginiert. Vgl. Park, Rediscovery, 1997.
256 Krämer, Hermaphrodites, 2013. Dieser Boom folgte zeitlich dem durch Jean Céard konstatierten »l'âge d'or des prodiges« in der Mitte des Jahrhunderts, Céard, *La nature et les prodiges*, 1996. Vgl. auch Anm. 268 im Teil »Die Ordnung des Körpers – Die Anatomie«.
257 Der Fall wurde eingehend besprochen, z. B. Greenblatt, *Shakespearean Negotiations*, 1988, S. 73–93; Brancher, Le genre incertain, 2013; Long, *Hermaphrodites*, 2006, S. 77–108; Park, Rediscovery, 1997, S. 179–184.
258 Park, Rediscovery, 1997, S. 183f.

Die Klitoris taucht ab der Mitte des 16. Jahrhunderts auch in den Basler Publikationen auf.[259] Für Vesal stellte sie lediglich eine abnorme Ausnahme, ein Spiel der Natur, beziehungsweise überflüssige Materie, dar.[260] Folgerichtig wurde die Klitoris in der *Fabrica* nicht abgebildet. In Platters Übernahme der Darstellung der weiblichen Geschlechtsteile von Vesal ist sie im Gegensatz zur Vorlage allerdings ergänzt worden (Abb. 36 und 37) und sie findet auch Erwähnung in Platters Texten. In seinen 1614 publizierten *Observationes* schließlich beschrieb Platter eine Patientin mit einem »Auswuchs wie ein Gänsehals am pudendum«:

> »Bei einer Frau unserer Stadt aus guter Familie entstand ein Auswuchs am oberen Teil der Schamspalte oberhalb der Harnröhre, wo die Clitoris hervorragt, und wuchs derart, dass er einem Gänsehals an Weite und Länge glich. Ob die Clitoris derart vermehrt war oder es ein anderes Sarcom war, liess sich nicht unterscheiden, da sie dies mir nicht zeigen wollte. Ich erkannte jedoch aus der Berührung jenes Auswuchses, die sie nur bei guter Bedeckung der benachbarten Stellen gestattete, dass er von Fleisch war. Da sie nicht erlauben wollte, dass er geschnitten würde, umband der Chirurg ihn mit einem filo arsenico imbuto. Aber als ein grosser Schmerz davon herrührte und eine Entzündung, wurde der Faden bald entfernt und man musste diesen Erscheinungen begegnen. Als sie behoben waren, wollte sie nichts mehr anwenden, sondern fast 50 Jahre hindurch blieb sie von diesem Affekt belästigt, sowohl während sie mit ihrem Gatten den Coitus ausübte als auch später als Witwe. Schliesslich starb sie von Alter und Krankheit angetan.«[261]

Platters Vergleich des Auswuchses mit einem Gänsehals wurde im Verlauf des 17. Jahrhunderts etwa von Jean Riolan, aber insbesondere auch in England aufgegriffen. Hier lagen Teile von Platters Schriften durch die Übersetzungen von Crooke und Culpeper auch in der Volkssprache vor und Platters »goose necks« fanden von dort aus sogar Eingang in Eheratgeber, wo sie als Warnung vor wollüstigen Frauen dienten.[262] Aus Platters Gänsehalsklitoris ging schließlich auch der mit der Leda-Sage spielende Topos der (vergrößerten) Klitoris als Schwanenhals hervor.[263]

Platter selbst stellte aber, wie die *observatio* und ihre Einbettung in ein Kapitel über Tumore zeigt, keine klare Diagnose darüber, ob es sich bei dem mysteriösen Auswuchs um eine vergrößerte Klitoris oder um eine andere

259 Vgl. ausführlicher Schober, Penis muliebris, 2018.

260 Vesal, *Observationum*, 1564, S. 143; Park, Rediscovery, 1997, S. 177. Vgl. zum Verständnis der Medizin als des Faches, das unter anderem zuständig sei, »superfluorem« zu entfernen, Vesal, *Fabrica*, 1543, Dedikation.

261 Platter, *Observationum*, 1614, S. 626, Übersetzung nach Typoskript NL Buess, Bd. 3, Fall 522.

262 Traub, *The Renaissance of Lesbianism*, 2002, S. 209f.

263 Mathes, Swan's Neck, 2003, S. 103–124.

Form von zu viel und damit »überflüssiger« Materie handelte. Die angesichts der aristotelischen Erklärung, dass sich exzessive Materie in der Ausbildung doppelter Genitalien niederschlagen konnte,[264] naheliegende Möglichkeit, dass es sich um einen Fall von Hermaphroditismus handeln könnte, wurde in der *observatio* nicht erwähnt – anders in Platters sechs Jahre früher erschienenem Werk *Praxeos medica*, in dem derselbe Fall als Beispiel einer falschen Erklärung qua Hermaphroditismus für derartige genitale Abweichungen angeführt wurde. Für dieses Buch hatte Platter erkennbar dasselbe Material wie für die *Observationes* verwendet,[265] ohne jedoch das präsentierte Wissen als Fallbeschreibungen zu etikettieren. Stattdessen präsentierte er hier allgemeine, aus den Fällen gewonnene Erkenntnisse. Die entsprechende Textstelle lautet:

> »In pudendo mulieris carnositas talis quandoque nascitur; vidimusque ex eminentiore illius sede, media quae est inter labrum vtrumque, processum Clithoridem dictum, adeò excreuisse, vt colli anserini longitudinem & crassitiem adaequaret, & farciminis instar carnei propenderet, sicque totuis vitae curriculo permansisse. Quod vt hermaphroditi aliquae esse censerentur, cùm pro virili membro sumeretur, causam in multis fuisse existimo.«[266]

Anstelle der Probleme der Untersuchung und dem Zweifel an der Diagnose, die in der *observatio* eingehend geschildert werden, steht hier positiv gewendet die Pluralität von vorgeschlagenen Deutungen (»causam in multis fuisse existimo«) als argumentative Möglichkeiten, die gegen falschen Hermaphroditismusverdacht ins Feld geführt werden konnten. Variabilität und Exzessivität körperlicher Materie werden hier nicht zum Problem, sondern ermöglichen eine Deutungsfülle jenseits des von Platter im Gegensatz zu Bauhin[267] eher mit Zweifel beäugten Hermaphroditismusdiskurses.[268]

264 Fausto-Sterling, *Sexing the Body*, 2000, S. 33.

265 In weiten Teilen stimmt selbst die Anordnung überein.

266 Platter, *Praxeos*, 1602–1608, Teil 3, S. 213.

267 Bauhin, *De hermaphroditorum*, 1614, zeichnet sich gerade dadurch aus, dass Bauhin hier die verschiedenen historisch-philosophischen, medizinischen und juristischen Diskurse und Narrative zusammenträgt. Stellung bezieht er weniger durch Ausagen oder klare Bewertungen als durch die Art und Weise der enzyklopädistischen Anlage seines Werkes, in dem die Ambiguität des Hermaphroditen gerade in der Unentschiedenheit von Bauhins Argumentation Ausdruck findet. Vgl. dazu Long, *Hermaphrodites*, 2006, S. 49–75; Schober, Hermaphrodites, 2016, S. 301f. Dass Bauhin in dieser Debatte eine andere Position einnahm als Riolan, überrascht nicht, denn schließlich stand Riolan auch in Bezug auf die Ileocoecalklappe in Gegnerschaft zu Bauhin. Vgl. Hess, Kaspar Bauhin, 1860, S. 125.

268 Der Hermaphrodit war eine zentrale gesellschaftliche Aushandlungsfigur oder, in der Bezeichnung Kathleen Longs, ein »cultural icon«, das um 1600 einen immensen Boom erlebte, Long, *Hermaphrodites*, 2006, S. 2. Die Literatur zu dem Thema ist in den letzten

Die Pluralität von Erklärungen wird in diesem Kontext gerade zur Chance für den Mediziner. Seine selbstgefasste Aufgabe war es in diesem Fall nicht, eine letztgültige – und damit auch angreifbare – Diagnose zu finden, sondern einen ganzen Reigen möglicher Erklärungen für einen potenziellen Grenzfall von Geschlechtlichkeit zu liefern, die die grundlegenden gesellschaftlichen Kategorien, in diesem Fall das binäre Modell von Frau und Mann, zwar aufriefen, aber letztlich gerade angesichts der Unentschiedenheit der Deutungen nicht gefährdeten. Es geht also um die Einordnung von Vielheit und von Abweichungen in bestehende Wissenssysteme und soziale Ordnungsmuster, ein Vorgehen, das auch am herzförmigen Brustbeinloch durchexerziert wurde.

Gerade Befunde von Diversität waren die Prüfsteine von Wahrnehmungs- und Ordnungsmustern – und genau hier setzten die Anatomen an. So ist es nicht erstaunlich, dass Platter laut der Analyse von Merry Wiesner-Hanks bei der Betrachtung zeitgenössisch »monströser« Körper »a calm and dispassionate eye, with an interest in human diversity« bewies.[269] Exzessive Körper wie derjenige der Person, die von Platter als Frau mit Gänsehalsklitoris beschrieben wurde, bargen erhebliche gesellschaftliche Sprengkraft. Gleichzeitig waren diese Körper aber immer auch eine Chance: Der exzessive, uneindeutige Körper, die Ambiguität, bot den Medizinern Möglichkeiten, ihre Deutungsfähigkeit und Deutungsmacht unter Beweis zu stellen. Dabei konnten sie die Faszination der Uneindeutigkeit auch für die eigene Bewerbung nutzen, da sie in der Tradition der Wunderdiskurse Aufmerksamkeit und »Staunen« erzeugte.[270] Frühneuzeitliche Mediziner mussten nicht entscheiden, sondern Angebote zur Einordnung in Wissensmodelle zur Verfügung stellen – die andere AkteurInnen dann für ihre Handlungen und Wahrnehmungen nutzen konnten.

Wie sehr die Postulierung von autorisierendem Deuten durch die Mediziner letztlich auf Mehrdeutigkeit aufbaute, diese zelebrierte und auch perpetuierte, habe ich am Fall des angeblichen Basler Hermaphroditen Anna

Jahren stark angewachsen. Vgl. als Auswahl, neben der bereits zitierten Literatur, Gilbert, *Early Modern Hermaphrodites*, 2002; Daston/Park, Hermaphrodites, 1985; Daston/Park, The Hermaphrodite, 1996; Fontes da Costa, Anatomical Expertise, 2007; Imlinger, *Hermaphroditische Anatomien*, 2015; Closson (Hg), *L'hermaphrodite*, 2013; Schochow, *Die Ordnung der Hermaphroditen*, 2009.

269 Wiesner, *The Marvelous Hairy Girls*, 2009, S. 196, die sich hier auf Platters Darstellung des Besuchs der Gonzales-Schwestern in Basel bezieht. Dazu auch Katritzky, *Healing, Performance and Ceremony*, 2012.

270 Daston, *Aufmerksamkeit*, 2000; Daston/Park, *Wunder*, 2002.

Jakob Bürgin, der sowohl von Platter wie von Bauhin besprochen wurde und zu dem zusätzlich städtisches Archivmaterial erhalten ist, das die Verquickung von medizinischen und städtischen Deutungs- und Ordnungsprozessen aufzeigt, an anderer Stelle ausführlicher besprochen.[271] Anna, die aufgrund einer sexuellen Beziehung zu ihrer verheirateten Dienstherrin verdächtigt wurde, ein Hermaphrodit zu sein, wurde im Auftrag des Ehegerichts von Platter und Bauhin untersucht. Beide kamen zu dem Schluss, dass Anna, obwohl ihre Geschlechtsteile alles andere als eindeutig seien, ein Mann (Platter) beziehungsweise »mehr Mann als Frau« sei (Bauhin).[272] Das Gericht beschloss daraufhin, Anna Männerkleidung anzuziehen, die Haare zu kürzen und sie der Stadt zu verweisen. Sie/er erhielt vom Magistrat einen neuen Namen – Anna Jakob – zugewiesen, der in der Dopplung jedoch die Ambiguität nicht auflöste, sondern diese weiterhin, wie auch die Bezeichnung »Knabenmägdlein« im entsprechenden Urfehdenbuch, markierte.[273] Gerade, dass die Ambiguität in diesen Wahrnehmungen zu einem gewissen Grad erhalten blieb, bot den Medizinern den Boden, den sie benötigten, um sich mit ihren Deutungen zu profilieren. Zusätzlich sorgte er für die entsprechende Aufmerksamkeit für ihre Expertise. Auch deshalb agierten sie, indem sie mitunter selbst Ambiguitäten schufen und diese für ihre sozialen Positionierungen zu nutzen suchten.

Um das Zusammenspiel von pluraler Deutung und Autorisierung auch am Fall der Gänsehalsklitoris näher aufzuzeigen, ist es nötig, etwas weiter auszuholen und auf den imaginativen Hintergrund des Gänsehalses für Felix Platter einzugehen. Gänsehälse spielten nämlich in Felix Platters Autobiographie eine zentrale Rolle. Platter beschreibt, wie seine Schwester in einer Kindheitsszene im Elternhaus eine »gesottene Gurgel« in Ringe schnitt, sich diese an die Finger steckte und ihren ohnehin bereits heiklen und reinheitsliebenden Bruder damit erschreckte. Direkt im Anschluss an diese Beschreibung erklärt Platter, dass ihm davon eine lebenslange »unlust« gegenüber Ringen geblieben sei, die sich auch auf andere »fleischene Ringe« und solche aus Gold oder Silber übertrug und die bis zum Erbrechen führen konnte.[274]

271 Schober, Hermaphrodites, 2016; Bauhin, *De hermaphroditorum*, 1614, S. 346f.; Platter, *Observationum*, 1614, S. 550f.; StaB, Protokoll des Kleinen Rats 11, 1607–1609, S. 221v, 238r; Urfehdenbuch XIII, 1609–1611, StaB, Ratsbücher O 13, S. 3r, 4v; StaB, Missiven 1609–1610, B 26.

272 Bauhin, *De hermaphroditorum*, 1614, S. 346: »se magis virum (ut ipsius verbis utar) quam foeminam esse pronunciavit«.

273 Urfehdenbuch XIII, 1609–1611, StaB, Ratsbücher O 13, S. 3r.

274 Platter, *Tagebuch*, 1976, S. 101.

In der Tat sollte Platter das Thema in der bereits zitierten Schilderung der Anatomie auf dem Friedhof von St. Denis in Montpellier wieder aufgreifen. Die dortige »unlust« wurde nun von einem Pessar, einem Gebärmutterring, den die Leiche zur Stabilisierung des Uterus trug, ausgelöst. Platter erklärte seine Reaktion damit, dass er Ringe »von Natur« aus hassen würde.[275]

Die Textstellen inspirierten psychoanalytische Interpretationen. Deren Autoren – Hans Christoffel, Ralph Frenken und Casimir Bumiller – gehen so weit, in der Ringphobie und dem dadurch ausgelösten Ekel den Grund für Platters Kinderlosigkeit, eine psychische Grundkonstellation aus Ekel vor weiblichen Körperteilen, gehemmter Sexualität und daher ausbleibender Prokreation, zu erkennen.[276] Der Karriere- und Lebensweg wird als Reaktion auf frühkindliche Kastrationsängste interpretiert, die, so diese Deutungen, im Zerschneiden des Gänsehalses ihren symbolischen Ausdruck fanden.

Mehr als die individualanalytische Erklärung eines möglichen Kindheitstraumas interessiert vor dem Hintergrund der Fragestellungen dieses Buches jedoch die Frage, wieso Platter dieselbe Metapher – den Gänsehals – auch in seinen anatomischen Publikationen, die einer übergreifenderen Perspektive verpflichtet waren, aufgriff. Fragen wir nach den zugrunde liegenden Diskursen und Verbindungslinien, anstatt den »Autor« ins Zentrum zu rücken, geben die Quellen weniger Aufschluss über Platters individuelle psychische Konstitution. Stattdessen werden sie als Ausdruck allgemeinerer Diskurse wie der Verbindung von Ekel und weiblichen Geschlechtsteilen und Ängsten etwa vor in der vergrößerten Klitoris symbolisierter weiblicher Lust in einer männlich dominierten, elitären Gesellschaft lesbar. Wir erhalten kein Profil einer Einzelperson, sondern Einblicke in Wahrnehmungsmuster, die an den Beschreibungen von Körpern ablesbar werden. Die Darstellung der Klitoris als Gänsehals beschreibt eben nicht nur deren außergewöhnliche Form und Länge hyperbolisch, sondern läd das Genital selbst mit emotionsbesetzten Bedeutungen auf – darunter auch die über die Figur der Tribade und deren exzessiven Körper vermittelten Ängste der patriarchalischen Gesellschaft vor unabhängiger und potenziell exzessiver Sexualität von Frauen.

275 Ebd., S. 210.

276 Christoffel, Psychiatrie und Psychologie, 1954, S. 224f., ging als Erster auf die »Ringphobie« Platters ein. Es folgten ausführlicher Frenken, *Kindheit und Autobiographie*, 1999; Bumiller, Selbstanalyse, 2000; Frenken, *Psychohistorie*, 2003. Die letzteren sind auch als Reaktionen auf die in analytischer Hinsicht enttäuschende mehrbändige Publikation von Emmanuel Le Roy Ladurie zu den Platters zu verstehen, Le Roy Ladurie, *Le siècle des Platter*, 1995–2006. Vgl. Bumiller, Selbstanalyse, 2000, S. 303.

Der Frauenkörper mit Gänsehalsklitoris war für die Ordnung der städtischen Gesellschaft problematisch. Analog zu anderen Textquellen, etwa dem im Teil zum Haus beschriebenen Gedicht der »heßlichen Dutten«,[277] wendete sich der Körper hier in seine negativ konnotierte Kehrseite. Die Materie ist – im Gedicht in ihrem Zerfall, im Fall der Gänsehalsklitoris in ihrem Zuviel – exzessiv und überschreitet damit den »idealen« Sehnsuchtskörper. Der weibliche Gänsehalskörper wird gerade aufgrund seiner Erotik zum Kristeva'schen Abjekt[278], zum, um mit Valerie Traub zu sprechen, »inverted mirror image of the male medical writer«.[279]

Gleichzeitig aber fetischisiert die Markierung der Klitoris den weiblichen Körper. Gerade der exzessive Körper besaß aufgrund der Faszination, die seine Besonderheit generierte, Potenzial für die Selbstdarstellung des Mediziners. Die nur zunächst vermeintliche Unkontrollierbarkeit der exzessiven Körpermaterie wird durch den medizinischen Text eingefangen, indem dieser den Körper wenn nicht mit einer einzigen eindeutigen Deutung, so doch mit einer ganzen Klaviatur an Deutungsangeboten versieht. Tumor, Hermaphrodit, Auswuchs schwingen in den Beschreibungen als mögliche Erklärungen mit. Plurale Deutungen ermöglichten es, eine Form von Kontrolle über den Exzess zu suggerieren, die diesen jedoch nicht aufhob, sondern seine Faszinationskraft weiterhin nutzen konnte, Ambivalenz also unterstrich statt negierte.

Die Beschreibungen exzessiver Körper bereiteten einen wichtigen argumentativen Boden für die Legitimation von Sektionen als Generatoren von Deutungen. Gerade die der exzessiven Materie zunächst fehlende Bedeutung, ihre Unentschiedenheit, war ein Pfund, mit dem der Anatom wuchern konnte, indem er ihr vielfältige Deutungen entgegensetzte. Der Mediziner musste also, um diese Überlegungen zusammenzufassen, deuten – allerdings waren seine Deutungen produktiver, wenn sie gerade keine Eindeutigkeit herstellten.

Letztlich blieb die Gänsehalsklitoris unbehandelt, nachdem der Versuch einer Konstriktion mit einem Faden, ausgeführt durch einen Chirurgen, gescheitert war. In der abschließenden Passage der *observatio* kehrt Platter in den sicheren Hafen der von ihm beherrschten »Normalität« seiner Fallgeschichten zurück: Die Patientin lebte einigermaßen ungehindert durch den Auswuchs weitere fast 50 Jahre und hatte Geschlechtsverkehr. Sie konnte

277 Vgl. das Kapitel »Begegnen – Exzessivität als Praxis und das Geschlecht der Geselligkeit«.
278 Kristeva, *Pouvoirs de l'horreur*, 1980. Vgl. dazu Menninghaus, *Ekel*, 1999, S. 516–567.
279 Traub, *The Renaissance of Lesbianism*, 2002, S. 122.

also, so die implizite Versicherung der *observatio*, die Anforderungen der Ehe als sozialem Ordnungsmuster erfüllen.[280] Außerdem wurde von Platter bereits einleitend betont, dass sie »aus guter Familie« war, eine soziale Charakterisierung, die die Brisanz des Falles ebenfalls half, unter Kontrolle zu halten. Soziale Ordnungsmechanismen überlagerten in dieser Fallgeschichte also zusätzlich den Versuch Platters, sich über Wissen und Deutungen zu autorisieren.

Die in diesem Kapitel gezeigten Ordnungsprozesse in den Bereichen *medical marketplace*, Bestrafung und Geschlecht fanden nicht nur im Anatomiesaal, sondern auch in den anatomischen Publikationen der Mediziner und ihren weiteren Schriften statt. Damit erreichten sie ein Publikum auch jenseits lokaler Anwesenheiten und können emblematisch für die breite Relevanz der Aushandlungsfelder der Anatomie stehen, die auf der Exzessivität von Körpern aufbaute, diese bedingte, gerade nicht aufhob, sondern in Ordnung zu überführen suchte.

Der exzessive Körper regte zur Ordnungsleistung ganz besonders an. Seine Zentralität als *pars pro toto* für den Gesellschaftskörper ist mit Grund dafür, wieso ich in diesem Buch den Fokus auf die Figur des Mediziners gelegt habe. Da dieser aufgrund seiner tagtäglichen Arbeit über eine besondere Nähe zu potenziell exzessiven Körpern verfügte, konnte er in den Bedeutungsverhandlungen eine wichtige Position einnehmen und diese gleichzeitig für seine eigene Autorisierung nutzen. Dabei behielt der Körper aber auch seine eigene *agency*: Die Exzessivität der Gänsehalsklitoris wurde eben nicht operativ vereindeutigt, sondern blieb trotz der beschwichtigenden Textstrategien Platters gegen Ende der *observatio* letztlich bestehen, nicht zuletzt weil die Patientin sich nur mit einer »bedeckten« Untersuchung einverstanden erklärte. Der exzessive Körper stellte jedoch, da er die sozialen Ordnungen – die Ehe der Patientin und ihren Stand – nicht verletzte, in Platters Darstellung letztlich auch gar kein Problem mehr dar. Dazu wurde Platters Metapher der Gänsehalsklitoris erst wieder, als sie durch die englische Übersetzung in andere Texte Eingang fand.[281]

280 Die Fähigkeit zum Geschlechtsverkehr und insbesondere die Angabe, ob und wieviele Kinder eine Frau – oft trotz einer Erkrankung – bekommen hatte, waren innerhalb von Platters *Observationes* auffallend zentral für die Beschreibung weiblicher Körper.

281 Traub, *The Renaissance of Lesbianism*, 2002, S. 209f.

Fazit: Die Ordnung des Körpers

Die frühneuzeitliche Anatomie lässt sich als eine exzessive Situation beschreiben. Die Grenzoperationen der Anatomie manifestierten sich in der aktiven Aufhebung von Körpergrenzen, der Kraft von Ängsten vor der Auflösung des eigenen Körpers und dem Umgang mit exzessiven Körpern. Gerade die Reibungen an verschiedenen Grenzen machten das ganz spezifische Soziabilitätspotenzial der Anatomie aus. Die Anatomie ist damit ein Brennglas, in dem sich die soziale Produktivität der Exzessivität der frühneuzeitlichen Gesellschaft besonders gut bündeln lässt.

Die Mediziner als Hauptakteure des anatomischen Events befanden sich dabei in einer Schlüsselposition. Sie zogen Gewinn aus dem sozialen Potenzial der Anatomie und ihrem behaupteten Körperwissen, indem sie diese für ihre Selbstpositionierung innerhalb der Gesellschaft nutzten. Gleichzeitig beteiligten sich aber auch der städtische Magistrat, die Universität und selbst manche Adlige, etwa indem sie, wie der Markgraf von Baden, Leichen zur Verfügung stellten, an den über die Anatomie vermittelten Ordnungsangeboten. Anatomie und anatomische Ordnung sind keineswegs nur als selbstaffirmatives Produkt der Mediziner zu verstehen, sondern als städtisches und nicht zuletzt auch überregionales soziales und kulturelles Ereignis. Das galt für Basel, das gerade im späteren 16. und beginnenden 17. Jahrhundert eines der wichtigsten anatomischen Zentren in Europa war, ganz besonders. Dass sich diese Bedeutung auch gesellschaftlich fassen lässt, unterstreicht die wichtige Stellung, die sich die medizinische Fakultät und ihre Anatomen um 1600 in der Stadt erarbeiten konnten. Gerade dass es sich ein Akteur wie Platter leisten konnte, die prinzipiell anerkannte Anatomie zur Nutzung seiner sozialen Ziele als exzessiv und ekelhaft zu kennzeichnen, ist zudem bezeichnend für ihre starke Stellung in der Stadt.

Anatomie beruhte maßgeblich auf der Beschäftigung mit dem aufgeschnittenen, fragmentierten und dabei neu geordneten Körper. Die Vorstellung *des* Körpers entstand dabei aus den vielen in der Anatomie selbst tatsächlich zerschnittenen Körpern als Verdichtung von Beobachtungen, Wahrnehmungen und Wissensbeständen. Diese Verallgemeinerung war keineswegs eindeutig, sondern gerade Ausdruck pluraler Deutungsangebote. Gleichzeitig erfolgte auch eine Vergesellschaftung des Körpers, der über die Betrachtung teils hoch individueller Phänomene, wie dem herzförmigen Loch im Sternum, in einer auf Breite angelegten, Sinne und Emotionen der Beteiligten ansprechenden Inszenierung kollektives Wissen zu generie-

ren suchte. Der Körper war dabei letztlich selbst eine soziale Situation, die, weil sie Personen zusammenbrachte und Ordnungen konstituierte, ihrerseits *communities* herstellte.

Körper waren auch für die anderen drei in diesem Buch untersuchten sozialen Situationen von zentraler Bedeutung. Im Bad zerflossen Körper in der exzessiven Fluidität der sozialen Situation. Im Teil zum Haus konnte aufgezeigt werden, dass das Eindringen in Häuser diskursiv eng mit dem Eindringen in Körper verbunden war, und im Teil zu den Texten begegneten exzessive Körper und Körperexkremente als Projektionsfläche von Kritik. Die Bedeutung von Körperwissen, die Körperlichkeit von Soziabilität und nicht zuletzt die enge Verbindung von Körper und Exzess erwiesen sich als zentrale Aspekte dieser Arbeit. In der Ordnung des Körpers vollzog sich die Ordnung der Gesellschaft im Exzess maßgeblich. Es lässt sich eine weitreichende Präsenz des frühneuzeitlichen Körpers mit all seinen exzessiven Aspekten in verschiedenen Diskursen in Basel um 1600 konstatieren. In der Anatomie als zeitgenössischer Leitwissenschaft und die Menschen gleichzeitig ungemein faszinierende Praxis fanden diese einen Kristallisationspunkt, der in der Basler Gesellschaft fest verankert war. Anatomie war, so kann abschließend konstatiert werden, trotz, oder nein, gerade wegen ihrer Exzessivität überraschend konventionell.

Schlusswort – Die Konventionalität des Exzesses

Zu Beginn dieses Buches habe ich auf Michel de Certeaus Definition des Begriffs der »Verdichtung« hingewiesen. Darunter fasst de Certeau die analytische Vergrößerung des Details und die gleichzeitige Verkleinerung des Ganzen.[1] Diesem Prinzip folgte der Zuschnitt dieses Buches: Indem es auf spezifische Ausschnitte – soziale Situationen – schaute, suchte es tiefergehende soziale Strukturen in den Momenten ihrer Aushandlung in den Blick zu nehmen. Dieser situative und prozesshafte Blick ermöglichte es, die Basler Gesellschaft um 1600 nicht primär als bereits geordnetes, nach festen Normen und Regeln funktionierendes Gefüge zu verstehen, sondern den Wirkmechanismen ihrer Vergesellschaftung nachzugehen. Als zentral stellte sich dabei das Zusammenspiel von Ordnung und Exzess heraus.

Exzessive Praktiken erwiesen sich in all ihrer Vielfältigkeit im Agieren der Protagonisten dieser Untersuchung – der Basler Mediziner – nicht nur als omnipräsent, sondern sogar als überraschend konventionell. Anstatt dass die beobachteten Momente des Unmäßigen lediglich eine Ausnahme, einen Bruch oder eine Krise darstellten, an der die »normalen« Strukturen der Gesellschaft besonders deutlich sichtbar werden,[2] lässt sich die Elite in Basel um 1600 als eine »Gesellschaft im Exzess« beschreiben, die stolz und selbstbewusst ihre Exzessfähigkeit zur Schau stellte und mit ihr auch gezielt agierte.

Dieses Spiel der Akteure und mitunter, wie das Beispiel Dorothea Gemusaeins vermuten lässt, auch von Akteurinnen an den immer notwendig vage bleibenden Grenzen zwischen Maß und Unmäßigkeit war sozial ungemein produktiv. Mit und im Exzess wurden nämlich soziale Hierarchien aufgebaut und zementiert, Personen inkludiert und exkludiert, Beziehungen hergestellt, *communities* organisiert und allgemein soziale Grenzziehungen verhandelt –

1 Vgl. Anm. 4 in der Einleitung.

2 So würde die Soziologie der Konventionen traditionellerweise argumentieren. Vgl. zur soziologischen Verwertung von Rechtfertigungsstrategien in Krisensituationen Boltanski/Thévenot, *Über die Rechtfertigung*, 2007.

die Gesellschaft also geordnet. Gerade deshalb handelte es sich beim Exzess mitnichten um eine »verkehrte Welt«, sondern um ein funktionales Gefüge, das die Basler Gesellschaft um 1600 keineswegs als eine chaotische, sondern als eine zutiefst an Ordnungen interessierte Gemeinschaft erkennen lässt.

Die in diesem Buch betrachteten exzessiven Praktiken wie übermäßiges Trinken, Anspielungen auf Sexualität, Völlerei, Zotenreißerei, die ostentative Auflösung von Körpergrenzen etwa im Bad oder in der Anatomie, verschwenderisches Zurschaustellen des eigenen Reichtums und übersteigertes *self-fashioning* bildeten einen eng miteinander verflochtenen frühneuzeitlichen Imaginations- und Handlungsraum. Gemeinsam ist all diesen Beziehungspraktiken, dass sie Grenzen umspielten, austesteten und mitunter auch übertraten, sich also in einem Schwellenbereich bewegten, der in der nachreformatorischen Basler Gesellschaft ganz besonders markiert war.

Dennoch ist auch zu konstatieren, dass Exzess um 1600 nicht jede Grenzanreißung umfasste.[3] Spezifisch und den betrachteten Exzessformen gemein war der enge Bezug zum frühneuzeitlichen Körper. Körpermodelle um 1600 beruhten gerade nicht auf einem funktionalmechanischen Verständnis einzelner, in einem Individuum zusammengefügter Organe, die nach außen klar durch die Haut des einzelnen Menschen abgegrenzt werden. Stattdessen basierten sie maßgeblich auf Vorstellungen des Fließens und damit auch Austretens von Körpersäften. Die Verbindung des frühneuzeitlichen Körpers mit seiner Umgebung wurde als sehr eng und in ständigem Austausch stehend imaginiert. Körper, insbesondere heiße und feuchte, drängten in den Vorstellungen der Zeit nach außen und liefen regelrecht über. Daraus ergaben sich gemeinsame imaginative und diskursive Muster, die beispielsweise die Todsünden der *gula* (Völlerei), der *luxuria* (übermäßige sexuelle Lust) oder der *avaritia* (Habsucht) über ihre typischen körperlichen Imaginationswelten miteinander verbanden. Diese Verknüpfungen schließen allerdings nicht aus, dass »Exzess« verschiedene Spielarten besaß, mit denen ich mich in den vier Teilen des Buches auseinandergesetzt habe.

In der *fluid zone* Bad vollzogen die sich verflüssigenden Körper der Badenden den Exzess selbst. Die sozialen Aufweichungsprozesse in dieser sozialen Situation hoben aber keinesfalls die gesellschaftliche Ordnung auf, sondern ermöglichten ihre (Neu-)Aushandlung. Gerade dem Mediziner standen im Bad aufgrund seiner Expertise besonders viele Möglichkeiten zur Verfügung, seine *persona* und seine soziale Stellung zu inszenieren und zu verfestigen.

3 Vgl. hierzu auch Anm. 34 in der Einleitung.

Dass das Zusammenspiel von Ordnung und Exzess mitnichten eine an periphere Orte gebundene Ausnahme darstellte, zeigte der Blick auf die Haushalte der Mediziner. Exzessives Gestalten und Eindringen kristallisierten sich hier als zwei miteinander verwobene Handlungsprinzipien heraus, über die sich die Repräsentation der AkteurInnen und vergesellschaftende Geselligkeitspraktiken gleichermaßen konstituierten. Die Ordnung des eigenen Haushalts war für die soziale Positionierung der AkteurInnen von herausragender Bedeutung. Gleichzeitig war sie auch Voraussetzung für die Exzessfähigkeit jedes Einzelnen. Denn die Möglichkeit, Exzess überhaupt in soziale Produktivität überführen zu können, setzte eine gewisse gesellschaftliche Einbindung bereits voraus.

In Manuskripten und Büchern testeten die AkteurInnen um 1600 sowohl auf inhaltlicher Ebene Grenzen aus, wie sie sich Übersteigerungen als rhetorischem Stilmittel bedienten. Damit lässt sich das bekannte Bild der quantitativ exzessiven frühneuzeitlichen Textproduktion, in der die stark anwachsende Masse von Texten und Wissen mit dem zeitgenössisch bereits als exzessiv charakterisierten Modell der Sammlung zum Prinzip erhoben wurde, um qualitative Exzessformen ergänzen. Grenzüberschreitungen waren für verschiedene, Beziehungen strukturierende Textgenres – iocose Briefe, Pasquillen, Gelegenheitsschriften, aber auch Dedikationen oder von den Praktiken des Fazetierens beeinflusste wissenschaftliche Publikationen wie Platters *Observationes* – nämlich auch auf inhaltlicher Ebene zentral, wie sich am häufigen Einsatz etwa von Exkrementen oder sexuellen Anzüglichkeiten demonstrieren lässt. Das Anfertigen von Texten kann mithin auch als ein Gesellschaftsspiel gelesen werden, mit dem sowohl Zusammenhalt demonstriert wie Konflikte ausgetragen wurden.

In keinem Bereich zeigt sich deutlicher, dass Exzess und Ordnung um 1600 eng an den Körper gebunden waren, als in der Anatomie. Diese richtete ihre gesamte Aufmerksamkeit auf den Bau des Körpers und die Einordnung seiner oftmals auch exzessiven, da bestehenden Wissensmodellen widersprechenden Materie. In der Fragmentierung, Auflösung und Neuordnung des einzelnen Körpers wurden Grenzen ausgetestet, Deutungen angeboten und erneut die Autorität derjenigen verhandelt, die über Deutungsmacht zu verfügen glaubten – die Mediziner. Die Praxis der Körperzergliederung war dabei mehr als ein brisantes Grenzthema: Die Gestalt des sezierten Körpers verwies, erneut das Detail vergrößernd, als Mikrokosmos über sich hinaus auf die Gesamtgesellschaft.

Zusammenfassend haben sich die Jahrzehnte am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts als ein Zeitfenster erwiesen, in dem Exzess für die

Mitglieder der gelehrten Elite in Basel und für ihr soziales Agieren grundlegend war. Die ebenfalls in dieser Zeit fortschreitende Verdichtung von Ordnungsleistungen in der Basler Gesellschaft hat das weniger fortlaufend ersetzt, als die Sichtbarkeit des Exzesses allmählich verschoben.[4] Der Exzess wurde gegen Ende des betrachteten Zeitfensters, so ist anhand der hier untersuchten späteren Quellen und der zugegeben disparaten Forschungslage zum 17. Jahrhundert in Basel zu vermuten, zunehmend zu einem Spiel im Verborgenen, indem er etwa in lediglich für immer ausgewähltere AkteurInnen zugänglichen Orten wie bestimmten Räumen im Haus stattfand und damit versteckt wurde. Die weithin sichtbare Feier des Exzesses – beispielsweise in gedruckten Gelegenheitsschriften, bei im Freien aufgeführten Theaterstücken,[5] großen Gastmählern und Badgesellschaften oder auf repräsentativen Hausfassaden – nahm, so mein Eindruck, im 17. Jahrhundert spürbar ab.

Dass Exzess um 1600 besonders sichtbar war und sich dies allmählich veränderte, deckt sich mit mehreren von der Forschung immer wieder konstatierten Prozessen. Für Basel waren um 1600 die Aushandlungsprozesse um die nachreformatorische Ordnung besonders wichtig, fanden jedoch allmählich zu einem Abschluss. Im Zuge dessen lassen sich in mehreren Wellen – etwa in den 1590er und dann vor allem den 1630er Jahren durch den Dreißigjährigen Krieg nochmals verschärft – Verdichtungen von Regulierung und soziale Abschließungsprozesse beobachten. In deren Rahmen entfalteten auch die Tugenddiskurse besondere Wirkung. Ambiguitäten, die etwa auch auf der noch ausstehenden Klärung offener Glaubensfragen beruhten, wurden allmählich von klareren Handlungsanweisungen ersetzt.

Ambiguität als wichtige Voraussetzung der auch positiven Besetzung und Funktionalität von Exzess verlor zeitgleich auch auf anderen Feldern an Strahlkraft. In der Wissenschaftsgeschichte ließ beispielsweise die von den wundersamen *ludi naturae* ausgehende Faszination nach und wurde, wenn auch nicht vollständig, so doch tendenziell durch das Ideal eines klareren Bildes von einer »richtigen« und im Prinzip monokausal erklärbaren Natur ersetzt.[6] Entsprechend veränderte sich auch das vorherrschende Körper-

---

4 Zum Basler Mandatswesen der Frühen Neuzeit vgl. Burghartz, Die durchgehende Reformation, 2016.

5 Vgl. Anm. 11 im Teil »Gesellschaft schreiben – Der Text«.

6 Ich stelle die Situation in diesem Abschnitt sehr überspitzt dar, für eine die entsprechenden Entwicklungen in der Frühen Neuzeit insgesamt überblickende, zugleich aber auch die Brüche dieser Tendenzen untersuchende und die Kontinuitäten betrachtende Darstellung vgl. beispielsweise den zweiten Teil von Daston/Park, *Wunder*, 2002.

modell im 17. Jahrhundert. Der flüchtige und poröse *body of fluids* wurde von einem stärker auf den konturierenden Abschluss des einzelnen Körpers fokussierten, organischen und mechanischen Körperverständnis überlagert.[7] Imaginative Verflechtungen nahmen ab, da sich wissenschaftliche Genres und Disziplinen allmählich stärker und konturierter ausbildeten. Zuständigkeiten wurden mit der klareren Definition wissenschaftlicher Professionen und ihrer Aufgaben eindeutiger. Gleichzeitig wurde auch das Spiel mit Überlagerungen, Ambiguitäten und Uneindeutigkeiten auf anderen Gebieten weniger honoriert. Sexualität beispielsweise zog sich allmählich in die entstehenden Räume des Privaten zurück und wurde damit einhergehend zunehmend »unsagbar« und »unsichtbar«, verlor damit also zumindest zum Teil ihre soziale und humoristische Kraft.

Die Position der Mediziner, die in den Jahrzehnten um 1600 noch individuell und zum Teil recht lautstark um ihren Platz innerhalb der städtischen Elite kämpfen mussten und dort meist doch Randfiguren geblieben waren, verfestigte sich. Während zwar die Bedeutung der medizinischen Fakultät der Universität Basel im Verlauf des 17. Jahrhunderts nachließ und der überregionale Zustrom an Studenten und Absolventen stark zurückging, bildeten sich, wie auch für andere Fächer zu beobachten, traditionsgestützte Basler Medizinerdynastien aus, deren Funktionieren auf anderen Mechanismen beruhte als dem exzessiven Agieren der Ärzte um 1600.[8] Diese Veränderungen an der Universität fanden eine Parallele in den bereits im 16. Jahrhundert beginnenden und nun zunehmend intensivierten Abschließungs- und Oligarchisierungstendenzen in der Basler Bürgerschaft und im Kleinen Rat.[9] Im gleichen Zug gingen politische oder wirtschaftliche Ambitionen der Mediziner wie auch ihre Vermittlerrolle – erinnert sei an die Beziehung zwischen Felix Platter und Egenolph von Rappoltstein – und die gesellschaftliche Integrationsfähigkeit der Mediziner zurück.

Soweit zumindest die gängigen Narrative, die die Wahrnehmung der Epochen nach wie vor prägen. Im Verlauf meiner Beschäftigung mit dem Thema bin ich allerdings, je länger je mehr, mit Blick auf den Exzess immer wieder auch auf gegenläufige Quellenpartikel oder Einschätzungen von KollegInnen zu späteren Zeiten gestoßen, die überraschende Kontinuitäten offenlegen. Plötzlich war beispielsweise auch der Körper, den französische und deutsche Physiologen um 1900 untersuchten, nur wenig abgeschlossen und

7 Vgl. z. B. Sawday, *Engines of the Imagination*, 2007, S. 248–256.
8 Bonjour, *Universität*, 1960, S. 242–247.
9 Vgl. z. B. Greyerz, Reformation, 2000, S. 101.

eng mit seiner Umgebung verbunden,[10] waren Prozesse der Professionalisierung immer weniger eindeutig,[11] Wissenschaft ohne exzessive Geselligkeit und obszöne Witze auch zu späteren Zeiten undenkbar oder Normierungsprozesse noch im 18. Jahrhundert längst nicht abgeschlossen. Umso intensiver ich mich mit dem Exzess und seiner Produktivität beschäftigte, desto mehr schien er, mal sehr ähnlich, mal in sehr anderen Ausprägungen, auch als Perspektive für andere Zeiten und Orte an heuristischer Kraft zu gewinnen. Spätestens an diesem Punkt war mir klar, dass ich keine Geschichte eines linearen Wandels innerhalb der wenigen von mir betrachteten Jahrzehnte schreiben wollte und konnte. Stattdessen entschied ich mich, punktuell vorzugehen und den untersuchten Zeitraum als ein besonders geeignetes Zeitfenster zu begreifen, um einer Gesellschaft nachzuspüren, die ihre Exzessivität in besonderem Maß sicht- und nutzbar machte. Ausgehend von Akteuren, für die dies nicht zuletzt aufgrund der Vielfalt ihrer hinterlassenen Quellen besonders gut aufgezeigt werden kann, wollte ich die analytischen Möglichkeiten des Duos Exzess und Ordnung beispielhaft aufzeigen und damit als Konzept für weitere Forschungen vorschlagen.

Für die städtische Gesellschaft in Basel um 1600 zumindest ermöglichte es der Ansatz, verschiedene Beobachtungen in dem letztlich gerade aufgrund seiner Paradoxien konsistenten Bild einer »Gesellschaft im Exzess« zusammenzuführen. Dieses Bild geht nicht im Exzess auf: Konturen und Abgrenzungen etwa zwischen den durch ihre unterschiedlich stark ausgeprägte Exzessfähigkeit charakterisierten AkteurInnen und ihren Möglichkeiten, soziale Beziehungen herzustellen und zu beeinflussen, strukturelle Ordnungen und strukturierendes Ordnen also, traten im Gegenteil umso deutlicher hervor. Ausgeschlossen blieb, wer nicht über die sozialen Voraussetzungen verfügte, um am Spiel der Eliten teilzunehmen und Exzess für sich und seinen Entwurf von Gesellschaft produktiv zu machen: die in den Quellen weitgehend verblasste Masse gesichtsloser Patienten und Patientinnen, die Hebammen im anatomischen Theater, der aus der Stadt vertriebene jüdische Arzt in Allschwil, die Kindsmörderinnen oder auch die Zaunfiguren auf Hans Bocks Bild einer Badgesellschaft. Die »Gesellschaft im Exzess«, wie sie sich im Vordergrund von Bocks Badgemälde eindrucksvoll präsentierte, war eine überaus hierarchisch strukturierte Gesellschaft, die diese Strukturen beständig über ihr Agieren an Grenzen aushandelte und zugleich markierte.

10 Ich danke Lea Bühlmann für die entsprechenden Hinweise aus ihrem Dissertationsprojekt an der Universität Basel.
11 Vgl. Anm. 82 in der Einleitung.

Quellen und Literatur

Ungedruckte Quellen

Archives de l'Ancien Evêché de Bâle Porrentruy (AAEB)

Akten zum Heilbrunnen in Bourrignon, B 173/21.
Missiven, Cod. 337 (1564), Cod. 340 (1570/71), Cod. 341 (1572/73), Cod.353 (1600).

Burgerbibliothek Bern (BUBB)

Briefwechsel Wilhelm Fabry, Cod. 496, Cod. 497.
Felix Platters Herbarium, ES 70, Bd. 9, einsehbar unter: http://www.burgerbib.ch/platter-herbarium/herbar/seite/1439 (17.12.2018).

Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS)

Dienerbücher, A 17 Bü 15.

Historisches Museum Basel (HMB)

Ölgemälde »Allegorie der Musik«, Inv. 1906.2901.
Peter Flötner, Statuette eines geflügelten Putto mit Delfin, um 1530/40, Inv. 1904.2264.
Stammbuch des Jakob Goetz, 16. Jh., Inv. 1870.921.

Stadtarchiv Baden (StB)

Satzungen und Ordnungen, Bürgerbuch, A 12.7.
Unterlagen zu Pantaleon, A 31.5.

Staatsarchiv Basel-Stadt (StaB)

Acta et Decreta (Regenzprotokolle, liber conclusionum), Universitätsarchiv B 1/I 1482–1640.
Adelsarchiv R 2, Rappoltstein 1423–1632.
Anatomische und physiologische Anstalt, Erziehung DD 13.
Beschreibbüchlein Ludovic Demoulin de Rochefort, Gerichtsarchiv K 14, S. 169v–181v.
Beschreibbüchlein Pantaleon, Gerichtsarchiv K 16, S. 129v–137v.
Brief Gerhard Dorn an den Kleinen Rat, Sanitätsacten Q 1.1 Seuchen, ansteckende Krankheiten 15. Jh.–1667.
Burgermeister und Rat der Stadt Basel nehmen Herrn Felix Platter, der freien Künste u. der Arznei Doctor, zu ihrer Stadt Arzt und der Schule Ordinarius der Arznei an, 11.6.1571, Erziehung AA 3.
Decreta medica (Beschlüsse und Verhandlungen der Medizinischen Fakultät), Universitätsarchiv Q 2, 1571–1804.
Dr. Felix Platter bekennt, durch Burgermeister u. Rat der Stadt Basel zu ihrer Stadt Arzt u. der hohen Schule ordentlichem Leser der Arznei ernannt worden zu sein, und gelobt, diese Bestallung in allen Punkten zu halten, 11.6.1571, Erziehung AA 3_1.
Ehegerichtsprotokoll 1608–1609, Gerichtsarchiv U 8.
Erziehungsakten CC 4.
Heinrich Pantaleon, Graf der heil. römischen Pfalz und des kaiserl. Hofgerichts, auch Doctor der freien Künste und der Arznei, ernennt den Sebastian Küen, B. z. B., zu einem kaiserlichen Notarius, öffentlichen Schreiber, und ordentlichen Richter, 3.3.1595, St. Urk. 3597. gr.
Historisches Grundbuch.
Kaiser Maximilian giebt Heinrich Pantaleon von Basel, der freien Künste u. der Arznei Doctor, der heil. hateranischen[unles.] Pfalz und des Kaiserl. Hofgerichts Grafen, die Vollmacht und Gewalt, öffentliche Notarien, Schreiber und ordentliche Richter zu setzen und zu erwählen, 17.7.1570, ohne Signatur.
Leichen, Universitätsarchiv XII 9, 2.
Missiven 1609–1610, B 26.
Privatarchive 100 1_3.
Protokolle Kleiner Rat, 1 (1587–1589), 3 (1591–1593), 4 (1593–1595), 7 (1600–1602), 11 (1607–1609), 15 (1616–1617), 31 (1639–1640), 32 (1640–1641).
Rationarium medicum 1559–1618, Universitätsarchiv Q 6.

Rationarium prytanei academici, Universitätsarchiv G 2.
St. Peter WW 5, WW 8.
Urfehdenbuch XI, 1569–1591, Ratsbücher O 11.
Urfehdenbuch XIII, 1609–1611, Ratsbücher O 13.
Weinacten T 3, Weinausgeben in Brüglingen 1593–1657.

Universitätsbibliothek Basel (UBB)

Die auf zahlreiche Einzelbände verteilten, außerordentlich umfangreichen frühneuzeitlichen Briefbestände der UBB stellen einen wichtigen Teil des Quellenkorpus der Arbeit dar. Im Text wurde aus den folgenden Bänden zitiert: Frey-Gryn Mscr I 4, Frey-Gryn Mscr I 5, Frey-Gryn Mscr I 6, Frey-Gryn Mscr I 8, Frey-Gryn Mscr I 13, Frey-Gryn Mscr II 1, Frey-Gryn Mscr II 5, Frey-Gryn Mscr II 8, Frey-Gryn Mscr II 18, Frey-Gryn Mscr II 19, Frey-Gryn Mscr II 23, Frey-Gryn Mscr II 26, G I 26, G2 I 2, G2 I 5, G2 I 11, G2 I 13a, G2 I 13b, G2 I 14, G2 I 20a, G2 II 80.
Baselische Geschichten, Abschrift von Hans Konrad Wieland, 17. Jahrhundert, A λ VI 35.
Bestätigung eines Darlehens von 1564, Ludwig Iselin, 1603, C VIb 39, S. 279.
Johann Ulrich Falkner, Merckwürdige Geschichten, AA III 8, zitiert nach der unveröffentlichten Transkription der Archivübung »Merckwürdige Geschichten« von Susanna Burghartz.
Katalog der Amerbach-Iselin-Bibliothek, zusammengestellt von Conrad Pfister, 1628–1630, AR I 9.
Memoriale, 1. Hälfte 17. Jh., G2 I 13b.
Heinrich Pantaleon, Matricula palatinatus id est ipsius privilegia, nomina notariorum, poetarum et legitimatorum, O II 12.
Felix Platter, Sammlung von Gedichten. 16./17. Jahrhundert, AG V 30.
Hauptbuch Thomas Platter II, ab 1615, A λ V 9.
Quittung Mitgift Jacob Ruedin, Basilius Amerbach, 1561, C VIa 63, S. 123.
Rappoltsteinische Citation 1646, Theodor Zwinger II, Frey-Gryn Mscr I 24, S. 107.
Rektoratsmatrikel der Universität Basel, AN II 4, Bd. 2 (1568–1653).
Sammelhandschrift Medizin, D II 25.
Stammbuch Caspar Bauhin, AN VI 16.
Stammbuch Matthias Harscher, AN VI 43.
Stammbuch Thomas II. Platter, AN VI 13.
Stammbuch Jakob Zwinger, A λ II 36a.
Suppellex medica, Katalog von Felix Platters Sammlungen, UBB, J I 5.
Supplication vnd bedenken wegen des brunnens, Felix Platter an die Herren Burgermeister, Zunftmeister, Bauwherren, J I 7.
Übersetzung der *Observationes* von Platter, Typoskript Goldschmidt, Nachlass Buess, ohne Signatur.

Jakob Zwinger, Laus Henrici Panthaleonis, 1594, Frey-Gryn Mscr I 22, S. 36v.

Zentralbibliothek Zürich (ZBZ)

Wickiana, B Ms F 12.

Gedruckte Quellen[1]

Achtsinit, Hans, *Ein Badenfart guoter Gsellen*, Zürich 1526.
Adam, Melchior, *Vitae germanorum medicorum*, Heidelberg 1620.
Agricola, Georg, *De natura eorum quae effluunt ex terra*, Basel 1546.
Andernach, Johann Günter von, *Commentarius de balneis et aquis medicatis in tres dialogos distinctus*, Straßburg 1565.
Bauhin, Caspar, *Hysterotomotokia Francisci Rousseti*, Basel 1588.
— *De corporis humani fabrica*, Basel 1590, UBB, LB XII 6:2.
— *Anatomes. Liber primus*, Basel 1591, UBB, LB XII 6:1.
— *Anatomes. Liber secundus*. Basel 1592.
— *Anatomica virilis et muliebris historia*, Lyon 1597.
— *Gynaeciorum libri*, Straßburg 1597.
— *Anatomes*, Basel 1597.
— *Theatrum anatomicum*, Frankfurt/M. 1605.
— *Institutiones anatomicae corporis virilis et muliebris historiam exhibentes*, Basel 1609.
— *De lapidis bezaar orient. et occident. cervin. et germanici ortu natura differentiis veroque usu*, Basel 1613.
— *De hermaphroditorum monstrosorumque partuum natura*, Oppenheim 1614, UB Bern, MUE Klein n 80.
— *De homine oratio*, Basel 1614.
— *Institutiones anatomicae*, Frankfurt/M. 1616.
— *Vivae imagines partium corporis humani aeneis formis expressae et ex theatro anatomico*, Frankfurt/M. 1620.
— *Theatrum anatomicum*, Frankfurt/M. 1621.
— *Pinax theatri botanici*, Basel 1623, UBB, Bot 4641.
Bauhin, Johann, *Historia novi et admirabilis fontis balneique Bollensis in ducatu Wirtembergico ad acidulas Goepingenses*, Mömpelgard 1598.

1 In den Fällen, in denen ich mich – wegen der Marginalien – im Text auf ein spezifisches Exemplar in den Universitätsbibliotheken Basel oder Bern beziehe, ist hier und in den Fußnoten die entsprechende Signatur mit angegeben.

— *Ein new Badbuch und historische Beschreibung von der wunderbaren Krafft und würckung des Wunder Brunnen und Heilsamen Bads zu Boll*, übersetzt von D. Förter, Stuttgart 1602.

Bauhin, Johann/Johann-Heinrich Cherler, *Historia plantarum universalis*, Bd. 1, Yverdon 1650.

Bebel, Heinrich, *Fazetien. Drei Bücher*, übersetzt von Manfred Fuhrmann, Konstanz 2005.

Bodenstein, Adam von, *Herrlicher philosophischer Rhatschlag zu curirn Pestilentz, Brustgeschwer, Carfunckl*, Basel 1577.

Burckhardt, Achilles (Hg.), *Thomas Platters Briefe an seinen Sohn Felix*, Basel 1890.

Burghartz, Susanna (Hg.), *Jahrrechnungen – digitale Edition*, Basel/Graz 2015, http://gams.uni-graz.at/context:srbas (17.12.2018).

Campi, Emidio/Philipp Wälchli (Hg.), *Basler Kirchenordnungen 1528–1675*, Zürich 2012.

Cherler, Paul, *Epitaphia virorum illustrium*, Basel 1565, UBB, Kd IX.2:1.

Cole, Abdiah/Nicolas Culpeper, *A Golden Practice of Physick*, London 1662.

Coryat, Thomas, *Coryat's Crudities*, Glasgow 1905.

Crooke, Helkiah, *Microcosmographia. A Description of the Body of Man*, London 1615.

Curione, Celio Secondo, *Pasquillorum tomi duo*, Eleutheropoli [i. e. Basel] 1544.

Daems, Willem F./Werner Vogler (Hg.), *Das medizinische Consilium des Paracelsus für Abt Johann Jakob Russinger von Pfäfers 1535*, Neu-Edition und Kommentar, Einsiedeln 1986.

Etschenreutter, Gallus, *Aller heilsamen Bäder und Brunnen Natur / krafft / tugendt / vnd würkung / so in Teutschlanden bekandt vnd erfahren*, Straßburg 1571.

Fabricius Hildanus, Wilhelm, *Observationum et curationum chirurgicarum centuriae*, Basel 1606.

— *Observationum et curationum chirurgicarum centuria secunda*, Genf 1611.

— *Observationum et curationum chirurgicarum centuriae tertia*, Oppenheim 1614.

— *Observationum et curationum chirurgicarum centuriae quarta*, Oppenheim 1619.

— *Observationum et curationum chirurgicarum centuriae quinta*, Frankfurt/M. 1627.

— *Opera quae extant omnia*, Frankfurt/M. 1646.

— *Deß Weitberühmten Guilhelmi Fabricii Hildani […] Gantzes Werck.* Auß dem Lateinischen in das Teutsche übersetzt durch Friderich Greiffen (etc.), Hanau 1652.

Fischart, Johann, *Geschichtklitterung. Gargantua*, hrsg. von Karl-Maria Guth, Berlin 2014.

Fries, Lorenz, *Eyn new Badenfart*, Straßburg 1540.

Fuchs, Leonhart, *De Historia stirpium*, Basel 1542.

— *New Kreuterbuch*, Basel 1543.

— *Den Nieuwen Herbarius*, Basel 1543, UBB, Bot 3969.

Gerber, Adolph, *Niccolò Machiavelli. Die Handschriften, Ausgaben und Übersetzungen seiner Werke im 16. und 17. Jahrhundert mit 147 Faksimile und zahlreichen Auszügen*, Freudenstadt 1913.

Gessner, Conrad, *De balneis omnia*, Venedig 1553.

Gross, Johannes, *Urbis Basilea epitaphia et inscriptiones*, Basel 1626.
Grynaeus, Johann Jacob, *Ein Christliche Leichpredig, die gehalten worden, bey der Begrebnus des Ehrnvesten, Hochgelehrten und weitberühmpten, Herren Doctoris Theodori Zvinggeri, Medici, Philosophi, & Polyhistoris*, Basel 1588.
Huggel, Johann Jakob, *Von heilsamen Bädern des Teütschen lands*, Mühlhausen 1559.
Insula, Melchior de, *Melchioris de Insula IC. pro Ludovico Iselio IC. reip. Basil. syndico et codicis Professore viro amplissimo clarissimo die XX. Decembr. anni MDCXII. in Christo placide defuncto epitaphios logos*, Basel 1618.
Italicus, Silius, *Punica*, London 1961ff.
Jenny, Beat (Hg.), *Die Briefe aus den Jahren 1548–1550. Amerbachkorrespondenz*, Bd. 7, Basel 1973.
Jenny, Beat/Reinhard Bodenmann/Lorenz Heiligensetzer (Hg.), *Die Briefe aus den Jahren 1559–1562. Amerbachkorrespondenz*, Bd. 11/2, Basel 2010.
Jenny, Beat/Ueli Dill (Hg.), *Die Briefe aus den Jahren 1559–1562. Amerbachkorrespondenz*, Bd. 11/1, Basel 2010.
Kühlmann, Wilhelm/Joachim Telle, *Der Frühparacelsismus*, Teil 1, Tübingen 2001.
Lescarbot, Marc, *Le tableau de la Suisse*, Paris 1618.
Leucippaeus, Philibertus, *Von Natur, Eigenschafft, Wirckung und rechtem Gebrauch der warmen und wilden Bäder*, o. O. 1598.
Machiavelli, Niccolò, *Princeps*, Basel 1580, UBB, Kd XII 5:2.
Montaigne, Michel de, *Tagebuch einer Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland*, Zürich 2007.
Mosbach, Georg, *Theses medicae de catarrho*, Basel 1589, UBB, Diss 13:60.
Murner, Thomas, *Die Geuchmat*, hrsg. von Eduard Fuchs, Berlin/Leipzig 1931.
Pantaleon, Heinrich, *Nutzliche unnd trostliche underrichtung*, o. O. 1564.
— *Der erste (bis dritte) Theil Teutscher Nation Warhafften Helden*, Basel 1568–1578.
— *Warhafftige und fleissige beschreibung der Uralten Statt und Graveschafft Baden, sampt jhrer heilsamen warmen Wildbedern so in der hochloblichen Eydgnoschafft inn dem Ergöw gelegen*, Basel 1578.
— *Militaris ordinis Johannitarum historia nova*, Basel 1581.
Pantaleon, Maximilian, *De variolis et morbillis theses medicae*, Basel 1596.
— *Theses de lumbricis in genere*, Basel 1598.
Paracelsus, Theophrastus, *Vonn dem Bad Pfeffers in Oberschwytz gelegen, Tugenden, Krefften unnd würckung, Ursprung unnd herkommen, Regiment und Ordinantz*, Zürich 1535, UBB, hw IV 36:23.
Pauli, Johannes, *Schimpf und Ernst*, hrsg. von Johannes Bolte, 2 Bde., Berlin 1942.
Platter, Felix, *De corporis humani structura et usu*, Basel 1581–1583, UBB, lr 189.
— *Praxeos seu de cognoscendis, praedicendis, praecavendis, curandisque affectibus homini incommodantibus*, Basel 1602–1608.
— *Observationum in hominis affectibus plerisque, corpori & animo, functionum laesione, dolore, aliave molestia & vitio incommodantibus, libri tres*, Basel 1614.

— *Observationes. Krankheitsbeobachtungen in drei Büchern, 1. Buch: Funktionelle Störungen des Sinnes und der Bewegung*, aus dem Lateinischen übersetzt von Günther Goldschmidt, bearbeitet und hrsg. von Heinrich Buess, Bern/Stuttgart 1963.

— *Tagebuch (Lebensbeschreibung) 1536–1567*, hrsg. von Valentin Lötscher, Basel/Stuttgart 1976.

— *Beschreibung der Stadt Basel 1610 und Pestbericht 1610/11*, hrsg. von Valentin Lötscher, Basel/Stuttgart 1987.

Platter, Thomas, *Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande 1595–1600*, hrsg. von Rut Keiser, Basel/Stuttgart 1968.

Ramus, Petrus, *Basilea. Eine Rede an die Stadt Basel aus dem Jahre 1570*, Basel 1944.

Ryff, Andreas, »Reisebüchlein«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 72 (1972), S. 5–135.

Ryff, Walther Hermann, *Newe heilsame unnd nutzliche Baden fart*, Würzburg 1549.

Sachs, Hans/Jost Amman, *Eygentliche Beschreibung aller Stände auff Erden, hoher vnd nidriger, geistlicher vnd weltlicher, aller Künsten, Handwercken vnd Händeln*, Frankfurt/M. 1568.

Scholzius, Laurentius, *Epistolarvm philosophicarvm, medicinalivm, ac chymicarvm a summis nostrae aetatis philosophis ac medicis exaratarum*, Hanau 1610.

Scribonius, Wilhelm Adolf, *De podagra et podagricorum curatione doctrina*, Basel 1582, UBB, Diss 12:62.

Seitz, Alexander, *Oberbaden im Ergöw der Eydgenoschafft Erstlich Menschlichs lebens Art und Ursprung und wie man das befristen soll durch die Wilbäder bevor zu Oberbaden*, o. O. 1576.

Terenz, *Comoedias*, Basel 1538, UBB, Bb I 17:1.

— *Comoediae*, Florenz 1513, UBB, Bb VII 36.

— *Komödien*, Bd. 1, lateinisch/deutsch, hrsg., übersetzt und kommentiert von Peter Rau, Darmstadt 2012.

Thommen, Rudolf/Historische und antiquarische Gesellschaft zu Basel (Hg.), *Urkundenbuch der Stadt Basel*, Bd. 10, Basel 1908.

Thou, Jacques-Auguste de, *Mémoires de la vie de Jacques-Auguste de Thou conseiller d'état et président à mortier au Parlement de Paris*, Amsterdam 1714.

Thurneysser, Leonhard, *Pison. Das erst Theil. Von kalten, warmen, minerischen und metallischen Wassern, sampt der vergleichunge der Plantarum und Erdgewechse*, Frankfurt/O. 1572.

— *Bebaiōsis agōnismou, das ist Confirmatio concertationis*, Berlin 1576.

— *Ein Durch Nothgedrungens Ausschreiben*, Berlin 1584.

Tonjola, Johannes, *Basilea sepulta retecta continuata*, Basel 1661.

Torinus, Albanus, *Wie man sich vor der grusamen, erschrocklichen kranckheit der Pestilentz enthalten*, Basel 1539.

— *Von des menschen coerpers Anatomey, ein kurtzer, aber vast nützer auszzug, ausz D. Andree Vesalij von Brussel buecheren*, Basel 1543.

Vadianus, Joachim, *Ein kurtz und trüwlich underricht, wider die sorgklich krankeyt der Pestilentz*, Basel 1519.

Vesal, Andreas, *De humani corporis fabrica libri septem*, Basel 1543, UBB, AN I 15.
— *De humani corporis fabrica libri septem*, Basel 1555, UBB, Lb I 23 Folio.
— *Observationum anatomicarum Gabrielis Fallopii examen*, Venedig 1564.
Vries, H. de (Hg.), *Correspondance de Bonaventura Vulcanius pendant son séjour à Cologne, Genève et Bâle (1573–1577)*, La Haye 1923.
Wackernagel, Hans G. (Hg.), *Die Matrikel der Universität Basel*, Bd. 2, 1532/33–1600/01, Basel 1956.
Walch, Johann G. (Hg.), *D. Martin Luthers sämtliche Schriften*, 14. Teil, Halle 1744.
Wecker, Johann Jakob, *Antidotarium speciale*, Basel 1574, UBB, Bot 3259.
— *Antidotarium generale*, Basel 1576.
Welti, Friedrich E./Walther Merz (Hg.), *Die Rechtsquellen des Kantons Argau*, 1. Teil, 2. Bd.: *Die Stadtrechte von Baden und Brugg*, Aarau 1899.
Württembergische Große Kirchenordnung 1559, mit einem Vorwort von Landesbischof D. Hans von Keler, unveränderte Reproduktion, Stuttgart 1983.
Wurstisen, Christian, *Fortführung der Basel-Chronick*, Basel 1765.
Zedler, Johann Heinrich, *Großes vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste*, Halle/Leipzig 1731–1754.
Zwinger, Theodor, *Nautileum somnium. In nuptias clarissimi Iurecos. Basilii Amerbachii et venustissimae virginis Asteriae Rudinae*, Basel 1560.
— *Methodus apodemica in eorum gratiam, qui cum fructu in quocumque tandem vitae genere peregrinari cupiunt*, Basel 1577.
— *Theatrum vitae humanae*, Basel 1565.
Zwinger, Theodor/Jakob Zwinger, *Theatrum humanae vitae*, Basel 1604.

Literatur

Adam, Wolfgang/Siegrid Westphal (Hg.), *Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit. Städte und Residenzen im alten deutschen Sprachraum*, 3 Bde., Berlin 2012.
Adamowsky, Natascha/Hartmut Böhme/Robert Felfe (Hg.), *Ludi naturae. Spiele der Natur in Kunst und Wissenschaft*, München 2011.
Aerts, Erik/Peter Clark (Hg.), *Metropolitan Cities and their Hinterlands in Early Modern Europe*, Löwen 1990.
Ago, Renata, *Gusto for Things. A History of Objects in Seventeenth-Century Rome*, Chicago 2013.
Ahmed, Sara, *The Cultural Politics of Emotion*, New York 2004.
Ajmar-Wollheim, Marta, »Sociability«, in: Dies./Flora Dennis (Hg.), *At Home in Renaissance Italy*, London 2006, S. 206–221.

Albala, Ken, »To Your Health. Wine as Food and Medicine in Mid-Sixteenth-Century Italy«, in: Mack P. Holt (Hg.), *Alcohol. A Social and Cultural History*, Oxford 2006, S. 11–23.

Algazi, Gadi, »Kulturkult und die Rekonstruktion von Handlungsrepertoires«, in: *L'Homme* 11, 1 (2000), S. 105–119.

— »Scholars in Households. Refiguring the Learned Habitus«, in: *Science in Context* 16, 1/2 (2003), S. 9–42.

— »›Geistesabwesenheit‹. Gelehrte zuhause um 1500«, in: Alf Lüdtke/Reiner Prass (Hg.), *Gelehrtenleben. Wissenschaftspraxis in der Neuzeit*, Köln 2008, S. 215–234.

— »At the Study. Notes on the Production of the Scholarly Self«, in: David W. Sabean/Malina Stefanovska (Hg.), *Space and Self in Early Modern European Cultures*, Toronto 2012, S. 17–50.

Algazi, Gadi/Valentin Groebner/Bernhard Jussen (Hg.), *Negotiating the Gift. Premodern Figurations of Exchange*, Göttingen 2003.

Almási, Gábor, »Experientia and the Machiavellian Turn in Religio-Political and Scientific Thinking. Basel in 1580«, in: *History of European Ideas* 42, 7 (2016), S. 857–881.

Ammann, Hektor, *Die Stadt Baden in der mittelalterlichen Wirtschaft*, Aarau 1952 (Sonderdruck aus *Argovia* 63, 1951).

Ammon, Frieder von/Herfried Vögel, »Einleitung«, in: Dies. (Hg.), *Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen*, Berlin 2008, S. VII–XXI.

Anderson, Benedict, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, revised and extended, London 1991.

Andree, Richard, *Votive und Weihegaben des katholischen Volks in Süddeutschland*, Braunschweig 1904.

»Die Anfänge der Universitätsbibliothek«, in: *Universität Basel – seit 1460 unterwegs. Ein Projekt des Historischen Seminars der Universität Basel*, Basel 2010, https://unigeschichte.unibas.ch/behausungen-und-orte/neue-zentren-am-rand/universitaetsbibliothek/die-anfaenge-der-universitaetsbibliothek.html (17.12.2018).

Angelis, Simone de, *Anthropologien. Genese und Konfiguration einer* »*Wissenschaft vom Menschen*« *in der Frühen Neuzeit*, Berlin 2010.

Appadurai, Arjun, »Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy«, in: Ders.: *Modernity at Large*, Minneapolis 1996, S. 27–47.

Arndt, Jürgen, *Hofpfalzgrafen-Register*, Bd. 1, Neustadt/A. 1964.

Arni, Caroline, »Zeitlichkeit, Anachronismus und Anachronien. Gegenwart und Transformationen der Geschlechtergeschichte aus geschichtstheoretischer Perspektive«, in: *L'Homme* 18, 2 (2007), S. 53–76.

— »Nach der Kultur. Anthropologische Potentiale für eine rekursive Geschichtsschreibung«, in: *Historische Anthropologie* 26, 2 (2018), S. 200–223.

Asmussen, Tina, *Scientia Kircheriana. Die Fabrikation von Wissen bei Athanasius Kircher*, Affalterbach 2016.

Asmussen, Tina/Lucas Burkart/Hole Rößler, »Schleier des Wissens. Athanasius Kirchers Strategien der Sichtbarmachung in Stadt, Museum und Buch«, in: *Lo Sguardo. Rivista di filosofia* 2 (2011), S. 18–42.

— »Athanasius Kircher. Ein (Anti-)Held der Wissenschaften und seine Bühnen«, in: dies., *Theatrum Kircherianum. Wissenskulturen und Bücherwelten im 17. Jahrhundert*, Wiesbaden 2013, S. 7–22.

Asmussen, Tina/Hole Rößler (Hg.), *Scharlatan! Eine Figur der Relegation in der frühneuzeitlichen Gelehrtenkultur*, Frankfurt/M. 2013.

Auerbach, Erich, »Figura«, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie*, Bern/München 1967, S. 55–92.

Auslander, Leora, »Beyond Words«, in: *The American Historical Review* (2005), S. 1015–1045.

Averbeck, Hubertus, *Von der Kaltwasserkur bis zur physikalischen Therapie. Betrachtungen zu Personen und zur Zeit der wichtigsten Entwicklungen im 19. Jahrhundert*, Bremen 2012.

Bachtin, Michail, *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*, Frankfurt/M. 1995.

Backmann, Sibylle/Hans-Jörg Künast/Sabine Ullmann/B. Ann Tlusty (Hg.), *Ehrkonzepte in der Frühen Neuzeit. Identitäten und Abgrenzungen*, Berlin 1998.

Bänziger, Lena, »*Su'l gran dorso di Baldo / Monte d'eterni fior*«. *Giovanni Ponas und Caspar Bauhins Herstellung und Darstellung von botanischem Wissen zu Beginn des 17. Jahrhunderts*, Masterarbeit, Basel 2014.

Bätschmann, Oskar/Pascal Griener, *Hans Holbein*, London 1997.

Baggiolini, Marco, Über die Stätten anatomischer Tätigkeit in Basel von der Gründungszeit der Universität bis zur Erstellung des ersten anatomischen Institutes unter besonderer Berücksichtigung d*es Theatrum anatomicum von 1589*, Basel 1972.

Barth, Ulrich/Christian Hörack, *Basler Goldschmiedekunst. Katalog der Werke*, Basel 2014.

Bass, Marisa A., »The Hydraulics of Imagination. Fantastical Fountains in the Drawing Books of Jacopo Bellini«, in: Horst Bredekamp/Christiane Kruse/Pablo Schneider (Hg.), *Imagination und Repräsentation. Zwei Bildsphären der Frühen Neuzeit*, München 2010, S. 149–160.

Bauer, Oswald, *Pasquille in den Fuggerzeitungen. Spott- und Schmähgedichte zwischen Polemik und Kritik (1568–1605)*, Wien 2008.

Beck, Rainer, »Lemonihändler. Welsche Händler und die Ausbreitung der Zitrusfrüchte im frühneuzeitlichen Deutschland«, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 2 (2004), S. 97–123.

Becker, Anna, »Der Haushalt in der politischen Theorie der Frühen Neuzeit«, in: Joachim Eibach/Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Das Haus in der Geschichte Europas*, Berlin/Boston 2015, S. 667–683.

Becker, Irmgard C. (Hg.), *Die Stadt als Kommunikationsraum. Reden, Schreiben und Schauen in Großstädten des Mittelalters und der Neuzeit*, Ostfildern 2011.

Becker, Maria, *Architektur und Malerei. Studien zur Fassadenmalerei des 16. Jahrhunderts in Basel*, Basel 1994.

Benedict, Barbara, *Curiosity. A Cultural History of Early Modern Inquiry*, Chicago 2001.

Benkert, Davina, »The ›Hortus Siccus‹ as a Focal Point. Knowledge, Environment and Image in Felix Platter's and Caspar Bauhin's Herbaria«, in: Susanna Burghartz/Lucas Burkart/Christine Göttler (Hg.), *Sites of Mediation. Connected Histories of Places, Processes and Objects in Europe and Beyond, 1450–1650*, Leiden 2016, S. 209–237.

— *Ökonomien botanischen Wissens. Praktiken der Gelehrsamkeit in Basel um 1600*, Dissertation, Basel 2016.

Berchtold, Alfred, *Bâle et l'Europe. Une histoire culturelle*, Bd. 2, Lausanne 1990.

Berner, Hans, »*Die gute correspondenz*«. *Die Politik der Stadt Basel gegenüber dem Fürstbistum Basel in den Jahren 1525–1585*, Basel/Frankfurt/M. 1989.

Bernhardt, Kirsten/Barbara Krug-Richter/Ruth-Elisabeth Mohrmann (Hg.), *Gastlichkeit und Geselligkeit im akademischen Milieu in der Frühen Neuzeit*, Münster 2013.

Biagioli, Mario, »The Scientific Revolution Is Undead«, in: *Configurations* 6, 2 (1998), S. 141–148.

— *Galilei, der Höfling. Entdeckungen und Etikette. Vom Aufstieg der neuen Wissenschaft*, Frankfurt/M. 1999.

Bietenholz, Peter, *Der italienische Humanismus und die Blütezeit des Buchdrucks in Basel. Die Basler Drucke italienischer Autoren von 1530 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts*, Basel/Stuttgart 1959.

Biow, Douglas, *In Your Face. Professional Improprieties and the Art of Being Conspicuous in Sixteenth-Century Italy*, Stanford 2010.

Bitz, Matthias, *Badewesen in Südwestdeutschland 1550–1840. Zum Wandel von Gesellschaft und Architektur*, Idstein 1989.

Blair, Ann M., »›Historia‹ in Zwinger's ›Theatrum humanae vitae‹«, in: Gianna Pomata/Nancy G. Siraisi (Hg.), *Historia. Empiricism and Erudition in Early Modern Europe*, Cambridge (Mass.) 2005, S. 269–296.

— *Too Much to Know. Managing Scholarly Information Before the Modern Age*, New Haven 2010.

Blaser, Robert H., »Lästerung und Lobpreisung des Paracelsus in Basel. Vom anonymen Pasquill zu den Panegyriken der Huserschen Ausgabe«, in: Elisabeth Herbrich/Ildefons Betschart (Hg.), *Der Mensch als Persönlichkeit und Problem. Philosophische Überlegungen und psychologische Erfahrungen*, Gedenkschrift für Ildefons Betschart zum 60. Geburtstag, München 1963, S. 177–227.

Bleichmar, Daniela, »Seeing the World in a Room. Looking at Exotica in Early Modern Collections«, in: Dies./Peter C. Mancell (Hg.), *Collecting across Cultures. Material Exchanges in the Early Modern Atlantic World*, Philadelphia 2011, S. 15–30.

Bleker, Johanna, »Chemiatrische Vorstellungen und Analogiedenken in der Harndiagnostik Leonhart Thurneissers (1571 und 1576)«, in: *Sudhoffs Archiv* 60, 1 (1976), S. 66–75.

Bleymehl-Eiler, Martina, »›Das Paradies der Kurgäste‹. Die Bäder Wiesbaden, Langenschwalbach und Schlangenbad im 17. und 18. Jahrhundert«, in: Michael Matheus (Hg.), *Badeorte und Bäderreisen in Antike, Mittelalter und Neuzeit*, Stuttgart 2001, S. 53–80.

Bodenmann, Siegfried/Anne-Lise Rey (Hg.), *La guerre en lettres. La controverse scientifique dans les correspondances des Lumières*, Paris 2013.

Bodnár, Szilvia, »Un tableau inconnu de Hans Bock le Vieux«, in: *Bulletin du musée hongrois des beaux-arts* 81 (1994), S. 91–100.

Böhme, Gernot, *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik*, Frankfurt/M. 2013.

Böhme, Hartmut, »Erotische Anatomie. Fragmentierung des Körpers als ästhetisches Verfahren in Renaissance und Barock«, in: Claudia Benthien/Christoph Wulf (Hg.), *Körperteile. Eine kulturelle Anatomie*, Reinbek bei Hamburg 2001, S. 228–254.

— »Nacktheit und Scham in der Anatomie der Frühen Neuzeit«, in: Katja Gvozdeva/Hans R. Velten (Hg.), *Scham und Schamlosigkeit. Grenzverletzungen in Literatur und Kultur der Vormoderne*, Berlin 2011, S. 434–470.

— *Der anatomische Akt. Zur Bildgeschichte und Psychohistorie der frühneuzeitlichen Anatomie*, Gießen 2012.

Boerlin, Paul H., *Leonhard Thurneysser als Auftraggeber. Kunst im Dienste der Selbstdarstellung zwischen Humanismus und Barock*, Basel/Stuttgart 1976.

Bohde, Daniela, »Pellis Memoriae Peccatorum. Die Moralisierung der Haut in Frontispizen und Anatomietheatern der Niederlande im 17. Jahrhundert. Ein blinder Fleck in der Medizingeschichte nach 1945«, in: Albert Schirrmeister (Hg.), *Zergliederungen. Anatomie und Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt/M. 2005, S. 327–358.

Bollbuck, Harald, »Lachen für den wahren Glauben. Lutherische Pasquillen im publizistischen Diskurs der Interimszeit«, in: Christian Kuhn/Stefan Biessenecker (Hg.), *Valenzen des Lachens in der Vormoderne (1250–1750)*, Bamberg 2012, S. 241–268.

Boltanski, Luc/Laurent Thévenot, *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*, Hamburg 2007.

Bonjour, Edgar, *Die Universität Basel. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Basel 1960.

Boos, Heinrich, *Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts*, Leipzig 1878.

— »Basler Spruchpoesie aus dem 16. Jahrhundert«, in: *Basler Jahrbuch* (1879), S. 211–221.

Borchhardt-Birbaumer, Brigitte, *Imago noctis. Die Nacht in der Kunst des Abendlandes. Vom Alten Orient bis ins Zeitalter des Barock*, Wien/Köln/Weimar 2003.

Borsay, Peter, »Health and Leisure Resorts 1700–1840«, in: Peter Clark u. a. (Hg.), *The Cambridge Urban History of Britain*, Cambridge 2000, S. 775–803.

Bossy, John, »Moral Arithmetic. Seven Sins into Ten Commandments«, in: Edmund Leites (Hg.), *Conscience and Casuistry in Early Modern Europe*, Cambridge 1988, S. 214–234.

Bourdieu, Pierre, *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1979.

— »Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital«, in: Reinhard Kreckel (Hg.), *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen 1983, S. 183–198.

Brancher, Dominique, »L'Anatomiste pornographe. Narration obscène et figuration de soi dans la littérature médicale (1580–1630)«, in: *Studies in Early Modern France* 14 (2010), S. 161–188.

— »Adam dénudé. Le corps de la chute sous l'œil de la médecine (1538–1680)«, in: Agostino Paravicini Bagliani (Hg.), *Adam, le premier homme*, Florenz 2012, S. 315–342.

— »Le genre incertain. De l'hermaphrodisme littéraire et médical«, in: Marianne Closson (Hg.), *L'hermaphrodite de la Renaissance aux Lumières*, Paris 2013, S. 32–49.

— *Équivoques de la pudeur. Fabrique d'une passion à la Renaissance*, Genf 2015.

Bredekamp, Horst, *Antikensehnsucht und Maschinenglaube. Die Geschichte der Kunstkammer und die Zukunft der Kunstgeschichte*, Berlin 1993.

Broman, Thomas, »Rethinking Professionalization. Theory, Practice, and Professional Ideology in Eighteenth-Century German Medicine«, in: *The Journal of Modern History* 67, 4 (1995), S. 835–872.

Brown, Kathleen, *Foul Bodies. Cleanliness in Early Modern America*, New Haven 2009.

Brunner, Otto, »Das ›Ganze Haus‹ und die alteuropäische ›Ökonomik‹«, in: Ders. (Hg.), *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*, Göttingen 1968, S. 103–127.

Buba, Hans P., *Situation. Konzepte und Typologien zur sozialen Situation und ihre Integration in den Bezugsrahmen von Rolle und Person*, Berlin 1980.

Bubb, Werner, *Das Stadtarztamt zu Basel. Seine Entwicklungsgeschichte vom Jahre 1529 bis zur Gegenwart*, Zürich 1942.

Bulang, Tobias, *Enzyklopädische Dichtungen. Fallstudien zu Wissen und Literatur in Spätmittelalter und früher Neuzeit*, Berlin 2011.

— »Experte oder Scharlatan? Leonhard Thurneysser zum Thurn und die Uroskopie«, in: *Zeitsprünge. Vorsehungen zur Frühen Neuheit* 17, 2/3 (2013), S. 161–182.

Bumiller, Casimir, »Die ›Selbstanalyse‹ des Arztes Felix Platter«, in: Ralph Frenken (Hg.), *Die Psychohistorie des Erlebens*, Kiel 2000, S. 303–324.

Burckhardt, Albrecht, *Demographie und Epidemiologie der Stadt Basel während der letzten drei Jahrhunderte 1601–1900*, Basel 1908.

— *Geschichte der medizinischen Fakultät zu Basel 1460–1900*, Basel 1917.

Burckhardt, Rudolf, »Über den Arzt und Kunstsammler Ludovic Demoulin de Rochefort aus Blois«, in: Historisches Museum Basel (Hg.), *Jahresberichte und Rechnungen 1917*, Basel 1918, S. 29–61.

— »Über die Medaillensammlung des Ludovic Demoulin de Rochefort im Historischen Museum Basel«, in: *Anzeiger für schweizerische Altertumskunde* 20 (1918), S. 36–53.

Burgerbibliothek Bern (Hg.)/Lea Dauwalder/Luc Lienhard, *Das Herbarium des Felix Platter. Die älteste wissenschaftliche Pflanzensammlung der Schweiz*, Bern 2016.

Burghartz, Susanna, »Jungfräulichkeit oder Reinheit? Zur Änderung von Argumentationsmustern vor dem Basler Ehegericht im 16. und 17. Jahrhundert«, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Dynamik der Tradition. Studien zur historischen Kulturforschung*, Frankfurt/M. 1992, S. 13–40.

— *Zeiten der Reinheit – Orte der Unzucht. Ehe und Sexualität in Basel während der frühen Neuzeit*, Paderborn 1999.

— »Wandel durch Kontinuität? Zur Moralpolitik von Reformation und Konfessionalisierung«, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 1 (2000), S. 23–35.

— »Umordnung statt Unordnung? Ehe, Geschlecht und Reformationsgeschichte«, in: Helmut Puff/Christopher Wild (Hg.), *Zwischen den Disziplinen? Perspektiven der Frühneuzeitforschung*, Göttingen 2003, S. 165–185.

— »Die Renaissance des Infamen? Leonhard Thurneysser zwischen Geschichte und Gegengeschichte«, in: Sandra Maß/Xenia von Tippelskirch (Hg.), *Faltenwürfe der Geschichte. Entdecken, entziffern, erzählen*, Frankfurt/M. 2014, S. 335–365.

— »Covered Women? Veiling in Early Modern Europe«, in: *History Workshop Journal* 80, 1 (2015), S. 1–32.

— »Jagdfreunde? Der *liber amicorum* des Obersten Basler Schützenmeisters Jacob Götz (1594–1598)«, in: Lucas Burkart/Camillo von Müller (Hg.), *Sprezzatura. Geschichte und Geschichtserzählung zwischen Fakt und Fiktion*, Göttingen 2016, S. 103–114.

— »La sexualité au XVIe siècle entre fascination et obsession«, in: Olivier Christin/Yves Krummenacker (Hg.), *Les protestants à l'époque moderne. Une approche anthropologique*, Rennes 2017, S. 451–466.

Burghartz, Susanna/Lucas Burkart/Christine Göttler, »›Sites of Mediation‹ in Early Modern Europe and Beyond. A Working Perspective«, in: Dies. (Hg.), *Sites of Mediation. Connected Histories of Places, Processes and Objects in Europe and Beyond, 1450–1650*, Leiden 2016, S. 1–21.

Burkart, Lucas, *Die Stadt der Bilder. Familiale und kommunale Bildinvestition im spätmittelalterlichen Verona*, München 2000.

Burnett, Amy N., *Teaching the Reformation. Ministers and Their Message in Basel, 1529–1629*, Oxford 2006.

Burke, Peter, »The Invention of Leisure«, in: *Past and Present* 146 (1995), S. 136–150.

Buscher, Hans, *Der Basler Arzt Heinrich Pantaleon (1522–1595)*, Aarau 1946.

Buschhaus, Markus, Über den Körper im Bilde sein. Eine Medienarchäologie anatomischen Wissens, Bielefeld 2005.

— »Anatomische Operationen. Körperwissen zwischen Seziertisch und Bildfläche«, in: Albert Schirrmeister (Hg.), *Zergliederungen. Anatomie und Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt/M. 2005, S. 164–185.

Buxtorf, Karl, »Blicke in das Privatleben Dr. Felix Platers«, in: *Basler Taschenbuch auf das Jahr 1850*, S. 83–105.

Buxtorf-Falkeisen, Karl, *Baslerische Stadt- und Landgeschichten aus dem Sechszehnten Jahrhundert*, 3. Heft, Basel 1888.

Calbi, Maurizio, *Approximate Bodies. Gender and Power in Early Modern Drama and Anatomy*, London/New York 2005.

Carlino, Andrea, *Books of the Body. Anatomical Ritual and Renaissance Learning*, Chicago 1999.

— *Paper Bodies. A Catalogue of Anatomical Fugitive Sheets 1538–1687*, London 1999.

— »Leichenzergliederung als soziales Drama im Europa der Frühen Neuzeit«, in: Helmar Schramm/Ludger Schwarte/Jan Lazardzig (Hg.), *Spuren der Avantgarde. Theatrum anatomicum. Frühe Neuzeit und Moderne im Kulturvergleich*, Berlin 2011, S. 129–146.

Cavallo, Sandra/Tessa Storey, *Healthy Living in Late Renaissance Italy*, Oxford 2013.

Cave, Terence, *The Cornucopian Text. Problems of Writing in the French Renaissance*, Oxford 1979.

Céard, Jean, *La nature et les prodiges. L'insolite au XVIe siècle*, Genf 1996.

Certeau, Michel de, *Kunst des Handelns*, Berlin 1988.

Chambers, David S., »Spas in the Italian Renaissance«, in: Mario A. Di Cesare (Hg.), *Reconsidering the Renaissance*, Binghamton 1992, S. 3–27.

Chartier, Roger, »Foucault's Chiasmus. Authorship between Science and Literature in the Seventeenth and Eighteenth Centuries«, in: Mario Biagioli/Peter Galison (Hg.), *Scientific Authorship. Credit and Intellectual Property in Science*, New York u. a. 2003, S. 13–31.

Christadler, Maike, »Die Sammlung zur Schau gestellt. Die Titelblätter der America-Serie«, in: Susanna Burghartz (Hg.), *Inszenierte Welten. Die west- und ostindischen Reisen der Verleger de Bry, 1590–1630*, Basel 2004, S. 47–89.

Christadler, Maike/Dominique Brancher, *Sünde der Wissenschaft. Anatomische Bilder vom 15. bis zum 18. Jahrhundert*, Homepage zur Ausstellung vom 28.2.–31.5.2014, Universitätsbibliothek Basel, https://suendederwissenschaft.unibas.ch (17.12.2018).

Christaller, Walter, *Die zentralen Orte in Süddeutschland. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischen Funktionen*, Darmstadt 1968.

Christoffel, Hans, »Psychiatrie und Psychologie bei Felix Platter (1536–1614)«, in: *Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie* 127 (1954), S. 213–227.

Clark, Peter/Bernard Lepetit (Hg.), *Capital Cities and their Hinterlands in Early Modern Europe*, Aldershot 1996.

Classen, Constance (Hg.), *A Cultural History of the Senses*, 6 Bde., London 2014.

Closson, Marianne (Hg.), *L'hermaphrodite de la Renaissance aux Lumières*, Paris 2013.

Cohen, Elizabeth S., »Honor and Gender in the Streets of Early Modern Rome«, in: *The Journal of Interdisciplinary History* 22, 4 (1992), S. 597–625.

Cohen, Elizabeth S./Thomas V. Cohen, »Open and Shut. The Social Meanings of the Cinquecento Roman House«, in: *Studies in the Decorative Arts* 9, 1 (2001/2002), S. 61–84.

Collet, Dominik, *Die Welt in der Stube. Begegnungen mit Außereuropa in Kunstkammern der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2007.

Conrad, Sebastian/Shalini Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M. 2002.

Cooper, Alix, »Homes and Households«, in: Lorraine Daston/Katharine Park (Hg.), *The Cambridge History of Science*, Bd. 3: *Early Modern Science*, Cambridge 2008, S. 224–237.

Cooper, Davina, »Intersectional Travels through Everyday Utopias. The Difference Sexual and Economic Dynamics Make«, in: Dies./Emily Grabham/Jane Krishnadas/Didi Herman (Hg.), *Intersectionality and Beyond. Law, Power and the Politics of Location*, Abingdon 2008, S. 299–325.

Cook, Harold J., »Medicine«, in: Lorraine Daston/Katharine Park (Hg.), *The Cambridge History of Science*, Bd. 3: *Early Modern Science*, Cambridge 2008, S. 407–434.

Copeman, William S. C., *A Short History of the Gout and the Rheumatic Diseases*, Berkeley/Los Angeles 1964.

Corcuff, Philippe, *Les nouvelles sociologies. Entre le collectif et l'individuel*, Paris 1995.

Cregan, Kate, *The Theatre of the Body. Staging Death and Embodying Life in Early-Modern London*, Turnhout 2009.

Cunningham, Andrew, *The Anatomical Renaissance. The Resurrection of the Anatomical Projects of the Ancients*, Aldershot 1997.

Czaja, Karin/Gabriela Signori (Hg.), *Häuser – Namen – Identitäten. Beiträge zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtgeschichte*, Konstanz 2009.

Damianaki, Chrysa/Angelo Romano (Hg.), *Pasquin, Lord of Satire, and His Disciples in 16th Century Struggles for Religious and Political Reform = Pasquino, signore della satira, e la lotta dei suoi discepoli per la riforma religiosa e politica nel cinquecento*, London 2014.

Dannenfeldt, Karl H., »Egyptian Mumia. The Sixteenth Century Experience and Debate«, in: *The Sixteenth Century Journal* 16, 2 (1985), S. 163–180.

Daston, Lorraine, *Eine kurze Geschichte der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit*, München 2000.

— (Hg.), *Things That Talk. Object Lessons from Art and Science*, New York 2004.

Daston, Lorraine/Klaus Krüger (Hg.), *Curiositas. Welterfahrung und ästhetische Neugierde in Mittelalter und früher Neuzeit*, Göttingen 2002.

Daston, Lorraine/Elizabeth Lunbeck (Hg.), *Histories of Scientific Observation*, Chicago/London 2011.

Daston, Lorraine/Katharine Park, »Hermaphrodites in Renaissance France«, in: *Critical Matrix* 1 (1985), S. 1–19.

— »The Hermaphrodite and the Orders of Nature. Sexual Ambiguity in Early Modern France«, in: Louise Fradenburg/Carla Freccero (Hg.), *Premodern Sexualities*, New York/London 1996, S. 117–136.

— *Wunder und die Ordnung der Natur, 1150–1750*, Berlin 2002.

— (Hg.), *The Cambridge History of Science*, Bd. 3: *Early Modern Science*, Cambridge 2008.

Daston, Lorraine/H. Otto Sibum, »Introduction. Scientific Personae and Their Histories«, in: *Science in Context* 16, 1/2 (2003), S. 1–8.

Davis, Natalie Z., »Beyond the Market. Books as Gifts in Sixteenth-Century France«, in: *Transactions of the Royal Historical Society* 33 (1983), S. 69–88.

— »Bindung und Freiheit. Die Grenzen des Selbst«, in: Dies., *Frauen und Gesellschaft am Beginn der Frühen Neuzeit*, Berlin 1986, S. 7–18.

— *Die schenkende Gesellschaft. Zur Kultur der französischen Renaissance*, München 2002.

Daybell, James/Peter Hinds (Hg.), *Material Readings of Early Modern Culture. Texts and Social Practices, 1580–1730*, Basingstoke 2010.

Dekker, Rudolf/Lotte van de Pol, *Frauen in Männerkleidern. Weibliche Transvestiten und ihre Geschichte*, Berlin 1990.

Descharmes, Bernadette/Eric Anton Heuser/Caroline Krüger/Thomas Loy (Hg.), *Varieties of Friendship. Interdisciplinary Perspectives on Social Relationships*, Göttingen 2011.

Diaz-Bone, Rainer, »Einführung in die Soziologie der Konventionen«, in: Ders. (Hg.): *Soziologie der Konventionen. Grundlagen einer pragmatischen Anthropologie*, Frankfurt/M. 2011, S. 9–42.

Dicke, Gerd, »Fazetieren. Ein Konversationstyp der italienischen Renaissance und seine deutsche Rezeption im 15. und 16. Jahrhundert«, in: Eckhart C. Lutz/Johanna Thali/René Wetzel (Hg.), *Literatur und Wandmalerei II. Konventionalität und Konversation*, Burgdorfer Colloquium 2001, Tübingen 2005, S. 155–188.

— »Homo facetus. Vom Mittelalter eines humanistischen Ideals«, in: Nicola McLelland/Hans-Jochen Schiewer/Stefanie Schmitt (Hg.), *Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und in der Frühen Neuzeit*, XVIII. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003, Tübingen 2008, S. 299–332.

Didi-Huberman, Georges, *Fra Angelico. Unähnlichkeit und Figuration*, München 1995.

Dill, Ueli,»›Nautile, symbolum atque larva nostra‹. Theodor Zwinger unterwegs im Meer des Lebens«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 110 (2010), S. 177–207.

— »Pasquino im Exil. Spottgedichte gegen Papst und Kurie im Basel des 16. Jahrhunderts«, in: *Freunde des Klingentalmuseums, Jahresbericht* (2013), S. 42–50.

DiMeo, Michelle/Sara Pennell (Hg.), *Reading and Writing Recipe Books, 1550–1800*, Manchester 2013.

Dirnhofer, Richard, »Felix Platter. Vater der helvetischen Gerichtsmedizin«, in: Ulrich Tröhler (Hg.), *Felix Platter (1536–1614) in seiner Zeit*, Basel 1991, S. 45–52.

Döring-Mohr, Karin, *Die ikonographische Entwicklung des Jungbrunnens und sein inhaltlicher Wandel in der bildenden Kunst des 14. bis 16. Jahrhunderts*, Dissertation, Aachen 1999.

Douglas, Mary, *Purity and Danger. An Analysis of the Concepts of Pollution and Taboo*, mit einem neuen Vorwort, London 2002.

Duden, Barbara, *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*, Stuttgart 1987.

— »Fluxes and Stagnations. A Physician's Perception and Treatment of Humours in Baroque Ladies«, in: Peregrine Horden/Elisabeth Hsu (Hg.), *The Body in Balance. Humoral Medicines in Practice*, New York 2013, S. 53–68.

Dülmen, Richard van, *Frauen vor Gericht. Kindsmord in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt/M. 1991.

— *Der ehrlose Mensch. Unehrlichkeit und soziale Ausgrenzung in der Frühen Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 1999.

Duerr, Hans Peter, *Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozess*, Bd. 1, Frankfurt/M. 1994.

Dürr, Renate/Gerd Schwerhoff (Hg.), *Kirchen, Märkte und Tavernen. Erfahrungs- und Handlungsräume in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt/M. 2005.

Eamon, William, *The Professor of Secrets. Mystery, Medicine and Alchemy in Renaissance Italy*, Washington 2010.

Eckart, Wolfgang U./Robert Jütte, *Medizingeschichte. Eine Einführung*, Köln 2007.

Eibach, Joachim, »Das Haus. Zwischen öffentlicher Zugänglichkeit und geschützter Privatheit (16.–18. Jahrhundert)«, in: Susanne Rau/Gerd Schwerhoff (Hg.), *Zwischen Gotteshaus und Taverne. Öffentliche Räume in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Köln 2004, S. 183–205.

— »Das offene Haus. Kommunikative Praxis im sozialen Nahraum der europäischen Frühen Neuzeit«, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 38, 4 (2011), S. 621–664.

— »Einführung. Hausforschung in den europäischen Geschichtswissenschaften«, in: Ders./Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Das Haus in der Geschichte Europas*, Berlin/Boston 2015, S. 41–46.

Engel, Gisela/Brita Rang/Klaus Reichert/Heide Wunder (Hg.), *Das Geheimnis am Beginn der europäischen Moderne*, Frankfurt/M. 2002.

Ennen, Edith, *Gesammelte Abhandlungen zum europäischen Städtewesen und zur rheinischen Geschichte*, 2 Bde., Bonn 1977/1987.

Eßer, Raingard/Thomas Fuchs (Hg.), *Bäder und Kuren in der Aufklärung. Medizinaldiskurs und Freizeitvergnügen*, Berlin 2003.

Evans, Jennifer, »Female Barrenness, Bodily Access and Aromatic Treatments in Seventeenth-Century England«, in: *Historical Research* 87, 237 (2014), S. 423–443.

Färber, Silvio, »Rudolf Salis (Soglio)«, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16957.php (17.12.2018).

Farías, Ignacio/Thomas Bender (Hg.), *Urban Assemblages. How Actor-Network Theory Changes Urban Studies*, London 2011.

Fausto-Sterling, Anne, *Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality*, New York 2000.
Felici, Lucia, »Theodor Zwinger's Methodus Apodemica. An Observatory of the City as Political Space in the Late Sixteenth Century«, in: *Cromohs* 14 (2009), S. 1–18.
Ferrari, Giovanna, »Public Anatomy Lessons and the Carnival. The Anatomy Theatre of Bologna«, in: *Past and Present* 117 (1987), S. 50–106.
Findlen, Paula, »Jokes of Nature and Jokes of Knowledge. The Playfulness of Scientific Discourse«, in: *Renaissance Quarterly* 43, 2 (1990), S. 292–331.
— »The Economy of Scientific Exchange in Early Modern Italy«, in: Bruce T. Moran (Hg.), *Patronage and Institutions. Science, Technology and Medicine at the European Court, 1500–1750*, Ipswich 1991, S. 5–24.
— *Possessing Nature. Museums, Collecting and Scientific Culture in Early Modern Italy*, Berkeley/Los Angeles 1994.
— »Anatomy Theaters, Botanical Gardens and Natural History Collections«, in: Lorraine Daston/Katharine Park (Hg.), *The Cambridge History of Science*, Bd. 3: *Early Modern Science*, Cambridge 2008, S. 272–289.
— »Ludic Postscript«, in: Natascha Adamowsky/Hartmut Böhme/Robert Felfe (Hg.), *Ludi naturae. Spiele der Natur in Kunst und Wissenschaft*, München 2011, S. 49–77.
Flather, Amanda, *Gender and Space in Early Modern England*, Woodbridge 2007.
Fontes da Costa, Palmira, »Anatomical Expertise and the Hermaphroditic Body«, in: *Spontaneous Generations. A Journal for the History and Philosophy of Science* 1 (2007), S. 78–85.
Foucault, Michel, »Andere Räume (1967)«, in: Karlheinz Barck (Hg.), *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, Leipzig 1992, S. 34–46.
Fouquet, Gerhard/Matthias Steinbrink/Gabriel Zeilinger (Hg.), *Geschlechtergesellschaften, Zunft-Trinkstuben und Bruderschaften in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten*, Stuttgart 2003.
Franke, Birgit/Sigrid Schade, »Jungbrunnen und andere ›Erneuerungsbäder‹ im 15. und 16. Jahrhundert«, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500–2000*, Wien/Köln/Weimar 1998, S. 197–212.
Freidson, Eliot, *Profession of Medicine. A Study of the Sociology of Applied Knowledge*, Chicago 1970.
Freist, Dagmar, »Wirtshäuser als Zentren frühneuzeitlicher Öffentlichkeit. London im 17. Jahrhundert«, in: Johannes Burkhardt/Christine Werkstetter (Hg.), *Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit*, München 2005, S. 201–224.
— »›The Staple of Newes‹. Räume, Medien und die Verfügbarkeit von Wissen im frühneuzeitlichen London«, in: Gerd Schwerhoff (Hg.), *Stadt und Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit*, Köln 2011, S. 97–123.
— *Glaube – Liebe – Zwietracht. Religiös-konfessionell gemischte Ehen in der Frühen Neuzeit*, Berlin/Boston 2017.

French, Roger K., *Dissection and Vivisection in the European Renaissance*, Aldershot 1999.

Frenken, Ralph, *Kindheit und Autobiographie vom 14. bis 17. Jahrhundert. Psychohistorische Rekonstruktionen*, Kiel 1999.

— »*Da fing ich an zu erinnern …«. Die Psychohistorie der Eltern-Kind-Beziehung in den frühesten deutschen Autobiographien (1200–1700)*, Gießen 2003.

Frevert, Ute, *Vergängliche Gefühle*, Göttingen 2013.

Fricker, Bartholomäus, *Geschichte der Stadt und Bäder zu Baden*, Aarau 1880.

— *Anthologie ex thermis Badensibus. Eine Blumenlese aus den Aufzeichnungen alter Schriftsteller über die Bäder zu Baden*, Aarau 1883.

Friedrichs, Christopher R., *The Early Modern City 1450–1750*, New York 1995.

Friedrichs, Jürgen, »Situation als soziologische Erhebungseinheit«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 3, 1 (1974), S. 44–53.

Frühneuzeitliche Ärztebriefe des deutschsprachigen Raums (1500–1700), Würzburg, http://www.medizingeschichte.uni-wuerzburg.de/akademie/index.html (17.12.2018).

Fuchs-Eckert, Hans Peter, »Die Familie Bauhin in Basel«, Teil II, in: *Bauhinia* 6, 3 (1979), S. 311–329.

— »Die Familie Bauhin in Basel«, Teil IV, in: *Bauhinia* 7, 3 (1982), S. 135–153.

Fürbeth, Frank, *Heilquellen in der deutschen Wissensliteratur des Spätmittelalters. Zur Genese und Funktion eines Paradigmas der Wissensvermittlung am Beispiel des »Tractatus de balneis naturalibus« von Felix Hemmerli und seiner Rezeption*, Wiesbaden 2004.

— »Bäderdiskurse in den deutschsprachigen balneologischen Bestsellern des 16. Jahrhunderts (Paracelsus, Etschenreutter, Tabernaemontanus)«, in: Didier Boisseuil/Marilyn Nicoud (Hg.), *Die Renaissance der Heilquellen in Italien und Europa von 1200 bis 1600. Geschichte, Kultur und Vorstellungswelt*, Frankfurt/M. u.a. 2012, S. 193–212.

— »Adaptionen gelehrten Wissens für laikale Zwecke in der Bäderheilkunde der Frühen Neuzeit«, in: Kaspar von Greyerz/Silvia Flubacher/Philipp Senn (Hg.), *Wissenschaftsgeschichte und Geschichte des Wissens im Dialog – Connecting Science and Knowledge. Schauplätze der Forschung – Scenes of Research*, Göttingen 2013, S. 211–232.

Füssel, Marian, *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit*, Darmstadt 2006.

— »Die Experten, die Verkehrten? Gelehrtensatire als Expertenkritik in der Frühen Neuzeit«, in: Björn Reich/Frank Rexroth/Matthias Roick (Hg.), *Wissen, maßgeschneidert. Experten und Expertenkulturen im Europa der Vormoderne*, München 2012, S. 269–288.

— »A Struggle for Nobility. ›Nobilitas literaria‹ as Academic Self-Fashioning in Early Modern Germany«, in: Richard Kirwan (Hg.), *Scholarly Self-Fashioning and Community in the Early Modern University*, Farnham 2013, S. 103–120.

Füssel, Marian/Martin Mulsow, »Einleitung. Gelehrtenrepublik«, in: *Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte* 26 (2015), S. 5–16.

Furter, Reto, *Urbanisierung – Transitverkehr – Bädertourismus – Alpinismus. Indikatoren zum Hintergrund des Alpendiskurses 15. bis 19. Jahrhundert*, Dissertation, Chur 2005.

Galison, Peter, »Trading with the Enemy«, in: Michael E. Gorman (Hg.), *Trading Zones and Interactional Expertise*, Cambridge (Mass.)/London 2010, S. 25–52.

Gamper, Rudolf/Thomas Hofmeier, *Alchemische Vereinigung. Das »Rosarium Philosophorum« und sein Besitzer Bartlome Schobinger*, Zürich 2014.

Gantenbein, Urs L., »Die alchemischen Briefwechsel der Schweizer Ärzte Theodor Zwinger I (1533–1588) und Diethelm Lavater I (1743–1826)«, in: Regula Willi-Hangartner (Hg.), *Pharmazeutischer Briefwechsel*, Akten der Jahrestagung der Schweizerische Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, Einsiedeln, 4./5. September 1999, Liebefeld 2002, S. 33–48.

Ganz, Paul L., *Die Miniaturen der Basler Universitätsmatrikel*, Basel/Stuttgart 1960.

Gauss, Karl, »Reformierte Baselbieter Kirchen unter katholischem Patronate«, in: *Basler Jahrbuch* (1913), S. 13–70.

Gerhardt, Christoph, »Kröte und Igel in schwankhafter Literatur des späten Mittelalters«, in: *Medizinhistorisches Journal* 16 (1981), S. 340–357.

Gerteis, Klaus, *Die deutschen Städte in der Frühen Neuzeit. Zur Vorgeschichte der »bürgerlichen Welt«*, Darmstadt 1986.

Gieryn, Thomas F., »Boundary-Work and the Demarcation of Science from Non-Science. Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists«, in: *American Sociological Review* 48, 6 (1983), S. 781–795.

— »What Buildings Do«, in: *Theory and Society* 31 (2002), S. 35–74.

Gilbert, Ruth, *Early Modern Hermaphrodites. Sex and Other Stories*, Basingstoke/New York 2002.

Gilly, Carlos, »Zwischen Erfahrung und Spekulation. Theodor Zwinger und die religiöse und kulturelle Krise seiner Zeit«, Teil 1, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 77 (1977), S. 57–137.

— »Zwischen Erfahrung und Spekulation. Theodor Zwinger und die religiöse und kulturelle Krise seiner Zeit«, Teil 2, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 79 (1979), S. 125–233.

— *Spanien und der Basler Buchdruck bis 1600. Ein Querschnitt durch die spanische Geistesgeschichte aus der Sicht einer europäischen Buchdruckerstadt*, Basel/Frankfurt/M. 1985.

— *Die Manuskripte in der Bibliothek des Johannes Oporinus. Verzeichnis der Manuskripte und Druckvorlagen aus dem Nachlass Oporins anhand des von Theodor Zwinger und Basilius Amerbach erstellten Inventariums*, Basel 2001.

— »Il Theatrum humanae vitae di Theodor Zwinger. Da una historia naturalis dell uomo ad un Novum Organum delle scienze«, in: Ders./Cis van Heertum (Hg.), *Magia, alchimia, scienza dal 400 al 700. L'influsso di Ermete Trismegisto = Magic,*

Alchemy and Science 15th–18th Centuries. The Influence of Hermes Trismegistus, Florenz 2002, S. 253–273.

Ginzburg, Carlo, »High and Low. The Theme of Forbidden Knowledge in the Sixteenth and Seventeenth Centuries«, in: *Past and Present* 73 (1976), S. 28–41.

Göttler, Christine/Anette Schaffer, »Die Kunst der Sünde. Die Wüste, der Teufel, der Maler, die Frau, die Imagination«, in: Kunstmuseum Bern/Zentrum Paul Klee Bern (Hg.), *Lust und Laster. Die 7 Todsünden von Dürer bis Nauman*, Ostfildern 2010, S. 42–61.

Le Goff, Jacques, *Wucherzins und Höllenqualen. Ökonomie und Religion im Mittelalter*, Stuttgart 1988.

Gollwitzer-Voll, Woty, *Christus Medicus – Heilung als Mysterium. Interpretationen eines alten Christusnamens und dessen Bedeutung in der Praktischen Theologie*, Paderborn 2007.

Green, Monica H., *Making Women's Medicine Masculine. The Rise of Male Authority in Pre-Modern Gynaecology*, Oxford 2008.

Greenblatt, Stephen, *Renaissance Self-Fashioning. From More to Shakespeare*, Chicago 1980.

— *Shakespearean Negotiations. The Circulation of Social Energy in Renaissance England*, Oxford 1988.

— *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern*, Berlin 1991.

Grell, Ole P./Andrew Cunningham (Hg.), *Medicine and Religion in Enlightenement Europe*, Aldershot 2007.

Grell, Ole P./Andrew Cunningham/Jon Arrizabalaga (Hg.), *Centres of Medical Excellence? Medical Travel and Education in Europe, 1500–1789*, Farnham 2010.

Greyerz, Kaspar von, »Basels kirchliche und konfessionelle Beziehungen zum Oberrhein im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert«, in: Martin Bircher/Walter Sparn/Erdmann Weyrauch (Hg.), *Schweizerisch-deutsche Kulturbeziehungen im konfessionellen Zeitalter. Beiträge zur Kulturgeschichte, 1580–1650*, Wiesbaden 1984, S. 227–252.

— »Lazarus von Schwendi (1522–1583) and Late Humanism at Basel, in: Manfred P. Fleischer (Hg.), *The Harvest of Humanism in Central Europe. Essays in Honor of Lewis W. Spitz*, St. Louis 1992, S. 179–195.

— »Reformation, Humanismus und offene Konfessionspolitik«, in: Georg Kreis/Beat von Wartburg (Hg.), *Basel – Geschichte einer städtischen Gesellschaft*, Basel 2000, S. 80–109.

— »Basel«, in: Wolfgang Adam/Siegrid Westphal (Hg.), *Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit. Städte und Residenzen im alten deutschen Sprachraum*, 3 Bde., Berlin 2012, S. 89–131.

Groebner, Valentin, »›Außer Haus‹. Otto Brunner und die ›alteuropäische Ökonomik‹«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 46, 2 (1995), S. 69–80.

— *Gefährliche Geschenke. Ritual, Politik und die Sprache der Korruption in der Eidgenossenschaft im späten Mittelalter und am Beginn der Neuzeit*, Konstanz 2000.

— *Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Europa des Mittelalters*, München 2004.

— »Körper auf dem Markt. Söldner, Organhandel und die Geschichte der Körpergeschichte«, in: *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung* 6 (2005), S. 69–84.

— »Fleisch und Blut, Haut und Haar. Vermarktete Körperteile historisch«, in: *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung* 16 (2007/2008), S. 58–73.

Grosser, Susanne, *Ärztekorrespondenz in der Frühen Neuzeit. Der Briefwechsel zwischen Peter Christian Wagner und Christoph Jacob Trew*, Analyse und kommentierte Edition, Berlin/Boston 2015.

Gschwind, Franz, *Bevölkerungsentwicklung und Wirtschaftsstruktur der Landschaft Basel im 18. Jahrhundert. Ein historisch-demographischer Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der langfristigen Bevölkerungsentwicklung von Stadt (seit 1100) und Landschaft (seit 1500)*, Basel/Liestal 1977.

Guggenbühl, Dietegen, *Gerichtliche Medizin in Basel von den Anfängen bis zur Helvetik*, Basel 1963.

Guggisberg, Hans R., »Reformierter Stadtstaat und Zentrum der Spätrenaissance. Basel in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts«, in: August Buck (Hg.), *Renaissance – Reformation. Gegensätze und Gemeinsamkeiten*, Wiesbaden 1984, S. 197–216.

— *Sebastian Castellio, 1515–1563. Humanist und Verteidiger der religiösen Toleranz im konfessionellen Zeitalter*, Göttingen 1997.

Hacke, Daniela, *Konfession und Kommunikation. Religiöse Koexistenz und Politik in der Alten Eidgenossenschaft. Die Grafschaft Baden 1531–1712*, Köln/Weimar/Wien 2017.

Häberlein, Mark/Christof Jeggle (Hg.), *Materielle Grundlagen der Diplomatie. Schenken, Sammeln und Verhandeln in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Konstanz 2013.

Häfliger, Josef A., »Felix Platters Hausapotheke«, in: *Basler Jahrbuch* (1939), S. 18–30.

Hagemann, Hans-Rudolf, *Die Rechtsgutachten des Basilius Amerbach*, Basel 2001.

Haegen, Pierre L. van der, *Der frühe Basler Buchdruck. Ökonomische, sozio-politische und informationssystematische Standortfaktoren und Rahmenbedingungen*, Basel 2001.

Haraway, Donna, »Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften«, in: Dies., *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/M./New York 1995, S. 33–72.

Harding, Elizabeth, »Die etwas andere Trinkstube. Tischgemeinschaften in Professorenhäusern und ihre Geltungsansprüche in den Universitätsstädten der Frühen Neuzeit«, in: Kirsten Bernhardt/Barbara Krug-Richter/Ruth-Elisabeth Mohrmann (Hg.), *Gastlichkeit und Geselligkeit im akademischen Milieu in der Frühen Neuzeit*, Münster 2013, S. 133–152.

— *Der Gelehrte im Haus. Ehe, Familie und Haushalt in der Standeskultur der frühneuzeitlichen Universität Helmstadt*, Wiesbaden 2014.
— »Ökonomie der Gastlichkeit. Wirtschaftsbeziehungen und Deutungen des frühneuzeitlichen Professorenhaushalts«, in: Christoph Conrad/Joachim Eibach/Brigitte Studer/Simon Teuscher (Hg.), *Wohnen und die Ökonomie des Raums. L'habitat et l'économie de l'espace*, Zürich 2014, S. 93–113.
Harley, David, »A Sword in a Madman's Hand. Professional Opposition to Popular Consumption in the Waters Literature of Southern England and the Midlands, 1570–1870«, in: Roy Porter (Hg.), *The Medical History of Waters and Spas*, London 1990, S. 48–55.
Harrington, Joel F., *Reordering Marriage and Society in Reformation Germany*, Cambridge 1995.
— *The Unwanted Child. The Fate of Foundlings, Orphans and Juvenile Criminals in Early Modern Germany*, Chicago 2009.
— *Die Ehre des Scharfrichters. Meister Frantz oder ein Henkersleben im 16. Jahrhundert*, München 2014.
Hartmann, B., »Hausinschriften in Graubünden«, in: *Heimatschutz* 9 (1914), S. 1–12.
Harvey, Elizabeth D. (Hg.), *Sensible Flesh. On Touch in Early Modern Culture*, Philadelphia 2003.
Hatje, Frank, *Leben und Sterben im Zeitalter der Pest. Basel im 15. bis 17. Jahrhundert*, Basel/Frankfurt/M. 1992.
Hauck, Gustav, *Die Heilquellen und Kurorte Deutschlands. Pegologisches Lexikon*, Leipzig 1865.
Haumann, Heiko/Hans Schadek (Hg.), *Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau*, 3 Bde., Stuttgart 1992–1996.
Heal, Felicity, »Food Gifts, the Household and the Politics of Exchange in Early Modern England«, in: *Past and Present* 199 (2008), S. 41–70.
— *The Power of Gifts. Gift Exchange in Early Modern England*, Corby 2014.
Heiland, Satu, *Visualisierung und Rhetorisierung von Geschlecht. Strategien zur Inszenierung weiblicher Sexualität im Märe*, Berlin 2015.
Heiligensetzer, Lorenz/Isabel Trueb/Martin Möhle/Ueli Dill (Hg.), »*Treffenliche schöne Biecher*«*. Hans Ungnads Büchergeschenk und die Universitätsbibliothek Basel im 16. Jahrhundert (mit einem Ausblick auf spätere Geschenke)*, Basel 2005.
Hendrix, Scott H. (Hg.), *Masculinity in the Reformation Era*, Kirksville 2008.
Hentschel, Linda, *Pornotopische Techniken des Betrachtens. Raumwahrnehmung und Geschlechterordnung in visuellen Apparaten der Moderne*, Marburg 2001.
Herbert, Amanda, »Gender and the Spa. Space, Sociability and Self at British Health Spas, 1640–1714«, in: *The Journal of Social History* 43 (2009), S. 361–382.
— *Female Alliances. Gender, Identity and Friendship in Early Modern Britain*, New Haven 2014.
Herzog, Markwart, »Scharfrichterliche Medizin. Zu den Beziehungen zwischen Henker und Arzt, Schafott und Medizin«, in: *Medizinhistorisches Journal* 29 (1994), S. 309–332.

Hess, Johann W., »Kaspar Bauhin's, des ersten Professors der Anatomie und Botanik an der Universität Basel, Leben und Charakter. Beitrag zur vierten Säcularfeier der Universität Basel«, in: *Beiträge zur vaterländischen Geschichte* 7 (1860), S. 105–176.

Hess, Stefan, »Herrscherideale und ideale Frauen. Tugendallegorien im frühneuzeitlichen Basel«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 111 (2011), S. 115–154.

Hess, Volker, »Observatio und Casus. Status und Funktion der medizinischen Fallgeschichte«, in: Susanne Düwell/Nicolas Pethes (Hg.), *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*, Frankfurt/M. 2014, S. 34–59.

Hess, Volker/Andrew Mendelsohn, »Case and Series. Medical Knowledge and Paper Technologies, 1600–1900«, in: *History of Science* 48 (2010), S. 287–314.

Heusler, Andreas, *Geschichte der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel*, Basel 1896.

Heydrich, Christian, *Die Wandmalereien Hans Bock d. Ä. von 1608–1611 am Basler Rathaus*, Bern/Stuttgart 1990.

Heyer, Hans R., »Ehemalige Bäder im Kanton Basel-Landschaft«, in: *Unsere Kunstdenkmäler* 29, 4 (1978), S. 477–483.

Hill, Susan E., *The Meaning of Gluttony and the Fat Body in the Ancient World*, Santa Barbara 2011.

Hillman, David/Carla Mazzio, »Introduction. Individual Parts«, in: Dies. (Hg.), *The Body in Parts. Fantasies of Corporeality in Early Modern Europe*, New York 1997, S. xi–xxvii.

Hirschi, Caspar, »Piraten der Gelehrtenrepublik. Die Norm des sachlichen Streits und ihre polemische Funktion«, in: Kai Bremer/Carlos Spoerhase (Hg.), *Gelehrte Polemik. Typen und Techniken wissenschaftlicher Konfliktführung um 1700*, Frankfurt/M. 2011, S. 176–215.

His-Heusler, Eduard, »Hans Bock. Der Maler«, in: *Basler Jahrbuch* (1892), S. 136–164.

Historisches Museum Basel (Hg.), *Die große Kunstkammer. Bürgerliche Sammler und Sammlungen in Basel*, Basel 2011.

— (Hg.), *Schuldig. Verbrechen, Strafen, Menschen*, Basel 2012.

— *Basel 1610. Ein serious game zum Basler Merianplan*, 2016, http://www.basel1610.com (25.10.2016).

Hochlehnert, Dieter, *Das »Tagebuch« des Felix Platter. Die Autobiographie eines Arztes und Humanisten*, Dissertation, Tübingen 1996.

Hofmeier, Thomas, *Basel – Hauptstadt der Alchemie*, Berlin 2007.

Horch, Andre, *Buchwidmungen der Frühen Neuzeit als Quellen der Stadt-, Sozial- und Druckgeschichte. Kritische Analyse der Dedikationen in volkssprachlichen Mainzer Drucken des 16. Jahrhunderts unter Verwendung statistischer, netzwerkanalytischer und textinterpretatorischer Methoden*, Frankfurt/M. 2014.

Horden, Peregrine/Elisabeth Hsu (Hg.), *The Body in Balance. Humoral Medicines in Practice*, New York 2013.

Horstmanshoff, Manfred/Helen King/Claus Zittel (Hg.), *Blood, Sweat and Tears. The Changing Concepts of Physiology from Antiquity into Early Modern Europe*, Leiden/Boston 2012.

Hoverd, William J., *Gluttony and Sloth. The Moral Politics of Obesity Discourse*, Thesis, Victoria University of Wellington 2011.

Huber, August, *Die Refugianten in Basel*, Basel 1897.

Huber, Katharina, *Felix Platters »Observationes«. Studien zum frühneuzeitlichen Gesundheitswesen in Basel*, Basel 2003.

Hufschmid, Thomas/Barbara Pfäffli (Hg.), *Wiederentdeckt! Basilius Amerbach erforscht das Theater von Augusta Raurica. Beiträge zu dem zwischen 1588 und 1591 entstandenen Manuskript O IV 11 in der Universitätsbibliothek Basel*, Basel 2015.

Husner, Fritz, *Verzeichnis der Basler medizinischen Universitätsschriften von 1575–1829*, Basel 1942.

Ilg, Ulrike, »The Cultural Significance of Costume Books in Sixteenth-Century Europe«, in: Catherine Richardson (Hg.), *Clothing Culture, 1350–1650*, Aldershot 2004, S. 29–47.

Imlinger, Fabienne, *Hermaphroditische Anatomien*, Würzburg 2015.

Jaboulet-Vercherre, Azélina, *The Physician, the Drinker and the Drunk. Wine's Uses and Abuses in Late Medieval Natural Philosophy*, Turnhout 2014.

Jackson, H. J., *Marginalia. Readers Writing in Books*, New Haven 2001.

Jacob Parcus, in: *Index typographorum editorumque Basiliensium. Der Basler Buchdrucker- und Verlegerkatalog*, http://www.ub.unibas.ch/itb/druckerverleger/jacob-parcus (17.12.2018).

Jancke, Gabriele, »Gelehrtenkultur – Orte und Praktiken am Beispiel der Gastfreundschaft. Eine Fallstudie zu Abraham Scultetus (1566–1624)«, in: Barbara Krug-Richter/Ruth-Elisabeth Mohrmann (Hg.), *Frühneuzeitliche Universitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa*, Köln 2009, S. 285–312.

— *Gastfreundschaft in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Praktiken, Normen und Perspektiven von Gelehrten*, Göttingen 2013.

— »›Man leistet und guote geselschaft‹. Gastlichkeit und Geselligkeit in der Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit«, in: Kirsten Bernhardt/Barbara Krug-Richter/Ruth-Elisabeth Mohrmann (Hg.), *Gastlichkeit und Geselligkeit im akademischen Milieu in der Frühen Neuzeit*, Münster 2013, S. 153–174.

Jancke, Gabriele/Daniel Schläppi, »Ökonomie sozialer Beziehungen. Wie Gruppen in frühneuzeitlichen Gesellschaften Ressourcen bewirtschaften«, in: *L'Homme* 22,1 (2011), S. 85–97.

Jancke, Gabriele/Claudia Ulbrich, »Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung«, in: Dies. (Hg.), *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*, Göttingen 2005, S. 7–27.

Jaumann, Herbert, »Respublica litteraria/Republic of Letters. Concept and Perspectives of Research«, in: Ders. (Hg.), *Die europäische Gelehrtenrepublik im Zeitalter des Konfessionalismus*, Wiesbaden 2001, S. 11–19.

Jenner, Mark S. R./Patrick Wallis, »The Medical Marketplace«, in: Dies. (Hg.), *Medicine and the Market in England and its Colonies, c. 1450–c. 1850*, London 2007, S. 1–23.

Jenny, Beat, »Der Bibliothekar Heinrich Pantaleon«, in: Lorenz Heiligensetzer/Isabel Trueb/Michael Möhle/Ueli Dill (Hg.), *»Treffenliche schöne Biecher«. Hans Ungnads Büchergeschenk und die Universitätsbibliothek Basel im 16. Jahrhundert (mit einem Ausblick auf spätere Geschenke)*, Basel 2005, S. 108–115.

Jenny, Beat/Ueli Dill, »Theatrum vitae Basiliensis. Das Haushaltbuch des Basilius Amerbach von 1561–1563«, in: Dies. (Hg.), *Aus der Werkstatt der Amerbach-Edition*, Christoph Vischer zum 90. Geburtstag, Basel 2000, S. 309–425.

Jewson, Nicholas D., »Medical Knowledge and the Patronage System in 18th Century England«, in: *Sociology* 8 (1974), S. 369–384.

Jütte, Daniel, *Das Zeitalter des Geheimnisses. Juden, Christen und die Ökonomie des Geheimen (1400–1800)*, Göttingen 2011.

— »Living Stones. The House as Actor in Early Modern Europe«, in: *Journal of Urban History* 41 (2015), S. 1–22.

— *The Strait Gate. Thresholds and Power in Western History*, New Haven 2015.

— »Das Fenster als Ort sozialer Interaktion. Zu einer Alltagsgeschichte des Hauses im vormodernen Europa«, in: Joachim Eibach/Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Das Haus in der Geschichte Europas*, Berlin/Boston 2015, S. 467–483.

— »Smashed Panes and ›Terrible Showers‹. Windows, Violence and Honor in the Early Modern City«, in: *West 86th. A Journal of Decorative Arts, Design History and Material Culture* 22, 2 (2015), S. 131–156.

Jütte, Robert, *Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace*, München 2000.

— *Krankheit und Gesundheit in der Frühen Neuzeit*, Stuttgart 2013.

Kaegi, Werner, »Machiavelli in Basel«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 39 (1940), S. 5–51.

Kämpfer, Fritz, *Becher, Humpen, Pokale*, Zürich 1977.

Kaiser, Wolfgang, »Gesellige Rivalität. Zum Umgang mit Grenzen im Basler Raum (16.–17. Jahrhundert)«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 102 (2002), S. 23–36.

Karcher, Johannes, *Felix Platter. Lebensbild des Basler Stadtarztes, 1536–1614*, Basel 1949.

Katritzky, M. A., *Healing, Performance and Ceremony in the Writings of Three Early Modern Physicians*, Aldershot 2012.

Kaufmann, Pius, *Gesellschaft im Bad. Die Entwicklung der Badefahrten und der »Naturbäder« im Gebiet der Schweiz und im angrenzenden südwestdeutschen Raum (1300–1610)*, Zürich 2009.

— »›Nonnulli ad conservandam vel ad reparandam corporis sanitatem thermis vel balneis aliis opus habent‹. Entwicklung der Badefahrten und ›Naturbäder‹ im 15. und 16. Jahrhundert im Gebiet der Schweiz«, in: Didier Boisseuil/Marylin Nicoud (Hg.), *Die Renaissance der Heilquellen in Italien und Europa von 1200 bis 1600. Geschichte, Kultur und Vorstellungswelt*, Frankfurt/M. u.a. 2012, S. 99–112.

Keating, Kristin Michelle, *The Performative Corpse. Anatomy Theatres from the Medieval Era to the Virtual Age*, Dissertation, Irvine 2014.

Kellner, Beate, »Spiel mit gelehrtem Wissen. Fischarts ›Geschichtsklitterung‹ und Rabelais' ›Gargantua‹«, in: Jan-Dirk Müller (Hg.), *Text und Kontext*, München 2007, S. 219–243.

Kessel, Martina, *Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert*, Göttingen 2001.

Kiening, Christian/Katharina Mertens Fleury (Hg.), *Figura. Dynamiken der Zeiten und Zeichen im Mittelalter*, Würzburg 2013.

King, Helen, »Inside and Outside, Cavities and Containers. The Organs of Generation in Seventeenth-Century English Medicine«, in: Patricia A. Baker/Han Nijdam/Karine van't Land (Hg.), *Medicine and Space. Body, Surroundings and Borders in Antiquity and the Middle Ages*, Leiden 2012, S. 37–60.

— *The One-Sex Body on Trial. The Classical and Early Modern Evidence*, Farnham/Burlington 2013.

Kirwan, Richard, *Empowerment and Representation at the University in Early Modern Germany. Helmstedt and Würzburg, 1576–1634*, Wiesbaden 2009.

— (Hg.), *Scholarly Self-fashioning and Community in the Early Modern University*, Farnham 2013.

Klestinec, Cynthia, *Theaters of Anatomy. Students, Teachers and Traditions of Dissection in Renaissance Venice*, Baltimore 2011.

Kmetz, John, *The Sixteenth-Century Basel Songbooks. Origins, Contents and Contexts*, Bern/Stuttgart 1995.

Knittler, Herbert, *Die europäische Stadt in der frühen Neuzeit. Institutionen, Strukturen, Entwicklungen*, Wien 2000.

Knoeff, Rina, »Touching Anatomy. On the Handling of Preparations in the Anatomical Cabinets of Frederik Ruysch (1638–1731)«, in: *Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences* 49 (2015), S. 32–44.

Koelbing, Huldrych M., »Felix Platters Patienten. Ihre Krankheiten, Lebensverhältnisse und Schicksale im Spiegel der ›Observationes‹«, in: Ulrich Tröhler (Hg.), *Felix Platter (1536–1614) in seiner Zeit*, Basel 1991, S. 60–68.

Koepplin, Dieter, »Ausgeführte und entworfene Hausfassadenmalereien von Holbein, Stimmer und Bock. Kunsthybris mit erhobenem Zeigefinger«, in: Kunstmuseum Basel (Hg.), *Spätrenaissance am Oberrhein. Tobias Stimmer 1539–1584*, Ausstellung im Kunstmuseum Basel, 23. September–9. Dezember 1984, Basel 1984, S. 35–82.

Körner, Martin, *Solidarités financières suisses au XVIe siècle. Contribution à l'histoire monétaire, bancaire et financière des cantons suisses et des Etats voisins*, Lausanne 1980.

— »Banques publiques et banquiers privés dans la Suisse préindustrielle. Administration, fonctionnement et rôle économique«, in: *Banchi pubblici, banchi privati e monti di pietà nell'Europa preindustriale* (1991), S. 881–892.

Kolb, Werner, *Geschichte des anatomischen Unterrichtes an der Universität zu Basel*, Basel 1951.

Koldewey, Friedrich, »Torinus, Albanus«, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 38 (1894), S. 453–455, http://www.deutsche-biographie.de/pnd124500099.html?anchor=adb (17.12.2018).

Kolnai, Aurel, *Ekel, Hochmut, Hass. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle*, Frankfurt/M. 2007.

Kopp, Janine, *Menschenfleisch. Der menschliche Körper als Arzneimittel*, Luzern 2014.

Kopytoff, Igor, »The Cultural Biography of Things. Commoditization as Process«, in: Arjun Appadurai (Hg.), *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge 1986, S. 64–91.

Koslofsky, Craig, *Evening's Empire. A History of the Night in Early Modern Europe*, Cambridge 2011.

Kot, Stanislaw, »Polen in Basel zur Zeit des Königs Sigismund August (1548–1572) und die Anfänge kritischen Denkens in Polen«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 41 (1942), S. 105–153.

Krämer, Fabian, »Hermaphrodites Closely Observed. The Individualisation of Hermaphrodites and the Rise of the Observatio Genre in Seventeenth-Century Medicine«, in: Marianne Closson (Hg.), *L'hermaphrodite de la Renaissance aux Lumières*, Paris 2013, S. 37–60.

— *Ein Zentaur in London. Lektüre und Beobachtung in der frühneuzeitlichen Naturforschung*, Affalterbach 2014.

Krausman Ben-Amos, Ilana, *The Culture of Giving. Informal Support and Gift-Exchange in Early Modern England*, Cambridge 2008.

Kristeva, Julia, *Pouvoirs de l'horreur. Essai sur l'abjection*, Paris 1980.

Kühn, Sebastian, *Wissen, Arbeit, Freundschaft. Ökonomien und soziale Beziehungen an den Akademien in London, Paris und Berlin um 1700*, Göttingen 2011.

— »Gesellig, agonal, distanzierend. Formen des Lachens in gelehrten Kulturen um 1700«, in: Stefan Bießenecker/Christian Kuhn (Hg.), *Valenzen des Lachens in der Vormoderne (1250–1750)*, Bamberg 2012, S. 211–237.

Kühner, Christian, *Politische Freundschaft bei Hofe. Repräsentation und Praxis einer sozialen Beziehung im französischen Adel des 17. Jahrhunderts*, Göttingen 2013.

Kümin, Beat, *Drinking Matters. Public Houses and Social Exchange in Early Modern Central Europe*, Basingstoke 2007.

— »In vino res publica? Politische Soziabilität im Wirtshaus der Frühen Neuzeit«, in: Gerd Schwerhoff (Hg.), *Stadt und Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit*, Köln 2011, S. 65–79.

Kunstmuseum Basel (Hg.), *Spätrenaissance am Oberrhein. Tobias Stimmer 1539–1584*, Ausstellungskatalog Kunstmuseum Basel, 23. September–9. Dezember 1984, Basel 1984.

Kurz, Hugo, *Die ältesten Skelett-Präparate der Welt*, Basel 1992.

— *Zur Geschichte des Anatomischen Instituts und des Anatomischen Museums Basel*, Basel 1995.

— *Historische Schätze. Einmalige Exponate im Anatomischen Museum Basel*, Basel 2005.

Lande, Joel B./Rudolf Schlögl/Robert Suter (Hg.), *Dynamische Figuren. Gestalten der Zeit im Barock*, Freiburg/Br. 2013.

Landolt, Elisabeth, »Materialien zu Felix Platter als Sammler und Kunstfreund«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 72 (1972), S. 246–306.

— »›Des Mulberg Badts beschreibung‹ von Felix Platter. Ein Gedicht aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert«, in: *Das Markgräflerland. Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur* 36, 1/2 (1974), S. 66–75.

Lange, Marjory E., *Telling Tears in the English Renaissance*, Leiden/New York/Köln 1996.

Laqueur, Thomas W., *Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud*, Cambridge (Mass.) 1990.

Large, David C., *The Grand Spas of Central Europe. A History of Intrigue, Politics, Art and Healing*, Lanham 2015.

Latour, Bruno, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt/M. 2010.

Lawton, Julia, »Contemporary Hospice Care. The Sequestration of the Unbounded Body and ›Dirty Dying‹«, in: *Sociology of Health and Illness* 20, 2 (1998), S. 121–143.

Lee, Alexander, *The Ugly Renaissance. Sex, Greed, Violence and Depravity in an Age of Beauty*, New York 2013.

Lehmann, Heinrich, *Beiträge zur Geschichte von Sambucus nigra, Juniperus communis und Juniperus Sabina*, Zofingen 1935.

Lehmann, Volker, *Der Kayserliche Schnitt. Die Geschichte einer Operation*, Stuttgart 2006.

»Lemma ›balbieren‹«, in: *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*, 16 Bde. in 32 Teilbänden, Leipzig 1854–1961, Quellenverzeichnis Leipzig 1971, http://woerterbuchnetz.de/DWB/?lemid=GB00314 (17.12.2018).

»Lemma ›Pasquill‹«, in: *Meyers Großes Konversations-Lexikon*, Bd. 15, Leipzig 1908, S. 478f.

»Lemma ›Stueffe‹«, in: *Schweizerisches Idiotikon*, Bd. X, Sp. 1464, https://digital.idiotikon.ch/idtkn/id10.htm#!page/101463/hlitem/10.1464,195401 (17.12.2018).

Lentz, Matthias, *Konflikt, Ehre, Ordnung. Untersuchungen zu den Schmähbriefen und Schandbildern des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (ca. 1350 bis 1600)*, Hannover 2004.

Leong, Elaine, »Making Medicines in the Early Modern Household«, in: *Bulletin of the History of Medicine* 82, 1 (2008), S. 145–168.

Leong, Elaine/Sara Pennell, »Recipe Collections and the Currency of Medical Knowledge in the Early Modern ›Medical Marketplace‹«, in: Mark S. R. Jenner/Patrick Wallis (Hg.), *Medicine and the Market in England and its Colonies, c. 1450–c. 1850*, London 2007, S. 133–152.

Leong, Elaine/Alisha Rankin (Hg.), *Secrets and Knowledge in Medicine and Science, 1500–1800*, Farnham 2011.

— »Introduction. Secrets and Knowledge«, in: Dies. (Hg.), *Secrets and Knowledge in Medicine and Science, 1500–1800*, Farnham 2011, S. 1–20.

Lersch, Bernhard, *Nomenclator der Badeärzte, Orthopäden und Irrenärzte nebst einem Verzeichnisse der Kaltwasser-Anstalten Europas, sowie der Irren-Anstalten Deutschlands und Belgiens*, Erlangen 1859.

— *Geschichte der Balneologie, Hydroposie und Pegologie oder des Gebrauches des Wassers zu religiösen, diätetischen und medicinischen Zwecken*, Würzburg 1863.

Henri Lefebvre, *The Production of Space*, Oxford/Cambridge 1991.

Leu, Urs, *Conrad Gessner (1516–1565). Universalgelehrter und Naturforscher der Renaissance*, Zürich 2016.

Leuthardt, Karl, *Das Stadtarztamt zu Basel. Seine Entwicklungsgeschichte bis zum Jahre 1529*, Zürich 1940.

Levy-Navarro, Elena, *The Culture of Obesity in Early and Late Modernity. Body Image in Shakespeare, Jonson, Middleton, and Skelton*, New York 2008.

Liebenau, Theodor von, »Felix Platter von Basel und Renward Cysat von Luzern«, in: *Basler Jahrbuch* (1900), S. 85–109.

Lietzmann, Hilda, »Zu einem unbekannten Brief Heinrich Pantaleons aus dem Jahre 1576«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 94 (1994), S. 75–102.

Limbach, Saskia, »Advertising Medical Studies in Sixteenth-Century Basel. Function and Use of Academic Disputations«, in: Andrew Pettegree (Hg.), *Broadsheets. Single-Sheet Publishing in the First Age of Print*, Leiden 2017, S. 376–398.

Little, Lester K., »Pride Goes before Avarice. Social Change and the Vices in Latin Christendom«, in: *The American Historical Review* 76, 1 (1971), S. 16–49.

Livingstone, David N., *Putting Science in its Place. Geographies of Scientific Knowledge*, Chicago 2003.

Lobanov-Rostovsky, Sergei, »Taming the Basilisk. The Eye in the Discourses of Renaissance Anatomy«, in: David Hillman/Carla Mazzio (Hg.), *The Body in Parts. Fantasies of Corporeality in Early Modern Europe*, New York 1997, S. 195–217.

Lötscher, Valentin, »Der Henker von Basel«, in: *Basler Jahrbuch* (1969), S. 74–114.

— *Felix Platter und seine Familie*, Basel 1975.

— »Einleitung. Felix Platter und sein Tagebuch«, in: Felix Platter, *Tagebuch (Lebensbeschreibung) 1536–1567*, hrsg. von Valentin Lötscher, Basel/Stuttgart 1976, S. 9–42.

Löw, Martina, *Raumsoziologie*, Frankfurt/M. 2001.

Loleit, Simone, »›Newling erst geflossen hierfür‹. Zur Repräsentation von Heilbädern in fiktionalen Texten des 16. Jahrhunderts«, in: Didier Boisseuil/Marylin Nicoud (Hg.), *Die Renaissance der Heilquellen in Italien und Europa von 1200 bis 1600. Geschichte, Kultur und Vorstellungswelt*, Frankfurt/M. u. a. 2012, S. 289–305.

— *Wahrheit, Lüge, Fiktion. Das Bad in der deutschsprachigen Literatur des 16. Jahrhunderts*, Bielefeld 2008.

Long, Kathleen P., *Hermaphrodites in Renaissance Europe*, Aldershot 2006.

Loraux, Nicole, »Eloge de l'anachronisme en histoire«, in: *Le genre humain* 27 (1993), S. 23–38.

Lorenz, Maren, *Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte*, Tübingen 2000.

Lotz-Heumann, Ute, »Kurorte im Reich des 18. Jahrhunderts. Ein Typus urbanen Lebens und Laboratorium der bürgerlichen Gesellschaft. Eine Problemskizze«, in: Raingard Esser/Thomas Fuchs (Hg.), *Bäder und Kuren in der Aufklärung. Medizinaldiskurs und Freizeitvergnügen*, Berlin 2003, S. 15–35.

— »Repräsentationen von Heilwasser und -quellen in der Frühen Neuzeit. Badeorte, lutherische Wunderquellen und katholische Wallfahrten«, in: Matthias Pohlig (Hg.), *Säkularisierungen in der Frühen Neuzeit. Methodische Probleme und empirische Fallstudien*, Berlin 2008, S. 277–330.

Lüber, Alban N., »Die Basler Zensurpolitik in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 97 (1997), S. 77–141.

O'Malley, Charles D., *Andreas Vesalius of Brussels 1514–1564*, Berkeley/Los Angeles 1964.

Macy, Laura, »Speaking of Sex. Metaphor and Performance in the Italian Madrigal«, in: *The Journal of Musicology* 14, 1 (1996), S. 1–34.

Major, Emil, *Zur Geschichte der Badestuben im alten Basel*, Basel 1936.

Marcuse, Julian, *Bäder und Badewesen in Vergangenheit und Gegenwart. Eine kulturhistorische Studie*, Stuttgart 1903.

Martin, Alfred, *Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen nebst einem Beitrage zur Geschichte der deutschen Wasserheilkunde*, Jena 1906.

Mathes, Bettina, »As Long as a Swan's Neck? The Significance of the ›Enlarged‹ Clitoris for Early Modern Anatomy«, in: Elizabeth D. Harvey (Hg.), *Sensible Flesh. On Touch in Early Modern Culture*, Philadelphia 2003, S. 103–124.

Mauersberg, Hans, *Wirtschafts- und Sozialgeschichte zentraleuropäischer Städte in neuerer Zeit. Dargestellt an den Beispielen von Basel, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover und München*, Göttingen 1960.

Maurer, Emil, »Painting Learns to Fly. Hans Bock the Elder, *The Fall of the Angels* (1582), Fore-Words on the Subject of Floating, Flying, Falling«, in: Heinz Horat (Hg.), *1000 Years of Swiss Art*, New York 1992, S. 115–127.

Mauss, Marcel, *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*, Frankfurt/M. 2013.

McKeon, Michael, *The Secret History of Domesticity. Public, Private and the Division of Knowledge*, Baltimore 2005.

McLaren, Angus, *Reproductive Rituals. The Perception of Fertility in England from the Sixteenth Century to the Nineteenth Century*, London/New York 1984.
— »Pleasures of Procreation. Traditional and Biomedical Theories of Conception«, in: William F. Bynum/Roy Porter (Hg.), *William Hunter and the Eighteenth-Century Medical World*, Cambridge 1985, S. 323–341.
Mehring, Gebhard, *Badenfahrt. Württembergische Mineralbäder und Sauerbrunnen vom Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*, Stuttgart 1914.
Meier, Eugen A., *Von alten Bädern in der Stadt und der Landschaft Basel*, Basel 1964.
Menninghaus, Winfried, *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*, Frankfurt/M. 1999.
Mertens, Volker, »Was Humanisten sangen«, in: Nicola McLelland/Hans-Jochen Schiewer/Stefanie Schmitt (Hg.), *Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit*, XVIII. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003, Tübingen 2008, S. 215–229.
Meyer-Hicken, Benno R., Über die MUMIA genannten Substanzen und ihre Anwendung als Heilmittel, Dissertation, Kiel 1978.
Meyer, Werner, »Benötigt, geduldet, verachtet und verfolgt. Zur Geschichte der Juden in Basel zwischen 1200 und 1800«, in: Heiko Haumann (Hg.), *Acht Jahrhunderte Juden in Basel. 200 Jahre Israelitische Gemeinde Basel*, Basel 2005, S. 13–56.
Miescher, Friedrich, *Die medizinische Facultät in Basel und ihr Aufschwung unter F. Plater und C. Bauhin*, Basel 1860.
Miller, William I., *The Anatomy of Disgust*, Cambridge (Mass.) 1997.
Mills, Robert, *Seeing Sodomy in the Middle Ages*, Chicago 2014.
Mischke, Jürgen, *Mumienharz und Schädelmoos. Der Mensch als Arzneimittel*, Basel 2010.
Missfelder, Jan-Friedrich, »Ganzkörpergeschichte. Sinne, Sinn und Sinnlichkeit für eine Historische Anthropologie«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 39 (2014), S. 457–475.
Mitterauer, Michael, »Das Problem der zentralen Orte als sozial- und wirtschaftshistorische Forschungsaufgabe«, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 58 (1971), S. 433–467.
Mittler, Otto, *Geschichte der Stadt Baden*, 2 Bde., Aarau 1962–1965.
Möhle, Martin, »Das Zwingerhaus am Nadelberg«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 110 (2010), S. 209–228.
Molino, Paola, »Alle origini della Methodus Apodemica di Theodor Zwinger. La collaborazione di Hugo Blotius, fra empirismo ed universalismo«, in: *Codices Manuscripti. Zeitschrift für Handschriftenkunde* 56/57 (2006), S. 43–67.
Mommertz, Monika, »›Ich, Lisa Thielen‹. Text als Handlung und als sprachliche Struktur – ein methodischer Vorschlag«, in: *Historische Anthropologie* 4, 3 (1996), S. 304–329.
Moore, Wendy, *The Knife Man*, London 2005.
Moran, Bruce T. (Hg.), *Patronage and Institutions. Science, Technology and Medicine at the European Court, 1500–1750*, Ipswich 1991.

Moss, Jean D., »The Promotion of Bath Waters by Physicians in the Renaissance«, in: Stephen Pender/Nancy S. Struever (Hg.), *Rhetoric and Medicine in Early Modern Europe*, Farnham 2012, S. 61–82.

Müller, Barbara, »Die sieben Todsünden. Von der frühmonastischen Psychologie zur hochmittelalterlichen Volkstheologie«, in: Kunstmuseum Bern/Zentrum Paul Klee Bern (Hg.), *Lust und Laster. Die 7 Todsünden von Dürer bis Nauman*, Ostfildern 2010, S. 16–28.

Müller, Jürgen, »Italienverehrung als Italienverachtung. Hans Sebald Behams *Jungbrunnen* von 1536 und die italienische Kunst der Renaissance«, in: Philine Helas (Hg.), *Bild/Geschichte*, Festschrift für Horst Bredekamp, Berlin 2007, S. 309–318.

— »Augenlust – mit Moral. Hans Sebald Behams ›Jungbrunnen‹ von 1536 und die italienische Kunst der Renaissance«, in: *Die Zeit*, 7.6.2008, http://www.nzz.ch/augenlust—mit-moral-1.752557 (17.12.2018).

Münch, Birgit U., »Die Körper des Narren zwischen Triebhaftigkeit und Entgrenzung. Konzepte von Verkehrung, skatologischer Sexualität und Vulgarität zur Zeit der Behams«, in: Jürgen Müller/Thomas Schauerte (Hg.), *Die gottlosen Maler von Nürnberg. Konvention und Subversion in der Druckgraphik der Beham-Brüder*, Ausstellungskatalog Albrecht-Dürer-Haus Nürnberg, Emsdetten 2011, S. 64–76.

Mulsow, Martin, *Die unanständige Gelehrtenrepublik. Wissen, Libertinage und Kommunikation in der Frühen Neuzeit*, Stuttgart 2007.

— *Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit*, Berlin 2012.

— (Hg.), *Kriminelle – Freidenker – Alchemisten*, Köln 2014.

Mulsow, Martin/Marcelo Stamm (Hg.), *Konstellationsforschung*, Frankfurt/M. 2005.

Munck, Bert de, »Artisans, Products and Gifts. Rethinking the History of Material Culture in Early Modern Europe«, in: *Past and Present* 224 (2014), S. 39–74.

Neeracher, Otto, *Bader und Badewesen in der Stadt Basel und die von Baslern besuchten Badeorte*, Basel 1933.

Neu, Tim, »Koordination und Kalkül. Die *Économie des conventions* und die Geschichtswissenschaft«, in: *Historische Anthropologie* 23, 1 (2015), S. 129–147.

Newhauser, Richard, *The Early History of Greed. The Sin of Avarice in Early Medieval Thought and Literature*, Cambridge 2004.

Ngai, Sianne, *Ugly Feelings*, Cambridge 2005.

Noble, Louise, *Medicinal Cannibalism in Early Modern English Literature and Culture*, New York 2011.

Nordemann, Theodor, *Zur Geschichte der Juden in Basel*, Basel 1955.

Nowosadtko, Jutta, *Scharfrichter und Abdecker. Der Alltag zweier »unehrlicher Berufe« in der Frühen Neuzeit*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1994.

— »Umstrittene Standesgrenzen. Ehre und Unehrlichkeit der bayerischen Schergen«, in: Klaus Schreiner/Gerd Schwerhoff (Hg.), *Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, Köln 1995, S. 166–182.

Nummedal, Tara, *Alchemy and Authority in the Holy Roman Empire*, Chicago 2007.

Nunn, Hillary, *Staging Anatomies. Dissection and Spectacle in Early Stuart Tragedy*, Aldershot 2005.

Nussbaum, Martha C., *The Monarchy of Fear. A Philosopher Looks at our Political Crisis*, Oxford 2018.

Nutton, Vivian, »›It's the patient's fault‹. Simone Simoni and the Plague of Leipzig, 1575«, in: *Intellectual History Review* (2008), S. 5–13.

— »Historical Introduction«, in: Andreas Vesalius, *The Fabric of the Human Body*, an annotated translation of the 1543 and 1555 editions of *De Humani Corporis Fabrica Libri Septem*, hrsg. von Daniel H. Garrison/Malcolm H. Hast, Basel 2014, Bd. 1, S. lxxv–ciii.

Obrecht, Andreas, *Badefreuden im hinteren Leimental. Zur Geschichte des Badewesens und der Bäder Flüh, Ettingen und Burg, Hofstetten*, Hofstetten-Flüh 2006.

Ochs, Peter, *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, Bd. 6, Basel 1821.

Ogilvie, Brian W., »The Many Books of Nature. Renaissance Naturalists and Information Overload«, in: *Journal of the History of Ideas* 64 (2003), S. 29–40.

— *The Science of Describing. Natural History in Renaissance Europe*, Chicago 2006.

Ong, Walter J., »Latin Language Study as a Renaissance Puberty Rite«, in: *Studies in Philology* 56 (1959), S. 103–124.

Opitz, Claudia, »Neue Wege in der Sozialgeschichte? Ein kritischer Blick auf Otto Brunners Konzept des ›Ganzen Hauses‹«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 19 (1994), S. 88–98.

— *Geschlechtergeschichte*, Frankfurt/M. 2010.

Ortalli, Gherardo, »*Pingatur in palatio …*«. *La pittura infamante nei secoli XIII–XVI*, Rom 1979.

Oy-Marra, Elisabeth, »Der Sammlungsraum als Wissensraum und seine Repräsentation im Bild«, in: Dies./Katharina Bahlmann/Cornelia Schneider (Hg.), *Gewusst wo! Wissen schafft Räume. Die Verortung des Denkens im Spiegel der Druckgraphik*, Berlin 2008, S. 75–90.

Park, Katharine, »The Rediscovery of the Clitoris. French Medicine and the Tribade, 1570–1620«, in: Clara Mazzio/David Hillman (Hg.), *The Body in Parts. Fantasies of Corporeality in Early Modern Europe*, New York 1997, S. 171–193.

— *Secrets of Women. Gender, Generation and the Origins of Human Dissection*, New York 2006.

Paster, Gail K., »Leaky Vessels. The Incontinent Women of City Comedy«, in: *Renaissance Drama* 18 (1987), S. 43–65.

— *The Body Embarrassed. Drama and the Discipline of Shame in Early Modern England*, Ithaca 1993.

Pelc, Milan, *Illustrium imagines. Das Porträtbuch der Renaissance*, Leiden 2002.

Persels, Jeff/Russel Ganim (Hg.), *Fecal Matters in Early Modern Literature and Art. Studies in Scatology*, Aldershot 2004.

Peyer, Hans C., »Die Anfänge der schweizerischen Aristokraten«, in: Kurt Messmer/Peter Hoppe (Hg.), *Luzerner Patriziat. Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Stu-*

dien zur Entstehung und Entwicklung im 16. und 17. Jahrhundert, Luzern/München 1976, S. 3–28.

Pfister, Ulrich, »Politischer Klientelismus in der frühneuzeitlichen Schweiz«, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 42, 1 (1992), S. 28–68.

Piller, Gudrun, »›viel tausendt Kunststücke unnd Wunderwerck der Natur‹. Die Sammlung des Stadtarztes Felix Platter (1536–1614)«, in: Historisches Museum Basel (Hg.), *Die große Kunstkammer. Bürgerliche Sammler und Sammlungen in Basel*, Basel 2011, S. 69–80.

Piltz, Eric, »Nachbarschaft, Gemeinschaft und sozialer Raum. Vorschläge für eine frühneuzeitliche Stadtgeschichte aus nachbarschaftlicher Perspektive«, in: *discussion* 5 (2010), http://www.perspectivia.net/publikationen/discussions/5–2010/piltz_nachbarschaft (17.12.2018).

Pohlig, Matthias, *Zwischen Gelehrsamkeit und konfessioneller Identitätsstiftung. Lutherische Kirchen- und Universalgeschichtsschreibung 1546–1617*, Tübingen 2007.

Pomata, Gianna, *Contracting a Cure. Patients, Healers and the Law in Early Modern Bologna*, Baltimore 1998.

— »Menstruating Men. Similarity and Difference of the Sexes in Early Modern Medicine«, in: Valeria Finucci/Kevin Brownlee (Hg.), *Generation and Degeneration. Tropes of Reproduction in Literature and History from Antiquity to Early Modern Europe*, Durham/London 2001, S. 109–152.

— »Sharing Cases. The *Observationes* in Early Modern Medicine«, in: *Early Science and Medicine* 15 (2010), S. 193–236.

— »Observation Rising. Birth of An Epistemic Genre, ca. 1500–1650«, in: Lorraine Daston/Elizabeth Lunbeck (Hg.), *Histories of Scientific Observation*, Chicago/London 2011, S. 45–80.

Pomata, Gianna/Nancy G. Siraisi (Hg.), *Historia. Empiricism and Erudition in Early Modern Europe*, Cambridge (Mass.) 2005.

Pomian, Krzysztof, *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*, Berlin 1998.

Pommeranz, Johannes, »›Schöne Zitron und Appelsina‹. Die Anfänge des transalpinen Zitrushandels und seine Bildquellen«, in: Ders./Yasmin Doosry/Christiane Lauterbach (Hg.), *Die Frucht der Verheißung. Zitrusfrüchte in Kunst und Kultur*, Begleitband zur Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, 19. Mai–11. September 2011, Nürnberg 2011, S. 307–335.

Porter, Roy, »The Patient's View. Doing Medical History from Below«, in: *Theory and Society* 14, 2 (1985), S. 175–198.

Porter, Roy/George Rousseau, *Gout. The Patrician Malady*, New Haven/London 1998.

Portmann, Marie-Louise, »Theodor Zwingers Briefwechsel mit Johannes Runge. Ein Beitrag zur Geschichte der Alchemie im Basel des 16. Jahrhunderts«, in: *Gesnerus* 26 (1969), S. 154–163.

— »Biographie des Basler Humanistenarztes Theodor Zwinger (1533–1588), verfasst von seinem Kollegen und Freund Felix Platter«, in: Otto Baur/Otto Glandien (Hg.), *Zusammenhang*, Festschrift für Marielene Puscher, Köln 1984, S. 231–244.

— »Paracelsus im Urteil von Theodor Zwinger«, in: *Nova Acta Paracelsica* 2 (1987), S. 15–32.
— »Theodor Zwinger und Felix Platter. Eine Ärztefreundschaft«, in: Ulrich Tröhler (Hg.), *Felix Platter (1536–1614) in seiner Zeit*, Basel 1991, S. 69–73.
Pouchelle, Marie-Christine, *Corps et chirurgie à l'apogée du Moyen-Age. Savoir et imaginaire du corps chez Henri de Mondeville, chirurgien de Philippe le Bel*, Paris 1983.
Pratt, Mary L., »Arts of the Contact Zone«, in: *Profession* 91 (1991), S. 33–40.
— *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*, London 2008.
Probst, Irmgard, *Die Balneologie des 16. Jahrhunderts im Spiegel der deutschen Badeschriften*, Münster 1971.
Puff, Helmut, *Sodomy in Reformation Germany and Switzerland, 1400–1600*, Chicago 2003.
Rankin, Alisha, *Panaceia's Daughters. Noblewomen as Healers in Early Modern Germany*, Chicago 2013.
Ranum, Orest, »Refugien der Intimität«, in: Philippe Ariès/Roger Chartier (Hg.), *Geschichte des privaten Lebens*, Bd. 3: *Von der Renaissance zur Aufklärung*, Frankfurt/M. 1991, S. 213–267.
Rau, Susanne/Gerd Schwerhoff (Hg.), *Zwischen Gotteshaus und Taverne. Öffentliche Räume in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Köln 2004.
Reetz, Katja, *Kaspar Bauhin. Theatrum Anatomicum*, Wolfenbüttel 2012, http://diglib.hab.de/edoc/ed000161/start.htm (17.12.2018).
Renz, Wilhelm T., *Die Cur zu Wildbad im Königreich Württemberg. Ein Führer mit Grundrissen, Holzschnitten etc. Stuttgart*, Wildbad 1869.
Renzi, Silvia de, »Women and Medicine«, in: Peter Elmer (Hg.), *The Healing Arts. Health, Disease and Society in Europe 1500–1800*, Manchester 2004, S. 196–227.
Richards, Jennifer/Fred Schurink, »Introduction«, in: Dies. (Hg.), *The Textuality and Materiality of Reading in Early Modern England*, Special Issue of Huntington Library Quarterly 73, 3 (2010), S. 345–361.
Richardson, Ruth, *Death, Dissection and the Destitute*, London/New York 1987.
Riello, Giorgio, »›Things Seen and Unseen‹. The Material Culture of Early Modern Inventories and their Representation of Domestic Interiors«, in: Paula Findlen (Hg.), *Early Modern Things. Objects and their Histories, 1500–1800*, London 2013, S. 125–150.
Robinson, Benedict, »Disgust c. 1600«, in: *English Literary History* 81, 2 (2014), S. 553–583.
Röcke, Werner/Hans R. Velten (Hg.), *Lachgemeinschaften. Kulturelle Inszenierungen und soziale Wirkungen von Gelächter in Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*, Berlin 2005.
Röhrich, Timotheus W., *Geschichte der Reformation im Elsass und besonders in Strassburg*, Straßburg 1830–1832.
Rößler, Hole, »Der anatomische Blick und das Licht im ›theatrum‹. Über Empirie und Schaulust«, in: Helmar Schramm/Ludger Schwarte/Jan Lazardzig (Hg.),

Spuren der Avantgarde. Theatrum anatomicum. Frühe Neuzeit und Moderne im Kulturvergleich, Berlin 2011, S. 97–128.
— *Die Kunst des Augenscheins. Praktiken der Evidenz im 17. Jahrhundert*, Wien 2012.
Roll, Christine/Frank Pohle/Matthias Myrczek (Hg.), *Grenzen und Grenzüberschreitungen. Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung*, Köln/Weimar/Wien 2010.
Romano, Antonella/Stéphane van Damme, »Science and World Cities. Thinking Urban Knowledge and Science at Large (16th–18th Century)«, in: *Itinerario* 33, 1 (2009), S. 79–95.
Roper, Lyndal, *Ödipus und der Teufel. Körper und Psyche in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt/M. 1995.
— *Das fromme Haus. Frauen und Moral in der Reformation*, Frankfurt/M. 1999.
— *Witch Craze. Terror and Fantasy in Baroque Germany*, New Haven/London 2006.
Rosenwein, Barbara H., »Problems and Methods in the History of Emotions«, in: *Passions in Context* 1, 1 (2010), S. 1–32.
Roth, Carla, »Obscene Humour, Gender, and Sociability in Sixteenth-Century St. Gallen«, in: *Past and Present* 234 (2017), S. 39–70.
— *The Talk of the Town. Oral Communication and Networks of Information in Sixteenth-Century St. Gallen*, Dissertation, Oxford 2016.
Le Roy Ladurie, Emmanuel, *Le siècle des Platter*, 3 Bde., Paris 1995–2006.
Rublack, Ulinka, »Anschläge auf die Ehre. Schmähschriften und -zeichen in der städtischen Kultur des Ancien Régime«, in: Klaus Schreiner/Gerd Schwerhoff (Hg.), *Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 1995, S. 381–411.
— *Magd, Metz' oder Mörderin. Frauen vor frühneuzeitlichen Gerichten*, Frankfurt/M. 1998.
— »Erzählungen vom Geblüt und Herzen. Zu einer Historischen Anthropologie des frühneuzeitlichen Körpers«, in: *Historische Anthropologie* 2 (2001), S. 214–232.
— *Dressing Up. Cultural Identity in Renaissance Europe*, Oxford 2010.
Rupp, Jan C. C., »Matters of Life and Death. The Social and Cultural Conditions of the Rise of Anatomical Theatres with Special Reference to Seventeenth Century Holland«, in: *History of Science* 28 (1990), S. 263–287.
— »Michel Foucault, Body Politics and the Rise and Expansion of Modern Anatomy«, in: *Journal of Historical Sociology* 5, 1 (1992), S. 31–60.
Rytz, Walter, *Das Herbarium Felix Platters. Ein Beitrag zur Geschichte der Botanik des XVI. Jahrhunderts*, Basel 1933.
Sabean, David W., *Power in the Blood. Popular Culture and Village Discourse in Early Modern Germany*, Cambridge 1984.
Sanyal, Mithu M., *Vulva. Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts*, Berlin 2009.
Sarasin, Philipp, *Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft*, Göttingen 1997.
Sawday, Jonathan, *The Body Emblazoned. Dissection and the Human Body in Renaissance Culture*, London 1996.

— *Engines of the Imagination. Renaissance Culture and the Rise of the Machine*, London 2007.

Schatzki, Theodore R., *The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change*, University Park 2002.

— »A New Societist Social Ontology«, in: *Philosophy of the Social Sciences* 33, 2 (2003), S. 174–202.

Schiebinger, Londa, »Skelettestreit«, in: *Isis* 94, 2 (2003), S. 307–313.

Schierbaum, Martin, »Paratexte und ihre Funktion in der Transformation von Wissensordnungen am Beispiel der Reihe von Theodor Zwingers ›Theatrum Vitae Humanae‹«, in: Frieder von Ammon/Herfried Vögel (Hg.), *Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen*, Berlin 2008, S. 255–282.

— (Hg.), *Enzyklopädistik 1550–1650. Typen und Transformationen von Wissensspeichern und Medialisierungen des Wissens*, Münster 2009.

Schilling, Heinz, »Disziplinierung oder ›Selbstregulierung der Untertanen‹? Ein Plädoyer für die Doppelperspektive von Makro- und Mikrohistorie bei der Erforschung der frühmodernen Kirchenzucht«, in: *Historische Zeitschrift* 264 (1997), S. 675–691.

— *Die Stadt in der frühen Neuzeit*, Berlin/Boston 2015.

Schilling, Ruth/Sabine Schlegelmilch/Susan Splinter, »Stadtarzt oder Arzt in der Stadt? Drei Ärzte der Frühen Neuzeit und ihr Verständnis des städtischen Amtes«, in: *Medizinhistorisches Journal* 46 (2011), S. 99–133.

Schindler, Norbert, *Widerspenstige Leute. Studien zur Volkskultur in der frühen Neuzeit*, Frankfurt/M. 1992.

Schirrmeister, Albert/Mathias Poszgai, »Perspektiven der Zergliederung. Einleitende Bemerkungen«, in: Albert Schirrmeister (Hg.), *Zergliederungen. Anatomie und Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt/M. 2005, S. 1–15.

Schleiner, Winfried, *Medical Ethics in the Renaissance*, Washington (D. C.) 1995.

Schlinker, Steffen, »Das Haus im Recht der Frühen Neuzeit«, in: Joachim Eibach/Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Das Haus in der Geschichte Europas*, Berlin/Boston 2015, S. 685–700.

Schlögl, Rudolf, »Vergesellschaftung unter Anwesenden. Zur kommunikativen Form des Politischen in der vormodernen Stadt«, in: Ders. (Hg.), *Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt*, Konstanz 2004, S. 9–60.

— *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*, Konstanz 2014.

Schmale, Wolfgang, *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000)*, Wien 2003.

Schmauder, Andreas/Jan-Friedrich Missfelder (Hg.), *Kaftan, Kreuz und Kopftuch. Religiöse Koexistenz im urbanen Raum (15.–20. Jahrhundert)*, Ostfildern 2010.

Schmidt, Heinrich R., »Sozialdisziplinierung? Ein Plädoyer für das Ende des Etatismus in der Konfessionalisierungsforschung«, in: *Historische Zeitschrift* 265 (1997), S. 639–682.

Schmidt-Funke, Julia A., »Handfass und Hirschgeweih. Zum Umgang mit den Dingen im Kontext frühneuzeitlichen Wohnens«, in: Christoph Conrad/Joachim Eibach/Brigitte Studer/Simon Teuscher (Hg.), *Wohnen und die Ökonomie des Raums. L'habitat et l'économie de l'espace*, Zürich 2014, S. 115–141.

— »Städtische Wohnkulturen in der Frühen Neuzeit«, in: Joachim Eibach/Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Das Haus in der Geschichte Europas*, Berlin/Boston 2015, S. 215–231.

Schmitter, Monika, »Odoni's Façade. The House as Portrait in Renaissance Venice«, in: *Journal of the Society of Architectural Historians* 66, 3 (2007), S. 294–315.

Schnabel, Werner W., *Das Stammbuch. Konstitution und Geschichte einer textsortenbezogenenen Sammelform bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts*, Tübingen 2003.

Schnalke, Thomas, *Medizin im Brief. Der städtische Arzt des 18. Jahrhunderts im Spiegel seiner Korrespondenz*, Stuttgart 1997.

Schneider, Ulrich J. (Hg.), *Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der frühen Neuzeit*, Darmstadt 2006.

Schneider, Ulrich J./Helmut Zedelmaier, »Wissensapparate. Die Enzyklopädistik der Frühen Neuzeit«, in: Richard van Dülmen/Sina Rauschenbach (Hg.), *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, Köln 2004, S. 349–363.

Schneider-Hiltbrunner, Verena, *Wilhelm Fabry von Hilden 1560–1634. Verzeichnis der Werke und des Briefwechsels*, Bern/Stuttgart/Wien 1976.

Schober, Sarah-Maria, »Hermaphrodites in Basel? Figures of Ambiguity and the Early Modern Physician«, in: Susanna Burghartz/Lucas Burkart/Christine Göttler (Hg.), *Sites of Mediation. Connected Histories of Places, Processes and Objects in Europe and Beyond, 1450–1650*, Leiden 2016, S. 297–325.

— »The Physician's Marzipan. Communities at their Intersections in Basel around 1600«, in: Arie van Steensel/Justin Colson (Hg.), *Cities and Solidarities. Urban Communities in Pre-Modern Europe*, London 2017, S. 225–244.

— »Penis muliebris? Die Sammlung und Systematisierung des frühneuzeitlichen Klitoriswissens im Werk des Basler Anatomen Caspar Bauhin«, in: *L'Homme* 29, 1 (2018), S. 69–86.

— »Begehrt und ekelhaft. Ambra in der Frühen Neuzeit«, in: *Historische Anthropologie* 27, 1 (2019), im Erscheinen.

Schochow, Maximilian, *Die Ordnung der Hermaphroditen. Eine Genealogie des Geschlechtsbegriffs*, Berlin 2009.

Schock, Flemming (Hg.), *Dimensionen der Theatrum-Metapher in der frühen Neuzeit. Ordnung und Repräsentation von Wissen*, Hannover 2008.

Schramm, Helmar/Ludger Schwarte/Jan Lazardzig (Hg.), *Kunstkammer – Laboratorium – Bühne. Schauplätze des Wissens im 17. Jahrhundert*, Berlin 2003.

Schreiner, Klaus/Gerd Schwerhoff, »Verletzte Ehre. Überlegungen zu einem Forschungskonzept«, in: Dies. (Hg.), *Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 1995, S. 1–28.

— (Hg.), *Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 1995.

Schüpbach-Guggenbühl, Samuel, »Der Rektor bittet zu Tisch. Universität und Bürgerschaft an den Rektoratsessen der Amerbach (1540–1566)«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 96 (1996), S. 57–91.

— *Schlüssel zur Macht. Verflechtungen und informelles Verhalten im Kleinen Rat zu Basel, 1570–1600*, Basel 2002.

Schütte, Jana, *Medizin im Konflikt. Fakultäten, Märkte und Experten in deutschen Universitätsstädten des 14. bis 16. Jahrhunderts*, Leiden 2017.

Schumacher, Yves, *Leonhard Thurneysser. Arzt – Alchemist – Abenteurer*, Zürich 2011.

Schweikhart, Gunter, *Fassadenmalerei in Verona vom 14. bis zum 20. Jahrhundert*, München 1973.

Scott, James C., *Domination and the Arts of Resistance. Hidden Transcripts*, New Haven/London 1990.

Scott-Warren, Jason, »Reading Graffiti in the Early Modern Book«, in: *Huntington Library Quarterly* 73 (2010), S. 363–381.

Scott, Tom, *The City-State in Europe, 1000–1600. Hinterland, Territory, Region*, Oxford 2012.

Sebastiani, Valentina, »I Pasquillorum tomi duo nel contesto della stampa satirici basileese 1494–1544«, in: Chrysa Damianaki/Angelo Romano (Hg.), *Pasquin, Lord of Satire, and His Disciples in 16th Century Struggles for Religious and Political Reform = Pasquino, signore della satira, e la lotta dei suoi discepoli per la riforma religiosa e politica nel cinquecento*, London 2014, S. 139–156.

Seifert, Arno, *Cognitio historica. Die Geschichte als Namengeberin der frühneuzeitlichen Empirie*, Berlin 1976.

Shapin, Steven, »Pump and Circumstance. Robert Boyle's Literary Technology«, in: *Social Studies of Science* 14, 4 (1984), S. 481–520.

— »The Invisible Technician«. In: *American Scientist* 77 (1989), S. 554–563.

— »›The Mind is its Own Place‹. Science and Solitude in Seventeenth-Century England«, in: *Science in Context* 4, 1 (1991), S. 191–218.

— *A Social History of Truth. Civility and Science in Seventeenth-Century England*, Chicago/London 1994.

— *Die wissenschaftliche Revolution*, Frankfurt/M. 1998.

Shapin, Steven/Simon Schaffer, *Leviathan and the Air-Pump. Hobbes, Boyle, and the Experimental Life*, Princeton 1985.

Shepard, Alexandra, *Meanings of Manhood in Early Modern England*, Oxford 2003.

— »›Swil-bolls and Tos-pots‹. Drink Culture and Male Bonding in England, c. 1560–1640«, in: Laura Gowing/Michael Hunter/Miri Rubin (Hg:), *Love, Friendship and Faith in Europe, 1300–1800*, Basingstoke 2005, S. 110–130.

— »Student Masculinity in Early Modern Cambridge, 1560–1640«, in: Barbara Krug-Richter/Ruth-Elisabeth Mohrmann (Hg.), *Frühneuzeitliche Universitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa*, Köln 2009, S. 53–74.

— »Family and Household«, in: Susan Doran (Hg.), *The Elizabethan World*, London 2011, S. 352–371.

Sherman, William H., *Used Books. Marking Readers in Renaissance England*, Philadelphia 2008.

Siegert, Bernhard, »Türen. Zur Materialität des Symbolischen«, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 1 (2010), S. 151–170.

Simmel, Georg, »Brücke und Tür«, in: Ders., *Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft*, hrsg. von Margarete Susman/Michael Landmann, Stuttgart 1957, S. 1–7.

Simon-Muscheid, Katharina, »Randgruppen, Bürgerschaft und Obrigkeit. Der Basler Kohlenberg, 14.–16. Jahrhundert«, in: Susanna Burghartz u. a. (Hg.), *Spannungen und Widersprüche*, Gedenkschrift für František Graus, Sigmaringen 1992, S. 203–225.

— »Städtische Zierde – gemeiner Nutzen – Ort der Begegnung. Öffentliche Brunnen in mittelalterlichen Städten«, in: Helmut Bräuer/Elke Schlenkrich (Hg.), *Die Stadt als Kommunikationsraum. Beiträge zur Stadtgeschichte vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Festschrift für Karl Czok zum 75. Geburtstag, Leipzig 2001, S. 699–720.

— »Zunft-Trinkstuben und Bruderschaften. ›Soziale Orte‹ und Beziehungsnetze im spätmittelalterlichen Basel«, in: Gerhard Fouquet/Matthias Steinbrink/Gabriel Zeilinger (Hg.), *Geschlechtergesellschaften, Zunft-Trinkstuben und Bruderschaften in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten*, Sigmaringen 2003, S. 147–162.

— *Die Dinge im Schnittpunkt sozialer Beziehungsnetze. Reden und Objekte im Alltag (Oberrhein, 14. bis 16. Jahrhundert)*, Göttingen 2004.

Simons, Patricia, »Manliness and the Visual Semiotics of Bodily Fluids in Early Modern Culture«, in: *Journal of Medieval and Early Modern Studies* 39, 2 (2009), S. 331–373.

— *The Sex of Men in Premodern Europe. A Cultural History*, Cambridge 2011.

Sinergiaprojekt, *The Interior. Art, Space and Performance (Early Modern to Postmodern)*, Universität Bern, geleitet von Christine Göttler, http://www.interior-uni be.ch (17.12.2018).

Siraisi, Nancy G., »Vesalius and Human Diversity in *De Humani Corporis Fabrica*«, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 57 (1994), S. 60–88.

— *History, Medicine and the Traditions of Renaissance Learning*, Ann Arbor 2007.

— »Medicine, 1450–1620, and the History of Science«, in: *Isis* 103, 3 (2012), S. 494–514.

— *Communities of Learned Experience. Epistolary Medicine in the Renaissance*, Baltimore 2013.

Sittig, Claudius, »Kulturelle Zentren der Frühen Neuzeit. Perspektiven der interdisziplinären Forschung«, in: Wolfgang Adam/Siegrid Westphal (Hg.), *Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit. Städte und Residenzen im alten deutschen Sprachraum*, 3 Bde., Berlin 2012, S. XXXI–LV.

Skelly, Julia (Hg.), *The Uses of Excess in Visual and Material Culture, 1600–2010*, Aldershot 2014.

Smith, Pamela H., »Art, Science and Visual Culture in Early Modern Europe«, in: *Isis* 97, 1 (2006), S. 83–100.

Spinks, Jennifer, »Codpieces and Potbellies in the Songes Drolatiques. Satirizing Masculine Self-Control in Early Modern France and Germany«, in: Susan Broomhall/Jacqueline van Gent (Hg.), *Governing Masculinities in the Early Modern Period. Regulating Selves and Others*, Farnham 2011, S. 85–112.

Staehelin, Andreas, *Geschichte der Universität Basel 1632–1818*, Basel 1957.

— *Professoren der Universität Basel aus fünf Jahrhunderten. Bildnisse und Würdigungen*, Basel 1960.

Stammen, Theo/Wolfgang E. J. Weber (Hg.), *Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien*, Berlin 2004.

Steinhauser, Eric W., *Vampyrologie für Bibliothekare. Eine kulturwissenschaftliche Lektüre des Vampirs*, Hagen-Berchum 2011.

Steinmann, Martin, »Der Basler Buchdruck im 16. Jahrhundert. Ein Versuch«, in: *Librarium* 53, 2 (2010), S. 79–98.

Steensel, Arie van/Justin Colson, »Introduction. Urban Communities in Medieval and Early Modern Europe«, in: Arie van Steensel/Justin Colson (Hg.), *Cities and Solidarities. Urban Communities in Pre-Modern Europe*, London 2017, S. 1–24.

Stercken, Martina, »Die Stadt als Bühne. Formen und Mittel öffentlicher Inszenierung im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Zürich«, in: Ferdinand Opll/Walter Schuster (Hg.), *Stadtkultur – Kultur(haupt)stadt*, Wien 2012, S. 1–29.

Stewart, Alison, »Man's Best Friend? Dogs and Pigs in Early Modern Germany«, in: Pia Cuneo (Hg.), *Animals and Early Modern Identity*, Farnham 2014, S. 19–44.

Stockhorst, Stefanie, »Unterweisung und Ostentation auf dem anatomischen Theater der Frühen Neuzeit. Die öffentliche Leichensektion als Modellfall des *theatrum mundi*«, in: Albert Schirrmeister (Hg.), *Zergliederungen. Anatomie und Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt/M. 2005, S. 271–290.

Stolberg, Michael, »Heilkundige. Professionalisierung und Medikalisierung«, in: Norbert Paul (Hg.), *Medizingeschichte. Aufgaben, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt/M. u. a. 1998, S. 69–86.

— *Homo patiens. Krankheits- und Körpererfahrung in der Frühen Neuzeit*, Köln 2003.

— »Formen und Strategien der Autorisierung in der frühneuzeitlichen Medizin«, in: Wulf Oesterreicher/Gerhard Regn/Winfried Schulze (Hg.), *Autorität der Form – Autorisierung – institutionelle Autorität*, Münster 2003, S. 205–218.

— »A Woman Down to her Bones. The Anatomy of Sexual Difference in the Sixteenth and Early Seventeenth Centuries«, in: *Isis* 94 (2003), S. 274–299.

— »Patientenbriefe und vormoderne Medikalkultur«, in: Martin Dinges/Vincent Barras (Hg.), *Krankheit in Briefen im deutschen und französischen Sprachraum, 17.–21. Jahrhundert*, Stuttgart 2007, S. 23–33.

— »Formen und Funktionen medizinischer Fallberichte in der Frühen Neuzeit«, in: Johannes Süssmann/Susanne Scholz/Gisela Engel (Hg.), *Fallstudien. Theorie – Geschichte – Methode*, Berlin 2007, S. 81–96.

— *Die Harnschau. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte*, Köln 2009.

— »Die Basler Universitätsanatomie in der Frühen Neuzeit«, in: *Universität Basel – seit 1460 unterwegs*, ein Projekt des Historischen Seminars der Universität Basel, Basel 2010, http://www.unigeschichte.unibas.ch/cms/upload/Aufbrueche_Stagnationen/Downloads/Stolberg_Anatomie.pdf (17.12.2018).

— »Eine anatomische Inszenierung. Felix Platter (1536–1614) und das Skelett der Frau«, in: Helmar Schramm/Ludger Schwarte/Jan Lazardzig (Hg.), *Spuren der Avantgarde. Theatrum anatomicum. Frühe Neuzeit und Moderne im Kulturvergleich*, Berlin 2011, S. 147–167.

— »Zwischen Identitätsbildung und Selbstinszenierung. Ärztliches Self-Fashioning in der Frühen Neuzeit«, in: Dagmar Freist (Hg.), *Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuzeitforschung*, Bielefeld 2015, S. 33–55.

Stollberg-Rilinger, Barbara, »Zur moralischen Ökonomie des Schenkens bei Hof (17.–18. Jahrhundert)«, in: Werner Paravicini (Hg.), *Luxus und Integration. Materielle Hofkultur Westeuropas vom 12. bis zum 18. Jahrhundert*, München 2010, S. 187–202.

Strange, Carolyn/Robert Cribb/Christopher E. Forth (Hg.), *Honour, Violence and Emotions in History*, London 2014, S. 1–22.

Strasser, Ulrike, *State of Virginity. Gender, Religion and Politics in an Early Modern Catholic State*, Ann Arbor 2004.

Stritmatter, Robert, *Die Stadt Basel während des Dreissigjährigen Krieges. Politik, Wirtschaft, Finanzen*, Bern 1977.

Stuber, Martin, »Brief und Mobilität bei Albrecht von Haller. Zur Geographie einer europäischen Gelehrtenkorrespondenz«, in: Johannes Burkhardt/Christine Werkstetter (Hg.), *Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit*, München 2005, S. 313–334.

Studt, Birgit, »Die Badenfahrt. Ein neues Muster der Badepraxis und Badegeselligkeit im deutschen Spätmittelalter«, in: Michael Matheus (Hg.), *Badeorte und Bäderreisen in Antike, Mittelalter und Neuzeit*, Stuttgart 2001, S. 33–52.

— »Baden zwischen Lust und Therapie. Das Interesse von Frauen an Bädern und Badereisen in Mittelalter und Früher Neuzeit«, in: Sylvelyn Hähner-Rombach (Hg.), »*Ohne Wasser ist kein Heil*«. *Medizinische und kulturelle Aspekte der Nutzung von Wasser*, Stuttgart 2005, S. 93–115.

— »Umstrittene Freiräume. Bäder und andere Orte der Urbanität in der Gelehrtenkultur der Renaissance«, in: Didier Boisseuil/Marilyn Nicoud (Hg.), *Die Renaissance der Heilquellen in Italien und Europa von 1200 bis 1600. Geschichte, Kultur und Vorstellungswelt*, Frankfurt/M. u. a. 2012, S. 75–98.

Stukenbrock, Karin, *Der zerstückte Cörper. Zur Sozialgeschichte der anatomischen Sektionen in der frühen Neuzeit (1650–1800)*, Stuttgart 2001.

Sugg, Richard, *Mummies, Cannibals and Vampires. The History of Corpse Medicine from the Renaissance to the Victorians*, London/New York 2011.

— »Medicinal Cannibalism in Early Modern Literature and Culture«, in: *Literature Compass* 10/11 (2013), S. 825–835.

Sullivan, Erin, »Review Article. The History of the Emotions. Past, Present, Future«, in: *Cultural History* 2, 1 (2013), S. 93–102.

Sutter, Pascale, *Von guten und bösen Nachbarn. Nachbarschaft als Beziehungsform im spätmittelalterlichen Zürich*, Zürich 2002.

Tanselle, G. Thomas, »Textual Criticism and Literary Sociology«, in: *Studies in Bibliography* 44 (1991), S. 83–143.

Tervarent, Guy de, »L'origine des fontaines anthropomorphes«, in: *Bulletin de la Classe des Beaux-Arts* 38 (1956), S. 122–129.

Teuscher, Simon, *Bekannte – Klienten – Verwandte. Soziabilität und Politik in der Stadt Bern um 1500*, Köln 1998.

Thieme, Hans, »Ludwig Iselin-Ryhiner (1559–1612), Erbe der beiden Amerbach. Vom Humanismus zum Barock«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 66 (1966), S. 133–155.

Thomas, Keith, »Health and Morality in Early Modern England«, in: Allan M. Brandt/Paul Rozin (Hg.), *Morality and Health*, New York/London 1997, S. 15–34.

Thommen, Rudolf, *Geschichte der Universität Basel, 1532–1632*, Basel 1889.

— »Zensur und Universität in Basel bis 1799«, in: *Basler Jahrbuch* (1944), S. 49–82.

Tlusty, B. Ann, »Trinken und Trinker auf illustrierten Flugblättern«, in: Wolfgang Harms/Michael Schilling (Hg.), *Das illustrierte Flugblatt in der Kultur der Frühen Neuzeit*, Frankfurt/M. 1998, S. 177–203.

— *Bacchus und die bürgerliche Ordnung. Die Kultur des Trinkens im frühneuzeitlichen Augsburg*, Augsburg 2005.

Toulalan, Sarah, *Imagining Sex. Pornography and Bodies in Seventeenth-Century England*, Oxford 2007.

Traub, Valerie, »Mapping the Global Body«, in: Peter Erickson/Clarke Hulse (Hg.), *Early Modern Visual Culture. Representation, Race and Empire in Renaissance England*, Philadelphia 2000, S. 44–97.

— *The Renaissance of Lesbianism in Early Modern England*, Cambridge 2002.

Treichler, Hans Peter, *Wonnige Badenfahrt. Von Jungbrunnen und Mineralbädern in der Alten Schweiz*, Zürich 1980.

Trolle, Dyre, *The History of Caesarean Section*, Kopenhagen 1982.

Twigg, Julia, *Bathing. The Body and Community Care*, New York 2002.

Ulbrich, Claudia/David W. Sabean, »Personkonzepte in der Frühen Neuzeit«, in: Claudia von Braunmühl (Hg.), *Etablierte Wissenschaft und feministische Theorie im Dialog*, Berlin 2003, S. 99–111.

Unschuld, Paul U., »Professionalisierung und ihre Folgen«, in: Heinrich Schipperges/Eduard Seidler/Paul U. Unschuld (Hg.), *Krankheit, Heilkunst, Heilung*, Freiburg/Br. 1978, S. 517–555.

Vessey, Mark, »Erasmus's *Lucubrationes*. Genesis of a Literary Oeuvre«, in: Stephen Partridge/Erik Kwakkel (Hg.), *Author, Reader, Book. Medieval Authorship in Theory and Practice*, Toronto/Buffalo/London 2012, S. 232–262.

Vetterli, Martina, *Schreibmotivationen in Basler Gelehrtenhaushalten des 16. Jahrhunderts unter Einbezug des Briefwechsels zwischen Barbara Vogelmann und Caspar Bauhin*, Lizentiatsarbeit, Universität Basel 2011.

Vickers, Nancy J., »Members Only. Marot's Anatomical Blasons«, in: David Hillman/Carla Mazzio (Hg.), *The Body in Parts. Fantasies of Corporeality in Early Modern Europe*, New York 1997, S. 3–22.

Vischer, Christoph, »Die Stammbücher der Universitätsbibliothek Basel«, in: *Beiträge zur Schweizerischen Bibliotheks-, Buch- und Gelehrtengeschichte*, Festschrift Karl Schwarber, Basel 1949, S. 247–264.

Vivo, Filippo de, »Pharmacies as Centres of Communication in Early Modern Venice«, in: *Renaissance Studies* 21, 4 (2007), S. 505–521.

Volkart, Yvonne, *Fluide Subjekte. Anpassung und Widerspenstigkeit in der Medienkunst*, Bielefeld 2006.

Wackernagel, Rudolf, »Basels Beziehungen zum Adel seit der Reformation«, in: *Basler Jahrbuch* (1899), S. 119–153.

— *Geschichte der Stadt Basel*, Bd. 3, Basel 1924.

Wallis, Patrick, »Competition and Cooperation in the Early Modern Medical Economy«, in: Ders./Mark S. R. Jenner, *Medicine and the Market in England and its Colonies*, c. 1450–c. 1850, London 2007, S. 47–68.

— »Consumption, Retailing, and Medicine in Early-Modern London«, in: *The Economic History Review* 61, 1 (2008), S. 26–53.

Walter, Tilmann, *Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland*, Berlin/New York 1998.

— »Ärztehaushalte im 16. Jahrhundert. Einkünfte, Status und Praktiken der Repräsentation«, in: *Medizin, Gesellschaft und Geschichte* 27 (2008), S. 31–73.

— »New Light on Antiparacelsianism (c. 1570–1610). The Medical Republic of Letters and the Idea of Progress in Science«, in: *Sixteenth Century Journal* 43, 3 (2012), S. 701–725.

— »Ärztliche Selbstdarstellung im Zeitalter der Fugger und Welser. Epistolarische Strategien und Repräsentationspraktiken bei Felix Platter (1536–1614)«, in: Angelika Westermann/Stefanie von Welser (Hg.), *Person und Milieu. Individualbewusstsein? Persönliches Profil und soziales Umfeld*, Husum 2013, S. 285–314.

— »Sozialisation und Lebenszyklus in der Biographie des Arztes Felix Platter (1536–1614)«, in: Florian Jeserich (Hg.), Ägypten – Kindheit – Tod, Gedenkschrift für Edmund Hermsen, Wien/Köln/Weimar 2013, S. 155–193.

Wehrli, Ida, *Das öffentliche Medizinalwesen der Stadt Baden im Aargau von der Gründung des Spitals 1349–1798*, Dissertation, Aarau 1927.

Weiner, Annette B., *Inalienable Possessions. The Paradox of Keeping-while-Giving*, Berkeley 1992.

Welch, Evelyn, »Skin Deep«, in: *History of Emotion. From Medieval Europe to Contemporary Australia* (Blog), 11.5.2018, https://historiesofemotion.com/2018/05/11/skin-deep (17.12.2018).

Werner, Michael/Bénédicte Zimmermann, »Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), S. 607–636.

Wiesner, Merry, »Guilds, Male Bonding and Women's Work in Early Modern Germany«, in: *Gender and History* 1 (1989), S. 767–782.

— *Women and Gender in Early Modern Europe*, Cambridge 1993.

— *The Marvelous Hairy Girls. The Gonzales Sisters and Their Worlds*, New Haven 2009.

Wiesner-Hanks, Merry, »Early Modern Gender and the Global Turn«, in: Dies. (Hg.), *Mapping Gendered Routes and Spaces in the Early Modern World*, Farnham 2015, S. 55–74.

Wiewelhove, Hildegard, *Tischbrunnen. Forschungen zur europäischen Tafelkultur*, Berlin 2002.

Wind, Edgar, »Dürer's ›Männerbad‹. A Dionysian Mystery«, in: *Journal of the Warburg Institute* 2, 3 (1939), S. 269–271.

Włodarski, Maciej, »Polen an der Universität Basel im 16. Jahrhundert«, in: *Universität Basel – seit 1460 unterwegs*, ein Projekt des Historischen Seminars der Universität Basel, Basel 2010, https://unigeschichte.unibas.ch/cms/upload/Lokal_Global/Downloads/W322odarski_Polen_an_der_Universitt_Basel_im_16._Jahrhundert.pdf (17.12.2018).

Würgler, Andreas, *Die Tagsatzung der Eidgenossen. Politik, Kommunikation und Symbolik einer repräsentativen Institution im europäischen Kontext (1470–1798)*, Epfendorf 2013.

Wunder, Heide, »*Er ist die Sonn', sie ist der Mond*«. *Frauen in der Frühen Neuzeit*, München 1992.

Zedelmaier, Helmut, *Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit*, Köln 1992.

— »Lesetechniken. Die Praktiken der Lektüre in der Neuzeit«, in: Ders./Martin Mulsow (Hg.), *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*, Tübingen 2001, S. 11–30.

— »Wissensordnungen der Frühen Neuzeit«, in: Rainer Schützeichel (Hg.), *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*, Konstanz 2007, S. 835–845.

— »Navigieren im Textuniversum. Theodor Zwingers *Theatrum vitae humanae*«, in: Flemming Schock (Hg.), *Dimensionen der Theatrum-Metapher in der frühen Neuzeit. Ordnung und Repräsentation von Wissen*, Hannover 2008, S. 113–135.

Zedelmaier, Helmut/Martin Mulsow (Hg.), *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*, Tübingen 2001.

Ziemann, Andreas, »Zur Philosophie und Soziologie der Situation. Eine Einführung«, in: Ders. (Hg.), *Offene Ordnung? Philosophie und Soziologie der Situation*, Wiesbaden 2013, S. 7–18.

— (Hg.), *Offene Ordnung? Philosophie und Soziologie der Situation*, Wiesbaden 2013.

Zorach, Rebecca, *Blood, Milk, Ink, Gold. Abundance and Excess in the French Renaissance*, Chicago 2005.

Zweifel, Simone, *Communitas epistolaria am Oberrhein. Das Ärzte-Ehepaar Anna (gest. 1596/97) und Johann Jacob Wecker (1528–1586/88) und ihr Umfeld*, Masterarbeit, Universität Basel 2012.

Zwijnenberg, Robert, »How to Depict Life. A Short History in the Imagination of Human Interiority«, in: Anneke Smelik (Hg.), *The Scientific Imaginary in Visual Culture*, Göttingen 2010, S. 21–37.

Abbildungen

18 Sentenzen und Herz hinteres Spiegelblatt, Bauhin, *Anatomes*, 1591, Bauhin, *De corporis humani fabrica*, 1590 © Universitätsbibliothek Basel, LB XII 6.
19 Eintrag zum Rektorat von Felix Platter, 1576, Rektoratsmatrikel, Bd. 2, S. 20r © Universitätsbibliothek Basel, AN II 4.
20 Pasquillentwurf auf Leonhard Thurneysser, in: Platter, *Sammlung*, S. 382–385. Rückseite: Platter, *De corporis*, 1581–1583, Tabula I © Universitätsbibliothek Basel, AG V 30.
21 Anatomisches Klappbild, Thurneysser, *Bebaiōsis agōnismou*, 1576, S. 28r © Universitätsbibliothek Basel, Lk I 12:2.
22 Titelblatt, Bauhin, *Vivae imagines*, 1620 © Universitätsbibliothek Basel, Lb III 4.
23 Initiale Q, Putti sezieren ein Schwein, Vesal, *Fabrica*, 1543, S. 384 © Universitätsbibliothek Basel, Lb I 1.
24 Titelblatt, Vesal, *Fabrica*, 1543 © Universitätsbibliothek Basel, Lb I 1.
25 Christoph Murer, *Scheibenriss mit Darstellung des Leonhard Thurneysser beim Erwerb von Mumien im Orient*, um 1579 © Kunstmuseum Basel, Kupferstichkabinett, Inv. 2007.22.
26 Eintrag zum Rektorat von Christian Wurstisen, 1577, Rektoratsmatrikel, Bd. 2, S. 22r © Universitätsbibliothek Basel, AN II 4.
27 Eintrag zum Rektorat von Thomas Platter, 1623, Rektoratsmatrikel, Bd. 2, S. 154r © Universitätsbibliothek Basel, AN II 4.
28 Vesal, *Fabrica*, 1543, S. 20 © Universitätsbibliothek Basel, AN I 15.
29 Johann Theodor de Bry, *Autorenporträt Caspar Bauhin*, in: Bauhin, *De hermaphroditorum*, 1614 © Universitätsbibliothek Basel, Lb X 7.
30 Eintrag zum Rektorat von Caspar Bauhin, 1598, Rektoratsmatrikel, Bd. 2, S. 71r © Universitätsbibliothek Basel, AN II 4.
31 Anatomische Instrumente, Vesal, *Fabrica*, 1543, S. 235 © Universitätsbibliothek Basel, Lb I 1.
32 Ileocoecalklappe, Bauhin, *Theatrum anatomicum*, 1605, Tabula XV, S. 117 © Universitätsbibliothek Basel, Lb XII 10.
33 Kindsmörderin Catarina von Arau, drei anatomische Aquarelle von Geköpften, undatiert © Universitätsbibliothek Basel, D III 69.
34 Kindsmörderin Madlena von Liestal, drei anatomische Aquarelle von Geköpften, undatiert © Universitätsbibliothek Basel, D III 69.
35 Herz Catarina von Andlau, drei anatomische Aquarelle von Geköpften, undatiert © Universitätsbibliothek Basel, D III 69.
36 Weibliche Geschlechtsteile, Vesal, *Fabrica*, 1543, S. 381 © Universitätsbibliothek Basel, Lb I 1.
37 Weibliche Geschlechtsteile mit Klitoris, Platter, *De corporis*, 1581–1583, Tabula XLII, Abb. V © Universitätsbibliothek Basel, lr 189.
38 Sternum mit herzförmigem Loch, Platter, *De corporis*, 1581–1583, Tabula VIII, Abb. VIII © Universitätsbibliothek Basel, lr 189.
39 Weibliches Skelett und Marginalie Caspar Bauhin, Platter, *De corporis*, 1581–1583, Tabula II © Universitätsbibliothek Basel, lr 189.

Personen-, Orts- und Sachregister